Freund von Jacob. Die Zweie paßten eigentlich inwendig nicht zu einander und doch wurden sie Freunde; ja, es sah so aus, als habe das Herrchen die Hörner abgelaufen und wolle nun anfangen, jochbändig zu werden; denn er führte sich gut auf, wie Gotthelf sagte. Man konnte ihm im Dorfe auch gar nichts Unedenes nachsagen. Er ging mit dem alten Gotthelf ins Laub, überwachte die Holzhauer, die Lohschäler und taxirte das Holz, schoß auch einmal seinen Rehbock aufs Blatt, daß es eine Art hatte. In der Zwischenzeit saß er hinter seinen Büchern.

Der alte Gotthelf sagte zum alten Ackermann, zu dem er bisweilen kam: Ich begreif's nicht, was die Leute wollten! Der junge Woltersdorf soll absolut ein Erzaugenichts seyn, und ich kann's doch gar nicht begreifen. Der ist so zahm, wie ein Lämmchen, und so fleißig und brav, wie ich mir nur einen Menschen wünschen mag; versteht auch Etwas und nimmt gerne Lehr an. Ihr könnt Euern Jacob ohne Sorge mit ihm gehen lassen.

Seit ungefähr einem Monat war der junge Woltersdorf da und grad so lange war Ammichen bei seiner Goth, des Müllers Frau zu Adelsdorf, die gar sehr lamentirt hatte, daß Vetter Ackermann das gute Kind einmal sollte einige Zeit bei ihr zu Besuch lassen, denn sie hatte eine Tochter gehabt, und die war ihr gestorben. Nun war es Zeit, daß das Mädchen sollte zurückkommen. Sie wollte nicht fahren, sondern gehen, so sehr auch die Goth, die Müllersfrau, abrieth. Dem Jacob hatte sie sagen lassen, er solle am nächsten Dienstag bis da und da hin ihr entgegen kommen, sie werde um vier Uhr Mittags etwa da seyn.

Der Jacob sagt das dem Woltersdorf und so gehen sie miteinander dem Mädchen entgegen.

Als sie an die bezeichnete Stelle kommen, sehen sie Niemand, aber des Jägers Hund gibt laut. Sie treten endlich um einen Haufen Büsche, in deren Mitte eine uralte Eiche steht, und siehe da, am Fuße derselben sitzt Ammichen. Sie mußte müde gewesen seyn, denn sie war eingeschlafen.

Der Jacob sah sie zuerst und winkte dem Jäger. St! rief er leise, mache mir sie nicht wach!

Der tritt denn rasch, aber ganz leise herzu und sieht das Mädchen.

Man mochte aber auch selten etwas Lieblicheres und Schöneres sehen, als das holdselige Mädchen, wie es so am Stamme des Baumes saß und dawider lehnte. Das schöne Köpfchen, das aussah, wie der Kopf eines schuldlosen Engels, wurde von dem rechten Arme gestützt, dessen Ellenbogen auf der geflochtenen Strohtasche ruhte. Die Linke lag auf ihrem Schooße und hielt ein Sträußlein schöner Wiesenblumen. Sie lag halb, halb saß sie im schwellenden Moose, das den alten Eichbaum umgab.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Verhandlung vor den Brünner Assisen.

Vor den Brünner Assisen kam am 11. Dez. ein Mord zur Verhandlung. Der Angeklagte ist ein Schänker und Fleischer von Hrabowan. Sein Name Philipp Smutay. Sein Weib, Franziska Smutay, hatte sich die unzweifelhafteste Gewißheit verschafft, daß der Angeklagte zu dem Dienstmädchen, Maria S., in einem der ehelichen Treue widerstreitenden Verhältnisse stand. Sie machte ihrem Manne deßhalb heftige Vorwürfe und verklagte ihn bei seinen Verwandten. Phil. Smutay faßte seit dieser Zeit den Vorsatz, sein Weib zu ermorden. Am 4. Sept., als Phil. S. neue Vorwürfe von seiner Frau erhielt, legte er sich mit dem Vorsatze zu Bette, heute den beabsichtigten Mord zu vollführen. Nachdem seine Frau entschlafen, begab er sich in die Bierstube, holte einen Hammer und das Fleischmesser. So bewaffnet nahte er sich ihrem Bette. Er wollte zuerst seiner Frau mit dem Hammer einen Schlag versetzen, allein der Schlag fehlte und traf das vierjährige Töchterchen, welches neben der Mutter schlief. Erst der zweite Schlag traf seine Frau. Phil. S. glaubte nun sein Weib erschlagen zu haben, und schlug erst dann mit demselben Hammer seine beiden noch lebenden Kinder, ein fünfjähriges Mädchen Anna und sein jüngstes, erst 6 Monate altes Kind, welches in der Wiege schlummerte. Allein Franziska S. war von dem Hammerschlage nur betäubt und nicht getödtet, sie versuchte es daher, aufzustehen und um Hülfe zu rufen. Phil. S. hinderte sie daran und stach sie mit dem Fleischmesser in die Brust, auch den beiden Mädchen Maria und Anna versetzte Phil. S. noch mehre Messerstiche, so daß die Eingeweide aus dem aufgeschlitzten Vorderleibe sichtbar wurden. Nach der That legte er die vier Leichen auf ein Strohlager und da er nach eigenem Geständnisse keine geweihten Kerzen hatte, so nahm er Unschlittkerzen und brannte bei jeder Leiche eine an. Jetzt tauchte der Gedanke bei ihm auf, sich selbst zu erschießen; er fürchtete jedoch ewig verdammt zu werden, nahm daher ein Crucifix, verfügte sich nach Brünn und klagte sich selbst dem Gerichte an.

Digitized by Google

schliffensten Form, kann der Grundzug und eigentliche Character noch immer eitel aufgeputzte Rohheit oder im minder unwürdigen Falle gefährliche Ueberspannung seyn. Daß solche Richtungen in den Kreisen des französischen Wesens die beliebtesten waren, beweisen schon die Fahnenträger derzeitiger sogenannter Bildung: Voltaire und Rousseau. Beide waren Männer von Geist, aber Jener, ohne Seelengröße, ohne andere Tugend als etwa die einer augenblicklichen Laune, durch oft schnöden Witz und Spott ein das Gemüth und die Sitten vergiftender Selbstsüchtler; Dieser ein von Mißmuth und Krankheit verstimmter, mit seinem Schicksal zerfallener, wenn auch achtungs- und bedauernswerther Schwärmer, der von der Wirklichkeit niemals einen haltbaren Begriff hatte. Die Franzosen konnten edlere und fester in sich geläuterte Muster bei ihren bedeutenden Männern finden, wir nennen — zum Beispiel — Montesquieu und Lamoignon-Malesherbes (der als Opfer seines Edelmuths auf dem Blutgerüst fiel); aber daß die Hauptverfechter der Revolution nichts mehr scheuten als die edlen Muster, das bezeugten sie, denn jede, mit Lug, Trug und Volksschmeichelei sich Macht und Gewalt erobernde oder erschleichende Partei ließ immer, bis auch über sie der Todesstreich kam, die Tüchtigeren und Redlicheren hinrichten, wie denn vorzugsweweise die ehrenwerthesten Männer Frankreichs ihr Leben verloren durch die Guillotine. Indem Voltaire nicht bloß die Mißbräuche und Verschrobenheit der Zustände angriff, sondern auch die Grundpfeiler alles Heiligen, Ehrenhaften und überhaupt eines den Bestand sichernden Staatenbaues, andererseits Rousseau die Wirklichkeit durch seine, nur mit Wahrheit gemischten Träume und Einbildungen unzugestalten gedachte, diese Beiden aber auf ihre Zeit mächtigen Einfluß gewannen, entstand ein Gegensatz von Entsittlichung und Ueberspannung, der, an die Spitze des Volks gedrängt, diesem das verderblichste Unheil bereiten mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Welt Lauf.

(Aus Horn's Spinnstube.)

Sieht man so manchmal, sagte der Schmiedjacob, wie's in der Welt zugeht, so meint man, man müsse drein schmeißen und schlagen! Das kommt aber Unsereinem nicht zu und man muß es Dem überlassen, der gesagt hat: „Mein ist die Rache, ich will vergelten!“ Und der thut's auch, das hab' ich oft und auch in der Geschichte erlebt, die ich Euch jetzt erzählen will.

Es gibt Haushältungen, von denen im Dorfe fast Niemand plaudert. Bei meiner Seele! das sind die übelsten nicht; ich möchte vielmehr sagen, es seyen durchweg die besten. Da geht's so stille, ordentlich und gottesfürchtig her, daß auf die Zähne, auf denen Haare wachsen, kein Bissen zum Zerbeißen kommt. So hab' ich Eine gekannt.

In der Kreuzgasse zu Oberndorf steht noch heute ein schönes Haus mit Hof, Scheuer und Stallung, so geräumig und tüchtig, wie wenige im Dorfe. In der Zeit von der ich reden will, bewohnte dies Haus ein dicker Bauer, aber, wie gesagt, ein stiller Mann. Er hatte zwei Kinder, einen Sohn, der Jacob hieß, und eine Tochter, die sie Ammichen, was eigentlich Annemarlechen hieß, riefen. Die Mutter lebte auch noch und war ein Muster einer fleißigen Hausfrau. In dem Hause, so meinte man, gingen sie Alle auf den Strümpfen, so stille war's. Man hörte kein Poltern, Schimpfen, Fluchen, und doch redeten die vier Leute recht viel mit einander, weil sie sich lieb hatten. Da klappte Alles in einander. Niemand störte den Andern, da Jeder wußte, was er zu thun hatte, und dem Andern in die Hände arbeitete.

Es gibt halt Leute, die meinen, wenn nicht gelärmt, geschrieen und gehaffelirt würde, so ging's nicht und könnte nicht gehen; aber da hab' ich's recht klar erkannt, daß man mit dem stillen Wesen viel weiter und eher dahin kommt wohin man will. Dem Peter Ackermann gelang Alles, und er war, obgleich er viel zu thun hatte, doch immer eher fertig, als die Schreier und Lärmmacher. Was mir aber im Hause am Besten gefiel, das war die Kinderzucht. Alles geschah auf's Wort! Niemals hörte ich schelten oder poltern. Der Sohn, der Jacob, war ein stiller, fleißiger Bursch. Er kam in kein Wirthshaus, spielte nicht, und Jedermann hatte ihn lieb, weil er höflich und manierlich war. Das Ammichen war ein gar liebliches Mädchen, fleißig und sanft, kein Putzaff und keins, das oben hinaus wollte. Die war ganz dazu gemacht, einen Mann recht glücklich zu machen. Einen eigentlichen Schatz hatte sie nicht. Sie war eben auch noch jung und kam nicht viel heraus.

Dazumal kam ein Förster ins Dorf, der hier bei dem alten Förster Gotthelf den Dienst im Wald erlernen sollte; denn er war schon in Sachsen auf einer Lehranstalt gewesen; ich glaube, in der Stadt Freiberg. Dort hatte aber der Wildfang wenig gelernt. Er gehörte einer reichen und vornehmen Familie an, hatte aber nirgends recht gut gethan. Wie es zuging, weiß ich nicht, aber er war bald ein

Digitized by Google

Freund von Jacob. Die Zweie paßten eigentlich inwendig nicht zu einander und doch wurden sie Freunde; ja, es sah so aus, als habe das Herrchen die Hörner abgelaufen und wolle nun anfangen, jochbändig zu werden; denn er führte sich gut auf, wie Gotthelf sagte. Man konnte ihm im Dorfe auch gar nichts Unedenes nachsagen. Er ging mit dem alten Gottheif ins Laub, überwachte die Holzhauer, die Lohschäler und taxirte das Holz, schoß auch einmal seinen Rehbock aufs Blatt, daß es eine Art hatte. In der Zwischenzeit saß er hinter seinen Büchern.

Der alte Gotthelf sagte zum alten Ackermann, zu dem er bisweilen kam: Ich begreif's nicht, was die Leute wollten! Der junge Woltersdorf soll absolut ein Erztaugenichts seyn, und ich kann's doch gar nicht begreifen. Der ist so zahm, wie ein Lämmchen, und so fleißig und brav, wie ich mir nur einen Menschen wünschen mag; versteht auch Etwas und nimmt gerne Lehr an. Ihr könnt Euern Jacob ohne Sorge mit ihm gehen lassen.

Seit ungefähr einem Monat war der junge Woltersdorf da und grad so lange war Ammichen bei seiner Goth, des Müllers Frau zu Adelsdorf, die gar sehr lamentirt hatte, daß Vetter Ackermann das gute Kind einmal sollte einige Zeit bei ihr zu Besuch lassen, denn sie hatte eine Tochter gehabt, und die war ihr gestorben. Nun war es Zeit, daß das Mädchen sollte zurückkommen. Sie wollte nicht fahren, sondern gehen, so sehr auch die Goth, die Müllersfrau, abrieth. Dem Jacob hatte sie sagen lassen, er solle am nächsten Dienstag bis da und da bin ihr entgegen kommen, sie werde um vier Uhr Mittags etwa da seyn.

Der Jacob sagt das dem Woltersdorf und so gehen sie miteinander dem Mädchen entgegen.

Als sie an die bezeichnete Stelle kommen, sehen sie Niemand, aber des Jägers Hund gibt laut. Sie treten endlich um einen Haufen Büsche, in deren Mitte eine uralte Eiche steht, und siehe da, am Fuße derselben sitzt Ammichen. Sie mußte müde gewesen seyn, denn sie war eingeschlafen.

Der Jacob sah sie zuerst und winkte dem Jäger. St! rief er leise, mache mir sie nicht wach!

Der tritt denn rasch, aber ganz leise herzu und sieht das Mädchen.

Man mochte aber auch selten etwas Lieblicheres und Schöneres sehen, als das holdselige Mädchen, wie es so am Stamme des Baumes saß und dawider lehnte. Das schöne Köpfchen, das aussah, wie der Kopf eines schuldlosen Engels, wurde von dem rechten Arme gestützt, dessen Ellenbogen auf der geflochtenen Strohtasche ruhte. Die Linke lag auf ihrem Schooße und hielt ein Sträußlein schöner Wiesenblumen. Sie lag halb, halb saß sie im schwellenden Moose, das den alten Eichbaum umgab.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Verhandlung vor den Brünner Assisen.

Vor den Brünner Assisen kam am 11. Dez. ein Mord zur Verhandlung. Der Angeklagte ist ein Schänker und Fleischer von Hrabowan. Sein Name Philipp Smutay. Sein Weib, Franziska Smutay, hatte sich die unzweifelhafteste Gewißheit verschafft, daß der Angeklagte zu dem Dienstmädchen, Maria S., in einem der ehelichen Treue widerstreitenden Verhältnisse stand. Sie machte ihrem Manne deßhalb heftige Vorwürfe und verklagte ihn bei seinen Verwandten. Phil. Smutay faßte seit dieser Zeit den Vorsatz, sein Weib zu ermorden. Am 4. Sept., als Phil. S. neue Vorwürfe von seiner Frau erhielt, legte er sich mit dem Vorsatze zu Bette, heute den beabsichtigten Mord zu vollführen. Nachdem seine Frau entschlafen, begab er sich in die Bierstube, holte einen Hammer und das Fleischmesser. So bewaffnet nahte er sich ihrem Bette. Er wollte zuerst seiner Frau mit dem Hammer einen Schlag versetzen, allein der Schlag fehlte und traf das vierjährige Töchterchen, welches neben der Mutter schlief. Erst der zweite Schlag traf seine Frau. Phil. S. glaubte nun sein Weib erschlagen zu haben, und schlug erst dann mit demselben Hammer seine beiden noch lebenden Kinder, ein fünfjähriges Mädchen Anna und sein jüngstes, erst 6 Monate altes Kind, welches in der Wiege schlummerte. Allein Franziska S. war von dem Hammerschlage nur betäubt und nicht getödtet, sie versuchte es daher, aufzustehen und um Hülfe zu rufen. Phil. S. hinderte sie daran und stach sie mit dem Fleischmesser in die Brust, auch den beiden Mädchen Maria und Anna versetzte Phil. S. noch mehre Messerstiche, so daß die Eingeweide aus dem aufgeschlitzten Vorderleibe sichtbar warden. Nach der That legte er die vier Leichen auf ein Strohlager und da er nach eigenem Geständnisse keine geweihten Kerzen hatte, so nahm er Unschlittkerzen und brannte bei jeder Leiche eine an. Jetzt tauchte der Gedanke bei ihm auf, sich selbst zu erschießen; er fürchtete jedoch ewig verdammt zu werden, nahm daher ein Crucifix, verfügte sich nach Brünn und klagte sich selbst dem Gerichte an.

Digitized by Google

Miscellen.

Aus Lyon theilt man einem Pariser Blatt folgenden Vorfall mit: Vor einigen Tagen rasirte ein durch seine socialistischen Gesinnungen bekannter Barbier einen „Freund und Bruder“ und sagte dabei: „Ich wollte ich hätte den Kopf des Generals Castellane so in meinen Händen, wie den deinigen, ich würde bald mit ihm fertig sein.“ Am folgenden Morgen steigt zum großen Erstaunen des Barbiers General Castellane, in voller Uniform und mit allen seinen Orden bedeckt, vor der Thüre desselben ab, tritt wie ein gewöhnlicher Kunde in die Bude und sagt zum Barbier: „Ich habe gehört, mein Herr, daß Sie den Wunsch äußerten, meinen Kopf in Ihren Händen zu haben; ich bitte Sie mich zu rasiren.“ Man kann sich die Bestürzung des unglücklichen Barbiers dem General gegenüber nicht vorstellen; er konnte kein Wort vorbringen und verrichtete sein Geschäft ganz maschinenmäßig, zitterte dabei aber so, daß der General mehr als einmal in Gefahr kam, der Tags zuvor geäußerte socialistische Wunsch des Barbiers könnte unwillkürlich verwirklicht werden. Nach beendigter Operation stellte der General ihm fünf Franken zu mit den Worten: „Mein Freund, es lag mir daran, Ihnen zu zeigen, daß ich nicht der Mann bin, der sich durch Drohungen schrecken läßt. Benutzen Sie und ihre Freunde diese Lehre.“ Hierauf entfernte er sich.

Herr Lynton hat folgende Thatsache zur Kenntniß der asiatischen Gesellschaft in London gebracht. Ein chinesischer Kaufmann Namens Hian-Ly, der überführt war, seine Frau umgebracht zu haben, wurde zum Tode und zwar mittelst Entziehung von Schlaf verurtheilt. Der Gefangene wurde in dem Gefängniß von Amoy unter die Aufsicht von drei Wärtern gestellt, die sich ablösten und den Verurtheilten durch alle möglichen Mittel am Schlafe verhinderten. Er lebte neunzehn Tage ohne eine Minute geschlafen zu haben. Am achten Tage wurde sein Leiden so fürchterlich, daß er um Erdrosselung als um eine Gnade flehte.

Der älteste Schauspieler war wohl Jean Noel, der am 13. Januar 1829 in Paris, 118 Jahre alt, starb und noch im hundertsten Jahre auftrat. Er hatte vom achten Jahre an die Bühne betreten, 92 Jahre lang auf ihr nicht mit großem Ruhme, aber doch steter Brauchbarkeit gewirkt und 2760 Rollen gespielt; 28,010mal war er aufgetreten, 1040mal gestorben, 130mal König, 920mal ein ehrlicher Mann und 23,500mal ein Schurke und Unglücklicher gewesen, ohne je die heitere Laune und sein gutes Herz zu verlieren. Bei den Römern findet sich ein Seitenstück zu ihm. Die Schauspielerin Lucija betrat noch in ihrem 112. Jahre und Gaienia Copiala, Tänzerin und Schauspielerin, 90 Jahre nach ihrem ersten Beginnen das Theater um den Pompejus zu becomplimentiren. Sie erschien sogar noch einmal unter Augustus.

Bei der nächsten Volkszählung in London wird der weibliche Theil der Bevölkerung zu einer genauen Angabe des Alters angehalten werden; bei der vorigen Volkszählung wurde es damit nicht so genau genommen.

Man ist bereits mit dem Drucke des Katalogs der Welt-Industrie-Ausstellung eifrigst beschäftigt. Die Rohstoffe werden mit schwarzen Buchstaben, die Fabrikate mit rothen, die Maschinen mit blauen und die den schönen Künsten angehörenden Erzeugnisse mit gelben gedruckt werden. Unter den 15,000 Einsendern, deren Erzeugnisse auf der Ausstellung prangen werden, wird Oesterreich nicht weniger als 1000, also den 15. Theil der Gesammtzahl zählen. Die hauptsächlichsten Erzeugnisse aus diesem Kaiserstaate werden in seidenen Waaren bestehen, in deren Fabrikation die österr. Industriellen fast unerreichte Fortschritte gemacht haben

Aus dem Denkbuch eines gereisten deutscher Landwirths

Wie ein schlechter Reiter ein gutes Roß verdirbt, so kann ein schlechter Ackersmann den besten Boden zu Grunde richten.

* * *

Ackerbau und Viehzucht sind Zwillingsgeschwister, von denen nur in sehr seltenen Fällen eines ohne das andere bestehen kann.

* * *

Die Pflanzen auf einem Acker gleichen den Gedanken und Werken eines Menschen. An ihnen läßt sich das Innere von beiden erkennen.

* * *

Besser heute das Ei, als morgen die Henne, deßhalb begnüge dich auch mit einem kleinen Gewinn.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 2. Kaiserslautern, Samstag 4. Januar **1851.**

Ergebnisse aus Erinnerungen.

(Von F. W. G.)

(Fortsetzung.)

War denn aber — so fragen wir bestimmter — überhaupt und durchaus eine Revolution nothwendig zur Belebung des Volkswohls und geistigen Fortschritts? Ludwig der Sechzehnte bestieg den Thron des zerrütteten, aber an Hilfsmitteln reichen Frankreichs mit der Erklärung: „daß er nun von den rechtschaffensten Männern seines Volkes umgeben seyn wollte.“ Er bestätigte dies mehrmals, unter Anderm durch sein Vertrauen zu Vergennes, durch des vertriebenen Malesherbes Zurückberufung und die Wahl Turgots zum Minister, der als solcher ein unvergängliches Vorbild ist, und von dem der König selbst sagte: „Niemand liebt das Volk, außer Turgot und ich!“ Es wurden Leibeigenschaft, Frohndienste, ungleich vertheilte Abgaben und die Folter der Gerichtshöfe abgeschafft; der Zoll auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse wurde beseitigt oder ermäßigt, der Getreidehandel freigegeben; zünftige Vorrechte mußten weichen und das Loos der Ackerbauer wurde verbessert durch Minderung der Auflagen, überhaupt der dritte Stand gehoben. Mit einem Könige, der dies freiwillig that, hätten reine Vaterlandsliebe und tüchtige, auf Gesetz und Ordnung begründete Bildung die Fortschritte zum Besseren vollbringen können auf friedlichem Wege; die verkehrte Bildung aber griff nach verkehrten Mitteln, und als man die nordamerikanische Erhebung von Frankreich aus unterstützte (1778 bis 1783), da kamen die im Vaterlande des Washington mit Mäßigung und Vorsicht waltenden Freiheits-Gedanken brausend zurück, wurden ins Französische, das heißt ins Leidenschaftliche und Schrankenlose übersetzt, und ganz richtig ist, was Malesherbes sagte: „Der Tag, an welchem Ludwig der Sechzehnte in guthmüthiger Willfährigkeit das Bündniß mit Nordamerika schloß, war die Bestimmung seines Schicksals.“ Daß er einem bedrückten Volke zu Hülfe kam, das ward die Ursache der bis zum Martertode getriebenen Mißhandlungen, die sein eigenes Volk über ihn verhängte. Er selbst war gegen die Theilnahme an jenem Kriege, aber er wurde durch die bereits unter dem Namen Freiheit sich verbergenden, jeden Versuch zum Auffinden eines beruhigenden Ganges durchkreuzenden Umsturzpläne der Machtsüchtigen überwältigt und sein Wohlwollen für alle Menschen machte ihn nachgiebig, während es ihn zugleich jeder Sturmbewegung preis gab. Mit einem Manne, der noch im Mai 1789, als er sich hatte bestimmen lassen, die dann so verderblich gewordenen Reichsstände wieder zu berufen, zu den Widerständigen sagte: „Gott verhüte, daß um meinetwillen ein einziger Mensch umkomme!“ mit einem solchen Manne hätte sich jeder Fortschritt zum Guten schichten lassen, wenn eben wahrhafte Bildung vorhanden und für die Zukunft thätig war. Durch Berufung der Notablen (1787), dann der Reichsstände (1788), die ersteren seit 1626, die letzteren seit 1614 verdrängt, hatte Ludwig der Sechzehnte die Volksvertretung wieder hergestellt und die Bahn zu jeder Verjöhnung und Verbesserung geöffnet. Die Notablen, welche die bedeutendsten aus allen Ständen durch Regierungsschreiben herbeigerufenen Männer unter sich vereinten, waren unleugbar eine achtungswerthe geistige Macht, die vortreffliche Anordnungen gab, denen der König auch willig folgte. Selbst die von den Notablen verfügten Provinzial-Versammlungen waren eine löbliche Maßregel, wenn nicht die Umsturzpartei, die bei den Notabeln bereits ihre Stimmen hatte und einstweilen nur jeder, immer dargebotenen Vermittelung freitiger Punkte Hindernisse entgegen warf, diese Provinzial-Versammlungen einzig als Hebel betrachtete, um die noch vorhandenen Grundlagen des Staatenbaues zu zerstören. Die spätere Berufung der Reichsstände, wobei der König dem dritten Stande, den Bürgern und Bauern, gegen sonst die doppelte Anzahl von Abgeordneten zutheilte, fand schon die Provinzial-Versammlungen als hetzende und die Wahlen beherrschende Anstalten, und die Freisinnigkeit des Königs, sein Fortschritt in der Gerechtigkeit, ward durch die

Digitized by Google

Wahlumtriebe der Aufwiegler sein Fortschritt in der Gerechtigkeit, ward durch die Wahlumtriebe der Aufwiegler sein Verderben. In den Reichsständen begann der Ausbruch von Rohheit und falscher Bildung sichtlicher durch trotzigen Widerstand, und aus ihm ging die französische Revolution hervor mit ihren Greueln und Schandthaten, welche das verführte Volk zu einem schuldvollen machten. Denn von unschuldig vergossenem Blut sich durch Sühne zu reinigen, konnte den Franzosen noch nicht gelingen und wird ihnen nicht gelingen, bis sie erkennen, daß ihre ganze Revolution ein Hohn für ihre gerühmte Bildung, für alle Vernunft und Einsicht, ein Verbrechen am Göttlichen und Menschlichen war und ist.

(Fortsetzung folgt.)

Der Welt Lauf.

(Fortsetzung.)

Die beiden jungen Leute standen eine Weile da und schauten das schöne Bild an, denn so kam's ihnen vor und der eigene Bruder mußte sagen, daß Ammichen ganz geeignet war, es einem jungen Burschen anzuthun, und, was er dachte, das war schon bei Einem geschehen, der ganz nahe bei ihm stand. Der junge Jägersmann war, wie man zu sagen pflegt, ganz aus dem Häuschen, rein weg. Das Herz in der Brust schlug ihm Generalmarsch, und doch wünschte er, das Mädchen müsse noch acht Tage so fortschlafen und er so dastehen und sie betrachten, und er hätte es gethan, und wenn die Frevler den ganzen Forst umgehauen hätten.

Sie würden ohne Zweifel auch noch lange so dagestanden haben, wäre es dem Hunde nicht langweilig geworden. Der wollte jagen und gab an der Koppel laut. Das Mädchen erwachte, sprang voll Schrecken auf und stand nun, hochgeröthend, vor ihnen.

Den Schrecken Ammichens könnt Ihr Euch vorstellen, als es den hübschen, aber wildfremden Förster erblickte. Sie konnte sich gar nicht fassen. Erst, als sie ihren lieben Bruder sah, legte sich ihre Angst. Sie reichte ihm die Hand und sagte: Warum hast du mich so erschreckt?

Der Woltersdorf merkte wohl, daß das auf ihn zielte, und so ein Stadtfinke weiß Triller zu schlagen. Er nahm das Wort, plauderte so zuckersüß, sagte dem lieben Mädchen so viel Schönes, daß der der Kopf ganz toll wurde; aber dös konnte sie nicht werden, dafür plauderte er zu lieb und auch so gescheidt, denn man meinte, man höre aus einem Buche vorlesen. — Er gefiel ihr über die Maßen gut, und, da er oft ins Haus kam, Abends das Horn so wunderschön blies, alle Tage besser. Sie lag oft bis spät in die Nacht im Fenster und hörte den herrlichen Weisen zu, die er blies, wenn die Stille der Nacht die Töne herübertrug vom Forsthause. Wie er erfuhr, daß sie Abends im Fenster liege und ihm zuhorche, weiß ich nicht; genug, er erfuhr's und die Folge war, daß er herbeischlich und ein Stündchen und noch eins mit ihr verplauderte, und das gefiel Ammichen noch besser, als das Hornblasen. Kurzum, sie war in ihn verschamerirt und er in sie!

Der alte Revierförster Gotthelf war noch Einer aus der alten Welt. Nicht hochmüthig, treu, einfach und gradaus. Er schoß immer grad aufs Blatt. Der merkte bei Zeiten, wie viel Uhr es mit den Beiden war, noch ehe es die Ackermanns weg hatten. Der nahm sich's vor, dem jungen Menschen einmal den Fuß zu stellen und ihm zu sagen, wo Barthel den Most holt, nöthigenfalls auch den Kümmel zu reiben, daß er den Geruch davon lange in der Nase behielte.

Dafür war Gotthelf grade der Rechte. Er konnte sogenannte Löffeleien nicht leiden und wollte Alles ehrlich gehalten haben, was man etwa zusage.

Ging er denn einmal Morgens früh mit dem Woltersdorf hinaus und als sie in den Wald kamen, blieb er plötzlich stehen, sah den jungen Menschen frischweg mit seinen Falkenaugen an und sagte: Hört 'mal, junger Herr, Ihr macht mir da Jagd auf ein schönes, edles Wild, ich meine Ackermann's Ammichen, und ist doch für Euch noch eigentlich Hegezeit, weil ihr kein Brod habt, wenn Ihr's anders ehrlich meint. Betracht' ich die Sache recht, so mein ich, es wäre unrecht von Euch, dem herzigen Kinde den Kopf zu verdrehen. Wahrscheinlich sind's doch von Euch Possen, so Purpaßletang, wie die Bauern sagen?

Der junge Woltersdorf stand verblüfft da; das Blut stieg ihm aber in den Kamm und er sagte: Wofür haltet Ihr mich, Herr Revierförster?

Ei, sagte der, für einen jungen Menschen, der noch keine Frau braucht, darum aber auch einem braven Mädchen nicht weiß machen soll, er wolle es heirathen. Wird doch nichts draus! He? Ist's anders?

Ihr habt wenig Fehlschüsse in Eurem Leben gethan, hier aber einmal einen rechten, sprach fest und männlich Woltersdorf. Ich sag' Euch, daß es mir ein Ernst ist mit dem Mädchen, das ich für vortrefflich halte und treu liebe. Sie wird meine Frau und nie eine Andere!

Brav, sagte Gotthelf, wenn's an der Zeit wäre; aber — was wird Eure Familie sagen? Sie ist ein simples Bauernmädchen.

Digitized by Google

Aber mehr werth, als alle Stadtdunzeln! rief Woltersdorf.

Zugestanden, fuhr Gotthelf fort; allein meine Frage ist nicht beantwortet.

Um meine Familie hab' ich mich nicht zu kümmern, falls sie dagegen seyn wollte. Vater und Mutter sind todt; was kümmern mich die Andern? — Ich stehe auf eignen Ständern (andere Leute sagen: Füßen), fuhr Woltersdorf fort. Höchstens in einem Jahre hab' ich ein Amt und dann heirathe ich Ammichen! Dabei bleibt's. Und damit Ihr sehet, daß es mir redlicher Ernst ist, so bitt' ich Euch, werdet mein Freiersmann!

Gleich? fragte erstaunt Gotthelf.

Ja, sagte Woltersdorf. Ich will Gewißheit, damit sie mir nicht ein Anderer wegschnappt.

Gotthelf reichte ihm die Hand und sagte: Ihr seyd ein wackerer Mensch. Nehmt's nicht quer, daß ich in Euren Wechsel trat; aber ich hab's treu mit Euch und dem lieben Kinde gemeint. Nun aber laßt auch eines alten Mannes Rath etwas gelten. Von dem Plan steht ab. Die langen Liebschaften sind nicht viel werth, aber sie sind noch besser als die langen Brautschaften. Wartet, bis Ihr ein Amt habt; dann stellt das Treibjagen an. Daß Euch das Mädel treu bleibt, verbürg' ich Euch, denn die ist in der Wolle gefärbt. Bleibt Ihr nur treu. Ich sag's Euch, wenn Ihr das Mädel sitzen lasset, so kommt mir nicht in den Bereich meiner Kugel; sie könnte sonst den Weg zu Eurem Herzen finden, das freilich in solchem Fall keinen Schuß Pulver werth wäre.

Sie redeten in der Weise noch fort und der junge Mensch folgte dem Rathe des Greises, der es so treu mit ihm und seinem Ammichen meinte.

Aber immer inniger wurde das Band zwischen Beiden, und es schien, als sollte das wahr werden, was in dem alten Liede steht:

> Es war einmal ein junger Knab',
> Der liebt sein'n Schatz ein ganzes Jahr;
> Ein ganzes Jahr, und noch vielmehr,
> Die Liebe nahm kein Ende mehr.

Die alten Ackermanns küßten's und billigten's, denn der alte Gotthelf hatte ihnen seine Unterredung mit Woltersdorf gesagt. Auch alle Leute im Dorfe wußten's und gönnten dem lieben Ammichen sein Glück; denn es überhob sich nicht und blieb so demüthig wie allezeit.

So floß ein Jahr hin und Ammichen galt überall für des jungen Forstmanns Braut.

Da kam plötzlich ein Dekret, das ihn zum Forstactuar in einer Stadt ernannte, die etwa dreißig Stunden weg war. Es war im Herbste, als das kam. —

Wer das Leid gesehen in der Scheidestunde, der mußte glauben, daß weder die Zeit, noch die Entfernung, noch andere Mädchen dies Band treuer Herzen jemals trennen könne.

Er gelobte ewige Treue. Sie war ganz außer sich vor Leid. Bis zu Pfingsten komm' ich wieder, sagte er, und dann gehst du als mein Liebes Weib mit mir von dannen. Mit solchen Gedanken schied er; denn ein Actuar kann schon eine Frau ernähren, und Woltersdorf war reich; er hatte Etwas zuzusetzen im Nothfall, und Ammichen war auch nicht arm, wie ich Euch sagte. Vom Actuar zum Revierförster ist auch nur noch ein Schritt und es waren gar viele alte Leute im Dienst, die bald abgängig wurden.

Woltersdorf schrieb oft und alle seine Briefe waren voll Lieb' und Treu'. Nach und nach kamen aber die Briefe seltener und er klagte über ganz erstaunlich viele Arbeit, die er habe. Dem alten Gotthelf wurde es unheimlich, obwohl in Ammichens Seele kein Zweifel kam.

(Schluß folgt.)

Zur landwirthschaftlichen Statistik Bayerns.

Von den acht Kreisen Bayerns hat die dichteste landwirthschaftliche Bevölkerung die Pfalz. Es wohnt hier auf einer zur Land- und Forstwirthschaft bestimmten Bodenfläche von 1,635,700 Tagw. eine landwirthschaftliche Gesammtbevölkerung von 395,900 Seelen, so daß auf jede Familie durchschnittlich nur 12,1 Tagw. des der Landwirthschaft allein und 7,4 des der Forstwirthschaft allein gewidmeten Bodens kommmen. Von den jenseitigen Kreisen ist die landwirthschaftliche Bevölkerung am dichtesten in Unterfranken, wo auf einer der Landwirthschaft gewidmeten Bodenfläche von 2,632,500 Tagw. eine landwirthschaftliche Gesammtbevölkerung von 423,900 Seelen lebt, und auf jede Familie dieser Bevölkerung durchschnittlich 18,6 Tagw. des zur Landwirthschaft und 9,5 Tagw. des zur Forstwirthschaft bestimmten Bodens treffen. Am wenigsten dicht ist sie in Oberbayern, wo von der gesammten zur Land- oder Forstwirthschaft verwendeten Bodenfläche von 4,588,800 Tagw. jede Familie der gesammten landwirthschaftlichen Bevölkerung von 406,400 Seelen durchschnittlich im Besitze von 36,4 Tagw. des zur Forstwirthschaft bestimmten Bodens ist.

Je dichter irgendwo die landwirthschaftliche Be

Digitized by Google

völkerung, je kleiner also durchschnittlich der Grundbesitz der einzelnen Familien ist, desto weniger Familien können vom Landbau allein leben, desto mehr müssen sich nebenbei mit Gewerben, Industrie oder Handel beschäftigen, oder als Landbautaglöhner arbeiten. So finden wir, daß in der Pfalz die Zahl der ausschließlich Land- oder Forstwirthschaft treibenden Gutsbesitzer, Verwalter und Pächter 190,100 Seelen beträgt, während jene Landwirthe, die zugleich Gewerbe betreiben, 58,800, und jene die nebenbei als Taglöhner arbeiten, 90,100 Seelen zählen. In Unterfranken kommen auf 218,200 ausschließlich mit Landwirthschaft beschäftigten Gutsbesitzer ꝛc. ꝛc. 192,000 Seelen, jene dagegen, die zugleich mit Gewerben sich beschäftigen, nur 35,100 und die Landbautaglöhner 45.700 Seelen.

Je dichter die landwirthschaftliche Bevölkerung ist, desto mehr wird in der Regel der Boden in Parzellen zerstückelt werden. So beträgt die Zahl der Parzellen in der Pfalz 1,991,200 und deren durchschnittliche Größe nach dem der Land- und Forstwirthschaft gewidmeten Boden 0,8 Tagw.; in Unterfranken zählen wir 4,955,700 Parzellen mit einer durchschnittlichen Größe von nur 0,5 Tagw., und in Oberbayern nur 2,500,900 Parzellen, die aber durchschnittlich 1,8 Tagw. groß sind.

Je mehr aber der Boden zerstückelt, und je mehr zugleich Anlaßgewerbung erleichtert ist, desto mehr Familien haben eigenen Grund und Boden zur Bebauung, desto weniger Personen stehen als Gesinde in einem Abhängigkeitsverhältnisse.

Neueste Nachrichten.

Kassel, 31. Dez. Das Executions-Corps des österreichischen Feldmarschall-Lieutenants Legedisch hat gestern von Fulda seinen Ausmarsch nach Schleswig-Holstein angetreten. Es wird in zwei Colonnen über Fritzlar nach Kassel kommen, hier den 5. Januar Rasttag halten und dann über Karlshafen durch's Hannover'sche marschiren.

Aus Thüringen, 31. Dez. Auch aus Neustadt a. d. Saale wird die Nachricht von einem baldigen Einmarsche der Bundestruppen in Schleswig bestätigt und dabei aus dem Hauptquartier Kissingen mitgetheilt, daß der Abmarsch der Executionsarmee auf den 5. Januar bestimmt sey.

Berlin, 29. Dez. Dem Vernehmen nach (sagt die „Berl. Ztg.“) liegen der Hierherkunft des Fürsten v. Schwarzenberg sehr wichtige politische Motive unter. Irren wir uns nicht, so sind in jüngster Zeit abermals in Berlin und Wien diplomatische Eröffnungen von englischer Seite gemacht worden, welche dem Eintritt der österreichischen Gesammtlande in den deutschen Staatenbund eben keinen Vorschub leisten dürften.

— Man vernimmt aus sicherer Quelle (sagt ferner die „Berl. Ztg.“), daß England und Frankreich Miene machen, Einflüsse auf die Dresdener Conferenzen zu erlangen; diesem Bestreben gegenüber wird auf die definitive Vereinbarung von Preußen und Oesterreich besonderes Gewicht gelegt.

Berlin, 31. Dez. Die Commissarien der beiden deutschen Großmächte, welche im Namen des deutschen Bundes die Regelung der holsteinischen Angelegenheit zu bewirken haben werden, sind bereits nach Holstein abgegangen. Dem Vernehmen nach, werden sie bei dem Beginn ihrer Thätigkeit eine Proclamation erlassen, in welcher ihre Aufgabe nach allen Seiten hin genau bezeichnet seyn wird.

— Ueber die von dem preußischen und österreichischen Ministerpräsidenten bei ihrer Adreise aus Dresden den Bevollmächtigten der beiden Großmächte gegebenen gleichlautenden Instructionen vernimmt die „Voss. Ztg.“, daß die beiden Bevollmächtigten beauftragt seyen, durchaus gegen den von dem bayerischen Minister v. d. Pfordten auf Verlangen Bayerns, natürlich auch auf Verlangen Würtembergs, Sachsens, der beiden Hessen und Genossen gestellten Antrage: für die neue Bundesverfassung eine Volksvertretung einzusetzen, deren Mitglieder von den Kammern in den einzelnen Staaten gewählt werden sollen, zu protestiren, und bei dem in Olmütz gefaßten Reorganisationsplane der neuen Bundesverfassung zu beharren. — Oesterreich soll auf ein neues Ministerium in Kurhessen dringen.

Altenburg, 20. Dez. Unser Landtag ist heute geschlossen worden. Unter Anderem hat er die Aufhebung des Lehnsverbandes genehmigt. Danach sind alle Rittergüter nicht mehr dem Landesherrn lehnbar, sondern werden ohne Entschädigung freies Eigenthum, das frei veräußert werden kann. Das Heimfallerecht hört auf, die Rittergüter tragen zu allen Gemeindelasten bei. — Durch ein anderes Gesetz sind die sogenannten freien Gemeinden sehr beschränkt worden.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 3. Kaiserslautern, Donnerstag 9. Januar **1851.**

Ergebnisse aus Erinnerungen.

(Von F. W. G.)

(Fortsetzung.)

In der Rede, womit Ludwig der Sechzehnte den Reichstag von 1789 eröffnete, sagte er: „Auf's Neue bekräftige ich die schon früher von mir ausgesprochene Verheißung; das allgemeine Wohl soll befestigt werden, auf geheiligter Grundlage der Freiheit; die willkürliche Gewalt werde eine durch das Gesetz beschränkte, und das Volk soll alles erhalten, was man von dem Könige als dem ersten Freunde des Volkes, irgend verlangen darf." — Und eben zu einem solchen Zweck hatte er die Verdoppelung der Abgeordneten aus dem Bürger- und Bauernstande befohlen. In der Versammlung thaten sich aber sogleich — dies konnten selbst die Mittheilnehmer an den nachherigen Umwälzungen nicht leugnen — die unlautersten Triebe und selbstsüchtige Herrschgelüste hervor; sie hatte offenbar keine andere Absicht, als die gesteigerte, durch ein vorhergegangenes Theuerungsjahr unterstützte Aufregung im Volke bis zum Aeußersten zu mehren. Die Gewalt der Menge für ihre Pläne herausfordernd, überschritten die Reichsstände vermöge der Ueberzahl Derer vom dritten Stande ihre Befugnisse und bald befahl dieser fast ganz allein. Durch unbedachte Aufhebung von Abgaben so wie durch Ueberlieferung der Rechte Anderer, an deren Entschädigung gar nicht gedacht wurde, den Pöbelwünschen schmeichelnd, hatte er stets die Mittel zur fortgesetzten zweckdienlichen Aufregung in der Hand, und hierauf gestützt, erhob er sich nach wenigen Wochen zur National-Versammlung. Dies bewirkte besonders Sieyes mit seiner Schrift: „Was ist der dritte Stand?" und derselbe Sieyes sah sich später genöthigt, den eigenmächtigen Abgeordneten zuzurufen: „Sie wollen frei seyn und verstehen nicht gerecht zu seyn!" — wie er denn auch zwei Jahre nach dem von jenen Reichsständen an den königlichen Rechten vollbrachten Verrath sagte: „Ich ziehe die Monarchie der Republik vor, denn die Geschichte belehrt uns, daß der Staatsbürger mehr Freiheit hat in der Monarchie als in der Republik, und daß man unter jeder Voraussetzung bei der monarchischen Regierung freier ist."

Ludwig der Sechzehnte mußte gegen jenen alleinherrschenden Theil der Reichsstände einschreiten, und hätte er, als diese Uebermüthigen wider seinen Willen versammelt blieben, den Ausruf Mirabeau's „Nur Bayonette können die Abgeordneten von ihren Sitzen treiben!" mehr als zeitgemäßen Rath, nicht als Hinderniß betrachtet, wäre wahrscheinlich die Revolution gehemmt worden. Das Heer und die Mehrheit der besitzhabenden Volksklassen waren noch auf des Königs Seite und hier durfte der Ausspruch Göthes zur Anwendung kommen: „Eine Rohheit kann nur durch eine andere ausgetrieben werden, die noch gewaltiger ist!" Zehn Jahre später sogar wandte Napoleon ohne Scheu jenes Mittel gegen das mit unter seiner Hülfe auch durch Bayonette zur Herrschaft gekommene Directorium an, indem er dies sammt der vorgefundenen Constitution beseitigte — unter dem lebhaften Jubel des Volks. Daß Ludwig der Sechzehnte nicht zu dem Entschluß kommen mochte, die Mittel seiner Macht in volle Anwendung zu bringen, während doch andererseits alle, selbst die schmachvollsten Mittel gegen ihn aufgeboten wurden, das stürzte ihn in's Unglück, bewirkte für Frankreich greuelreiches Unheil und für das Volkswohl immer von Neuem tödtliche Umwälzungen, deren Ende noch nicht zu sehen ist. Es war des Königs Gutmüthigkeit, die ihn anfangs schwanken ließ, und zuletzt, als er es sich nicht verhehlen konnte, seine Nachgiebigkeit sey seine eigentliche Schuld, wurde er in weiterem Schwanken der Spielball seiner Feinde, denen er sogar noch an dem für die unteren Schichten der Pariser schandbaren 10. August 1792 den Sieg würde entrissen haben, wenn er nicht dem Blutvergießen hätte wehren wollen, ihm aber doch nicht zu wehren vermochte, wie dies die Frevel an dem genannten Tage bezeugen.

Die Rohheit griff nun immer mehr um sich; wir

Digitized by Google

haben aber nicht die Absicht, nochmals die Geschichte jener Tage mit der fürchterlich langen Reihe von Mordthaten aufzufrischen, die ohnehin immer vom frechsten Hohn begleitet waren. Der König, die Königin fielen als blutige Opfer, ebenso Ludwigs Schwester, Elisabeth, dies weibliche Musterbild, reich an Tugenden und frei von jedem Makel, wie die Prinzeß Lamballe, die mit der gräßlichsten Grausamkeit ermordet wurde und doch dem Volke nur durch Wohlthaten bekannt war. Wir wollen eben nur in Andeutungen darlegen, daß die französische Revolution in keiner Hinsicht ein Zeugniß ist von wahrer Bildung und einem achtungswerthen Geist, daß diese jedenfalls mehr auf Seiten der Gemordeten waren, und eben dies ihnen zum Verderben gereichte, der entmenschten Menge gegenüber. Wir nehmen davon auch nicht die Königin Maria Antoinette aus, denn will man einer schönen jungen Frau Lebens- und Vergnügungslust als Fehler anrechnen, mag es geschehen, aber zum Verbrechen läßt er sich nicht machen, da es sich durch zahllose unverwerfliche Zeugnisse erwiesen hat, daß alle Beschuldigungen, mit denen man ihren Ruf befleckte, der Verläumdung angehören. Sie hat als Gattin und Mutter sich treu und liebevoll bewährt, in ihrem Unglücke einen großartig würdigen Character, bei der grausamsten und schimpflichsten Behandlung bis zum Tode stets die muthigste Ruhe einer Duldrin gezeigt. Die Anklagen gegen sie waren so in sich nichtig, daß ihr Vertheidiger, Chauveau-Lagarde, mit Wahrheit sagen konnte: „Was mich einzig in Verlegenheit setzt, ist nicht, Antworten, sondern auch nur eine scheinbar begründete Anklage zu finden!“ — Und nun gar die gräßliche Nichtswürdigkeit, mit welcher der Dauphin, dies achtjährige Kind, gemartert wurde! O wie gut, daß dem Menschen die Zukunft verschleiert ist! Am Tage der Geburt dieses Kindes fürchteten die Aerzte, bei der Lebhaftigkeit der Königin Marie Antoinette könne die Freud, Frankreich einen Thronerben gegeben zu haben, ihrer Gesundheit schaden, und deßhalb ward jede Aeußerung verboten; sie auch schwieg, aus Furcht, sie habe die Hoffnung des Landes zum zweitenmal getäuscht, und ihr Gram darüber war nicht zu verkennen, so daß man bald von diesem mehr befürchtete, als von der Freude. Der König setzt sich auf das Bett; die schönen Augen der Wöchnerin waren traurig auf ihn geheftet, doch sprach sie nicht. „Meine Liebe“, sagte ihr Gemahl, „versprechen Sie mir, ruhig zu bleiben, wenn ich Ihnen etwas Angenehmes erzähle? — Sie haben Frankreich einen Dauphin geboren.“ Im Augenblick hing die Königin an seinem Halse. Der Dauphin mußte gebracht werden, sie umschlang Gemahl und Sohn und benetzte beide mit den Thränen des Entzückens. — Nochmals rufen wir aus: O wie gut, daß dem Menschen seine Zukunft verschleiert ist! Dieses Kind ward nach acht Jahren, als der Vater bereits auf dem Blutgerüst starb, aus dem Gefängniß der Mutter, die schon gleichem Schicksal nahe war, fortgerissen und einem der unwissendsten und rasendsten Jacobiner, dem Schuster Simon, zur Aufsicht übergeben. Von diesem ward der Knabe in entsetzlichster Weise mißhandelt, so daß er, durch die unaufhörlichen Leiden ganz in sich verschlossen, anderthalb Jahre keinen Laut von sich gab und schweigend an der Lähmung des Rückgrats starb, nachdem von den zehn Jahren seines Lebens sechs mit den bittersten Schmerzen erfüllt waren. Das konnten die Pariser über ein Kind ergehen lassen ohne Erbarmen und Hülfe! — und diese That der gränzenlosesten Rohheit ruft auf zu Gott dem Allmächtigen und will erst noch durch Thaten reuiger Erkenntniß und Demuth gebüßt seyn, sowie der Königsmord und zahllose andere Verbrechen, mit denen eine kleine Schaar in Bezug auf die Wirklichkeit begrifflosere Schwärmer, und eine viel größere Schaar anmaßlicher, von Herrsch- und Schweiger-Gelüsten getriebenen Abenteurer das französische Volk belasteten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Welt Lauf.

(Schluß.)

Gotthelf hatte den Woltersdorf lieb. Er hielt viel auf ihn; aber jetzt kamen dennoch beängstigende Gedanken über ihn. Er machte den Prozeß kurz und sich auf die Socken und ging zu ihm. Als ihn Woltersdorf sah, gerieth er etwas in Verlegenheit und das fiel dem Alten auf; dennoch aber war alles Lieb's und Gut's, wie man sagt. Er zeigte ihm den Forst und Alles, was sehenswerth war und führte ihn dann auch zu seinem Revierförster. Man konnte es sehen, daß da der Herr Actuar gar wohl gelitten war, besonders bei der feinen und schönen Tochter, mit der er auch gar nicht übel zu stehen schien.

Gotthelf hatte scharfe Augen.

Abends sagte er zu Woltersdorf: Als ich schied, sah ich in ein Paar Augen, die dick voll Thränen standen. Sie waren schöner, aber nicht so verlockend, als die zweie, in die Ihr heute so oft geblickt habet. Denkt Ihr auch noch an die lieben, treuen Augen, die Euch einst so wohlgefielen?

Woltersdorf gerieth in Verlegenheit. Er vermaß

Digitized by Google

sich hoch und theuer, daß er Ammichen liebe und sie bald heimführen würde.

Gotthelf kam betrübt heim. Zwar hatte er beim Abschied den Actuar an seine Pflicht gemahnt mit Worten voll Kraft und Wahrheit, aber er mißtraute. Nicht weit von dem Dorfe, wo man noch die letzten Häuser sah, stand ein gar reicher Brunnen köstlichen Wassers. Als Gotthelf zurückkam, nahte er sich dem Brunnen zwar, aber der hier nahetretende Wald verbarg ihn noch.

Ammichen stand allein am Brunnen; sie lehnte wider der Umfassungsmauer und hielt ein sogenanntes Gänseblümchen in ihrer Hand, das man auch ein großes Maßliebchen nennt. Traurig stand sie da und riß eins der weißen Blüthenblättchen, die um den goldgelben Kreis in der Mitte stehen, nach dem andern aus und sagte dabei, wie es die Mädchen zu thun pflegen: Er liebt mich, von Herzen, ein wenig, gar nicht.

Das ist so ein Spiel, sagte Schmiedjacob, aber die Mädchen haben den Aberglauben dabei, es thue ihnen kund, wie es um das Herz des fernen Liebsten stehe.

Und als sie das letzte Blättchen abriß, kam es auf die Wörtchen: Gar nicht! — Da faltete sie die Hände vor dem treuen Herzen, sah gen Himmel und in den treuen, blauen Augen perlten heiße Thränen. So stand sie lange und es war, als habe sie die ganze Welt vergessen. Darauf wusch sie sich die rothgeweinten Augen aus und ging raschen Schrittes mit ihrem Wasser dem Dorfe zu.

Der ehrliche Gotthelf hatte das mit angesehen und es war ihm ein Schwert durch die Seele gegangen. Armes, gutes Kind, sagte er zu sich, du hast da in dem kindischen Spiele leider die Wahrheit vernommen! Er saß lange da, denn es erfüllte seine Seele ein heiliger Zorn. Er eilte heim und schrieb an Woltersdorf, was er gesehen, und noch mehr, was ihm ins Herz fahren mußte, wie ein feuriger Pfeil.

Es war zu spät! —

Als nämlich die Geschwister Woltersdorf's hörten, er wolle ein einfaches Bauernmädchen heirathen, da empörte sich der Stolz der vornehmen Leute gegen solche Heirath. Sie setzten ihm gewaltig zu und machten, daß er so weit von Oberndorf wegversetzt wurde. Aus den Augen, dachten sie — aus dem Sinn. Leider hatten sie da nicht falsch gerechnet. Er kam dorthin und die Frau Revierförsterin fand eine Verheirathung ihrer einzigen Tochter an den jungen und reichen Actuar sehr anmuthig. Da wurden denn alle Segel aufgespannt und der leichtsinnige, junge Mensch ging in die Falle. Er vergaß das liebe Mädchen und — acht Tage nach Gotthelf's Heimkehr nach Oberndorf war seine Hochzeit; denn seine älteste Schwester kam mit ihrem Manne zu ihm auf Besuch, und die machten's schnell fertig.

Ammichen wußte es nicht, aber sie ahnte es, bis es ihr die Eltern nicht mehr verheimlichen konnten.

Das sanfte Mädchen trug stille ihr Weh. Sie verbarg vor ihren Eltern, vor Jacob ihre Thränen; nur die stille Nacht sah sie; aber sie blühte ab, wie die junge Rose, in deren Herz ein Wurm nagt. Bleich, wie eine Lilie, wankte sie dahin, bis endlich der Tod ihrem Leiden ein Ende machte, und der Doctor sagte: Sie sey am gebrochenen Herzen gestorben.

O, wie waren ihre letzten Stunden so rührend! Gotthelf, der sie wie ein Vater liebte, saß mit ihren Eltern und Jacob bei ihr. Sie betete für ihn: daß Gott ihm ihren Tod vergebe und es ihm wohlgehen lasse. Sie flehte: Fluchet ihm nicht; zürnet ihm nicht. Ich habe ihm vergeben, vergebet auch Ihr ihm! Besonders bat sie Gotthelf, dessen Jähzorn sie kannte, ihr zu versprechen, daß er ihm auch vergebe und ihm nicht zürne und dann nahm sie von Allen rührenden Abschied und hauchte ihr Leben in einem Seufzer aus.

Ein solches Leid war nicht in der Welt! Alle Leute im Dorfe nahmen herzlichen Antheil. Obgleich Ammichen noch sterbend gesagt: Ach, fluchet ihm nicht! — so traf ihn doch tausendfacher Fluch.

Aber im Himmel ist Einer, der weiß die Schändlichen zu fassen, die eines Mädchens Herz brechen und es um Glück und Frieden bringen!

Hätte ihn der zürnende Gotthelf vor sein Rohr gekriegt, wer weiß, was der alte Mann in seinem Grimm gethan hätte; aber er war bei Ammichen, als sie starb und ihr Wort machte ihn mild. Ueberlaßt ihn Gott! sagte er. Der hat gesagt: Mein ist die Rache; ich will vergelten!

Und Gott hat ihn erreicht.

Der alte Gotthelf schrieb ihm einen Brief, worin er ihm Ammichens Tod meldete und ihm sagte: Er habe sie gemordet.

Das traf ihn wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Seitdem war er, wie ein verscheuchtes Huhn. Er mied die Menschen. Er ging überall allein und seufzte. Zu Haus hatte er nichts. Seine Frau war ein Zankeisen, so ein Haudrache, die ihm jede Freude vergällte. Seine Kinder starben ihm alle dahin.

Immer düsterer wurde er seitdem. Unglück auf Unglück traf ihn. Er hatte gemeint, der Revierförster sey reich; aber der hatte Schulden wie ein Major, die Woltersdorf mußte bezahlen helfen. Das hätte nun

Digitized by Google

weniger gethan; aber an seiner Seele nagte Gotthelfs Brief wie ein Geier. Er hatte nirgends Ruhe und Frieden. So zehrte er ab, daß er am Ende ein bloßes Gerippe war und starb dann mit dem traurigen Bewußtseyn, daß seine herzlose Frau nicht um ihn sonderlich trauern würde.

Ja, das Gewissen ist ein nagender Wurm. Wohl Dem, den es nicht beißt.

Schmiedjacob schwieg. Alle sahen sich stille an und die Frauen und Mädchen nickten einander zu, und Manche zerdrückte leise eine Thräne.

Schmiedjacob aber sagte: Das ist so der Welt Lauf; aber wehe dem Treulosen, der ihm folgt! ein Herz elend machen ist eine Teufelei, und glaubt mir, Gottes Arm ist noch nicht verkürzt. Mag sich ein Leichtsinniger darüber hinaussetzen — immer kann er's nicht und — den Frieden im Herzen kann man nicht kaufen! Selbst nicht mit dem Gelde einer reichen vornehmen Frau!

Wie ging's denn Ackermann's fragte Kathrinchen.

Sie legten ihre grauen Häupter mit Herzeleid in die Grube, sagte der Schmiedjacob, und ihre alten Tage waren Tage tiefen Leides. So glücklich sich auch der brave Jacob verheirathete, immer nagte Ännchens Tod an ihren Herzen, bis auch sie brachen.

Gotthelf raufte an ihrem Grabe seine grauen Haare und rief: Mußte ich das erleben!

Miscellen.

Aus Oesterreich ist für die große Ausstellung in London ein musikalisches Bett angekündigt, das, sobald jemand sich darauf legt, Schlummermelodieen zu spielen anfängt.

Aus Schleswig-Holstein wird berichtet: Das von dem bayerischen Genieisoldaten Bauer erfundene eiserne Boot, welches mit Feuerflammen unter Wasser zu gehen vermag, ist, nachdem es in Kiel in der Schwefel'schen Eisengießerei verfertigt worden, am 17. Dez. unter dem Andrange einer großen Menge Zuschauer unter Wasser gesetzt worden. Es wiegt 350 Centner und soll durch eine Leitung vom Lande aus im Stande seyn, die größten Schiffe zu explodiren.

Ein ziemlich unterrichteter Geschäftsmann hat ausgerechnet, daß Herr Goldberger an Insertionsgebühren für die fast durch alle europäischen und amerikanischen, ja selbst türkischen Zeitungen verbreiteten fast unzähligen Ankündigungen seiner „Rheumatismusketten" — oft ganze Seiten füllend — bereits nahe an 25 000 Thaler ausgegeben haben müsse. Was man den Leuten recht oft sagt, das glauben sie am Ende.

Neueste Nachrichten.

Paris, 4. Jan. Minister-Krisis, angeblicher Rücktritt des Ministeriums. Die Nationalversammlung bot heute schon vor Eröffnung der Sitzung das Bild außerordentlicher Bewegung dar. Zahlreiche Gruppen hatten sich um die Ministerbank und um die Bank der Burggrafen angesammelt, wo lebhaft discutirt und gesticulirt wird. Sehr ernsthafte Gerüchte von einer bevorstehenden Minister-Krisis waren im Umlaufe. Sämmtliche Minister sollen ihre Entlassung eingereicht und der Präsident der Republik geantwortet haben: „Ich werde sehen!" Die Motive zu diesem Schritte werden verschieden angegeben, Bald heißt es, daß die Rücksichtslosigkeit, mit der die Nationalversammlung gestern die Verschiebung der Interpellationen Napoleon Bonaparte's verweigerte, bei den Ministern das Maß ihres Verdrusses voll gemacht hat. Bald versichert man, daß die Nachricht von der Coalition der Legitimisten mit der Linken bei der heutigen Wahl der Abtheilungs-Präsidenten die Minister an der Haltbarkeit ihrer Stellung habe verzweifeln und Baroche habe ausrufen machen: „So ist es nicht mehr auszuhalten!" Dagegen vernimmt man aus guter Quelle so viel, daß alle bekannten bisherigen Vorfälle nicht die nächste Veranlassung der sehr positiven Entschließung der Minister sind, sondern daß etwas ganz Besonderes vorgegangen ist. Was nun das künftige Ministerium betrifft, so erfährt man, daß die vertrauten des Elysee (de Morny und de Persigny werden namentlich genannt) mehreren Mitgliedern der constitutionellen Linken Eröffnungen gemacht haben. Mehr ist in diesem Augenblicke nicht bekannt. Die Nachricht von einem Ministerium Odilon Barrot, Dufaure, Persigny, Lahitte u. s. w. u. s. w. entbehrt jeder Begründung. An der Börse hieß es heute Mittag bloß, daß Rouher und Baroche austreten würden und daß Dufaure und Duclerc zu ihren Nachfolgern bestimmt seyen. Angeblich ist die Minister-Krisis gestern Abend nach einem Diner im Elysee, dem sämmtliche Minister beiwohnten, zur Entscheidung gelangt; was jedoch dort vorgegangen, weiß man nicht. Am Schlusse der heutigen Sitzung (5½ Uhr) war über die Bildung eines neuen Cabinets noch nichts Zuverlässiges bekannt.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 4. Kaiserslautern, Samstag 11. Januar **1851.**

Ergebnisse aus Erinnerungen.

(Von F. W. S.)

(Fortsetzung.)

Indem wir nun weitere Hinweisungen geben zu der allmälig immer klarer gewordenen Wahrheit, daß die französische Umwälzung nicht aus echtem Geist und wahrhafter Bildung, sondern aus Hirnschwindel, selbstsüchtigem Dünkel und dem eigenen Vortheil dienenden Uebergriffen entstand und dabei die Besonnenheit absichtlich im Volke niedergehalten wurde, kommen wir wieder zurück auf Mirabeau's Heroldsruf der Revolution, die ihm zum Beheif für seinen Ehrgeiz diente. Wir wissen wohl, daß er noch heut der Held Derer ist, welche aus der Aufregung der Völker sich ein Geschäft machen, ohne einsehen zu wollen, daß, selbst wenn man nicht bloß angeblich, sondern im Ernst gute Zwecke damit verbände, durch die Aufregung allein schon das Verderben der urtheilslosen Menge in ihr wurzelt. Wer die Macht und den Einfluß roher Kräfte begünstigt, macht nur das Schlechte frei und das Volk zum Werkzeug der Schlechtesten. Unvermeidlich erheben sich dann die Leidenschaften überall auf den Richterstuhl, und Gesetz und Ordnung werden als Verbrecherinnen behandelt.

Mirabeau, der, durch seine früheren Schicksale gereizt, sich um jeden Preis geltend machen wollte, hat wohl selbst den unbedachten Widerstand, den er anfangs dem Königthum entgegensetzte, bereut, denn er that ein Jahr nachher Alles ihm Mögliche, den Thron wieder zu befestigen. Hören wir über ein französisches Zeugniß («Iconographie instructive!»): „Lange stand Mierabeau in der Volksgunst, doch auch er mußte ihre Unbeständigkeit erfahren. Seine Rolle war nicht stets dieselbe, und während er unwiderstehlich wirkte durch sein Genie, schwächte sich für ihn die Volksbeliebtheit dennoch von Tag zu Tage, in dem Maße, als er sich von den wüthenden, nur Vernichtung alles Heiligen und Geregelten athmenden Jacobinern entfernte und sich dem ordnenden Königthume wieder näherte. Man hat behauptet, daß die Veränderung, welche damals in Mirabeau vorging, nur den Schätzen zuzuschreiben sey, die der Hof sich beeilte, ihm zu gewähren, wäre es aber nicht gerechter, anzunehmen: er folgte, wenn er auch seinen Hang zur Verschwendung befriedigte, dennoch nur seiner bessern Ueberzeugung, indem er daran glauben lernte, man müsse die Freiheit durch den Schutz der Gesetze begründen, damit sie zur dauerhaftesten Grundlage für die Macht der Königs und des Glücks der Völker werde. Diese Freiheit war zu Mirabeau's Zeit schon im höchsten Grade bedroht durch die Frevel Derer, die sich als das ganze Volk betrachteten, und da er die Kraft in sich zu haben meinte, dies Rattergezücht zu ersticken, wollte er es nun versuchen. Dazu hatte er jedoch keine Zeit mehr; denn während er zum Ersteumale gegen die dreißig Stimmen die Donner seiner Beredsamkeit losließ, fühlte er bereits den Einfluß des heftigen Uebels, dem er am 2. April 1791 unterlag" — Demnach muß also zu Mirabeau's scheinbarer Rechtfertigung das Ergebniß dienen: er wollte, nachdem er durch die begünstigte Empörung seinen Zweck, sich um jeden Preis vorzudrängen, erreicht hatte, den von ihm eingeschlagenen falschen Weg verlassen, was allein schon hinlänglich ist zu dem Beweise, daß er nicht der Mann war, der Führer eines Volks zu seyn. Große Fähigkeiten waren ihm verliehen, doch ist er fast durchweg ihres Mißbrauchs anzuklagen; dies bestätigt beinah jeder Zug seines Lebens, wobei wir der Wahrheit gemäß sagen müssen: daß seine Jugend-Verhältnisse große Mitschuld haben. Blieb er aber dennoch jedenfalls der Beste unter den machtgewinnenden Volksführern, so bestätigt eben er gewiß unsere klar zu machende Behauptung: daß die Anzünder des Staatsbrandes nicht von echtem Geist und wahrhafter Bildung durchdrungen waren. Mirabeau's Lebensgeschichte schon gibt dazu die unwiderleglichsten Gründe, und widersteht es uns, auf dieses Gemälde von Leichtsinn und Ueberlichkeit, deren Folgen am bittersten zu empfinden hatten, die ihn am reinsten

Digitized by Google

liebten, einzugehen, ist dies auch nicht nöthig; denn eine Schilderung seines Treibens in den Tagen, da er sich für den Volksheiland ausgab, genügt vollkommen, um thatsächlich unsere Aeußerung zu stützen. Wir folgen auch hier nun den Berichten jener Zeitgenossen, die, in gleichem Dunstkreise lebend, mit Mirabeau gleiche Ansichten hegten, ihm nicht feindlich gesinnt waren, und dennoch gestehen sie nach allem überschwenglichen Lobe: „Nicht ganz unrecht hatte sein jüngerer Bruder, Vicomte Mirabeau, als ihm der ältere seinen Hang zum Trunk vorwarf, wenn jener sagte: „Von allen Familienlastern ist dies das einzige, was Du mir übrig gelassen!“ Er sprach eifrig für die Tugend, war aber zu ihrer Ausübung in der That nicht geneigt bis an sein Ende, das durch Ausschweifung ein frühzeitiges wurde. Als Mitglied der National-Versammlung verbrachte er seine Nächte noch mit den sittenlosesten Frauen. „Man sitzt bei üppigem Mahl; Gespräche über den Staat, die Liebe, die Literatur fliegen ohne Maaß und Schranke hin und her; dazwischen diktirt Mirabeau seine Zeitungs-Artikel. Dann beginnt das Hazardspiel, er verliert Alles und fährt endlich in die Versammlung: denn es ist Tag geworden und man erwartet den Redner dort, wo er mit allen Waffen des Genies seine immer lauter werdenden Gegner niederkämpfen muß.“ Es bedarf keiner näheren Erklärung, um zu empfinden, daß ein solcher Mann auch nur zum Mißbrauch seiner Fähigkeiten, wie groß sie sein mögen, geeignet ist, und die Lösung seines ganzen Thun und Treibens wäre etwa in dem von ihm schon im Jahre 1783 brieflich gegebenen Bekenntniß zu finden: Was Voltaire, Mably und Rousseau sich vorgesetzt, aber praktisch für unmöglich halten, das will ich ausführen, bedarf aber dazu des — allgemeinen Oppositionsgeistes. Ich will Jene überholen, und die Unverschämtheit soll mir ihr Genie ersetzen; sie haben das Licht geboren, ich will die Bewegung gebären.“ Aus dem „Licht“ ward nur Schein und Schimmer, aber die Bewegung, mehr sinnlich als geistig, griff und schlug um sich, traf jedoch zuerst den Urheber. Mirabeau liebäugelte mit der Freiheit wie mit einer Buhlerin, er mißhandelte das Königthum, weil er wollte, daß es ihn zu Hilfe rufe, und nachdem er dieß bewirkte, nun aber die Nationalversammlung — mit List in Bezug auf ihn — zu seinem nur schlecht verhehlten Verdruß sich dafür entschied, daß kein Mitglied zum Minister berufen werden dürfe, suchte er die von ihm „geborne Bewegung“, er suchte sein eigenes Geschöpf zu beseitigen, und hätte ihn nicht der Tod ereilt, wäre er wahrscheinlich als Opfer seines Geschöpfs gefallen. Denn wer die Menge zur Empörung stachelt, ruft einen Teufel herbei, der, wird er nicht augenblicklich vertrieben, nicht eher wieder geht, als bis es ihm selbst beliebt. Gedenken wir aber der als Unglücks-Ahnung ausgesprochenen Worte Mirabeau's auf seinem Sterbelager: „Mein Leichenbegängniß ist auch das der Monarchie!“ so hätte er hinzusetzen können: „Ich ging diesem Leichenbegängniß seit dem Juni 1789 voran!“ — Die Monarchie wird aber dennoch leben!

(Fortsetzung folgt.)

Das Goldstück.

Erzählung.

I.

„Soll denn der Junge das Alles mitnehmen,“ fragte Herr Freiwald seine Frau, die eben beschäftigt war, einen Tornister zu packen und mit größter Sorgfalt so viel Gegenstände als nur möglich in den engen Raum zu bringen versuchte, während er selbst seine Morgenpfeife rauchend im Zimmer auf und ab ging.

„Wie du auch bist,“ entgegnete Frau Freiwald, indem sie mit der Schürze eine Thräne aus dem Auge wischte, „wenn ihr denn euern Willen durchgesetzt habt und mein armer Wilhelm hinaus muß in die weite, fremde Welt, so soll er auch wohl ausgestattet von dannen ziehen, daß die Menschen sehen, er sey ordentlicher Leute Kind und kein hergelaufener Bursche, wie so viele in der Welt sich herumtreiben!“

Herr Gottfried Freiwald war Apotheker in einem kleinen Städtchen Westphalens, ein redlicher ordentlicher Mann, der seine Apotheke, einige Stücke Land und einen einzigen Sohn besaß, Wilhelm geheißen. Obschon Herr Freiwald mit seiner Frau in Friede und Eintracht lebte, so war doch die Berufsbestimmung des Sohnes immer ein Gegenstand des Zerwürfnisses in der Familie gewesen. Die Mutter hätte gar zu gern gesehen, daß ihr Wilhelm auf die Universität gegangen, daß er vielleicht Pastor, wenn das nicht, doch Advokat, zum allerwenigsten aber Apotheker, wie sein Vater geworden wäre. Allein Wilhelm hatte wenig Freude an der Büchergelehrsamkeit, desto mehr aber an der Landwirthschaft gefunden, und da sein Vater mit im einverstanden war, so blieben die Wünsche der Mutter, einen Gelehrten zum Sohne zu haben, unerfüllt und Wilhelm wurde Landwirth. Wer ihn kannte, gab ihm das Zeugniß eines braven tüchtigen Burschen. Mit guten Schulkenntnissen versehen, hatte er auf einem großen Gute in der Nachbarschaft

Digitized by Google

sein Fach gründlich erlernt und jetzt, neunzehn Jahre alt, war er im Begriff nach Schlesien zu wandern, um dort eine Stelle als Verwalter anzunehmen. Hatte er dort die Schafzucht gründlich erlernt und sonst sich umgesehen, wie man anderwärts den Feldbau treibt, wollte er in die Heimat zurückkehren und eine Pachtung übernehmen.

Wir fanden die Mutter eben beschäftigt, des Sohnes Reiseränzlein zu packen, denn im Anfange dieses Jahrhunderts, wo unsere Erzählung beginnt, hatte man von unseren Eisenbahnen und Dampfschiffen noch keine Ahnung, und die eigenen Füße waren, namentlich für junge Männer, die beste Reisegelegenheit. Schwer lag der Mutter der Abschied auf dem Herzen und manche stille Thräne fiel in die Hemden und Strümpfe, die in den Tornister gepackt wurden; und als endlich Wilhelm reisefertig, mit frischem Muthe auf dem freundlichen Gesichte in die Stube trat, brach sie in lautes Weinen aus. Auch der Vater spottete nicht mehr, und selbst der Sohn, der mit der angebornen Wanderlust der Jugend sich darauf freute, in die schöne, weite Welt hinauszuziehen, ward ernster, da der Augenblick da war, wo er seine alten Aeltern verlassen sollte, und er suchte mit liebreichen Worten die weinende Mutter zu trösten. Während dieses Austrittes öffnete sich geräuschlos die Thüre und mit freundlichem Morgengruße trat eine ältliche, stattlich aussehende Frau in die Stube. Es war die Pathin Wilhelms, die Wittwe des weiland Schmiedemeisters Grünau, gewöhnlich Muhme Billa geheißen, in der Familie Freiwald geliebt und geachtet, trotz eines stillen Ernstes, der bei Andern, die sie nicht genauer kannten, eine gewisse Scheu vor ihr erweckte.

Muhme Billa nahm den ihr angebotenen Stuhl und hob dann ohne weitere Einleitung an zu sprechen. „Du gehst heute in die Welt, Pathe Wilhelm,“ sagte sie, „und ich komme, noch einmal von dir Abschied zu nehmen und dir ein Andenken mit auf den Weg zu geben.“ Bei diesen Worten zog sie einen gehenkelten Dukaten hervor und denselben Wilhelm überreichend fuhr sie fort: „Es hat keinen großen Werth, dieses einfache Goldstück, und doch hat es mir und meinem seligen Manne als ein Heiligthum gegolten. Höre auch, warum! Mein seliger Mann war ein junger Bursche, als der siebenjährige Krieg ausbrach. Er hatte große Verehrung für den edlen König, den das Volk den alten Fritz nannte, und ging deßhalb freiwillig nach Schlesien unter die Husaren, „um die Oesterreicher klopfen zu helfen,“ wie er sich ausdrückte. Wacker hatte er sich schon herumgetummelt in mancherlei Gefechten, da ward die Schlacht bei Zorndorf geschlagen, in welcher er auch tüchtig in's Feuer kam. Nach der Schlacht stand er auf Vorposten. Ringsumher lagen Todte und Trümmer des Kampfes, und die wackern Husaren mochten wohl ernst gestimmt seyn bei dem Anblick der Vergänglichkeit menschlicher Dinge. Plötzlich hörten sie ein Wimmern und Weinen unfern von ihnen. In der Meinung, einem Verwundeten helfen zu können, gingen sie den Tönen nach und fanden hinter einem Busche ein todtes Weib und über dieses gebeugt ein elfjähriges, schluchzendes Mädchen. Das Weib war eine Marketenterin, die von einer seitab verirrten Kugel zum Tode verwundet sich in das Gebüsch geschleppt hatte und da bald gestorben war. Das Mädchen war ich, ihre Tochter, Da stand ich allein, in der weiten Welt; mein Vater war Soldat gewesen und schon 2 Jahre früher gefallen, meine Mutter lag als Leiche vor mir, meine Heimat, in der ich auch keine Verwandten hatte, war hunderte von Meilen entfernt. Die mitleidigen Husaren erbarmten sich meiner, sie gruben meiner Mutter, von der ich nicht fort wollte, ein leichtes Grab und nahmen mich mit zu ihrem Wachtfeuer, wo sie mich in einen Mantel hüllten. Dort saß ich weinend bis der Tag anbrach. Plötzlich kam ein Reitertrupp auf den Vorposten zu. Die Husaren sprangen auf und stellten sich in Ordnung — es war der König Friedrich, der mit seinem Gefolge die Runde machte, das Schlachtfeld zu beschauen. Er hielt an, sein scharfer Blick entdeckte mich rasch und er fragte, wer ich sey. Mein seliger Mann trat vor, gab dem Könige Bescheid und that seinen Entschluß kund, sich meiner anzunehmen und für mich zu sorgen, so gut er könne. Der König hörte aufmerksam zu und sagte dann: „das ist brav von Ihm, Husar! Tapfer gegen den Feind und mild gegen Wittwen und Waisen, so ist ein wahrer Soldat!“ Darauf wandte er sich an sein Gefolge und fragte: „Messieurs, hat Niemand Geld bei sich?“ Ein Adjutant reichte ihm eine Geldrolle und sagte: „noch von der östereichischen Kriegskasse!“ Der König nahm die Geldrolle, warf sie mir in den Schooß, indem er rief: „eine kleine Beihülfe zur Erziehung; guten Morgen, Husaren“ — und eilte mit seinem Gefolge weiter. — Mein seliger Mann schickte mich hierher in seine Heimath, zu seinen Aeltern, die mich erzogen. Nach dem Kriege nahm er Abschied, kehrte heim — und später machte er mich zu seinem Weibe. Erzogen hatten mich meine Schwiegerältern um Gottes Willen, die Geldrolle des Königs betrachteten sie als meine Aussteuer und ihr verdankten wir später den Anfang unseres Wohlstandes. Von dieser Geldrolle aber behielten wir diesen Ducaten zurück zum ewigen Andenken. Du siehst, er ist

Digitized by Google

gehenkelt und auf der Rückseite sind die Buchstaben eingegraben: Fr. R. dod., das heißt: König Friedrich gab ihn. Wir hielten das Goldstück hoch und glaubten, das Glück müsse mit uns seyn, so lange wir es besäßen. Und dieser Glaube hat uns nicht getäuscht. Wir führten eine zufriedene Ehe, die der Tod zwar vor zwei Jahren getrennt hat, aber bald wieder vereinigen wird, denn auch meine Tage werden gezählt sein. Dir, meinem Erben, will ich jetzt dieses Goldstück mitgeben auf deinen Weg in die Fremde. Bewahre es gut, gieb es niemals weg, und glaube mir, es wird dir Glück bringen; es kommt aus der edlen Hand des großen Königs, der überall Segen verbreitete, wohin sein Auge fiel.

Muhme Billa wischte eine Thräne aus dem Auge, als sie hier ihre Worte endete, Frau Freiwald weinte laut und auch Wilhelm war gerührt und versprach, das Goldstück treulich zu bewahren.

Eine halbe Stunde später wanderte der junge Mann rüstig die Landstraße dahin. Wo diese eine Biegung macht nach einem Wäldchen zu, blieb er stehen und warf einen letzten Blick nach seiner Vaterstadt zurück. Unfern des Thores standen seine Eltern mit Muhme Billa und wehten ihm ihre letzten Grüße mit weißen Tüchern nach.

(Fortsetzung folgt.)

Alte und neue Zöpfe.

(Eine Parallele von J. F. Castelli.)

Nur langsam voran, nur langsam voran,
Damit der Oest'reicher nachkommen kann:
Stets spielen mit versteckten Karten
Und warten — warten — warten — warten,
Das war der alte Zopf.

Jetzt hurri wurri, fort und fort
Mit Sinn und That, mit Schrift und Wort,
Die Zeit nur messen nach der Kürze,
Damit sich Alles überstürze,
Das ist der neue Zopf.

Den offnen Mann, der es gewagt,
Der frei ein freies Wort gesagt,
Als höchst gefährlich zu erkennen,
Ihn Revolutionär zu nennen,
Das war der alte Zopf.

Den, der zu sagen hat den Muth:
„Was wirklich gut war, ist noch gut,“
Als alten Zopf herab zu reißen
Und ihn Reactionär zu heißen,
Das ist der neue Zopf.

Stets Opfer bringen dem Altar,
Und demuthsvoll die Priesterschaar
Wie lauter Heilige verehren,
Der Klöster Schätze stets vermehren,
Das war der alte Zopf.

Jetzt niederreißen den Altar,
Verhöhnen seiner Diener Schaar,
Beschimpfen das, was apostolisch,
Am Ende werden Neukatholisch,
Das ist der neue Zopf.

Der Jugend mit der Ruthe droh'n
Und wo sich zeiget bei dem Sohn'
Ein Geistesblitz, ihn schnell erstücken,
Den Jugendmuth ganz unterdrücken,
Das war der alte Zopf.

Jetzt kühn behaupten, daß das Ei
Viel klüger als die Henne sei,
Und wenn der Sohn das Fuchslied schreiet,
Der lederne Papa sich freuet,
Das ist der neue Zopf.

Auslöschen jeden Funken Licht,
Damit kein Strahl durch's Dunkel bricht,
Und daß das arme Volk nicht sehe,
Wie oben man das Ruder drehe,
Das war der alte Zopf.

Jetzt alle Fackeln auf ein Mal
Anzünden, daß der helle Strahl
Das Auge so gewaltig blendet,
Daß es vor Schmerzen ab sich wendet,
Das ist der neue Zopf.

Wenn ein Bejahrter vor Euch geht,
Und hinten seinen Zopf Ihr seht,
Ich bitt' Euch, spart ihm die Verhöhnung,
Bedenkt, stark ist die Angewöhnung,
Laßt ihm den alten Zopf,

Denn wisset: auch mit Eurem Haar
Ist Alles nicht so glatt und klar,
Hängt er Euch freilich nicht im Rücken,
So läßt sich doch am Kinn erblicken
Manch' wirrer neuer Zopf.

Neueste Nachrichten.

Paris, 7. Jan., Abends 8 Uhr. Die Ministerkrisis ist noch unbeendet. Eine Liste, worauf Odillon-Barrot, Faucher und Randon genannt werden, findet den meisten Glauben.

Der „Constitutionel“ widerspricht der Nachricht von der Bildung eines Ministeriums Billaut.

Der legitimistische und der orleanistische Verein verlangen die Beibehaltung des Generals Changarnier.

Es ist das falsche Gerücht verbreitet, der Präsident Napoleon wolle abdanken und an das Volk appelliren.

Die Regierung läßt an den italienischen Küsten Fahrzeuge kreuzen.

Nach Berichten aus Lissabon vom 30. Dec. war dort das Gerücht verbreitet, der Staatsrath verweigere die britische Entschädigung.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 5. Kaiserslautern, Donnerstag, 16. Januar **1851.**

Ergebnisse aus Erinnerungen.

(Von F. W. G.)

(Fortsetzung.)

Bei Mirabeau verweilten wir, um es deutlich zu machen, daß selbst dieser hervorragendste Wortheld der ersten Pariser Umwälzung Geist und Bildung höhnte und also keineswegs berufen war, ein ächter Führer des Volkes zu seyn: nur dessen bis jetzt noch endloses Unglück hat er in unbesonnenster Weise mit verschuldet.

Ergänzen wir nun unsere Erinnerungen in geschichtlichen Umrissen, so treffen wir auf Danton, Marat und Robespierre, der von sich selber und seinen Jugendfreunden sagte: „Der Geist der Unabhängigkeit und des Unglaubens, der damals schon in unsern Kinderköpfen sich regte, zog uns mit Vorliebe zu dem zweifelvollen und spöttischen Voltaire.“ Indeß wurde auch bei ihm die Einwirkung Rousseau's stärker, und es läßt sich überhaupt nicht verkennen, daß der ehrliche Lacretelle, dieser berühmte Geschichtskundige, Recht hat, wenn er, der stete Beobachter der constituirenden Versammlung, von ihren verwegensten Mitgliedern sagt: „Ihre Philosophie stammte mehr von Rousseau, als von Voltaire; daher die mürrische Strenge. Die besseren waren lauter stolze, feurige Geister, gefüllt mit dem Dünkel und der eisigen Schärfe einer unverständlichen Metaphysik. In ihrer unversöhnlichen Feindschaft gegen die Vergangenheit bekümmerte sich die Versammlung nur wenig um die Lehren der Geschichte, und ihre Irrthümer führte sie mit einer scheinbar so vernunftgemäßen Schlußfolge durch, daß sie immer zum Haltlosen und Aeußersten getrieben wurde.“ Ist dies nicht, als wär' es für die ganzen sechzig Jahre seit der französischen Revolution das richtigste Urtheil? Es gilt bis noch auf heut von den Männern der Bewegung, wohlverstanden: von dem ehrlichsten und kleineren Theil, der sich selbst täuscht, der größere Theil besteht aus absichtlichen Betrügern.

Von der Zeit, da Danton, Marrat und Robespierre wetteiferten in Rohheiten, um zur Herrschaft zu gelangen, sagt Chateaubriand: Milton gab uns in seiner „Hölle“ ein Bild der Verkehrtheiten, deren Zeuge er gewesen; wie würde sein Gemälde erst geworden seyn, hätte er gesehen, was ich im Jahre 1792 in Paris sah!“ und Isnard, einer der Girondisten, die blutig untergingen, weil im Entsetzen über das Geschehene von ihnen etwas Mäßigung war empfohlen worden, hinterließ uns folgende Schilderung: „Der Bürgerkrieg in Flammen, Robespierre auf dem Thron der Dictatur erhoben, der Nationalconvent verstümmelt, unterjocht, die Herrschaft des Schreckens eingeführt, alle Gefühle der Natur erstickt, die Freiheit der Handlungen, der Worte, der Presse gefesselt, Edelmuth, Tugend und Weisheit geächtet, Handel, Künste und Wissenschaften zerstört, Blutgier und Raub gekrönt, Verrath und Verleumdung belohnt, alle menschliche Moral verdorben, das Staatsvermögen vergeudet, das Eigenthum geplündert, zahlreiche Blutgerüste und das Recht über Leben und Tod den Gefühllosesten anvertraut; fünfzigtausend Bastillen mit sogenannten Staatsgefangenen angefüllt, die Pest in den Gefängnissen, Hunderttausende enthauptet, mit Kartätschen niedergeschossen oder ersäuft, Millionen von Familien, von Wittwen und Waisen dem Gram hingegeben und den täglichen Thränen, ganze Departements durch Schwert und Flammen verwüstet, weite Gefilde, die statt der Erndte nur Todtengerippe und Disteln boten, das Alter erwürgt und verbrannt auf seinem Schmerzensbette, das Kind ermordet im Mutterleibe, die Jungfräulichkeit noch entehrt in den Armen des Todes; die Loire mit Leichnamen bedeckt, Rhone und Saone in Blutströme verwandelt, Vaucluse eine Thränenquelle, Nantes ein großes Grab, Paris, Arras, Bordeaux, Straßburg Henkerstätten, Lyon in Trümmern, der Süden eine Wüste, ganz Frankreich ein ungeheurer Schauplatz von Schrecken, Raub und Mord — das sind die Ergebnisse der Revolutionen im Zeitraume von wenigen Jahren.“ — Ein Gemälde, das uns mit Grausen erfüllt, um so erschütternder, als die Ge-

Digitized by Google

schichte uns für jeden Zug Thatsachen in Fülle aufbewahrte! Und dies Alles war veranlaßt durch die Ansichten, Zwecke und Ränke dreier Männer, durch Danton, Robespierre und Marrat, die sich Gewalt verschafften mit jedem Mittel und bereitester Hülfe der, allen Verbrechen fortwährend, auch bei Hinrichtung Derer, die kurz zuvor ihre Lieblinge waren, zujauchzenden, von den Parteien aufgestachelten und zu jeder Schändlichkeit mißbrauchten Menge.

(Fortsetzung folgt.)

Das Goldstück.

Erzählung.

II.

(Fortsetzung.)

Wilhelm Freiwald befand sich ganz wohl in seiner neuen Stellung. Tüchtig in seinem Fache und freundlich in seinem Wesen hatte er sich bald allgemeine Achtung und Liebe erworben. Zwar gab es sehr viel für ihn zu thun, doch bot sich ihm dafür auch manche Gelegenheit, seine Kenntnisse zu bereichern. Er schrieb darüber seinem Vater dereinst: „Besonders angenehm ist es mir, daß ich manches hier lerne, wovon ich noch nichts gewußt habe. Namentlich in der Forstwissenschaft kann ich mich hier sehr vervollkommnen, wozu ich in Westphalen gar keine Gelegenheit hatte.“ In der That hatte er eine besondere Vorliebe für das Forstwesen bekommen, und obschon der Wald nicht so eigentlich unter seiner Obhut stand, besuchte er doch den Oberförster, der diesen verwaltete, so oft er konnte, machte Pläne mit ihm und lernte von ihm. Der Wald war auch wunderschön. Herrliche Buchen und Eichen wuchsen daselbst, an welchen Wilhelm ein großes Gefallen fand. Außer Eichen und Buchen wuchs aber in dem Forste, und zwar in dem Forsthause selbst, noch eine besonders anmuthige Blume, des Oberförsters holdseliges Töchterlein, Karoline geheißen, an der Wilhelm fast noch größeres Gefallen fand, als an den schönsten Stämmen. Ja nach und nach ging es den jungen Leuten, wie es eben jungen Leuten öfter gehen soll: er dachte viel an sie, sie dachte viel an ihn, er ging gern zu ihr, sie sah ihn gern kommen. Endlich geriethen sie auf den Gedanken: es wäre recht hübsch, wenn sie ihr ganzes Leben lang beisammen bleiben könnten, und zuletzt meinten sie: dieses Zusammenbleiben sey eine unbedingte Nothwendigkeit. Gegen solche eingewurzelte Gedanken — sire Ideen, wie die Gelehrten sie nennen — ist schwer anzukämpfen, und der wackere Oberförster, ein Mann von Menschenkenntniß, gab sich deßhalb auch gar keine Mühe darum, sondern gewöhnte sich auch an den Gedanken, in Wilhem dereinst seinen Eidam zu sehen.

Der Lebensplan der jungen Leute war bald festgestellt. Wilhelm sollte nach Ablauf seiner Vertragszeit in die Heimat zurückkehren, eine Pachtung suchen und dann nach zwei Jahren sein Bräutchen heimholen. Zwar waren diese zwei Jahre des Aufschubs den jungen Leuten nicht ganz recht, indessen bestand der Oberförster darauf, da Karoline erst sechszehn Jahre alt sey und füglich noch etwas bei ihm bleiben könne. Dieser Lebensplan gefiel nun dem jungen Pärchen so gut, daß sie manches Stündchen damit verbrachten, ihn durchzusprechen und ihn sich auszumalen, und wie solcher Stündchen eines nach dem andern verrann, waren, ehe sie es dachten, die drei Jahre auch herum, auf welche Wilhelm seinen Vertrag abgeschlossen hatte. Zwar hätte man ihn gern behalten, allein es drängte ihn, sich seinen eigenen Heerd zu gründen und so machte er sich zur Rückreise in die Heimat fertig. Beim Abschiede gab ihm Karoline eine Schnur von ihrem Haare geflochten, an der er sein Goldstück tragen sollte; sie meinte: ihr Haar und das Goldstück müßten doppeltes Glück bedeuten. Nach manchem Kusse, nach manchem Händedruck und den heiligsten Betheuerungen von unverbrüchlicher Treue machte er sich dann auf den Weg.

Fröhlich und frischen Muthes war Wilhelm drei Jahre vorher durch die friedlichen Gauen Deutschlands gewandert, mit noch frischerem hoffnungsreicherem Muthe trat er seinen Rückweg an, allein dieser wurde bald getrübt. Durch friedliche Gauen führte ihn seyn Weg nicht mehr. Der unglückliche Krieg von 1806 war heraufgezogen und unter raschen entsetzlichen Schlägen hatte er sich über dem schönen Lande entladen. Ueberall, wohin Wilhelm kam, fand er die Spuren des Krieges und seine Heiterkeit ward sehr verdüstert. Zu diesen traurigen Spuren des Krieges gehörte auch die Unsicherheit des Landes. Marodeure und anderes Gesindel, die gelockerten Bande des Staates benutzend, verübten Räubereien aller Art. Oftmals ward Wilhelm gutmeinend ermahnt, auf seiner Hut zu seyn, er kannte indessen keine Furcht und wanderte unbesorgt weiter.

So gelangte er bis auf wenige Tagreisen von seiner Heimat. Der Weg führte durch eine Gegend, in welcher Haide mit Wald abwechselte. Als er eines Tages bei schön sinkender Sonne durch eine solche Waldstrecke in Gedanken versunken, dahin zog, tönte ihm plötzlich ein rauhes „Halt“ entgegen. Er schaute auf — drei Kerle standen vor ihm, in zer-

Digitized by Google

lumpte Uniformen gekleidet, mehrere zusammengeschnürte Bündel auf dem Rücken tragend. Drohend hielten sie ihm Pistolen und Säbel vor und forderten sein Geld. Muthig sprang Wilheim einen Schritt zurück und machte sich zum Widerstand bereit, allein eben so schnell fiel ihm ein, die paar Thaler Reisegeld, die er bei sich führte, seyen nicht werth, daß er sich der Gefahr aussetzte, verwundet oder getödtet zu werden, oder daß er selbst Blut darum vergieße. Er zog seinen Geldbeutel hervor, warf ihn den Strauchdieben zu und rief lachend: „bei mir lohnt es sich der Mühe nicht!“ Der erste Buschklepper steckte den Beutel ein und fragte barsch: „Hast du nichts mehr?“ „Nein,“ war Wilheims Antwort. Du lügst, Bursche,“ rief der Räuber, „da blinkt ein Goldstück auf deiner Weste!“ Wirklich war das Goldstück, das Wilheim auf bloßer Brust trug, zwischen dem Hemde hervorgerutscht und hastig kam der Räuber auf ihn zu und faßte nach demselben. Jetzt änderte sich die Sache. Das Goldstück und die Haarschnur seiner Karoline hätte Wilheim nur mit seinem Leben hergegeben und ehe der Räuber sich dessen versah, versetzte ihm der junge Mann einen Faustschlag in das Gesicht, daß er blutend zurücktaumelte. Die beiden andern Raubgesellen feuerten jetzt ihre Pistolen auf Wilhelm ab. Dieser aber, nicht getroffen, faßte seinen Knotenstock, die einzige Waffe, die er führte, stürzte auf die Spitzbuben zu, schlug den einen über den Kopf, daß er laut aufschrie und zog dem zweiten einen Hieb über die Hand, daß er seinen drohend geschwungenen Säbel fallen ließ. Ueberrascht durch den plötzlichen Angriff des erst so fügsamen jungen Menschen und feig, wie alle Schurken, wenn sie auf muthigen Widerstand stoßen, räumten die Diebe hastig das Feld und ehe Wilhelm dazu kommen konnte, ihnen seinen Knotenstock noch einmal zu kosten zu geben, waren sie alle drei davon gelaufen. Lachend sah ihnen unser junger Wanderer nach. Der Verlust seines Geldes kümmerte ihn wenig, bis nach seiner Heimath hoffte er schon durchzukommen. Und sein Goldstück hatte er ja gerettet. Als daher keine Spur der Räuber mehr zu sehen war, setzte er munter seinen Weg weiter fort. Kaum aber hatte er etwa tausend Schritte zurückgelegt, als ein leises Wimmern an sein Ohr schlug. Er horchte auf, das Wimmern kam aus dem Busche ihm zur Rechten. Ohne sich zu besinnen, ging er den ängstlichen Tönen nach und fand nach wenigen Schritten die Urheberin derselben. Ein hübsches junges Weib, hoch schwanger und ihrer oberen Kleider beraubt, war an einen Baum festgebunden und flehte mit irren Blicken um Mitleid und Erbarmen. Wilhelm konnte nicht zweifeln, er sah ein Opfer seiner Raubgesellen vor sich, und die Bündel, die sie getragen hatten, enthielten vermuthlich die Kleider und andere Dinge, die sie dem armen Weibe abgenommen hatten. Mit Mühe nur gelang es dem jungen Manne, die Stricke zu lösen, mit welchen die Frau gefesselt war. Losgebunden sank diese halb besinnungslos zu Boden, indem sie Schmerzensgeschrei ausstieß und flehentlich um Hülfe bat. Wilheim vermuthete richtig, daß die schwere Stunde der Aermsten, beschleunigt durch den Schreck und die Mißhandlungen, die sie erfahren, herangekommen sey, daß sie sorglicher Pflege, daß sie weiblicher Hülfe und dringend bedürfe. Allein wie diese schaffen? Was thun? Aengstlich lauschte er umher, ob er nirgends ein Anzeichen menschlicher Nähe vernehme und freudig fuhr er empor, als er nicht zu fern einen Hund bellen hörte.

(Fortsetzung folgt.)

Sage und Wahrheit.

(Aus Reichelsheim im Odenwald der Didaskalia eingesendet.)

Durch Deutschlands Gauen ist die Sage vom alten Schnellertherr bekannt. Sie verkündet, daß, wenn jener Herr von seiner Burg Rodenstein im Odenwalde mit seinem wilden Heere auszieht nach der anderthalb Stunden davon entlegenen Burg Schnellert, er stets Krieg und Blutvergießen für die deutschen Völker voraussagt, dagegen aber die frohe Botschaft des Friedens bringt, wenn er geräuschvoll mit seinen Kriegsgenossen heimkehrt zu dem Rodenstein, dem Stammschlosse seiner Väter.

Die letzten Bauernhöfe von dem Dörflein Eberbach, welches zur Bürgermeisterei Reichelsheim gehört, lehnen sich an die verfallenen Mauern des Wohnsitzes jenes unruhigen Burggeistes an, und gerade jene letzten Bauernhöfe liegen in der Richtung, den der Burggeist nimmt, wenn er unter wildem Getümmel, bei dem Geklirr der Waffen und das Getrappe von Rossen vor allem bemerklich macht, seinen bedeutungsvollen Auszug hielt oder seine eben so bedeutungsvolle Rückkehr antreten muß.

Bei dem großh. Bürgermeister zu Reichelsheim wurde am 3. März 1848 von dem Bewohner eines jener gedachten Bauernhöfe, einem höchst glaubhaften Manne, die Anzeige gemacht, der Burggeist habe mit allem Geräusch in der Nacht vom 2. auf den 3. März jenes Jahres seinen Auszug gehalten. Der großh. Bürgermeister ersuchte damals einen der Orts, geistlichen, in das „Frankf. Journal“ eine desfallsige

Digitized by Google

Anzeige einrücken zu lassen; solche Anzeige unterblieb jedoch wegen eingetretener Geschäftsüberhäufungen. Bald traten die Bewegungen des Jahres 1849 ein, und als diese Bewegungen im Norden und im Süden Deutschlands in blutigen Krieg sich gestalteten, da ward wiederum jene Sage des alten Rodensteins mit seinen wilden Schaaren zur Wahrheit. Wie bekannt, wurde die Wahrheit dieser Erscheinung in früheren Zeiten wiederholt bei dem Regierungsamt Reichelsheim in einem Protokolle niedergelegt.

Bei dem großh. Bürgermeister zu Reichelsheim wurde am 1. Januar 1851 wiederum die Anzeige gemacht, daß am 31. December 1850 Morgens zwischen 7 und 8 Uhr der Burggeist zu dem Sitz des Friedens, der Burg Rodenstein, mit dem gewöhnlichen Geräusche zurückgekehrt wäre.

Im Interesse jener Sage wird die Nachricht von der Heimkehr des Rodensteiner Burggeistes dem Publikum hier mitgetheilt, hoffend, daß der Burggeist mit seiner Friedensbotschaft eben so glaubhaft sich bewähren werde, als er sich zuverlässig erfunden ließ, da er im Jahr 1848 die Unruhen, das Blutvergießen und die kriegerischen Ereignisse jenes Jahres als glaubhafter Herold dem deutschen Volke zurufen wollte. Reichelsheim, 2. Jan. 1851.

Miscellen.

Welchen Ursprung hat das Wort Nadelgeld? Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, einer Epoche, welche in der Kleidertracht der Frauen einen Uebergang bezeichnet, waren Nadeln als Neujahrsgabe sehr beliebt und gebräuchlich. Sie traten damals an die Stelle der alten hölzernen Speiler, aus welchen einen besonderen Zierrath zu machen alle Bemühungen der Kunst vergeblich waren. Nadeln waren in jenem Zeitalter ein theurer Gegenstand des Luxus und häufig schenkte man sie nicht selber, sondern das Geld dafür, ein Gebrauch, der bei den Frauen von Stand allmälig so zur Nothwendigkeit wurde, daß man unter dem Nadelgeld eine unumgängliche Ausgabe verstand. Der Name hat sich bis auf unsre Tage erhalten, das Verhältniß aber hat sich umgekehrt: denn die Nadeln sind immer wohlfeiler, die Nadelgelder dagegen immer größer geworden.

Neueste Nachrichten.

Kiel, 12. Jan. Die Statthalterschaft hat eine Proclamation erlassen, worin sie unter anderm sagt: „Nachdem der deutsche Bund beschlossen hat, den Friedensvertrag mit Dänemark vom 2. Juli 1850, vollkommen in Ausführung zu bringen, mit der Verheißung, das Recht Holsteins und das altherkömmlich berechtigte Verhältniß zwischen Holstein und Schleswig zu wahren, findet sich die Statthalterschaft verpflichtet, die Einstellung der Feindseligkeiten anzuordnen, und hat die Bundesrechte des Landes unter den Schutz des deutschen Bundes gestellt.“ Die Statthalterschaft spricht der Armee, der Marine und dem ganzen Volke ihren Dank für die bisherige Gesammthaltung aus, in der Hoffnung, auf die Fortdauer der Ordnung und Gesetzlichkeit. Nach Einsetzung einer deutschen Bundesregierung wird die Statthalterschaft die ihr übertragene Gewalt niederlegen.

Hamburg, 12. Jan. Der von der Statthalterschaft zu Kiel abgegebenen Unterwerfungserklärung ungeachtet, ist es ganz gewiß, daß nichtsdestoweniger k. k. österreichische Occupationstruppen in Holstein einrücken und das Land besetzen werden.

Dresden, 12. Jan. Die Monarchen von Oesterreich, Preußen und Rußland werden demnächst hier eine Zusammenkunft halten; die Gesandten der andern Mächte sind davon bereits amtlich unterrichtet worden. Es wird die Wiederherstellung des Bundestags, mit nicht sehr erheblichen Veränderungen, erwartet, indem man Preußens Uebereinstimmung zu diesem Zwecke als nahe bevorstehend erachtet.

Paris, 11. Jan. Ueber die Entschlüsse L. Napoleon's für den Fall, daß die National-Versammlung irgend einen bedeutenden Feindseligkeits-Act gegen ihn begehen sollte, sind verschiedene Gerüchte in Umlauf. Am wenigsten begründet scheinen die von gewaltsamen Plänen. Man spricht von plötzlicher Abdankung. Gewiß scheint, daß dieselbe Nummer des „Moniteur“, die den betreffenden Entschluß der National-Versammlung meldet, auch eine Proclamation L. Napoleon's an das französische Volk bringen wird. Heute Nacht war Ministerrath im Elysee, wo angeblich über die Frage, ob man Changarnier zur Befriedigung der Majorität zum Marschall ernennen solle, berathen wurde. Mehrere einflußreiche Männer, z. B. Molé, sollen L. Napoleon diesen Rath ertheilt haben. L. Napoleon soll heute Lamartine in's Elysee haben rufen lassen; derselbe sprach gestern Abends sein volles Vertrauen auf die letzte Botschaft und seine Abneigung gegen jedes revolutionäre Verfahren aus. — Auf Befehl des Kriegsministers sind sofort nach Changarniers Abzug aus den Tuillerien die Papiere der Bureau's desselben mit Beschlag belegt worden. Das „Vote Universel“ behauptet, L. Napoleon sey im Besitz von Briefen, die Changarnier an die Mitglieder der Familie Orleans gerichtet habe und welche der Hauptgrund seiner Absetzung seien. Dagegen berichtet der „National,“: Changarnier habe zu mehreren Personen in Bezug auf von dem Ministerium zu erwartende Angriffe gesagt: „Man wird sich hüten, gegen mich zu sprechen, weil man sehr wohl weiß, daß ich alsdann auch sprechen würde.“ Das „Evenement“ berichtet, Changarnier habe zu dem Repräsentanten Ducour gesagt: „Bleiben Sie standhaft, denn die Gefahr ist größer, als Sie glauben. Was mich anbelangt, so hat man mir förmlich angetragen, die Versammlung zur Thür hinauszuwerfen.“

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstäbchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 6. Kaiserslautern, Samstag, 18. Januar **1851.**

Ergebnisse aus Erinnerungen.

(Fortsetzung.)

Danton war es, der zuerst (auf dem Marsfelde am 17. Juli 1791) zur Entthronung des Königs einem Haufen von feilen Nichtswürdigen das Stichwort eingeübt hatte, der dem Volke das Geld stahl, um damit Aufrührer zu besolden. „Kühnheit und nichts als Kühnheit!“ war sein Wahlspruch, und mit ihm hoffte er, das Wort „Freiheit“ als die brauchbarste Zaubertäuschung nebender eifrigst benutzend, sich zum Machthaber Frankreichs zu erheben. Dennoch wurde ihm die Blutgier Marats, den die That der Charlotte Corday dem verdienten schmachvollsten Ende entzog, zu arg, und als der Mord zum einzigen Regierungsmittel geworden, als Barères Worte: „Nur die Todten belästigen nicht mehr!“ gegen alle Bessern und Edlern, die den Conventsgelüsten im Wege waren, zur Anwendung kam, da wurde selbst Danton von Ekel ergriffen, so daß er ausrief: „Ich bin der Menschheit müde!“ Freilich aber war Robespierre durch seine größere Schlauheit, die sich mit allen Parteien wechselnd verbündete, bis er sein Ziel erreichte, im Vorsprunge zur Dictatur, und auf Robespierre's Antrieb mußte auch mit seinen Freunden Danton das Blutgerüst besteigen, nachdem er als Verurtheilter dem Convent zugerufen hatte: „Man opfert uns dem Ehrgeiz einiger niederträchtigen Räuber, doch genießen sie nicht lange ihres verbrecherischen Sieges, ich ziehe Robespierre mit nach, er folgt mir bald!“ — und drei Monate nur vergingen, da starb Robespierre ebenfalls auf dem Schaffot. Auch Lasource, der mit noch zwanzig andern zum Tode verurtheilte gemäßigte Girondist, sprach treffend zu seinen Richtern: „Ich sterbe in Tagen, wo das Volk den Verstand verloren hat, Ihr werdet sterben, sobald das Volk wieder zu Verstande gekommen ist!“ In welchem Grade grenzenlos bei dem Volkstheile, der damals über die Schicksale Frankreichs gebot, der Unverstand um sich gegriffen hatte, ersieht man unter Anderem daraus, daß nach dem Falle Marat's, dessen Leben nichts war als ein Zusammenfluß von Betrug, schrankenloser Gemeinheit und ungeheurer Blutschuld, dieses bis dahin schon zum Liebling gewordene Scheusal der herrschenden Menge Abgott wurde. Man erkannte ihm göttliche Verehrung zu, über Nacht erhoben sich in Paris für ihn Triumphbogen und Denkmale wie Pilze, und bald nachher — zerschlug man jede seiner Büsten, riß seine Gebeine aus dem Panteon, wohin sie feierlichst gebracht worden waren, und warf sie in den Kothschlund Montmartre.

Wohin wir schauen in diesen stets vom Jubel einer entmenschten Volksmenge begleiteten Greuelzeiten, wir entdecken nur arge und ärgere Rohheit bei den Parteiführern, und von Prunkreden, die in Paris als Modewaaren erzeugt und von da in alle Narrenwelt hinein weiter verbreitet wurden, lassen sich nur Schwachköpfe blenden. Mit klarer Prüfung und Erkenntniß wird man durch die Geschichte sich überzeugen müssen, daß echter Geist und wahre Bildung, die zugleich eins sind mit der Sittlichkeit, stets nur bei den Gegnern der Revolution sich erwiesen haben; wir nennen — zum Beispiel — den freisinnigen Maiesherdes und Barnave, der sich anfangs dem Wahne des Tages in schwärmerischem Glauben zuwandte, sich dann reuig von ihm trennte, und die Beide auch zu den Vielen gehörten, die wegen ihrer reineren Gesinnung den damals Tag für Tag geschäftigten Henkern überliefert wurden.

Der Convent ging zu Ende, nachdem er alle Güter der Krone, der Geistlichkeit und des ausgewanderten Adels, beinahe die Hälfte des französischen Gebiets, verkauft und den Ertrag für sich und seine Zwecke verwendet, außerdem aber noch die Staatsschuld um dreißig Milliarden Francs vermehrt hatte. Es kam nun die Zeit des Directoriums (von 1795 bis 1799), das durch die Siege unter Bonaparte im Auslande und durch die Sehnsucht nach Ruhe im Innern gestützt wurde und dennoch sehr bald verhaßt war; denn Jeder machte sich zum Despoten und im Ganzen bewies sich auch abermals, daß ein Staat,

Digitized by Google

der von Mehreren regiert werden soll, der Zerrüttung nicht entkommen kann, indem Anmaßung und Parteisucht selbst das Glück ohnmächtig machen. Jede Partei, die sich der Wahlen zu bemächtigen wußte, siegte für eine Weile, und der Besseren entledigte man sich in gleicher Weise wie bisher durch Aechtung und Hinrichtung. Das konnte auch nach den schlechten Keimen, aus denen die Freiheitsbäume erwuchsen, gar nicht anders seyn. Wo dem Spiel der Leidenschaften nicht durch eine einheitliche Spitze vorgebeugt ist, drohen dem Volkswohl täglich neue Gefahren, und nachdem sich das Direktorium zuletzt nur mit Waffengewalt hielt, ward es endlich mit Waffengewalt vertrieben durch Napoleon, der bald als Kaiser der uneingeschränkteste Herrscher war und dem das Volk immer lauter zujauchzte, jemehr er die Ergebnisse der Revolution wegräumte und die Monarchie wieder herstellte. Das Volk war der Tyrannei der Vielen müde und hielt die Tyrannei eines Einzelnen, der dem Lande Ordnung und Ruhm brachte, noch für einen großen Gewinn, obwohl Millionen von Menschenleben dabei zu Grunde gingen. Daß echter Geist und wahre Bildung auch Napoleon fehlten, bezeugten die vielen anmaßlichen, andere Völker knechtenden Uebergriffe, die ihn von dem höchsten Gipfel glänzender Macht in die Oede des Abgrundes stürzten und ihn zu vereinsamtem Sterbelager führten. (Forts. folgt.)

Das Goldstück.

Erzählung.

(Fortsetzung.)

Von Laub und Moos machte er hastig der Leidenden ein Lager zurecht, so bequem es in der Eile ging, deckte seinen Rock über sie und eilte dann sporenstreichs der Gegend zu, wo er das Hundegebell gehört hatte. Bald erreichte er auch ein einsames, ziemlich großes Wirthshaus, mitten in der Haide. Er eilte hinein, erzählte was vorgefallen war und begehrte schleunige Hülfe. Allein damit waren die Leute nicht so schnell bei der Hand, sie meinten, eine Niederkunft und eine Wöchnerin im Hause wären eine große Last, zumal in so schwerer Zeit, und ohne Bezahlung könnten sie sich auf nichts einlassen. Bezahlung? Die Leidende war ausgeplündert und Wilhelms Geld hatten die Räuber. Vergebens ärgerte er sich jetzt, daß er nicht von Anfang an die Schurken abgewehrt hatte, es war zu spät. Die arme Leidende bei heranbrechender Nacht hülflos im Walde lassen konnte er auch nicht — und doch besaß er nichts, um die hartherzigen Wirthsleute zu befriedigen, als — sein Goldstück. Einen Augenblick schwankte er, aber nur einen Augenblick, dann knüpfte er es los und gab es hin. Zwei Knechte mit einer Tragbahre holten jetzt die arme Frau herein, während ihr ein Bette bereitet wurde. Eine Stunde später theilte man Wilhelm mit, sie sey von einem todten Kinde entbunden worden. Er blieb die Nacht auch in dem Wirthshause. Ihm lag daran, zu erfahren, wer die Frau sey, die er gerettet, damit er ihren Angehörigen Nachricht geben könne; als er sie aber am andern Morgen besuchte, war sie erschöpft, starrte ihn an, sprach nicht und erkannte ihn nicht. Er blieb noch den ganzen Tag bis zum folgenden Morgen, allein auch da hatte sich der Zustand der Kranken nicht gebessert. Was sollte er thun? Blieb er länger, so zehrte er mit an dem Goldstücke und helfen konnte er doch nicht. Er mußte gehen. Die Wirthsleute versprachen ihm, die Kranke noch sechs Tage lang für das erhaltene Geld zu verpflegen und er machte sich auf den Weg. In der nächsten Stadt ging er zum Bürgermeister und theilte diesem sein Abenteuer mit. Dieser ein wackerer Mann versprach, einen Arzt nach dem Wirthshause zu schicken, sich der Kranken anzunehmen und sie nach der Stadt bringen zu lassen, sobald ihr Zustand es erlaubte. Wilhelm war jetzt beruhigt und wandte seine Schritte der Heimath zu.

Das Wiedersehen seiner Aeltern war nicht so fröhlich als er gehofft hatte, denn schwer lag die Kriegszeit auf dem ganzen Lande.

(Fortsetzung folgt.)

Verhandlungen vor dem außerordentl. Spezialgerichte der Pfalz.

(Nach dem täglichen Berichte.)

Am 25. Jan. haben die Sitzungen, in welchen die wegen des Zuges in die Gemeinde Steinfeld Angeklagten abgeurtheilt werden sollen, begonnen.

Das Gericht, in dem gewöhnlichen Audiensaale des Assisengerichts seine Sitzungen haltend, war gebildet aus den Herren: 1) Appellationsgerichtsrath Kaerner, Präsident, 2) Hilgard, Bezirksgerichtspräsident, 3) Bühler, Untersuchungsrichter, 4) Kiefer, Bezirksrichter, 5) Löw, Bezirksrichter, 6) Glaser, Assessor, als Richter des Spezialgerichts.

Die Funktionen der Staatsbehörde versahen die Herren Staatsprokuratoren Schmitt und Hoffmann; — das Protokoll führten die Herren Faber und Clemens, Gerichtsschreiber am Appellationsgerichte zu Zweibrücken.

Die Angeklagten sind: 1) Carl Simon, 43 Jahre alt, Lederhändler, geboren zu Heidelberg, wohnhaft zu Bergzabern. 2) Heinrich Rothaas, 45 Jahre alt, Uhrenmacher, geboren und wohnhaft in Bergzabern. 3) Johann Thyssohn, 42 Jahre alt, Schneider, geboren und wohnhaft in Bergzabern. 4) Jacob Herrmann, 42 Jahre alt, Becker, geboren in Schuguerwald, wohnhaft in Bergzabern. 5) Michael Hörner, 36 Jahre alt, Küfer, geboren in Barbelrodt, wohnhaft in Gleisdorbach. 6) Wilhelm Augsburger, 38 Jahre alt, geboren und wohnhaft in Bergzabern. 7) Theobald Bebret, 43 Jahre alt, geboren zu Hardenburg, wohnhaft in Bergzabern. 8) Johann Clemens, 32 Jahre alt, Wirth und Bierbrauer, geboren in Ilbesheim, wohnhaft in Bergzabern. 9) Karl Pfalzgraf, 48 Jahre alt, Holzhändler, geboren und wohnhaft in Bergzabern. 10) Heinrich Mattuscheck, 2: Jahre alt, Metzger, geboren und wohnhaft in Neustadt. 11) Johann Hall, 21 Jahre alt, Bäcker, ge-

Digitized by Google

doren in Heuchelheim, wohnhaft in Neustadt. 12) Anton Heini, 23 Jahr alt, Schreiber, geboren und wohnhaft in Mußbach, 13) Ludwig Zinkgraf, 24 Jahre alt, Bäcker, geboren und wohnhaft in Neustadt, 14) Heinrich Wingerter, 26 Jahre alt, Winzer, geboren und wohnhaft in Gimmeldingen, 15) Georg Stolleis, 21 Jahre alt, Seiler, geboren und wohnhaft in Neustadt, 16) Johann Seel, 26 Jahre alt. Taglöhner, geboren in Winzingen, wohnhaft in Neustadt, 17) Christian Albert, 23 Jahre alt, Weber, geboren in Otterberg, wohnhaft in Neustadt. 18) Friederich Billemeier, 27 Jahre alt, Winzer, geboren und wohnhaft in Neustadt. 19) Christoph Hill, 21 Jahre alt, Weber, geboren und wohnhaft in Neustadt. 20) Nicolaus Hofius, 21 Jahre alt, Schuster, geboren und wohnhaft in Neustadt. 21) Martin Dahn, 23Jahre alt, Maurer, geboren und wohnhaft in Neustadt. 22) Jakob Crammes, 41 Jahre alt, Nagelschmied, geboren und wohnhaft in Bergzabern; 23) Jakob Staudt, 34 Jahre alt, Kammmacher geboren zu Annweiler, wohnhaft in Bergzabern. 24) Jakob Weis, 35 Jahre alt, Metzger geboren in Gleiszellen, wohnhaft in Bergzabern. 25) Friedrich Jakob Surerus, 42 Jahre alt, Müller, geboren in Bergzabern, wohnhaft in Birkenhördt. 26) Michael Schwertfeger, 37 Jahre alt, Ackerer und Winzer, geboren und wohnhaft in Gleishorbach.

Als Vertheidiger waren erschienen die Herren: 1) Advokat Golsen für Carl Simon, Johann Thyssohn, Jacob Herrmann, Wilhelm Augsburger, Theobald Behret, Johann Clemens, Johann Hall, Heinrich Wingerter, Georg Stolleis, Christoph Hill, Martin Dahn, Michael Schwertfeger. — 2) Advokat Petri für Anton Heini, Johann Seel, Christian Albert, Nikolaus Hofius. — 3) Advokat Guiden für Heinrich Rothhaas, Ludwig Zinkgraf, Friedrich Jacob Surerus. — 4) Advokat Gink für Michael Hörner, Carl Pfalzgraf, Friedrich Billemaier, Jacob Crammes, Jacob Staudt, Jacob Weis, und 5) Rechtskandidat Löw für Heinrich Mattuscheck.

Nach Verlesen der betreffenden Beschlüsse des k. Appelationsgerichs, erklärte sich der Gerichtshof constituirt und die Sitzungen für eröffnet.

Der Präsident erinnerte die Vertheidiger, nichts gegen ihr Gewissen und die den Gesetzen schuldige Achtung zu sprechen, und sich mit Anstand und Mäßigung auszudrücken. — An das Auditorium richtete derselbe folgende Worte: „Ich ermahne das Publikum, sich während der Verhandlungen ruhig zu verhalten, die öffentliche Ordnung in keiner Weise zu stören, insbesondere sich jeder Aeußerung des Beifalls oder der Mißbilligung zu enthalten. Wir sind hier um unsere Pflicht zu erfüllen und Recht zu sprechen. Hierzu bedürfen wir keines Beifalls und kein Mißfallen wird uns abhalten, unsere Schuldigkeit zu thun. Das Gesetz verbietet alle störenden Aeußerungen und wir werden augenblicklich ohne Nachsicht mit der Strafe gegen jeden Zuwiderhandelnden einschreiten, die das Gesetz vorschreibt."

Die Gerichtsschreiber verlasen nun die auf die heutige Sache Bezug habenden Acten, in welchen die Anklagepunkte in folgender Weise aufgestellt sind:

1) Carl Simon, angeklagt des Attentates des Ueberfalles einer Gemeinde durch bewaffnete Banden, behufs der Verheerung und des Mordes, sodann in Folge der Verfügung des Art. 313 des Strafgesetzbuchs der Hafthaftigkeit als Führer und Leiter der zur Verübung des ebendezeichneten Verbrechens zusammengebrachten Rotten, an den durch die Mitglieder derselben persönlich verübten Verbrechen, und zwar: a. dem Verbrechen des Meuchelmords; b. den Verbrechen der freiwilligen, vorbedächtlichen schweren Verwundung mit erfolgter Arbeitsunfähigkeit; c. dem weiteren Verbrechen der Brandstiftung, durch freiwillige Feueranlegung; d. an dem Verbrechen der strafbaren Verhaftung und Festhaltung von Personen, ohne Befehl der gesetzlichen Gewalten.

2) Heinrich Rothhaas, angeklagt desselben Verbrechens der Leitung bewaffneter Banden, um Gemeinden mit Verheerung, Mord und Brandstiftung gewaltthätig zu überziehen.

Alle folgende Personen sind der verbrecherischen Mitwirkung, wissentlicher Theilnahme und Hilfeleistung in den Handlungen, welche das Verbrechen vorbereitet, erleichtert und vollendet haben, an dem bezeichneten Attentate des gewaltthätigen Ueberfalls der Gemeinden Steinfeld, Rechtenbach und Schweigen mit Verheerung, Mord und Brandstiftung angeklagt und zwar:

3) Johann Tysohn, dadurch, daß er, obgleich zum dritten Aufgebote gehörend, mit einer Sense bewaffnet, sich dem Zuge nach Steinfeld anschloß, dort friedlichen Leuten drohte, ganz nahe dabei war, als Balthasar Ullmer geschossen wurde, und zugegen, als der Angeklagte Surerus den Peter Vogel verhaftete.

4) Jacob Herrmann, dadurch, daß er mit einer Flinte bewaffnet den Steinfelder Zug mitmachte, trotz erhaltener Abmahnung, geschossen hat. Insbesondere ist derselbe noch angeklagt des vorbedächtigen Mordes durch Tödtung des Lorenz Krämer von Steinfeld durch einen Flintenschuß nach vorgefaßtem Entschlusse, auf diesen oder sonst jeden Bewohner von Steinfeld sein mit einer Kugel geladenes Gewehr abzuschießen.

5) Michael Hörner, dadurch, daß er in den Gemeinden Pleisweiler, Gleishorbach und Gleiszellen mit einem Trommler zum Mitzuge nach Steinfeld aufforderte, scharfe Patronen hergab, sich selbst mit Bewaffneten dem Zuge anschloß, nachdem er von Märzheim Freischärler zur Hilfe herbeigeholt hatte, zu Rechtenbach in die Wohnung des Zeugen Volkmuth eindrang, mit andern Bewaffneten dessen Waffen und Pferd raubte und dabei der stehenden Ehefrau Volkmuth den Säbel auf die Brust gesetzt hat, die Exzesse gegen Reich mitmachte, sich mit mehreren Anderen an der Verhaftung und Festhaltung der k. Zollbeamten Noll und Ruppert zu Schweigen am 17. Juni 1849 ohne Befehl der gesetzlichen Obrigkeit und außer den im Gesetze vorgesehenen Fällen, welche Festhaltung mehr als 10 Tage andauerte, betheiligte, Schildwache bei den genannten Verhafteten stand, das Amtsschild am Zollgebäude in Schweigen zerstört

Digitized by Google

und mit dem Angeklagten Heller das Pferd des Noll geraubt hat.

6) Wilhelm Augsburger, dadurch, daß er den Bürgerwehroffizieren, die vom Zuge nach Steinfeld ꝛc. abriethen, ihr Benehmen vorwarf, den Zug selbst mit einer Flinte mitmachte, mit dem Angeklagten Simon voraus zum Angriffe eilte und sich unter denen befand, die mit Simon geschossen haben. — Außerdem fallen demselben in Gemeinschaft mit Eduard Carli noch zur Last die Versuche vorbedachten Mordes, welche Versuche durch äußere Handlungen und begonnenen Vollzugs bethätigt waren, der seine Wirkung durch zufällige, von ihrem Willen unabhängige Umstände verfehlte, dadurch, daß sie, nach vorgefaßtem Entschlusse, auf die sich ihnen entgegenstellenden Bewohner Steinfelds schießen zu wollen, wirklich ihre scharf geladenen Gewehre gegen einzelne Gruppen seiner Bewohner losschossen, wobei sie sich wechselseitig unterstützt und einander geholfen haben.

7) Theobald Behret, dadurch, daß er, obgleich zum 3. Aufgebote gehörend, den Zug nach Steinfeld als Lieutenant der Bürgerwehr mitgemacht, sich an der Herbeischaffung von Stricken betheiligte und die in Bergjabern aufgestellte Schaar mit Wein und Würsten traktirte.

8) Johann Clemens, dadurch, daß er zum Zuge nach Steinfeld beharrlich aufforderte, den Bürgermeister in Bergzabern bedrohte, weil er gegen den Zug war, mit dem Angeklagten Wilhelm Hörner als Patrouille dem Zug vorausgeschickt, unterwegs zwei junge Burschе, Carl Volkmuth von Rechtenbach und Johann Wilhelm aus Steinfeld, verhaftete und nach Bergjabern ins Gefängniß brachte, damit der Auszug nicht verrathen werde, den Zug selbst bewaffnet mitgemacht hat. — Außerdem ist derselbe noch angeklagt, der Verhaftung von Personen ohne Befehl der gesetzlichen Gewalt und außer den durch das Gesetz vorgesehenen Fällen, verübt gegen die Zolldeamten Noll und Ruppert in Schweigen, welche länger als 10 Tage festgehalten wurden, und von welchen Noll, nach Durlach ins Gefängniß gebracht, erst durch königl. preuß. Militär, ohne alles Zuthun und unabhängig von dem Willen und Wissen der Angeklagten ihre Freiheit wieder erhielten, so wie auch der wissentlichen Theilnahme und Mitwirkung bei diesen Verhaftungen, in den Handlungen, welche sie vorbereitet, erleichtert und vollendet haben.

9) Carl Pfalzgraf, dadurch, daß er, obgleich zum 3ten Aufgebote gehörend, bewaffnet mit einer Flinte den Steinfelder Zug mitgemacht, mit dem Angeklagten Simon und andern vorauseilend sich beim Angriffe und unter denen befand, welche geschossen und erklärt haben soll, er habe Zweien den Auftrag gegeben, die Scheuer des Angst in Brand zu stecken. — Ferner ist derselbe noch in Gemeinschaft mit Mehreren angeklagt der Versuche vorbedachten Mordes, dadurch, daß sie nach vorgefaßtem Entschlusse, auf die sich ihnen entgegenstellenden Bewohner Steinfelds schießen zu wollen, wirklich ihre scharf geladenen Gewehre auf einzelne oder mehrere jener Bewohner losschossen; dann der strafbaren Mitwirkung durch wechselseitige Hilfeleistung, Unterstützung und Assistenz bei dem erwähnten Verbrechen der vorbedachten, eine Arbeitsunfähigkeit von mehr als 20 Tagen herbeiführenden schweren Verwundung mehrerer Einwohner von Steinfeld.

10) Heinrich Mattuscheck, 11) Johann Hall, 12) Anton Heini, 13) Ludwig Zinkgraf, 14) Heinrich Wingerter, 15) Georg Stolleis, 16) Johann Seel, 17) Christian Albert, 18) Friedrich Billemaier, 19) Christoph Hill, 20) Nicolaus Hofius, 21) Martin Dahn; — diese alle dadurch, daß sie unter dem Commando der Angeklagten Kraut und Löhner nach Bergzabern kamen, alle Vorbereitungen zum Kampfe sahen und dennoch mit nach Steinfeld zogen, wo sie sich an dem bestigten Kampfe an der Ziegelscheuer des Zeugen Angst betheiligten, überführt und geständig sind, dort auf Einwohner von Steinfeld geschossen zu haben, und unter denen sich befanden, welche die Scheuer in Brand boshaft gesteckt haben;

22) Jakob Crammes, dadurch, daß er, mit einem Gewehr versehen, den Zug nach Steinfeld mitgemacht hat, sich unter den an der Ziegelhütte Kämpfenden mit gefälltem Gewehre befand, ebenso bei einer Rotte, die den Balthasar Ullmer von Steinfeld zu sich lockte, Anfangs friedlich mit ihm sprach; und als er sich des Martin Mattes von da, den die Rotte überfiel, annahm, ebenfalls mit gefälltem Bajonette von dieser Rotte angegriffen und auf ihn geschossen wurde, so daß Ullmer zwei Bajonettstiche und zwei Kugeln erhielt, von welchen die eine durch die Mütze fuhr, die andere aber den Unterkiefer zerschmetterte, bei welchen Vorgängen Crammes selbst durch den sich vertheidigenden Ullmer am Kopfe verwundet worden ist.

23) Jakob Staudt, dadurch, daß er ebenfalls mit einer Flinte bewaffnet, den Zug nach Steinfeld mitgemacht, mit Jakob Crammes einer der vorderstен bei der Ziegelhütte war, und sich hier, wie bei dem Angriffe gegen Mattes und Ullmer, in ganz gleicher Weise, wie Crammes, betheiligt hat. — Außerdem stehen die von Nro. 10 — 23 incl. bezeichneten Personen noch unter der Anklage des Verbrechens der gleichen Mitwirkung und wissentlichen Theilnahme durch wechselseitige Unterstützung bei der erwähnten freiwilligen Brandstiftung in den Gebäulichkeiten des Zieglers Angst von Steinfeld 24) Jakob Weis, 25) Friedrich Jakob Surerus, 26) Michael Schwertfeger. Diesen drei Letztgenannten fallen außer der erwähnten Mitwirkung und Theilnahme an dem Verbrechen des gewaltthätigen Ueberfalles der genannten Gemeinden keine speziellen verbrecherischen Thathandlungen zur Last. — Nach beendigter Vorlesung der Anklageacte wurde die erste Sitzung geschlossen.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 7. Kaiserslautern, Donnerstag, 23. Januar **1851.**

Ergebnisse aus Erinnerungen.

(Fortsetzung.)

Ludwig der Achtzehnte bestieg den Thron in Folge des wieder zur Geltung gebrachten Erbrechts; — sein Weg von Calais bis Paris war ein Triumphzug, stürmisches Volks-Entzücken begleitete ihn, und bei seinem Einzug in die Hauptstadt waren Seeligkeit und Jauchzen der Massen so überschwenglich wie jemals. Gleich nachher begannen aber auch die Umtriebe der Parteien von Neuem und noch nicht ein Jahr war vergangen, da wurde der bei seiner Abfahrt nach Elba mit Drohungen verfolgte Napoleon bei seiner überraschenden Rückkehr überall ebenfalls mit Jubel empfangen; der stete Wechsel der Stimmungen war wie immer durch Parteien bezweckt und von der vermöge des Wechsels siegenden Partei bewirkt. Napoleon konnte sich nicht behaupten, und Ludwig der Achtzehnte, der den Thron wieder einnahm, zeigte sich als wohlwollender und verständiger Fürst; alles Gute und Nothwendige hieß jedoch fortwährend Reaction, Rückschritt, und das Schlimmste war oft die That der Majorität der Kammer. Der König widerstand den Parteien, so viel er vermochte, aber die Majoritäten blieben deren Spielball und mit ihnen machte sich eine gesicherte Regierung unmöglich. Nach dem Tode Ludwig des Achtzehnten folgte Karl der Zehnte, der nicht die Geschicklichkeit hatte, die Parteien zu lähmen, der vielmehr selbst in frömmelnder Richtung zu sehr Partei war. Während seiner Regierung gewannen Die, welche die Souveränetät der Kammer unter dem Namen Souveränetät des Volkes wollten, die Uebermacht über die Stimmung und mit thätlicher Hülfe der künstlich aufgeregten Arbeiterklassen entstand die Juli-Revolution. Sie war der Sieg der Doctrinairs — der Anhänger von Ideen, die, ob sie noch so schmeichelnd und wohlklingend sind, in unserer Wirklichkeit keinen Boden haben — und durch den Willen dieser Doctrinairs und ihre Hoffnung, sich nur ein Werkzeug für ihre Pläne erwählt zu haben, ward der Herzog von Orleans zum König Ludwig Philipp. Statt nur einstweiliger Regent zu werden, ließ er sich nach der Abdankung Karl des Zehnten und des Herzogs von Angoulême zu dem sündlichen Entschluß verleiten, den erbgesetzmäßigen Thronfolger, Herzog von Bordeaux, zu vergessen; die Geschichte hat ihn jetzt daran erinnert, wird auch weiter daran erinnern. Die Monarchie, die bewährteste aller Regierungsweisen, kann nur eine erbliche seyn; was der Wille von Aufrührern gibt, kann der Wille anderer Aufrührer nehmen, und dies geschah am 24. Febr. 1848, nachdem König Ludwig Philipp, der fast achtzehn Jahre jedenfalls mit Klugheit regierte und des Volkes Zustände wesentlich verbesserte, die nur zu den Zwecken des Aufruhrs dienenden Bankets nach Nothwendigkeit und Pflicht verboten hatte.

Und was war der ein paar Monate hindurch gepriesene Fastnachts-Aufruhr vom Jahr 1848? Wie wir in diesem Aufsatz stets dies Urtheile Anderer einfügten, unsere Ansicht nicht als eine einzelne hinstellten, so lassen wir jetzt einen Engländer im „Edinburg Review“ sprechen: „fünfzig Verschwörer und zweitausend Banditen vertrieben mit seiner Familie Louis Philipp, ein Mann, merkwürdig durch seine persönlichen Talente und durch seine Tugenden als Mensch; einen König, welcher kein anderes Unrecht gethan, als daß er seine Krone aus den Händen der Empörung angenommen, wie es sein einziger Fehler seyn wird, es hoffnungslos dennoch versucht zu haben, ein Volk gesetzlich zu regieren, das, laut der Geschichte, nie anders als durch entschiedene Macht und Kraft hat regiert werden können. Dabei befand es sich auch immer am wohlsten, weil eine solche Regierung glänzte und der Glanz im Lande der wechselnden Moden, die unablässig auch in seinem Staatenleben herrschten, stets als das Höchste galt.“

Von der ersten Revolution, in der man (1793) das Christenthum abschwor, Gott leugnete und in dem unvernünftigsten Treiben doch die Vernunft zur Gattin machte, zeigte sich nicht bloß die Bildung des Volks, sondern auch die der sich vordrängenden Füh-

Digitized by Google

rer völlig unzureichend, etwas Besseres zu schaffen, als man zerstörte. Die kurzen Zeiträume, in denen Frankreich vom Jahre 1789 bis 1799 zuweilen eine Regierung hatte, die nicht gradhin ein Räuber- und Mördertreiben begünstigte, waren solche, in denen die Ansäßigen in Städten und Dörfern, aus Furcht, mehr noch gepländert und mißhandelt zu werden, das Schlechte sich gefallen ließen, um nur nicht noch Schlechterem neue Gelegenheit zum Fortschritt zu geben. Getrieben von der Nothwehr gegen die unaufhörlichen Ränke und Greuelthaten der sich in National-Versammlung, Convent und Direktorium an die Spitze drängenden Wüthriche ließ man sich endlich willig den einen großen Tyrannen, Napoleon, gefallen, weil er es verstand, die als Freiheitsapostel zu Schandgewaltigen gewordenen vielen Tyrannen zu bändigen. Als endlich Napoleon durch das Uebermaß seiner Herrschsucht dem Gottesgericht, welches auf den Eisfeldern Rußlands begann, anheimfiel, zeigte es sich, daß Die, welche für die Bourbonen das Witzwort erfanden: „sie haben nichts gelernt und nichts vergessen“, jedenfalls sich ein noch härteres Urtheil verdienten, denn sie hatten nichts gelernt und mitten in Frankreich von den Selbsterkenntnissen dennoch Alles vergessen, was die Erfahrung während eines Vierteljahrhunderts mit blutigen Zügen in das Buch der Geschichte eintrug. Daß eine Umwälzung, wie die vom Februar 1848 in Frankreich möglich war, und obenein gepriesen wurde, setzt allen Beweisen für die Erkenntniß: die Revolution sey von je an weder aus echtem Geist noch aus wahrer Bildung hervorgegangen, die Krone auf und der Schauder über sechzigjährige Thorheit der anmaßendsten Begriffslosigkeit kann sich nur schwer eines krampfhaften Lachens erwehren, wenn aus all dem Unwesen hervorgeht, daß beinahe jede siegende Partei immer, um sich halten zu können, wiederherstelle, was sie zuvor in ihrem Wahne oder eigensüchtigen Herrschgelüst verflucht und verwüstet hatte. Die edleren Kräfte aber, die noch vorhanden waren, gingen in den Stürmen unter, obwohl auch sie nicht frei von Schuld sind; denn nicht blos ihre Schwärmerei, sondern selbst deren theilweise Wahrheit wird zum Verbrechen, ist sie dem Begriffsgrade des Volks nicht angemessen. Die begründete Geisteskraft und Bildung besteht eben in richtiger Erkenntniß des anwendbaren Maaßes, das einen Staatsbau bessert, ihn aber nicht aus den Fugen treibt, und wer, wie es zu Anfang der französischen Revolution geschehen, den Grundsatz aufstellt: mit der Vergangenheit brechen zu wollen, der muß, auch wenn er übrigens noch so viel zu wissen und es äußerst gut zu meinen glaubt, zu einem schuldvollen Narren werden. Wir wiederholen es: so wenig der Einzelne mit seinen Erinnerungen brechen und sich ihrem Einfluß mit ziehen kann, eben so wenig kann ein Volk, und die erträglicheren Tage der französischen Revolutionen waren stets noch jene, in denen man sich mit der Vergangenheit zu versöhnen und nach dem gewaltsamen Riß sie mit der Gegenwart wieder zu verbinden suchte. (Forts. folgt.)

Das Goldstück.

Erzählung.

(Fortsetzung.)

III.

Wenige Tage nach seiner Heimkehr gab Wilhelm einem Jugendfreunde, der eine Reise machte, auf welcher er jenes Wirthshaus berühren mußte, den Auftrag, sich nach der kranken Frau zu erkundigen und ihm sein Goldstück wieder einzuwechseln, das die Wirthsleute ihm aufzuheben versprochen hatten. Als der Freund von seiner Reise zurückkam, brachte er die Nachricht mit, daß die Kranke wirklich von dem Bürgermeister nach jener Stadt gebolt worden und demnach für sie gesorgt sey. Das Goldstück aber hatten die Wirthsleute nicht mehr gehabt. So unangenehm nun Wilhelm auch der Verlust desselben war, so vergaß er ihn doch bald, denn trauriger und trauriger gestalteten sich die Verhältnisse des Vaterlandes. Preußen wird endlich zu dem demüthigenden Frieden von Tilsit gezwungen. Wilhelms Vaterstadt gehörte zu den Theilen Westphalens, die Preußen in diesem Frieden abtreten mußte, und sie wurde zu dem neugebildeten Königreiche Westphalen geschlagen, dessen erster und einziger König Hieronymus Bonaparte war. Eine der ersten Einrichtungen des neuen Herrschers war die Conscription. Ihr verfiel auch Wilhelm. Da gesetzlich die Eltern mit ihrem Vermögen für die Conscribirten haften mußten, so konnte er sich ihr nicht entziehen und mußte Soldat werden.

Ganz anders freilich hatte er sich die Zukunft ausgemalt, da er von seiner Braut schied, ganz anders, als sie sich jetzt gestaltete. Statt sich seinen eignen Heerd zu gründen, mußte er auf die Wache ziehen, und seine Briefe an Karoline aus dem geistödtenden Garnisonleben verriethen Trauer und Niedergeschlagenheit. Doch von der Einförmigkeit des Garnisonlebens sollte er wenigstens bald befreit werden. Im Jahr 1809 brach der Krieg Frankreichs gegen Oesterreich aus. Auch der König von Westphalen mußte sein Contingent zu dem Heere Napoleons stellen, und Wilhelms Regiment zog nach Oesterreich. Allein ehe es noch den Kriegsschauplatz erreichte, ward die

Digitized by Google

Schlacht bei Wagram geschlagen, der zunächst ein Waffenstillstand, später der Frieden folgte. Das Regiment machte Halt. Wilhelm, bereits zum Unteroffizier ausgerückt, wurde dadurch von der Schmach befreit, im Dienste eines fremden Herrschers gegen deutsche Brüder kämpfen zu müssen. Doch dem Kampfe selbst sollte er nicht entgehen. Während Napoleon wiederholt die mächtigsten Staaten besiegte, gelang es ihm nicht, Spanien zu unterwerfen, und immer neue Truppen mußte er gegen das kühne, unversöhnliche Volk senden, das ihm, von England unterstützt, den hartnäckigsten Widerstand entgegensetzte. So erhielt denn Wilhelms Regiment, das noch frisch und wohl ausgerüstet war, Befehl nach Spanien zu ziehen. (Forts. folgt.)

Verhandlungen vor dem außerordentl. Spezialgerichte der Pfalz.

Sechste Sitzung vom 20. Januar.

33) Michael Jung von Bergzabern. Donnerstag vor dem Steinfelder Zug (14. Juni) wurde Generalmarsch geschlagen, da kam Bürgermeister Mühlecker, welchem Augsburger einen Stoß auf die Brust gab, wodurch er rücklings auf die Erde hinfiel, weil er sich über die Bürgerwehr lustig gemacht hätte; Andere fällten das Bajonett gegen ihn, worauf ich jedoch dazwischen sprang und dem Mißhandelten den Rath gab, sich schnell zu entfernen. — Augsburger sagte, der Mann sey betrunken gewesen. Borscht gab mir eines Tages den Auftrag, 8 Gefangene in's Arresthaus zu bringen; einem dieser Gefangenen schlug Borscht an's Ohr und befahl ihn in's Loch zu stecken (einen unterirdischen, wahrscheinlich aus dem Mittelalter herrührenden, sonst nie benützten Behälter.) Gab sofort Aufschluß über die Verhaftung von Prinz und des Actuars Megele. Der Zeuge und Rothhaas, welche beide Bürgerwehroffiziere waren, wollten den Actuar freigeben, konnten es jedoch gegen die gemeinen Wehrmänner nicht durchsetzen. Samstags, am 16. Juni, sagte ein Mann von Rechtenbach, die Steinfelder wollten Borscht auflauern und ihn verhaften. Ich benachrichtigte Frau Borscht davon. Den andern Morgen war schon in aller Frühe großes Getöse auf der Straße; gegen 10 Uhr hörte ich, Borscht sey verhaftet und nach Steinfeld gebracht worden. Um 10 Uhr kam Rothhaas zu mir, ich sollte Generalmarsch schlagen lassen, da die Weiber der Gefangenen ihn dringend darum angegangen hätten. — Eine halbe Stunde später kam Moritz mit Rothhaas und forderte mich abermals auf, Generalmarsch schlagen zu lassen, was ich wiederum verweigerte, und Rothhaas auch Recht gab. — Später war ich im Hause der Frau Borscht, welche abermals in mich drang, Generalmarsch schlagen zu lassen. Auf meine nochmalige Weigerung ging Michael Hörner, der dabei stand, fort und sagte: da gehe ich und hole die Bauern. Alsbald sah ich Hörner zu Tambour Weis gehen. Diesem nachgängig haben hernach die Frauen ein Schreiben an das Bürgermeisteramt gerichtet. Es rannte Alles durch die Straßen hin und her und war in der fürchterlichsten Aufregung. So dauerte dieser Zustand bis Mittags 1 Uhr. Es kamen Bewaffnete und Unbewaffnete auf dem Marktplatz zusammen, da Generalmarsch geschlagen wurde. Dort fragte ich Rothhaas, wer hat Generalmarsch schlagen lassen? worauf dieser sagte: ich, zur Volksversammlung. Dort auf dem Marktplatze gab ich mir nun mit meinem Schwager Aufsarth alle erdenkliche Mühe, die Leute von ihrem unsinnigen Vorhaben abzuhalten. Ich stellte ihnen vor, daß ich Borscht gewarnt hätte, sie möchten sich nicht unglücklich machen, die Preußen seyen in der Nähe und wüßten auch, welchen Widerstand sie beim ersten Zug in Steinfeld gefunden hätten. Moritz widersprach dem Allen. — Da wurde eine Deputation, nämlich ich und Rothhaas an den alten Bruch, den Vater des Gefangenen, abgesandt, welcher uns aber von dem Zuge ebenfalls abrieth. Diese Mittheilung machten wir alsbald der Versammlung, welche beschloß, der Bürgermeister solle ein Schreiben in das Freischaarenlager um Zuzug abgehen lassen. Bald darauf kamen die Freischaaren hereinmarschirt, es wurde abermals in der Stadt Generalmarsch geschlagen, und ich stellte die Bürgerwehr, d. h. das zweite Aufgebot, ungefähr 80 Mann stark, auf. — Kraut, der Anführer der Freischaaren, las uns vor, er habe Gewalt, zwei standrechtlich erschießen zu lassen, und Jeder, der sich widersetze, würde erschossen. Währenddem wir da standen, fragte uns Kraut, ob wir keine Pechkränze oder Harzholz hätten. Ich glaube jedoch nicht, daß die Bergzaberer Bürgerwehr dies gehört hat. Lorenz Pistor rief, wie ich sagte, wir hätten keine Pechkränze, ich habe Harzholz. Kraut kam mir vor wie ein Räuber; er gab auch alsbald Befehl zur Verhaftung des Polizeikommissärs Jäger, Währenddem wurde auch ein Sohn des Obercontroleurs Volkmuth etwa 12 Jahre alt, gefänglich eingebracht, und als Geisel zurückgehalten, die Freischaaren lagerten auf dem Marktplatz herum, und labten sich mit Speise und Trank. Vor dem Abmarsch rief Kraut Löhner herbei, und theilte den Befehl aus; er wolle nach Rechtenbach und Schweigen, Löhner solle nach Steinfeld ziehen. Unter des Letzteren Comando stand auch die Bergzaberer Bürgerwehr. Löhner hatte jedoch von Kraut den Befehl, nicht zuerst anzugreifen. Unsere Abtheilung zog voraus; wir machten zuerst bei der Weidelmühle Halt, wo auf Commando des Löhner geladen wurde; dort zog er über Otterbach und Kleinsteinfeld, ich hatte den Auftrag mit 14 Mann die Anhöhe von Steinfeld zu besetzen; 2 Abtheilungen Neustadter wurden mir nachgeschickt, welche ebenfalls von einem Lieutenant kommandirt wurden. Ungefähr 100 Schritte waren uns Simon, Hertle, Pfalzgraf, Augsburger, Jülich vorausgeeilt. Pfalzgraf blieb stehen, bis meine Section nachgekommen war. Wir marschirten ganz langsam vor und ich gab den Befehl ja nicht zuerst zu schießen. Auf der Anhöhe vor Steinfeld angelangt, hat ich, den Leuten, die in und außerhalb des Dorfes standen, nichts zu machen; da sah ich plötzlich, daß ein Mann zu Boden geworfen und von dem Angreifenden mit einer Heugabel bedroht wurde. Ich sprang hinzu und wehrte ab. Die

Digitized by Google

Bergzaberer hatten sich auf einen steilen Rech aufgestellt; wir sahen von da aus die Steinfelder mit ihren Kappen uns zuwinken. — Nun fing es an zu schießen, zuerst hörte ich einen einzelnen Schuß; von welcher Seite der erste Schuß fiel, kann ich nicht angeben, worauf die Bergzaberer, namentlich Simon, Hertle, Carli und Bock ihre Gewehre gegen die 1 Dorf stehenden Leute abfeuerten. Der Offizier der Neustadter und ich suchten abzuwehren, namentlich riß ich dem Angeklagten Herrmann das Gewehr, mit welchem er im Anschlag stand, weg. An der Ziegelhütte schoß und trommelte es heftig, und es rief Jemand: hieher. Ich ging die Höhle herunter, da brachte mir Jemand ein Blättchen von Borscht und den Andern, worauf gesagt war: „Ihr Bergzaberer zieht euch zurück, die Steinfelder schützen uns schon.“ Auf der Anhöhe sah ich einen zweiten Zug Bergzaberer von einer andern Seite herkommen; unter diesen Rothhaas, welcher auf mich zukam, die Hand gab und sagte: ach Gott, Jung, wie geht es da zu, und war sehr niedergeschlagen. Gleich darauf hörte ich, die Ziegelscheuer sollte angezündet werden und unmittelbar nachher sah ich Rauch aufsteigen und vernahm den Ruf: „wir brauchen es nicht mehr anzustecken, es brennt schon, es brennt schon“; ich sah zu gleicher Zeit mehrere Personen unten an der Ziegelhütte, auch solche, die das Vieh losbanden. Erkannt habe ich Niemand, der Anblick war zu erschrecklich. Löhner wollte ins Dorf dringen, und hat vorwärts kommandirt. Unter dieser Abtheilung erkannte ich Thyr. Weiterhin stand eine andere Abtheilung der Neustadter, welche ich aufforderte, sich zurückzuziehen. Rothhaas und ich trieben die Bergzaberer vor und die Höhle hinauf, von Steinfeld weg. Während dem bekam ich einen Brief, worauf die Nachricht stand, daß ein für die Freischaaren unglückliches Gefecht bei Rinnthal stattgefunden hätte. Dies mag Abends um 8½ Uhr gewesen sein, in Bergzabern rückten wir zwischen 10 — 11 Uhr ein. — — Auf Befragen der Staatsbehörde, erklärt der Zeuge: er glaube, daß Rothhaas nur aus Gutmüthigkeit gegen die Frauen Generalmarsch habe schlagen lassen. Die Angeklagten gaben nun ihre Erklärungen auf vorstehende Depositionen.

Simon: ich habe den Zug nur auf heftiges Drängen und Drohen von verschiedenen Seiten mitgemacht, bewaffnet mit einer unbrauchbaren Flinte, und ohne Munition, und habe nie geschossen.

Rothaas, welcher übrigens durch Jung weit mehr entlastet als belastet wird, gibt im Wesentlichen an, daß er ebenfalls wie Jung als Bürgerwehroffizier den Zug nur gezwungen, hauptsächlich durch Löhner, mitgemacht habe; hat auch vor und während des Kampfes sich alle erdenkliche Mühe gegeben, seine Leute von Gewaltthätigkeiten zurückzuhalten. Rothhaas hat Mittags auf dem Marktplatze, wie die übrigen Bürgerwehroffiziere von dem Zuge abgerathen (Ich fühle mich gedrungen, hier die Bemerkung einzuschalten, daß sowohl Simon wie Rothhaas durch ihr anständiges, ruhiges Benehmen, sich die Achtung aller Zuhörer erworben haben; dieselben schienen nach dem Anklageakt von den Verhafteten die am meisten Gravirten.) Thyssohn will den Zug mitgemacht haben, um von Karl Bruch 30 fl. für gelieferte Kleider zu erlangen. — Herrmann war mit einer schlechten Waffe bewaffnet, hat nicht geladen, und widerspricht, daß er auf die Steinfelder aufgeschlagen habe; er ging zurück, bevor noch der Kampf entbrannt war. — Hörner widerspricht die Aussage, und sagt, Jung habe dem Tambour den Auftrag gegeben, die Bauern zusammenzutrommeln. — Augsburger behauptet gegen den Zug gewesen zu seyn. man hätte ihn im Gegentheil zwingen wollen einen Brief ins Lager zu bringen; hat den Zug nicht mitgemacht und ist erst später bis an die Weidelmühle gekommen, und zwar unbewaffnet. — Behret hat den Zug nach Steinfeld nicht mitgemacht; ist blos zufällig an jenem Tage nach Rechtenbach gekommen. — Clemens ist mit nach Schweigen gezogen. — Pfalzgraf war bei dem Steinfelder Zug; erzählt wie er ganz gegen seine Ueberzeugung durch Löhner (dieser Freischaaren-Oberst hatte ihm vorher eine Flinte gestohlen und gab sie ihm erst auf Befehl des Trocinski wieder zurück) gezwungen wurde, dem Zuge sich anzuschließen, hat nie geschossen und ist nicht in die Nähe von Steinfeld gekommen. Weist mit Entrüstung die Anklage zurück, als habe er Befehl ertheilt, die Scheune anzustecken, was auch durchaus der Fall nicht zu seyn scheint. — Wahrhaft erschütternd war es nun, wie der Präsident eine Deposition des Angeklagten Hall vorliest, wornach Pfalzgraf ihm erzählt habe, er habe zwei Leuten den Befehl zum Anzünden gegeben. — Hall will heute nichts mehr davon wissen. Sollte dieser so schlecht gewesen seyn, Jemanden so schwer zu belasten? — Mattuscheck erzählt, wie die Neustadter, ohne zu wissen wohin, aus dem Lager in Mörzheim nach Bergzabern marschirt, dort mit Jubel empfangen und mit Würsten, Käse, Wein u. s. w. tractirt worden seyn. — Sie seyen dann gegen Steinfeld gezogen; sein Gewehr war geladen, hatte aber nicht geschossen. Die Steinfelder hätten zuerst herausgeschossen; wie er die Ziegelhütte brennen sah, sprang er in den Hof, welcher ganz mit Menschen angefüllt war; band 3 — 4 Stück Vieh im Stall los und nachher noch ein Kälbchen, welches er ächzen hörte. — Hall wie Mattuscheck, läugnet geschossen oder in die Scheune gekommen zu seyn. — Heinz ebenso; ich kannte nur Mattuscheck von den Personen in dem Hofe der Ziegelhütte. Zinzgraf, Wingerter haben auch nicht geschossen; Stolleis, Seel, Albert Billemayer, Hill, Hofius, Dahm gerade wie die Vorigen. — Crammes hat den Zug mitgemacht, auch geladen, aber nicht geschossen; ist dabei verwundet worden, weiß aber nicht von wem. — Staudt wie Crammes. — Weis will blos mit einem Stocke versehen dabei gewesen seyn. — Laverus kam blos bis auf die Anhöhe von Oberotterbach; hatte ein ungeladenes Gewehr. — Schwerdfeger weiß von gar nichts; er weiß nicht war er dabei, oder wo er war.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 8. Kaiserslautern, Samstag, 25. Januar **1851.**

Ergebnisse aus Erinnerungen.

(Fortsetzung.)

Mit Allem, was wir aus tiefster Ueberzeugung hier sagten, klagen wir jedoch keineswegs das eigentliche Volk an, auch nicht das französische. Das wird stets ein ehrenwerthes, ja edles seyn bei richtiger Leitung, aber freilich sollte es verlernen, in seiner Bereitwilligkeit zu Thaten hirnschwindlichen Gedanken zu huldigen, die in der Wirklichkeit keinen Boden haben und ihn nicht haben können; es sollte sich hüten, Irrführern zu folgen, die mit reizenden Worten zu schmachvollem Beginnen hinreißen. Denn was sich durch alle Pariser Revolutionen zieht, ist nicht bloß eine Verleugnung der durch die Geschichte festgestellten Erfahrungen, die, von den Franzosen wer weiß wie oft vertrieben, sich doch immer wieder geltend machen, es ist der habsüchtige Angriff auf jedes Eigenthum, jeden Besitz. Dies zeigte sich von da an, wo die sogenannte Volkssouverainetät ihre Rolle spielte. Was irgend von Gütern in Geld flüssig gemacht werden konnte, fiel in den Jahren der Republik der Vergeudung zu. Und als in der Juli-Revolution jene Volkssouverainetät wieder hervorbrach, kam sie mit derselben Begierde, am unverhülltesten bei den, in der Selbsttaufe sich „Gesellschaft der Freunde des Volks“ nennenden Versammlungen, wo ganz unverhohlen die Vertheilung der Güter beschlossen, wurde, nach den verjährten, auch zu den Hebeln der Pariser Umwälzungen gehörenden Wahnbildern des Saint-Simon, die, nun in noch grellere Färbung getrieben, den Fastnachts-Aufruhr von 1848 als „Communismus“ und „Socialismus“ ganz offen zu Aushängeschildern dienten. Vor ihnen beugte sich gehorsamst auch die provisorische Regierung unter Lamartine, jene sogenannte republikanische, die in den 70 Tagen ihrer Herrschaft jedenfalls vielfach mehr Gewaltstreiche zu befehlen beliebte, als die Geschichte der drei Könige Frankreichs in diesem Jahrhundert aufzuweisen hat; — und selbst die National-Versammlung sah sich im Jahr 1850 genöthigt, Beschränkungs-Gesetze zu geben, gegen welche die Ordonnanzen Karl des Zehnten und das Banket-Verbot Ludwig Philipp's höchst milde Anordnungen sind. So ward jede neue Veränderung stets zur Beweis von unwandelbarer Thorheit!

Genug, alle Gedanken und Zurufe der revolutionären Zugführer seit sechzig Jahren von ihrem ersten, kurz vor dem Schluß des neunzehnten Halbjahrhunderts erneuerten Fahnenspruch: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!“ sind nur darauf gerichtet, sich gegen die Wirklichkeit und Möglichkeit zu empören; sehr begreiflich konnte dies jedoch nur mit bloßem Schein geschehen. Was den Völkern neuerdings von den Pariser Modefreiheitshändlern eingeschwätzt und überliefert wurde, das sind durchaus nur Keile zu dem Versuch, daß der Mensch sich austreibe aus der Wirklichkeit. Diese ihren Räuber-Socialismus ausbeutenden und empfehlenden Nichtigkeitskrämer thun, als könnten sie nicht einsehen, worin der Zweck des Staatenlebens besteht. Wer aber echten Geist und wahre Bildung in sich trägt, der weiß, jener Zweck besteht darin: die Lücken, welche Zeit, Leidenschaften, falsche Gewalt oder unentstandene Verhältnisse in die sittliche Ordnung gebracht haben, durch geistig-sittliche Anstrengungen auszugleichen, wobei Jeder sich so zu stellen hat, daß er möglichst Hülfe bieten kann, sie nicht von Andern zu fordern braucht. Die neuesten Aufrührer jedoch wollen die Gesellschaft nach sich selber umschaffen, weil sie als Einzelne sich nicht selber umschaffen mögen, aus entsetzlichem Abscheu vor der Besserung. Man spricht von Menschenrechten, hat aber keinen geläuterten Begriff von den Mitteln zur Beförderung des Menschenwohls. Man spricht von Freiheit, und immer will eine Partei die andere beschränken, und zermalmen. Man spricht von Gleichheit, und beinahe Jeder will die Andern zurück- und sich vordrängen. Man spricht von Brüderlichkeit, und begünstigt den steten Hader sogar durch Vereine und Zeitschriften, die schamlos eine alberne Unmännlichkeit zur Schau tragen in dem Zweck: Widerstand unter allen Um-

Digitized by Google

ständen gegen die Regierung und nach jeder Richtung die nicht die unsrige ist. Es ist mit der weitesten Anmaßung die Unbildung, die nur Fortschritte machen kann, in der Unfähigkeit.

(Schluß folgt.)

Verhandlungen vor dem außerordentl. Spezialgerichte der Pfalz.

Achte Sitzung vom 22. Januar.

47) Friedrich Jäger von Bergzabern. Am 17. Juni, Nachmittags 2 Uhr, wurde ich von Bölbell und Bock verhaftet und auf das Stadthaus gebracht, wo schon Megele, Dr. Würschmidt, und Schmithenner sich befanden. — Am Morgen dieses Tages ließ ich von den im Arresthause Eingesperrten, etwa 30 bis 36 an der Zahl, meistentheils junge Leute, welche Borscht vom Siegeszuge nach Gossersweiler mitgeschleppt und in's Gefängniß geworfen hatte, 10 bis 12 frei, und dies soll dann der Grund meiner Verhaftung gewesen seyn. — Rothhaas kam Abends zu uns und versuchte unsere Befreiung zu bewirken. Wir wurden den andern Tag von Borscht freigegeben, wie ich glaube, weil die Preußen im Anmarsch waren. — Zeuge gibt auf Befragen an, daß Rothhaas ein achtungswerther Mann sey; ebenso Simon.

48) Friedrich Schmitthenner, Gefängnißwärter in Bergzabern. — Während jener Zeit wurden sehr viele, sogenannte Widerspenstige, auf Befehl von Borscht eingesteckt; sehr oft war beigefügt: „in's Loch“ — damit waren unterirdische, nie benutzte Lokalitäten gemeint. — Ich kam jedoch diesem Befehl nie nach und wurde ebenfalls am 17. Juni verhaftet, weil ich am Morgen im Verein mit Jäger viele junge Bauernburschen entlassen hatte. Der Zeuge blieb ebenfalls bis den andern Morgen auf dem Stadthause im Verhaftszustande. Michael Hörner hat öfter Gefangene eingebracht, er war ein rasender Revolutionär, nach seiner Verhaftung benahm er sich „wie ein altes Weib,“ winselte und fiel beinahe auf die Knie nieder. Hörner erklärte schon gestern, daß er Demokrat sey.

49) Cornelius Labbe, Bürgermeister in Steinfeld. Am 4. Juni, Morgens 3 Uhr, kam Borscht mit 500 bis 600 Mann. Da wir schon im Voraus wußten, daß er kam, hatten wir uns aufgestellt; wir waren bewaffnet mit Flinten, Mistgabeln, die Weiber und Kinder hatten Steine herbeigeschleppt. Borscht kommandirte seine Leute bis zum Feuern, meine Steinfelder wichen aber nicht, sondern rückten eher noch etwas entgegen. Später fanden Unterhandlungen statt. Borscht wollte 4 Steinfelder als Geiseln mitnehmen, stand aber hernach davon ab, und es wurde versprochen, die jungen Leute würden exerziren. Ich hatte mit den Bürgermeistern der umliegenden Orte Nachtwachen organisirt, um uns vor Ueberfällen der Bergzaberer zu sichern. — Am 17. Juni Morgens kam Oberkontroleur Noll und brachte die vier Arrestanten und sagte, er bringe sie hierher, weil Steinfeld eine gesinnungsfeste Gemeinde sey. Ich schickte einen Boten auf Kundschaft gegen Landau, um zu erfahren, ob die Gegend von Freischaaren gesäubert sey; und andere an die Bürgermeister der Umgegend, um bei etwaigem Angriff uns durch Zuzug zu stärken. Von Anfang an glaubte man zwar nicht, daß die Bergzaberer sich der Gefangenen annähmen, da ja Borscht und die Uebrigen desertirt seyen. — Gegen Mittag kam ein Mann, und brachte von Aktuar Megele die mündliche Nachricht, wir sollten die Gefangenen freigeben, weil sonst ernstliche Conflicte stattfinden würden. Ich ließ den Gemeinderath zusammenrufen, welcher jedoch der Ansicht war, daß, weil Niemand den Boten kenne, und derselbe auch nichts schriftliches habe, darauf nicht einzugehen sey. Die Gefangenen wurden im Hause des Wirths Knatz bewacht. Wie der gegen Landau ausgeschickte Bote mit der Nachricht zurückkam, daß noch Freischaaren in der Nähe seyen, wollte ich die Gefangenen freigeben, konnte aber dieses nicht erreichen, weil die Leute schon zu aufgeregt waren, sie riefen, wir haben jetzt „die Vögel.“ Gegen Abend kamen von Bergzabern die Schaaren angerückt; meine Steinfelder hörten auf kein Commando, es kommandirte übrigens auch Niemand, jeder wollte der Vorderste seyn. Von den anrückenden Schaaren wurde zuerst geschossen und das Feuer alsbald von den Bauern erwidert. Von dem Kampf selbst weiß ich nichts, weil ich mich in mein Haus zurückzog, um hier etwaigen Anfragen gewärtig zu seyn. Es kann sich kein Mensch einen Begriff machen, welch' ein fürchterliches Durcheinander im Dorfe war, Weiber und Kinder heulten und schrieen, liefen hin und her, es wurde Sturm geläutet, dazwischen wurde gefeuert, und man sah den Rauch von der Ziegelscheuer aufsteigen. — Dieser Zeuge deponirte, wie seine Tochter Barbara Labbe, mit der nämlichen wohlklingenden Charakterfestigkeit, Umsicht und Bestimmtheit. Das Benehmen dieser rechtlichen, vernünftigen und entschlossenen Bauern contrastirt gewaltig gegen das dramaturgisirende Maulheldenthum der demokratischen Streiter.

50) Dr. Bernhardt Würschmidt, früher Pfarrer, jetzt Privatmann. Die Rede dieses Zeugen ist wegen ihrer Eigenthümlichkeit schwer wieder zu geben. Er zeichnete mit sehr lebhaften Farben die Zustände von Bergzabern in jener Zeit, woraus hervorgeht, daß das Gesindel das Regiment in Händen hatte.

51) Melchior Noll, Forststationsgehülfe. Die Vor-

Digitized by Google

kehrungen waren am 4. Juni in Steinfeld so getroffen, daß Borscht wahrscheinlich zurückgeschlagen worden wäre, wenn er es hätte darauf ankommen lassen. Letzterer wollte mit Gewalt durch Steinfeld marschiren, was ihm aber nicht gelang, ließ zuerst die zum Feuern commandiren, so daß Zeuge schon den Hahnen gespannt hatte, um Borscht, wie er das letzte Wort commandirte, vornen wegzuschießen. War am 17. Juni während der größten Zeit an der Schießmauer, jedoch nicht mehr zu der Zeit, wie Krämer geschossen wurde.

52) Jakab Baumgarten, Bürgermeister in Kapswehyer, ist Gemeindeschreiber in Steinfeld und befand sich am 17. Juni, wie der Gemeinderath versammelt war, dort. Erzählt, wie der Bote von Altmar Megele gekommen sey, und wie man beabsichtigt habe, die Gefangenen auf die Kaltenbach oder nach Landau zu transportiren. Er ging später nach Kapswehyer zurück, und hörte so gegen Abend, daß die Bergzaderer im Anzuge seyen. Nachdem er angeordnet hatte, daß auch in Kapswehyer Sturm geläutet wurde, begab er sich nach Steinfeld, wo schon lebhaft gefeuert wurde, die Gefangenen befanden sich in großer Gefahr, Zeuge ging mit dem Gefangenen Bruch zu den Angreifenden, wo er sehr bedroht wurde. Endlich fand eine Verständigung statt. Das Schießen hatte aufgehört, bevor die Gefangenen freigegeben wurden.

53) Balthasar Kauschinger, Pfarrer in Oberotterbach. Borscht äußerte in Weißenburg, einige Tage nach der Verhaftung von Roll: „der ist schon im Himmel.“

54) Kaspar Waldhart, 80 Jahre alt, Taglöhner in Steinfeld. Ich kam in die Nähe der Ziegelhütte, als ein Chevauxlegers herritt, welchen ich fragte, was er wolle. Ich war in der Nähe, wie Ullmer geschossen wurde, kannte aber Niemanden.

55) Wendel Labbe in Steinfeld. Sah morgens zum Fenster hinaus, wie Roll die Gefangenen brachte. War an der Schießmauer, wie Jülich die Höhle herabkam. Von der Landauer Straße wurde zuerst über uns hingeschossen. Ein großer Theil wollte die Gefangenen nicht freigeben. Nachdem das Schießen aufgehört hatte, ging ich wieder an die Schießmauer, wo ich Neustadter Freischaaren traf und auch den Metzger Weiß. Beiastet diesen Angeklagten.

Schluß der Sitzung um 2¾ Uhr. — So eben erfährt man, daß 2 Personen wegen Bedrohung von abgehörten Zeugen verhaftet wurden.

Zum näheren Verständniß der Zeugenaussagen verweisen wir auf die Anklagepunkte in Nr. 6 des Plauderstübchens.

Das Goldstück.

Erzählung.

(Fortsetzung.)

In einem württembergischen Städtchen ward auf dem Marsche ein Rasttag gemacht. Wilhelm benutzte den Nachmittag desselben zu einem Spaziergange in die reizende Umgegend und kehrte in einer Dorfschenk ein, um eine Erfrischung zu nehmen. Während er wartete, bis man ihm dieselbe brachte, überlas er den letzten Brief seiner Verlobten noch einmal. Sie klagte in demselben, daß er er nun so weit fort in den Krieg, vielleicht in den Tod müsse, denn man erzählte sich von Spanien gräßliche Dinge. Und im glücklichsten Falle, wenn er auch gesund wieder heimkehre, würde ihre Vereinigung doch in weite Ferne hinausgeschoben. Die Klagen Karolinens verstimmten Wilhelm noch mehr, dem zwar der Krieg an sich nicht unangenehm war, denn ein kräftiger junger Mann hat Freude an Gefahr und Abenteuern, der aber diesen Krieg verwünschte. Er sollte gegen ein Volk kämpfen, das seine Freiheit vertheidigte, und sollte kämpfen im Dienste eines fremden Unterdrückers; das widerstrebte seinem richtigen Gefühle. — Während er sich mit diesem Gedanken beschäftigte, erschien ein Mädchen, die ihm den verlangten Wein brachte. Er sah sie flüchtig an, und bemerkte, daß sie an blauer Schnur einen gehenkelten Dukaten am Halse trug. Wie ein Blitz schoß ihm der Gedanke durch die Seele: „wenn das der leibige wäre!“ Das Mädchen reichte ihm auf seine Bitte denselben, damit er ihn genauer besehen könne, und wirklich, es war der seinige, er erkannte ihn an den eingegrabenen Buchstaben. Hastig fragte er das Mädchen, wie sie zu dem Goldstücke gekommen sey. Diese erzählte ihm, sie habe es von ihrem Liebhaber vor wenig Tagen als Geschenk erhalten, der als württembergischer Husar die Schlacht bei Wagram mitgemacht und das Goldstück in der Börse eines gefallenen österreichischen Offiziers gefunden habe. Daß ein Goldstück im Verkehr aus einer Hand in die andere kommt, ist zu natürlich, als daß sich Wilhelm darüber hätte wundern können, seinen Dukaten auf diese Weise wieder zu finden. Er bat das Mädchen, ihm denselben zu überlassen, und nach einigem Weigern ließ diese sich dazu bereitwillig finden, da er ihr den doppelten Werth dafür gab.

Die düstere Stimmung Wilhelms erheiterte sich jetzt. Die Wiedererlangung seines Goldstückes, an das

Digitized by Google

sich so manche Erinnerung und der Glaube, es sey glückbringend, knüpfte, erschien ihm als ein Wink des Himmels. Die Hoffnung kehrte ihm zurück, und mit frischerem Muthe, als bisher, zog er mit dem Regimente durch Frankreich nach dem schönen Spanien.

Der Krieg in diesem Lande war voll Mühseligkeiten und Beschwerden. Märsche, Gefechte, Unternehmungen aller Art hielten die Soldaten beständig in Athem, der unversöhnliche Feind bedrohte sie unermüdlich mit Tod und Verderben, und wandte alle Mittel an, von List und Hinterhalt bis selbst zum Meuchelmord, um sich seiner Dränger zu entledigen. So war einst in einer kleinen Stadt eine Abtheilung Franzosen auf dem Marsche, während sie des Nachts ruhig schliefen, von den Spaniern überfallen und bis auf den letzten Mann niedergemacht worden. Für diesen Ueberfall sollte eine furchtbare Rache genommen werden und das Bataillon, bei welchem Wilhelm stand, erhielt Befehl, nach jener Stadt aufzubrechen und sie bis auf das letzte Haus niederzubrennen.

Das Bataillon trat seinen Weg an. Dieser führte durch das Gebirge, auf steilen, schwer zugänglichen Pfaden, wo dem Feinde vielfache Gelegenheit zu Hinterhalten geboten war. Mit größter Vorsicht mußte deßhalb der Marsch ausgeführt werden. Der Vortrab, bei welchem sich Wilhelm befand, kam in eine tiefe Schlucht, die ein reißender Waldbach durchströmte. Nirgends war ein Anzeichen von der Nähe eines Feindes zu spüren, kaum aber waren die Vordersten über die Mitte der Schlucht hinaus, als plötzlich von allen Seiten Schüsse auf sie fielen, Steine auf sie herabrollten und hinter jedem Steine, jedem Strauche ein Guerilla zum Vorschein kam, der sich bemühte, den Tod in die Reihen der verhaßten Feinde zu schleudern. Der Angriff war so unerwartet, die Ortsgelegenheit so ungünstig für die Truppen, daß sie sich nicht entwickeln konnten und mit großem Verluste zur Flucht genöthigt wurden. Wilhelm that, was er konnte, seine Leute glücklich aus der Gefahr zu bringen, allein bei diesem Streben dachte er zu wenig an seine eigene Sicherheit; plötzlich stürzte er über eine Baumwurzel, und ehe er sich wieder auffassen konnte, fühlte er sich ergriffen und gebunden. Zwar kam bald darauf von der Hauptmasse des Bataillons Verstärkung, doch für ihn zu spät, denn schon hatten ihn die Feinde einen steilen Seitenpfad hinaufgeführt und waren mit ihm in ein kleines Thal gekommen, wo sie vor den französischen Kugeln sicher waren. Da die Sonne sich bereits zum Untergange neigte, so wagte das Bataillon für diesen Tag nicht mehr, den Durchgang durch die Schlucht zu erzwingen, sondern schlug vor derselben ein Lager auf, und so hatten die Spanier Muße, sich mit ihrem Gefangenen zu beschäftigen. Diese Beschäftigung war für den Gefangenen eine sehr traurige. Die Spanier führten den Krieg ohne Schonung und erschossen ohne Gnade jeden feindlichen Soldaten, der in ihre Hände fiel. Auch Wilhelm ward zu diesem Loose verurtheilt. Der Gedanke, so früh zu sterben, war entsetzlich für ihn, aber er ermannte sich und wollte wenigstens ruhigen Muthes seine Brust den tödtlichen Kugeln bieten. Er richtete seine letzten Gedanken auf seine Aeltern, auf Karolinen — und Gott — und als dann die Schützen sich aufstellten, unter deren Kugeln er fallen sollte, als zwei Spanier ihn ergriffen und zu einem Baume führten, um ihn festzubinden, ging er festen Schrittes mit ungebeugter Haltung mit ihnen. Während der eine Spanier beschäftigt war, ihn zu fesseln, riß ihm der andere die Uniform auf. Das Goldstück und die Haarschnur seiner Braut kamen dabei zum Vorschein, und mit dem Ausrufe: „Karoline“ drückte er den Kopf nieder und versuchte die Haarschnur zu küssen. Der Spanier stutzte und rief seinen Kameraden zu, sie möchten einhalten. Auf dem Dukaten war das Bildniß der heiligen Jungfrau. Als der Spanier es genauer angesehen und erkannt hatte, rief er aus: „er ist ein Christ, er soll nicht sterben!“ Die Spanier hielten die fremden Krieger alle für Nichtchristen, und bei diesem Wahne ward ihr politischer Haß durch Glaubenshaß vermehrt und zur unversöhnlichsten Wuth aufgestachelt. Daß aber Wilhelm das Bildniß der heiligen Jungfrau auf der Brust trug, daß er im letzten Augenblicke es zu küssen versuchte, wie sie meinten, galt ihnen für vollen Beweis, er sey ein guter Christ — und als solchen wollten sie ihn nicht tödten. Nach kurzer Berathung befahl der Anführer ihn loszubinden und sicherte ihm das Leben zu.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 9. Kaiserslautern, Donnerstag, 30. Januar **1851.**

Ergebnisse aus Erinnerungen.

(Schluß.)

Lasse sich also Niemand täuschen von der sogenannten Volks-Souveränetät mit ihrem allgemeinen Stimmrecht; beides dient nur als Handgriff zu immer rasch wieder in Gang setzenden Revolution, diese aber ist die allumfassendste Reaktion, denn sie wirft die Völker zurück in thierische Rohheit. Wie man diese auch übertünchen möge mit den leicht zu verwischenden Farben der Schwärmerei oder dem eitlen Redeprunk, sie wird endlich unabwendbar gegen sich selber sogar die Gewaltherrschaft zur Rettung herbeirufen müssen, wie es im Jahr 1799 mit Napoleon geschah. Hat Jemand in der Wahrheit sittliche Grundsätze, die höher stehen als der Volksbegriff seiner Zeit — wobei er jedoch durch Zweifel an seiner Weisheit und durch ernste Prüfungen gegen den eigenen Irrthum sich zu wahren hat — soll er dennoch, namentlich in unsern oft vom Haltlosigsten rasch bewegten Tagen, davon nur Das aussprechen, was der Welt, wie sie jetzt ist und seyn kann, wirklich heilsam zu werden vermag, dabei an Lessings Ausspruch denkend: „Wenn an das Gute, das ich zu thun vermeine, allzuviele Schlimmes grenzt, so thu ich lieber das Gute nicht!“ Was der Menge noch nicht begreiflich ist, sollen wir auszusprechen unterlassen, dabei aber unsere höheren Grundsätze anwenden auf Das, was wir im Wege des Gesetzes und der Ordnung thun. Dann werden wir, wie der milde Schein einer verborgenen Sonne, ein dem Dämmerungs-Verstande der unteren Volksschichten zuträgliches Licht verbreiten und allmählig sicher wirken durch das Beispiel, welches die beste Richtschnur ist für die Massen. —

Was ist aber, nachdem die viel gepriesene Bildung, der hochfahrende Geist in den Wogen und an den Klippen des Dünkels scheiterte, was ist jetzt zu thun? Abermals wollen wir einen Anwalt für unsre Ansicht und deren Entwickelung stellen, und ihn abermals aus den Franzosen selbst wählen. Taillandier, der sich seit vielen Jahren mit den französischen und deutschen Zuständen zugleich beschäftigte und namentlich auch in den letzteren sich so heimisch zeigt, wie selten ein Fremder, sagt in seiner Schrift: „Ueber Deutschland seit der französischen Februar-Revolution“ unter Anderem:

„Schon seit vielen Jahren kennt sich der Mensch nicht mehr, er hat sich äußerlich vertheilt und sich selbst verloren. Seine Triumphe über die Stimmenwelt trugen noch dazu bei, ihn über sich zu täuschen, und des Volkes Höflingsschaar pries obenein die Trunkenheit seiner Eigensucht. Indem der Mensch sich selbst verlor, verlor er auch Gott, verlor er die Begriffe der Gesellschaft und wurde dadurch ein Spielwerk der Lüge. Pascal sagte: „Wer aus dem Menschen einen Engel machen will, macht ein wildes Thier aus ihm.“ Bei den Neuweisheits-Krämern (Taillandier bezeichnet namentlicher) ist dies noch schlimmer gewesen, sie riefen dem menschlichen Geschlecht zu: „Du bist Gott!“ und sie haben es zum Vieh erniedrigt. — Möge endlich doch der Mensch sich selber wiederfinden, so wird er auch Gott, die Gesetze der Ordnung, und die wohlthätigen Bahnen des Fortschritts wiederfinden. Die Völker müssen in sich gehen und die zerbrochene Kette ihrer Vergangenheit erneuern, dann nur werden die Larvenkünste aufhören. — So lange der biedere Sinn nicht die Heuchelei des Socialismus aus dem Wege räumte, so lange der deutsche Geist nicht die verächtlichen Lehren der jüngsten Trugweisheit einer besiegt hat, so lange muß man auf fruchtbringende Erfolge verzichten. Deutschland gibt uns ein beklagenswerthes Beispiel von der Abtrünnigkeit eines großen Volks, und indem es sich anscheinend gestalten will, scheint es geneigt, sich zu vernichten durch die Ränke der vorgespiegelten Volksherrschaft, der Demagogie. Vor Allem ist dieser Feind zu fürchten. Welches innere Hinderniß würde wohl im Stande seyn, ein Volk in seiner gesetzlichen Bewegung aufzuhalten, wenn es nur die Anmaßungen und die stets hinfälligen Uebergriffe der Willkür zu besiegen hätte?

Digitized by Google

Wenn man der gegenwärtigen unheilvollen Lage ein Ende zu machen wünscht, so mögen Alle daran arbeiten, dem Lande seine besseren Erinnerungen, sein Genie und seine Tugenden wieder zu geben. Lerne Jeder die Ursachen des gegenwärtigen Zustandes kennen, so wie das rechte Ergebniß daraus. Es heißt: Der furchtbarste Feind ist das Spiel mit Volkssouverainetät, und die Jungschule der Afterweisheit ist seine stärkste Stütze.“

Taillandier spricht die Wahrheit, nichts als Wahrheit, und ob die Völker sie mit Erfolg hören wollen, darüber wird uns die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts den Aufschluß bringen. — Möge Keiner sich verleugnen, daß uns zur Einkehr auf den graden und gesegneten Weg die letzte Frist gegeben, und diese mit Ernst und Entschiedenheit benutzt werden muß, um sich der Irrpfade zu entschlagen, auf denen Geist und Sitte derjenigen Völker, die sich vorzugsweise „die gebildeten“ nannten, in Sumpf und Wildniß geriethen. Es ist uns keine Zeit mehr gestattet zum Irren, und wenn die Alten ihm verfielen in Tagen, wo die Geschichte der letzten sechzig Jahre nicht vor uns lag, so ist dies unzweifelhaft noch eher zu entschuldigen, als wenn das jüngere Geschlecht immer dieselben falschen Wege geht. Den Alten, wenn sie offenbar die Ereignisse noch nicht klar zu sehen vermochten, mildert man allenfalls die Fehler des Irrens, wer aber später in das Leben tritt, von dem verlangen wir, daß er nicht nochmals suche und irre, sondern die bittere Erfahrung mit dem gewonnenen Licht beherzige, sonst kommen ja die Völker, sonst kommen ja selbst die Leute, die unaufhörlich vom Fortschritt reden, niemals weiter, niemals vorwärts. Wir sind über die Bewegungen der Zeit und ihre üblen Folgen so hinlänglich unterrichtet, daß nun jeder Schritt uns dem Ziele festerer Verbindung in Sitte, Gesetz und Ordnung näheren könnte; — Schmach dem, der immer wieder in die Irre will, und Segen Denen unter uns, die das neue Halbjahrhundert mit dem Entschluß beginnen, die Ehre deutschen Geistes, deutscher Bildung und deutscher Treue für alles Sittlichschöne zu retten aus der Verwirrung, in welche Wahn und Trug die höchsten Besitzthümer des Volkes gestürzt haben. Mit diesem Wunsche schließen wir unsere Darlegung, der wir noch Tausende von beweisenden Thatsachen beifügen könnten. Gern auch wenden wir uns ab von diesem widrigen Geschäft in der uns erhebenden Hoffnung, daß bei den Völkern eine herzliche Ansprache, die mit allen Gedanken und Empfindungen nur ihr Heil und Wohl umfaßt, nicht spurlos verhallen werde, wozu uns Gott helfe!

Verhandlungen vor dem außerordentl. Spezialgerichte der Pfalz.

Zwölfte Sitzung vom 27. Januar.

110) Joseph Erz in Schweighofen, früher in Steinfeld. Wie die Nachricht kam, daß die Freischaaren kämen, lief ich mit mehreren Anderen zum Bürgermeister, was zu thun sey. Die allgemeine Ansicht war, die Bergadener dürfen nicht in's Dorf, es wurde deßwegen gestürmt. Mit 4 Männern ging ich, mit einer Heugabel bewaffnet, vor das Dorf zur Schießmauer hinaus, um zu sehen, was die Freischaaren wollen. Wie wir in Schußweite kamen, wurde auf uns gefeuert. Von da zog ich mich gegen die Ziegelhütte zurück und sagte: „wenn es mich das Leben kostet, so dürfen sie doch nicht herein.“ Auf dem Weg dahin erscholl es: „was von Steinfeld da ist, muß weggehen.“ Wie hier Balthasar Ullmer geschossen war, erwiderten unsere Leute das Feuer. Hinter den Holzstößen bei der Ziegelscheuer versteckt, sah ich 4 Freischärler in den Hof treten, wovon sofort zwei der Ehefrau Angst unter heftigen Drohungen den Bürgermeister beizuschaffen befahlen. Andere zwei traten in die Scheuer, einer von ihnen stieg die Leiter hinauf, und warf Heu und Stroh herunter, der andere nahm ein Streichhölzchen und zündete es an. Ich kroch nun sofort aus meinem Versteck hervor, und wollte mich durch den Pfanzgarten in die Scheuer schleichen, um das Feuer zu löschen; die Hinterthür der Scheuer war aber verschlossen, und wie sie mich an der Klinke hörten, suchten sie mich auf und sendeten mir noch 2 Kugeln nach. Zeuge will Hall für den erkennen, der die Leiter hinaufgestiegen sey. Hall beharrt darauf, nicht dabei gewesen zu seyn.

111) Katharina Bast, Ehefrau von Georg Angst, Ziegler in Steinfeld. Mit der Mutter von meiner Magd befand ich mich in unserer Wohnung; plötzlich hörten wir Lärm und Schießen; ein Trupp zog von der Lehmhohle her, sich über die Fruchtfelder vertheilend, ein anderer Trupp vom Kirchberg her; voraus ritt ein Chevaurleger, welchem Balthasar Ullmer entgegen ging und die Hand reichte, aber gleich darauf stürzte er getroffen zusammen. Die vom Kirchberg rückten unter fortwährendem Schießen immer näher heran; drei Freischärler traten zu mir und einer sagte: „Wenn sie den Bürgermeister nicht in drei Minuten beischafft, wird ihr Haus in Brand gesteckt;“ ein anderer rief: „Schießt s'Luder zusammen.“ Wie ich um das Vieh jammerte, sagte ein dritter: „Dem Vieh geschieht nichts.“ 4 oder 5 an-

Digitized by Google

dere Freischärler drangen in das Haus. Ich ging nun fort, den Bürgermeister aufzusuchen; bei meiner Rückkehr brannte schon die Scheuer. Diese war nicht in der Brandkasse, wir hatten deßhalb einen Schaden von mehr als 2500 Gulden.

112) Martin Nist, 12 Jahre alt, in Steinfeld, unbeeidigt vernommen. Ich bin auch mit mehreren anderen Buben vor das Dorf hinausgegangen; ich wollte mich auch wehren, und hatte einen Stock in der Hand. Ich war im Hausgange von der Ehefrau Angst, als die drei Freischärler zu dieser in den Hof traten und mit Hausanzünden drohten; einige andere kamen in die Stube hinein, und forderten Streichfeuerzeug und einer schlug mir im Vorbeigehen an den Kopf; zwei andere traten in die Scheuer, einer von ihnen stieg die Leiter hinauf und war Heu und Stroh herunter, der andere nahm ein Streichhölzchen und zündete es damit an; ein dritter lief in den Stall und band das Vieh los. Ich wollte mich nun nach Hause begeben; aber kaum aus dem Hof der Ziegelscheuer herausgetreten, bekam ich einen Schuß durch das Ohr.

113) Peter Ohleyer ging zuerst gegen die Schießmauer spazieren, wie aber die Bergzaberer anfingen zu schießen, nach Haus, wo er sich eine Hengabel holte und den von Kleinsteinfeld Herziehenden sich entgegenstellte. Da sah er nun einen Chevaurieger daherreiten, welcher ihnen zurief: „es solle ein verständiger Mann hervortreten“, worauf Balthasar Ullmer mit dem Reiter sich in ein Gespräch einließ, ihm sogar die Hand reichte, aber gleich darauf durch eine Kugel zu Boden gestreckt wurde. Von da zog sich der Zeuge, gegen den Eingang des Dorfes zu, bekam einen Streifschuß an die Schulter, wodurch er lange Zeit arbeitsunfähig war. Hat keinen der Angeklagten gekannt.

114) Peter Bade, Gendarmeriebrigadier in Landstautern, früher in Neustadt, hat Mattuscheck verhaftet, wobei dieser äußerte: „warum werde ich denn verhaftet, ich habe doch nichts gethan, als das Vieh losgelassen; es waren doch andere dabei, Hall war ja der Haupthäter, warum wird der nicht verhaftet.“ Später äußerte Heini auf dem Transport ebenfalls: „Hall ist ja verhaftet, der hat sich ja selbst ausgesprochen, daß er die Scheuer angezündet habe.“ Auch Stolleis machte bei seiner Verhaftung die nämliche Bemerkung. Der Zeuge sprach sich dahin aus daß zu jener Zeit in Neustadt bei den jungen Leuten kein freier Wille mehr galt, ob sie marschiren wollten oder nicht.

115) Karl Klein, Metzger in Neustadt. Mattuscheck war lange Zeit bei mir in Dienst, bevor er mit den Freischaaren fortzog, und dies geschah nur gezwungen, denn er äußerte, wenn er sich nur verstecken könnte, um nicht mit ausziehen zu müssen. Ich war sehr zufrieden mit ihm, und namentlich war er der Liebling meiner Frau. Mattuscheck äußerte später, daß er das Vieh in Steinfeld bei dem Brande gerettet habe.

116) Balthasar Ullmer in Steinfeld. Wie die Sturmglocke angezogen wurde, nahm ich ein Eisen von besser als einem Meter Länge zur Hand, mit welchem ich vor das Dorf gegen die Schießmauer zu ging und suchte dort die Leute ins Dorf zurückzudrängen, weil von der Höhe herunter auf uns geschossen wurde, daß die Blätter von den Bäumen fielen. Weil da kein günstiger Aufenthalt mehr war, ging ich gegen die Ziegelhütte zu und traf hier meinen Bruder und Martin Ott. Wir sahen alsbald einen Reitenden in Begleitung von Mehreren zu Fuß. Ungefähr 40 Schritte von uns rief der Chevaurieger uns zu: „geht her zu uns, es geschieht euch nichts“; worauf auch mein Bruder und ich hinzutraten. Neben dem Reitenden standen verschiedene Bewaffnete, welche ihre Bajonette gegen uns fällten; wie ich dies sah, erhob ich mein Eisen und sagte: „Gute Freunde, so wollen wir nicht.“ Da stürmten immer mehr und mehr Bewaffnete, alle mit gefälltem Bajonet auf uns heran. Wir kamen da gut von einander. Beim Umkehren sah ich jedoch den Martin Mappes herumzerren und herumstoßen, worauf ich zu seinen Drängern hinzutrat, um abzuwehren; diese gaben mir aber zu gleicher Zeit zwei Bajonetstiche in die Lenden, währenddem ich nun mit meinem Eisen weitere Stiche abzuparriren suchte, nahm mir eine in der nächsten Nähe abgesendete Kugel die Kappe vom Kopf, daß sie weithin forstlog; wie ich nun betäubt so herumtaumelte, und meine Mütze aufheben wollte, zerschmetterte mir eine zweite unterm linken Ohr eingedrungene Kugel den linken Unterkiefer. So zugerichtet wankte ich meiner Wohnung zu, und mußte 8 Wochen lang das Bett hüten; ich hatte schon mit dem Leben abgeschlossen, aber Gott wollte es nicht so. Crammes erkennt Zeuge bestimmt für einen derjenigen an, welche ihn mit einem Bajonetstiche verwundeten, worauf er dem Crammes einen Hieb mit seinem Eisen gab. Auch Staudt und Thyson hat er unter den Vordersten erkannt.

117) Georg Maier in Steinfeld. Wie es hieß, die Bergzaberer seyen im Anmarsch, ging ich mit einer Mistgabel bis zur Schießmauer und als hier der Kugelregen zu heftig wurde, gegen die Ziegelhütte zu, vom Herrenwingert her wurde ein förmliches

Digitized by Google

Beleuchtungsfeuer unterhalten; eine von da abgesendete Kugel drang mir am linken inneren Augenwinkel ein, zerriß und zerstörte das Augenlied und den linken Augapfel gänzlich und ging beim linken Ohr wieder heraus. Ich war so verblüt, daß ich bis auf die Bienwaldsmühle, eine Stunde von Steinfeld kam, wo ich erst wieder zur Besinnung kam, 36 Tage konnte ich das Bett nicht verlassen.

118) Christian Oblinger, Unterarzt in Steinfeld. Ich war in Kapsweiher, als ich erfuhr, daß die Freischaaren heranrückten; auf dem Wege nach Steinfeld pfiffen die Kugeln mir über den Kopf und schlugen die Blätter und Aeste von den Bäumen. In meinem Hause waren die Fensterläden geschlossen, damit die Kugeln nicht eindringen konnten. Kaum dort angekommen, rief man mich zu Balthasar Ullmer und Lorenz Krämer. Dem Letzteren wurde durch einen Büchsenschuß der eine Oberschenkel ganz zerschmettert; die Kugel war auch in den zweiten Oberschenkel gedrungen, hier aber in den Fleischtheilen stecken geblieben. Krämer starb am 28. Juni, also 11 Tage nach dem Vorfall in Folge dieser Verwundung.

119) Johann Georg Angst, Ziegler und Pächter in Steinfeld. Mit einer Eisengabel bewaffnet stand ich am Eingang des Dorfes, um das Eindringen der Bergzaberer zu verhüten. Krämer befand sich mit einer Mistgabel in meiner Nähe. Von der Schießmauer feuerten etwa 4 Mann auf uns herein, und so ziemlich immer auf den nämlichen Punkt. Krämer, getroffen, rief im Umsinken: „Brüder, ich habe mein Theil.“ Meine Gebäulichkeiten gingen später in Flammen auf. Löhner, Borscht und Gnahn unterschrieben am Abend einen Schein, wodurch die Stadt Bergzabern den Braudschaden zu ersetzen sich verpflichtete. Da könnte ich aber lange warten. Die Regierung hat auf mein Ansuchen verfügt, meinen mehr als 2500 Gulden betragenden Schaden aus Staatsmitteln zu decken.

120) Lorenz Rist in Steinfeld, war dabei, wie Krämer von den 4 — 5 Bewaffneten oben an der Lehmhohle zusammengeschossen wurde.

121) Joseph Kornmann in Steinfeld. Balthasar Ullmer rief dem Chevaurleger zu: Guter Mann was wollen wir? worauf dieser antwortete: Borscht und die andern Gefangenen müssen freigegeben werden. Wir gingen dann den Anrückenden entgegen und hatten bloß Friedliches im Sinn. Ich sah den Balthasar Ullmer zusammenstürzen; auf ihn und seinen Bruder sind gewiß 8 Schüsse abgefeuert worden; auf dem Rückweg erfuhr ich schon, daß Krämer und Maier verwundet waren. Im Wirthshause von Kuntz stellte ich den Gefangenen vor, welch großes Unglück durch ihre Leute über das Dorf gebracht würde, worauf ich mich mit einem Schreiben von ihnen wieder hinausbegab und Löhner hereindegleitete

122) Michael Beck von Steinfeld. Mein Häuschen steht ganz in der Nähe der untern Ziegelhütte; ich verschloß dieses, wie die Freischaaren in die Nähe kamen. Diese drohten, die Thüre einzuschlagen; ich versteckte schnell meine Heugabel, machte dann auf, worauf 3 Freischaaren eindrangen, welche mir drohten, mein Häuschen anzuzünden, wie sie dies schon mit der Ziegelscheuer gethan hätten; der Anführer schien durch das Geschrei meiner 6 kleinen Kinder etwas erweicht, er entriß mich den beiden andern und schickte mich zu dem Bürgermeister. Auf dem Wege dahin wurde ich noch 2 mal angepackt und heftig bedroht.

123) Johann Jacob Diehlmann in Steinfeld. Mit einem Gewehre versehen, zog ich gegen die Herenhohle, wo uns die Vordersten der Bergzaberer entgegenwinkten; auf dieses Winken näherten wir uns. Nachdem die Freilassung von Borscht u. s. w. verlangt und von unserer Seite zugesagt worden war, wollten wir uns wieder zurückmachen; die weiter Nachrückenden schossen jetzt auf uns, eilten nach und nahmen uns unsere Gewehre ab. Später war ich an der Brandstätte und half löschen.

124) Martin Labde in Steinfeld. Ich bin mit meinem Gewehre an die Kreuzstraße gegangen. An der Landauer Straße wurde ich für gefangen erklärt und man wollte mir mein Gewehr abnehmen; ich sprang jedoch durch, und wie auf mich geschossen wurde, that auch ich zwei Schüsse. Nachdem ich mich zu Hause wieder mit Pulver und Blei versehen hatte, schoß ich auf die anrückenden Freischaaren noch 4 Mal.

125) Georg Wetterhofer, in Steinfeld. Auch dieser Zeuge ließ sich auf das freundliche Zuwinken des Bergzaberer Vortrabs bestimmen, nahe hinzuzugehen; aber dann wurde er, als Spion verhaftet, schmählich mißhandelt; Zülich, welcher ihm die Hand in Freundschaft gab, faßte ihn dann fest, bis er entwaffnet war; später entwichte er, worauf ihm noch einige Kugeln nachgesandt wurden.

126) Maria Eva Beck, Tochter des Zeugen № 122, bestätigt dessen Aussage und fügt noch bei, daß einer der eingedrungenen Freischaaren nach Zündholz gefragt habe. Ihre kranke Mutter und alle Kinder — ein krankes Brüderchen hatte die Zeugin auf dem Arme — flüchteten sich aus dem Häuschen.

127) Anna Maria Grisemer, Ehefrau des Zeugen 122, macht ausführlichere Schilderungen.

128) Wilhelm Klein, Bürgermeister in Klingenmünster, deponirt über die Verhaftung des Mehlein und Waldmann durch Hörner.

129) Johann Henninger in Bergzabern, (Enklagungszeuge), war Trommler und will von Jung den Auftrag erhalten haben, zum Angriff gegen Steinfeld zu trommeln. — Jung widerspricht. — Schluß der Sitzung um 3 Uhr.

Zweibrücken, 27. Jan. Jene beiden Weibspersonen, welche die bei dem Spezialgerichte als Zeugin vernommene Franziska Maurer wegen ihrer Aussage auf öffentlicher Straße beschimpften und bedrohten, wurden in der heutigen Sitzung des Zuchtpolizeigerichts zu einer Gefängnißstrafe von 3 Monaten verurtheilt. — Notariatsclerc Hauber aus Kaiserslautern, auch bei dem großen politischen Prozeß betheiligt, hat sich heute dahier gestellt. (P. Z.)

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 10. Kaiserslautern, Samstag, 1. Februar **1851.**

Das Goldstück.

Erzählung.

(Fortsetzung.)

Dem Tode war er so auf wundersame Weise entgangen, allein das Loos, das seiner harrte, war kein freundliches. Nachdem er lange im Lande herum, von einer Truppe zur andern geschleppt worden war, wurde er den Engländern überliefert und von diesen auf eins der berüchtigten Gefangenschiffe gesandt.

IV.

Länger als ein Jahr mußte Wilhelm in harter Gefangenschaft schmachten. Hart war diese im Allgemeinen, denn die Gefangenen wurden schlecht behandelt, hart war sie für ihn ins Besondere, denn er hatte schon seitdem er in Spanien war keine Briefe von seinen Lieben mehr erhalten — was bei der weiten Entfernung des Kriegsschauplatzes von seiner Heimat und der Unsicherheit der Feldposten nicht zu verwundern war — jetzt aber war ihm jede Möglichkeit einer Verbindung mit den Seinigen abgeschnitten. Die Unthätigkeit einer langen Gefangenschaft untergräbt auch den festesten Muth und so war Wilhelm dem finstersten Trübsinn verfallen. Plötzlich aber drangen seltsame Gerüchte auf die Gefangenschiffe. Man erzählte von den ungeheuren Niederlagen, die Napoleon in Rußland erfahren, man sprach von einem neuen Kriege, zu dem auch Preußen sich rüste; bei den Gefangenen wuchs die Hoffnung auf baldige Befreiung. Doch Wilhelm war die Unthätigkeit unerträglich geworden, er sehnte sich danach, für seine Befreiung etwas zu thun. Das gelang ihm auch. Von dem Offizier, der die Gefangenschiffe beaufsichtigte, und der ihn gern hatte, erfuhr er, daß England eine deutsch-englische Legion ausrüste, die an dem Kriege Theil nehmen sollte. Wilhelm erzählte, wie er als westphälischer Unterthan gezwungen worden, gegen die Spanier zu kämpfen und bat, in die deutschenglische Legion eintreten zu dürfen, da es sein sehnlichster Wunsch sey, an dem Kampfe für die Freiheit seines Vaterlandes Theil zu nehmen. Seine Bitte ward ihm gewährt und mit ihm traten noch andere deutsche Gefangene in diese Legion.

So sah er endlich nach länger als drei Jahren voll Mühseligkeit und Leiden, im Jahre 1813, den Boden des geliebten Vaterlandes wieder.

Der Krieg begann. Rasch folgten die Ereignisse desselben aufeinander. Die deutsch-englische Legion war der Nordarmee zugetheilt. Wilhelm, der bald Feldwebel geworden war, nahm an manchen Gefechten Theil und hielt sich wacker. Nach der Schlacht bei Leipzig ging ein Theil der Nordarmee nach Holland und 1814 im März ein anderer Theil derselben unter Bülow und Winzingerode nach Frankreich, wo er sich bei Laon mit Blüchers schlesischer Armee vereinigte. Hier bei Laon finden wir Wilhelm wieder, den wir nicht füglich auf allen seinen einzelnen Abenteuern begleiten können.

Bei Laon hatte Blücher eine feste Stellung eingenommen, und erwartete festen Fußes Napoleon, der in ihm seinen gefährlichsten Gegner kannte und ihn um jeden Preis schlagen wollte. So kam es hier zur entscheidenden Schlacht.

Am 9. März des Morgens begann der Kampf. Wilhelm befand sich auf dem rechten Flügel, der seinen Hauptstützpunkt an dem Dorfe Clacy hatte. Die Compagnie, bei welcher Wilhelm stand, erhielt den Befehl, über dieses Dorf hinaus zu gehen, sich in Tirailleurs aufzulösen und gegen eine kleine Anhöhe vorzurücken, die von den Franzosen besetzt war. Muthig gingen die wackern Krieger vorwärts, schon hatten sie über 300 Schritte zurückgelegt, als plötzlich hinter einem Wäldchen eine Schwadron Dragoner auf sie los brach. Die Tirailleurs eilten sich zu sammeln und ein Quarré zu bilden. Wilhelm, etwas zu weit nach links abgegangen, konnte trotz des besten Willens nicht mehr in das Quarré kommen und erhielt von den heransprengenden Reitern einen Hieb über den Kopf, der ihn bewußtlos zu Boden streckte. Seine Kameraden hatten sich indessen geordnet und vor ihren gefällten Bajonetten prallten die Dragoner zurück. Wilhelm ward auf-

Digitized by Google

gehoben und nach dem Dorfe Clacy in ein Bauernhaus gebracht.

Als er aus seiner Betäubung erwachte, fand er sich auf einem Strohsacke in einer kleinen Stube, mit verbundenem Kopfe.

Während er sich noch besann, was mit ihm vorgegangen war, und er aus dem fortwährenden nahen Schießen schloß, daß die Schlacht noch fortdauerte, er also nur kurze Zeit ohne Bewußtseyn gewesen seyn konnte, trat ein Bataillonsarzt herein, der ihn verbunden hatte. Dieser beruhigte ihn über seine Wunde, die von keiner Bedeutung war, da der Tschako den Hieb aufgefangen hatte. Wilhelm dankte für seine Hülfe, der Arzt aber sagte: „Sie können mir ihren Dank durch die That beweisen. Als ich Sie untersuchte, fand ich auf Ihrer Brust ein gehenkeltes Goldstück, das ich einst besessen habe, ich erkenne es an den eingegrabenen Buchstaben Fr. R. ded. Dieses Goldstück ist mir lieb und theuer und Sie werden mir einen Gefallen thun, wenn Sie mir es zurückgeben; ich zahle Ihnen gerne den doppelten Werth dafür.“ Wilhelm horchte verwundert auf und entgegnete, daß er dieses Goldstück schon lange besitze und nicht begreife, wie es einem Andern von Werth seyn könne. Der Arzt erwiederte: „hier muß ein Irrthum obwalten. Die eingegrabenen Buchstaben bezeichnen das Goldstück zu genau, ich kann mich unmöglich irren. Um ihnen jedoch meinen Anspruch darauf zu beweisen, will ich Ihnen mittheilen, welche Beziehung dasselbe für mich hat.“ Wilhelm hörte gespannt zu und der Arzt fuhr fort: „ich bin ein Gutsbesitzer aus der Gegend Westphalens. Als der Krieg 1806 ausbrach, war ich auf einer Reise in England. Ich eilte, nach Hause zu kommen, wo ich meine junge Frau, die ihrer Niederkunft entgegen sah, auf meinem einsam gelegenen Gute zurückgelassen hatte. Der Krieg hatte bereits seine unglücklichste Wendung genommen, als ich zu Hause ankam. Ich fand meine Frau nicht mehr vor, aber einen Boten, der mir mittheilte, sie liege krank in einer kleinen westphälischen Stadt. Ich eilte dahin. Mein armes Weib war von einem entsetzlichen Unglück betroffen worden. Marodeure hatten die Gegend unsicher gemacht. Täglich hatte meine Frau Kunde erhalten von neuen Räubereien, Ueberfällen, und so hatte sich ihre Furcht und Angst so weit gesteigert, daß sie sich keinen Augenblick mehr sicher auf ihrem einsamen Landsitze wähnte. Sie hatte beschlossen, nach Arnsberg zu flüchten. Auf Nebenpfaden nur in Begleitung eines Dieners, zu Fuße, um durch einen Wagen nicht die Raubsucht erst anzufeuern, hatte sie den Weg nach der nächsten Stadt angetreten, in der sie die Post nehmen wollte. Allein just so war sie wirklich Räubern in die Hände gefallen. Der Diener war feig gestohen, sie selbst aber geraubt und gemißhandelt worden. Hülflos, an einem Baum gebunden, würde sie dem sicheren Tode erlegen seyn, hätte nicht ein junger Wanderer sie gerettet, und sich auf das Freundlichste ihrer angenommen. Dieser junge Mann hatte für ihre Pflege ein gehenkeltes Goldstück, vielleicht sein letztes Besitzthum hingegeben und war, ohne Dank zu begehren, von dannen gegangen. Ich brachte meine Frau nach Berlin, wo sie langsam genas. Jenes Goldstück aber, dasselbe, was Sie auf der Brust tragen, wechselte ich mir ein und betrachtete es seit jener Zeit als ein liebes Andenken an den Retter meiner Frau, dem ich so gern meinen Dank abgetragen hätte. Sie wissen jetzt, warum es mir werth ist.“

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Gleich nach der Hinrichtung Johann Jacob Ankarström's (welcher den König von Schweden, Gustav III. am 16. März 1792 auf einem Maskenball tödlich verwundet hatte) erschienen in Paris zwei Porträte des Königsmörders. Das eine war ein schwedischer Holzschnitt, den Mörder im Halseisen am Pranger darstellend, zwei gekreuzte Pistolen und ein Messer über sich; das andere war ein Kupferstich von B. Gautier. Auf dem Holzschnitt fiel vor allem die Aehnlichkeit zwischen ihm und Dr. Martin Luther auf. Und das kam, wie Cruſenstolpe erzählt, davon her: Der Herausgeber dieses Holzschnittes hatte am Tage der Hinrichtung nicht Abdrücke genug für die starke Nachfrage herbeischaffen können. Er that nichts als abdrucken und verkaufen. Endlich sprang bei der übereilten Arbeit die Holzplatte. Was war da zu machen? Der kecke Speculant besann sich nicht lange. Er nahm einen alten Holzschnitt mit Martin Luther's Bildniß, setzte die Pistolen und das Messer darüber, die Worte „Johann Jacob Ankarström“ darunter und — druckte munter fort.

Der Kaufmann Böttcher zu Hannover, welcher das große Schullehrerseminar daselbst gestiftet hat, war von jeher ein Freund der Schullehrer. Einmal kommt ein junger Mensch, der eine Landschulmeisterstelle im Celle'schen erhalten hat, in seinen Laden und kauft schwarzes Tuch zu seinem Amtskleid. Böttcher erkundigt sich nach seinen Umständen, gibt ihm das Tuch unterm Einkaufspreise und sagt, wenn

Digitized by Google

er wieder etwas brauche, solle er nur zu ihm kommen, er werde immer so mit ihm handeln. Nach einigen Jahren steht er den Menschen von ungefähr wieder in seinem Laden, bemerkt aber eine große Veränderung in seinem Anzuge, der jetzt in einem Hirtenkittel besteht. Böttcher in der Meinung, daß der Mann seines Amtes entsetzt sey, fängt an ihm Vorwürfe zu machen. Sie irren sich, sagt dieser, der Kuhhirt in unserm Dorfe starb vor einigen Monaten; da nun das Hirtenamt eine zweimal stärkere Einnahme hat als das Schulamt, so gab ich das Schulamt auf und ward Kuhhirt. Böttcher schlug vor Erstaunen in die Hände und dachte von der Zeit an auf Mittel, die Schulhalterstellen zu verbessern, und stiftete das Seminarium, um sie mit würdigen Leuten besetzen zu können.

Verhandlungen vor dem außerordentl. Spezialgerichte der Pfalz.

Schluß der 13ten Sitzung vom 28. Januar.

156) Konrad Stephan in Bergzabern, Entlastungszeuge von Surerus. Surerus wurde kommandirt, den gefangenen Vogel nach Bergzabern zu transportiren und war nicht dabei wie Vogel arretirt wurde; er ging auf dem transport mit Crammes hintennach.

157) Georg Siegel in Oberotterbach, Entlastungszeuge von Simon. Simon sagte in unserm Orte, die Pfalz habe sich an Baden angeschlossen, Würtemberg und Hessen würden bald folgen.

158) Wilhelm Ertel in Oberotterbach, Entlastungszeuge von Simon. Wie der Vorige.

14te Sitzung vom 29. Januar.

Der k. Staatsprokurator Schmitt ist durch Unwohlseyn verhindert, der Sitzung beizuwohnen.

159) Juliane Darstein in Bergzabern, Entlastungszeuge von Rothhaas. Rothhaas hat zu Frau Borscht am Morgen des 17. auf deren Aufforderung, ihren Mann zu befreien, gesagt: er hätte ihn nicht fortgehen heißen. Die Zeugin war Mittags im Hause von Rothhaas, wie Löhner hereinstürmte und ihn durch Drohungen zwang, mitzugehen.

160) Konrad Füß, Ziegler in Bergzabern, Entlastungszeuge von Surerus. Ich habe den Zug aus „Plästr“ mitgemacht, weil es gerade Sonntag war, wo man nichts versäumt. Surerus wurde kommandirt, Vogel nach Bergzabern zu transportiren. Die Zeugen Hier und Neumann sind Feinde von Behret.

161) Johann Georg Krumm, Dreher in Pleisweiler, Entlastungszeuge von Simon. Ich habe den Zug mitgemacht und sah, wie Simon einen Mann, dem sein Gewehr abgenommen und mißhandelt wurde, schützte. Simon gab mir später sein Gewehr, das zwar geladen, aber gänzlich unbrauchbar war.

162) Bernhard Dittmann, 19 Jahre alt, in Bergzabern. Entlastungszeuge von Simon, Thysohn, Augsburger und Behret, will Jung gesehen haben, wie er zum Feuer kommandirte und zum Angriff trommeln ließ. — Die Aussage dieses Zeugen trägt so das Gepräge der Unwahrheit, der Zeuge selbst so das „Bild von Verlumptheit und Verdorbenheit“ — (Bürgermeister Jäger bestätigt, daß er ein schlechter Bube von jeher gewesen sei), daß der kgl. Staatsprokurator Hoffmann den Antrag stellt, den Zeugen wegen falschen Zeugnisses zu verhaften. Es wurde sofort durch den Präsidenten dem Gerichtschreiber die Aussage zu Protokoll diktirt, welche dem Zeugen vorgelesen und von diesem unterschrieben wurde; bevor er unterzeichnete, machte der Präsident ihn noch einmal auf die schweren Folgen seiner Deposition aufmerksam. Die vier Angeklagten, zu deren Entlastung er produzirt war, erklärten hierauf, daß derselbe nicht von ihnen, sondern von ihren Angehörigen geladen worden sey. Der Präsident erläßt keinen Verhaftsbefehl gegen den Zeugen; verordnet jedoch die Einleitung einer Criminaluntersuchung.

163) Johann Hämling in Rechtenbach. Entlastungszeuge von Behret. Behret kehrte am 17. Juni in meinem Hause ein und blieb während der Vorfälle in Rechtenbach immer in meiner Nähe.

164) Friedrich Balthasar Bürger in Bergzabern, Entlastungszeuge von Behret. Zeuge begegnete Behret und Pistor, wie Letzterer zum Seiler Dunow ging; Behret wollte ihn davon abwendig machen und äußerte dabei: „so gefährlich wird es nicht seyn.“ Behret benutzte den Wagen des Pistor, weil er ein Geschäft in Rechtenbach hatte.

165) Louise Wilhelm in Bergzabern, Entlastungszeuge von Behret, war im Laden von Dunow, wie Pistor die Stricke kaufte; Behret kam erst später hinzu.

166) Tambour Weis, Sohn des Angeklagten Weis, Entlastungszeuge von Hörner. Gibt an, daß Hörner zu ihm gekommen sey, mit dem Auftrag von Jung, in den Dörfern zu trommeln; Jung sey ihm dann begegnet und habe dies bestätigt. Der hervorgerufene Zeuge Jung: „ich glaube, daß ich zu ihm sagte: thue was du willst.“

167) Katharina Amann, Wittwe des Oberaufsehers Anton Volkmuth in Rechtenbach. Morgens zwischen 2 und 3 Uhr kam mein Mann und erzählte, daß sie eben Borscht arretirt hätten. Gleich darauf kam Roll. Zwei Bauern von Rechtenbach besorgten

Digitized by Google

den Brief, worin Aktuar Megele von der Gefangennahme Borscht's benachrichtigt wurde. Nachmittags kam Jemand und benachrichtigte uns, daß Volkmuth verhaftet werden sollte; nur auf mein und meiner Kinder inständiges Bitten konnte er endlich veranlaßt werden, sich zu flüchten. Einige Zeit später stürmten Bewaffnete in unsern Hof und Stall, aus welchem sie das Pferd meines Mannes herausholten, und wie ich nach ihrem Namen fragte, stieß mir einer auf die Brust, daß ich rückwärts taumelte. Andere drangen in die Wohnung, öffneten alle Schränke, Einer setzte mir den Säbel auf die Brust und verlangte unter der Drohung, mich niederzustrecken, die Waffen meines Mannes. Vieles wurde uns außer dem Pferde von diesen Menschen geraubt; die Räuber stritten sich unmittelbar nach der That in meiner Gegenwart um die geraubten Gegenstände. Meine Kinder jammerten entsetzlich; mich übermannte aber bei diesem Treiben der Zorn, ich fragte ob sie Vaterlandsvertheidiger oder Diebe seyen, und jagte sie aus dem Zimmer hinaus. Einer schrie noch beim Weggehen, in einer Stunde kommen wir wieder und stecken das Haus an. Der Bruder des Angeklagten Hörner kam nach Rechtenbach und bat mich, seinen Bruder in meiner Aussage zu schonen. Die Zeugin war in Folge des Schreckens 6 Wochen lang bettlägerig; dieselbe erkennt keinen der Angeklagten. Der Präsident verlas sofort gemäß seiner discretionären Gewalt die Deposition des inzwischen verstorbenen Oberkontroleurs Volkmuth.

168) Elisabetha Hänling in Rechtenbach, Tochter des Bürgermeisters daselbst. Am 17. Juni rückten die Freischaaren, 2 Chevauxlegers an der Spitze, in das Dorf. Moritz kam in unser Haus und fragte nach meinem Vater; wie er erfuhr, daß er sich geflüchtet habe, rief er: „hat er es gemerkt, der alte Spitzbub.“ Sie durchsuchten Alles im ganzen Hause. Heller schrie: „jetzt Wein her, sonst stoßen wir die Fässer ein,“ worauf ich ihnen denn auch solchen herbeischaffte.

169) Georg Kuntz, Adjunkt und Ackersmann in Rechtenbach. Zeuge hat in der Nacht vom 16. auf den 17. Borscht arretirt; wie er mit seinen Begleitern durchbrennen wollte; mittags flüchtete er sich, wie die Bergzaberer kamen.

170) Konrad Binkly in Rechtenbach, sah dem Unfug in Rechtenbach zu und erkannte Pistor dabei.

171) Elisabetha Heisser in Rechtenbach. Moritz verfolgte die Zeugin durch zwei Gassen mit gezogenem Säbel; sie lief in die Weinberge und dann nach Oberotterbach.

172) Franziska Wolfstirn in Rechtenbach. Die Freischaaren drangen in mein Haus und verlangten unter Mißhandlungen zu wissen, wo ihr Mann sey, der sich aber mit den Kindern geflüchtet hatte.

173) Martin Riedel, Amtsdiener beim Zollamte in Schweigen. Die Freischaaren zwangen ihn unter Drohungen, die Wohnungen von Roll und den Grenzaufsehern zu zeigen. Häußler und Hartje waren die Frechsten. Erkannte auch Umpfelbach und Burkhard. Der Zeuge mußte alle Räume des Zollgebäudes öffnen.

Der Präsident verlas sofort die Depesition des mittlerweile verstorbenen Sebastian Steimer, Pächter auf dem Hofselhofe, Gemeinde Schweighofen.

174) Max Joseph Guthy, k. Nebenzollamtscontroleur in Schweigen, hatte sich am 17. Mittags über die Gränze geflüchtet, kam aber Abends nach Schweigen in dem Moment, wo die Freischaaren hier die Verhaftungen vornahmen; er fand noch Gelegenheit, sich in die Weinberge zu flüchten, wo er lange Zeit wie ein gehetztes Wild herumkriegen mußte; mehrmals wurde auf ihn geschossen.

175) Jakob Reich, k. Zollverwalter, früher in Schweigen, jetzt in Kaiserslautern. Die Freischaaren drangen am 17. Juni, Nachmittags 5 Uhr, in meine Wohnung, ich wurde von Hartje verhaftet, außer ihm erkannte ich namentlich Hörner unter Denjenigen, welche mein Haus durchwühlten. Da ich krank war, gab man mich wieder frei.

176) Friedrich Wagner, k. Gränzoberaufseher, früher in Schweigen, jetzt in St. Ingbert, überbrachte am 17. Nachmittags ein Schreiben von Roll an den Bürgermeister von Steinfeld; in Kapsweiher hörte er, daß die Freischaaren im Anmarsch seyen und versuchte nun, die Bauern von Schweighofen und Kapsweiher zu bewegen, den Steinfeldern zu Hülfe zu eilen; die Leute waren aber zu sehr in Angst, um etwas mit ihnen ausrichten zu können. Abends um 9 Uhr, wie er sich in seine Wohnung in Schweigen begeben wollte, sprang ihm seine Tochter entgegen, er solle sich verstecken, die Freischaaren hätten schon nach ihm gesucht; gleich darauf drangen auch Bewaffnete abermals ein, er hatte jedoch schon einen sichern Schlupfwinkel gefunden. Bei ihrem ersten Besuche hatten diese Eindringlinge eine Taschenuhr und andere Gegenstände gestohlen.

177) Michael Schweickert, Bierbrauer in Schaidt. Nachdem Roll gefangen war, zogen die Bergzaberer am Abend um 10 Uhr durch Schaidt. Roll verlangte ein Glas Bier und eine Cigarre, worauf Bosch zu ihm sagte: „Strecke dich nur, Dicker, morgen streckst du dich nicht mehr.“

178) Jakob Bäcker in Schweigen, hat Pistor, Umpfelbach, Hartje, Bosch, Hörner unter denjenigen erkannt, welche in Schweigen waren. Schluß der Sitzung um 3 Uhr.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 11. Kaiserslautern, Donnerstag, 6. Februar **1851.**

Das Goldstück.

Erzählung.

(Fortsetzung.)

Wilhelm war freudig bewegt durch diese Erzählung, die ihm kund that, daß jene arme Frau vollständig gerettet worden. Da er aber jetzt noch weniger die wunderbare Art begriff, wie er das Goldstück wieder erhalten, so fragte er: „und sie verloren das Goldstück wieder?“ der Arzt wurde etwas ungeduldig und erwiderte: „Sie scheinen mir noch nicht zu glauben. Wohlan denn, Sie sollen auch das wissen.

Der Haß gegen die Franzosen bewog mich in dem Kriege von 1809 in österreichische Dienste zu treten. In der Schlacht bei Wagram ward ich schwer verwundet und bewußtlos auf dem Schlachtfelde liegend, ausgeplündert. Dabei kam mir das Goldstück abhanden, das ich immer in meiner Börse trug.

Und als der Krieg gegen Frankreich voriges Jahr wieder ausbrach, vermochte ich nicht, vom Kampfe zurückzubleiben. Allein in Folge jener Verwundung unfähig den Säbel zu führen, trat ich als Arzt in die Armee. So ließ mich der Zufall sie finden, und jetzt wiederhole ich meine Bitte, mir dieses Goldstück abzulassen, das nur durch Zufall in ihre Hände gekommen seyn kann.“ „Und doch besitze ich das Goldstück länger als Sie,“ sagte Wilhelm lächelnd.

„Unmöglich“, fuhr der Arzt auf, „das kann nicht seyn!“

Wilhelm war gereizt über den barschen Ton des Arztes und sagte: „wenn ich nun jener junge Wanderer gewesen wäre, der Ihre Gattin gerettet hat?“ Der Arzt lächelte und erwiderte: „es wäre doch ein eigener Zufall, daß Sie das Goldstück damals weggegeben hätten und es jetzt wieder besäßen.“ Wilhelm, verletzt über den Zweifel an seine Wahrhaftigkeit, theilte jetzt dem Arzte Alles mit und erzählte die Nebenumstände jenes Abenteuers so genau, daß jener überzeugt werden mußte. Er gerieth in die größte Freude, drückte ihm die Hand und rief: „endlich habe ich den Retter meiner Frau gefunden und ich kann ihm meinen Dank abstatten.“ In diesem Augenblicke erscholl in unmittelbarer Nähe ein furchtbarer Kanonendonner und eine Spfündige Kugel schlug in die Wand des Hauses. Der Arzt sprang hinaus, zu sehen, was es gäbe. Draußen entspann sich eben der hartnäckigste Kampf um das Dorf. Nach heftigem Widerstande mußten die Verbündeten weichen und die Franzosen blieben Meister des Dorfes. In dem Getümmel war der Arzt mit fortgerissen worden und Wilhelm blieb in der Gewalt des Feindes.

Die Franzosen blieben in dem Dorfe Clacy bis den anderen Tag. An diesem aber, auf ihrem rechten Flügel vollständig geschlagen, mußten sie den Rückzug antreten und Wilhelm wurde gefangen mit fortgeführt. So sah er den Arzt nicht wieder.

V.

Drei Wochen später zogen die Verbündeten in Paris ein.

Der Krieg war beendet, Wilhelm frei. Er erhielt seinen Abschied und eilte nach der Heimat.

Seine Eltern fand er durch den Krieg zurückgekommen und seiner Hülfe bedürftig. Das schmerzte ihn nicht; war er doch kräftig und arbeitsfähig und wohl im Stande, seine Eltern zu erhalten. Allein um Karolinen trug er Sorge. Er hatte gleich bei seiner Rückkehr an sie geschrieben, aber keine Antwort erhalten. Sollte sie ihn vergessen haben? Acht Jahre war er von ihr getrennt, in acht Jahren ändert sich Vieles, auch eines Mädchens Herz. Ihn peinigten die schrecklichsten Zweifel. Die ärgste Gewißheit ist nicht so schlimm als diese. Gewißheit wollte er sich verschaffen, er wollte selbst sehen, selbst hören und machte sich auf den Weg nach Schlesien.

Treu hatte er seine Liebe im Herzen bewahrt, das Andenken an Karoline war der Trost gewesen, der ihn aufrecht hielt in vielen Mühseligkeiten und Leiden; je näher er jetzt dem Ziele seiner Reise kam,

Digitized by Google

desto schwerer fiel ihm der Gedanke auf das Herz, Karoline könne für ihn verloren seyn. Endlich erreichte er das Dorf, in welchem er als Verwalter gelebt hatte. Er fragte niemanden; mit beklommenem Herzen ging er nach dem Forsthause.

Er trat ein — fremde Gesichter traten ihm entgegen.

Er fragte nach dem Oberförster — ein bösartiges Nervenfieber hatte ihn schon im Jahre 1810 weggerafft.

Er fragte nach Karolinen — sie war zu einem Oheim nach Berlin gegangen. Mehr wußten die Leute nicht.

Am andern Tag war Wilhelm auf dem Wege nach Berlin. Hier angekommen, erkundigte er sich überall — niemand konnte ihm Auskunft geben; wußte er ja doch den Namen des Oheims nicht. Mit klopfendem Herzen durchstrich er die Straßen Berlins und meinte Karolinen an jedem Fenster zu erblicken; er besuchte alle öffentlichen Orte, in der Hoffnung, sie zu finden. Lange vergebens. Nach acht Tagen endlich sah er im Theater ein Mädchen, die ihr glich. Unverwandt heftete er seine Blicke auf sie, er konnte nicht zweifeln, sie war es. Entwickelter in den acht Jahren der Trennung, schöner geworden saß sie vor ihm, aber sie war es doch. Das war ihr treues Auge, das war ihr holdes Lächeln; sein Herz klopfte hörbar. Aber sie saß in einer Loge ersten Ranges, sie war in Seide und Spitzen gekleidet, und sie sprach freundlich mit einem fein gekleideten, jungen Manne, der neben ihr saß. Wilhelm schnürte sich das Herz zusammen. War sie reich und vornehm geworden, was konnte er ihr noch gelten, er, der arme Landwirth, der aus dem Kriege heimgekehrt nicht einmal einen Ort besaß, wo er sein Haupt hinlegen konnte, der jetzt erst anfangen mußte, sich ein Loos zu gründen? Er fühlte bei ihrem Anblick seine alte Liebe in neuer Gluth auflodern, sie aber stand ihm in unerreichbarer Ferne!

(Fortsetzung folgt.)

Ein Brief aus Californien.

(Pfälzer Blätter.)

Jupi-Rever, 19. Sept. 1850.

An Valentin Müller, Bürgermeister in Gerhardsbrunn.

Liebe Pflegeltern!

Da wir nun sehr weit in der neuen Welt sind, ohne daß wir Nachricht von Euch erhielten, so ergreifen wir die Feder, um Euch zu wissen zu thun, auf welchem Stand wir uns jetzt befinden. In unserm letzten Brief vom Ohio-Staate haben wir Euch gemeldet, daß wir entschlossen seyen, nach Californien zu gehen, um Gold zu graben. Um unser und unserer Geschwister Glück zu gründen, schossen uns die Müller 1500 fl. vor. Von ein wenig über die Reise durch die Wildniß. In St. Juan kauften wir uns einen Wagen mit vier Pferden und versahen uns mit Lebensmitteln auf achzig Tage; wir waren vier Mann dazu. Am 10 April fuhren wir ab.

Liebe Pflegeltern und Geschwister! Zu Land nach Californien zu reisen, ist eine wahrhaft tolle Unternehmung. Unsere Reisekaravane war vierzig, öfters auch hundert bis zweihundert Mann stark, und jeder hatte sich gegen die häufigen Ueberfälle der Indianer mit Flinte, Pistole und einem Dolch bewaffnet. Ueberfälle von diesen räuberischen Horden hatten wir jedoch nicht zu bestehen, im Gegentheil waren die Wilden sehr freundlich, wenn sie Abends unser Lager besuchten und wir ihnen Speisen gaben. Unsere Wachtfeuer, die wir in der Regel Nachts unterhielten, lockten ganze Heerden ausgehungerter Wölfe herbei, die fürchterlich heulten; außer diesen Bestien trafen wir viele Hirsche, Luchse, Biber und wilde Schafe, auch Bären, viele Arten Adler und ein Thier, Elk genannt, welches 6 Fuß lange zackige Hörner hat, große Schlangen, besonders Klapperschlangen, sowie viele andere Thiere, die wir nicht kennen.

Am 2. Juli sind wir über das Schneegebirge gefahren. Der Schnee liegt hier in außerordentlicher Höhe. Ehe wir aber dieses Gebirg passirten, mußten wir durch eine Sandwüste von 22 Stunden, auf welcher kein Sträuchen zu sehen, kein Wasser zu finden, noch Gras für unsere Pferde zu entdecken war. Welche Hitze wir in dieser Wüste ausgestanden, können wir nicht beschreiben. Wir fanden Stellen, wo 10 bis 12 Wagen standen — die Pferde waren verschmachtet.

So weit von unserer Reise. Jetzt sind wir am Jupi-Rever und graben Gold neben dem Wasser und machen täglich 10 bis 12 amerikanische Thaler (à 2 fl. 30 kr.) gut. Vergangene Woche hat jeder von uns 96 Thaler gut gemacht. Es kommt sehr darauf an, wie man die Plätze trifft. Das Gold ist sehr fein und glänzend (wir legen Euch hier ein Pröbchen bei), und es ist gewiß eine herrliche Sache daß edle Metall so rein aus der Erde zu graben; aber von den auszustehenden Beschwerlichkeiten könnt Ihr Euch keinen Begriff machen.

Wir werden nicht lange in dem Goldlande bleiben, so todend es auch ist. Nach Ablauf eines Jahres hoffen wir, wenn wir gesund bleiben, von hier abzureisen, unsern Wohlthätern Müller im Ohio-

Digitized by Google

Staat unsere Schuld mit Dank zu bezahlen und zu Euch zu kommen, um unsern armen Geschwistern zu helfen.

Wir schließen unsern Brief in Eile, weil Jemand wartet, der ihn nach San Francisco mitnehmen will.

Hunderttausend Grüße an alle Bekannte von

Jakob und Nicolaus Baulus,
Goldjäger in Californien.

Verhandlungen vor dem außerordentl. Spezialgerichte der Pfalz.

18te Sitzung vom 3. Februar.

Nach Eröffnung der Sitzung erhielt Anwalt Golsen das Wort. Er will ebenfalls, wie die k. Staatsbehörde, nur das Gesetz walten lassen, denn dieses sey für alle Parteien gleich. Die Parteianschauungen änderten, das Gesetz bleibe; der Richter habe über den Parteien zu stehen, um dieses Gesetz zu handhaben. Der Vertheidiger kritisirt sofort den Standpunkt der Anklage, indem sie an die damalige Bewegung den Maßstab der heutigen Verhältnisse lege; der Strafrichter habe aber den damaligen Zustand im Auge zu halten. Geht sofort auf die Nationalversammlung und die Reichsverfassung über, um zu zeigen, daß von den meisten Bürgern die Endgültigkeit der Letzteren in gutem Glauben anerkannt wurde. „Die Erhebung der Pfalz galt allein und ausschließlich der Durchführung der Reichsverfassung. Die Erhebung hatte einen edlen Grundcharacter, weil die Pfalz viele der Volksfreiheiten schon besaß, welche sie für andere Länder erst erringen wollte. Die Bewegung hatte die große Majorität der Bevölkerung für sich, und nicht eine kleine Fraction, wie die Anklage behauptet. Nur dadurch daß das übrige Deutschland sich für die Gültigkeit der Reichsverfassung nicht erhob, nur dadurch erkaltete die Bevölkerung für die Bewegung. In Bergzabern gab es verschiedene Parteien. 1) Die Terroristen, wie Borscht u. s. w.; diese sind flüchtig; 2) die ruhigen Bürger aus der Mittelklasse, welche sich der Bewegung aus Furcht anschlossen; und 3) der Janhagel. Die Angeklagten sind sämmtlich aus der 2. Classe, und diese sollen jetzt büßen für die Sünden der Terroristen." Der Vertheidiger hebt weiter namentlich hervor, daß die Verhaftung des Landkommissärs v. Maillot, des Friedensrichters Prinz, der Gendarmerie u. s. w. von dem damaligen Standpunkte aus zu beurtheilen sey.

Zur Sache selbst. Allgemeiner Theil: 1) Begründet die Theilnahme am Steinfelder Zug an und für sich ein Verbrechen? Die Vertheidigung verneint dies entschieden. 2) Haften die Theilnehmer solidarisch für die dort verübten Verbrechen? Auch dies wird entschieden verneint. Haften die einzelnen für die von ihnen dabei begangenen Verbrechen? Dies wird allerdings dabei bejaht. Die Vertheidigung stellt von vorneherein auf, daß der Spezialgerichtshof nur dann nachdem Cassationsurtheil competent sey, wenn die Verbrechen, welche durch die dort angeführten Artikel vorgesehen sind, begangen wurden; erörtert sofort den Art 91, Abs. 2 und stellt auf, daß der Angriff zu gleicher Zeit auf Person und Eigenthum gerichtet seyn müsse, und allein in dieser Vereinigung bestehe das Verbrechen des Attentats. Dies sey auch die Ansicht der Schriftsteller. „Der Zweck, die voraus beschlossene Absicht massacre u. s. w. zu vollführen, constituirt das Complott, und nicht die nachher erfolgte zufällige Vollziehung. Sobald festgestellt ist, daß der Steinfelder Zug einen andern Zweck gehabt habe, so kann von dem Verbrechen des Art. 91, al. 2 keine Rede seyn. Aus den Art. 97 und 100 in Verbindung mit Art 91 ergibt sich, daß die Theilnehmer einer réunion séditieuse nur dann gestraft werden können, wenn dieselben mit den Waffen in der Hand ergriffen worden sind; die Solidarität fällt in diesem Falle weg, und es haftet nur Jeder persönlich. Der Art. 100 ist eine Art gesetzliche Amnestie, wodurch die Art. 59 und 60 außer Wirksamkeit treten. Jeder, welcher den Zweck der dévastation u. s. w. nicht kennt, ist straflos; die Anklage stellt auch kein anderes Prinzip auf, und spricht überall von wissentlicher Mitwirkung. Jede Complizität verlangt schon ihrer Natur nach, eine vollständige Mitwissenschaft. Diese Aufstellung wird unterstützt durch das Amnestiegesetz, wornach alle diejenigen Personen straflos sein sollen, welche sich nicht Verletzungen an Personen oder Eigenthum haben zu Schulden kommen lassen. Die Solidarität schwindet, und es tritt nur die persönliche Haftbarkeit ein. Die Anklage muß jedem Einzelnen nachweisen, daß er ein Verbrechen oder Vergehen gegen Person oder Eigenthum begangen hat, sonst fällt er unter das Amnestiegesetz." — Es wird sofort die Behauptung der Staatsbehörde, der Art. 100 sey nicht anwendbar, bestritten. — Der Zweck des Steinfelder Zuges war kein anderer, als die Befreiung der Gefangenen. Die Verhaftung von Borscht war die Veranlassung der Vorfälle, welche durchaus nicht

Digitized by Google

gerechtfertigt werden sollen. Die Verhaftung wurde weder vorgenommen in Gemäßheit eines gerichtlichen Befehls, noch durch einen ministeriellen Beamten; sie war deßwegen eine ungesetzliche. Die Gefangenen waren in Gefahr und dies wurde zu gleicher Zeit mit der Verhaftung bekannt. Die betheiligten Familienglieder machten Versuche zur Befreiung und auf deren Veranlassung, sowie der Anhänger Borchs wurde Generalmarsch geschlagen und eine Versammlung provozirt. Wie der Zug kam, wurde auf Requisition der Ortsbehörde für Erfrischungen gesorgt. — Nicht öffentlich, sondern nur einigen Personen verlas Kraut seine Vollmacht, welche nur dahin gerichtet war, zwei standrechtlich erschießen zu lassen. Es kann von einem durch die Bürgerwehr gefaßten Beschluß, die Gemeinde Steinfeld mit Mord u. s. w. zu überziehen, nicht die Rede seyn. — Kraut hatte den Auftrag von der provisorischen Regierung, die Zollhäuser in Brand zu stecken. — Durch die Herbeischaffung von Stricken wollte man nur die Verhaftung, nicht aber das Assassinat präpariren." — Bei der Darstellung des Zuges, welcher direkt nach Steinfeld ging, werden zuerst die verschiedenen Angaben bezüglich des Beginns des Kampfes zusammengestellt, wer zuerst geschossen u. s. w. — „Eist in Folge des Kampfes befahl Löbner, die Scheuer in Brand zu stecken; von einer préméditation kann keine Rede seyn, denn man brachte keine Zündhölzchen mit, sondern verlangte solche erst von der Ehefrau Angst. Das nämliche gilt von den Verwundungen; auch diese waren nicht im Voraus beschlossen. Wenn auch an der Weidelmühle zum Laden kommandirt wurde, so war dies blos, um zu schrecken und um auf etwaige Angriffe gerüstet zu seyn. — Bezüglich aller Theilnehmer wird eine force majeure behauptet; nicht die Berggaberer, sondern die provisorische Regierung hat den Zug beschlossen und durchgeführt. Die Anklage ist in dieser Beziehung sehr inconsequent, und läßt einen Theil als Zeugen, einen andern als Angeklagte auftreten.

Spezieller Theil: a) Simon. „Derselbe ist angeklagt, zufolge des Verweisungsurtheils die durch den Art. 91 al. 2 und Art. 97 vorgesehenen Verbrechen verübt zu haben, und soll in Folge des Art. 313 haftbar seyn für die bei dem Zuge begangenen Verbrechen. — Heute geht die Anklage darauf, daß Simon Urheber und Organisateur des Zuges gewesen sey. Derselbe hat aber diesen nur gezwungen mitgemacht, um nicht für feig zu gelten und aus verwandtschaftlichen Rücksichten. Durchaus ungegründet ist die Behauptung, Simon habe sich ins Lager begeben, um Zuzug zu erlangen. Dieser kannte keinen andern Zweck, als seinen Schwager Gnahn zu befreien. Die kgl. Staatsbehörde stellte bezüglich seiner einen Antrag, gestützt auf Art. 302 und 2 C. p.; darüber ist aber das Spezialgericht incompetent zu erkennen: weil der Cassationshof genau diejenigen Artikel angegeben hat, wegen welcher die Angeklagten vor dem Spezialgerichte stehen; dieser Antrag ist ferner unzulässig in Gemäßheit der Art. 338 und 339 der Strafprozeßordnung. Unbegründet ist dieser Antrag, weil die dem Simon zur Last gelegten Thatsachen nicht erwiesen sind." — Die Deposition des Zeugen Michael Jung wird als unzuverlässig in jeder Beziehung geschildert. „Das Gewehr, welches Simon trug, war vollständig unbrauchbar; er hat nicht geschossen, ging vielmehr in friedlicher Absicht voraus. Es ist aber auch unmöglich, daß Simon einen der Verwundeten getroffen hat." Zur Begründung dieser Behauptung werden sofort die einzelnen Umstände vorgeführt, unter welchen die Verwundungen resp. Tödtung stattgefunden haben, woraus dies resultire. „Die Absicht, Jemanden erschießen zu wollen, kann bei Simon nicht präsumirt werden." Die Vertheidigung greift nun die Aussage von Westermann an. „Auch fällt ein Versuch unter das Amnestiegesetz, denn dort heißt es ausdrücklich: sobald nicht eine Verletzung an Personen oder Eigenthum stattgefunden hat. b) Thyssohn. Läugnet nicht, den Zug mitgemacht zu haben, aber er gibt auch den Grund hiefür an; er bedrohte Niemanden und kannte den Zweck des Zuges nicht. c) Herrmann. Hatte keinen Grund, gegen die Steinfelder feindselig aufzutreten; er sprach sich gegen den Zug aus und machte nur gezwungen diesen mit." Der ihm zur Last gelegte Mord des Krämer wird einer ausführlichen Prüfung unterstellt, die einzelnen Zeugenaussagen zusammengestellt und aus diesen gefolgert, daß bloß seine Schwätzerei die Veranlassung zu diesen Gerüchte war. „Herrmann war gar nicht mehr vor Steinfeld, wie Krämer getödtet wurde. d) Augsburger. Hat sich anfänglich dem Zug angeschlossen, welchen er aber wieder verließ. Gegen Abend ist er unbewaffnet bis zur Weidelmühle geritten, und zwar aus bloßer Neugierde. e) Behret. Hatte ein Geschäft in Weißenburg, ist zufälligerweise mit Pistor nach Rechtenbach gefahren und hat sich bei den dortigen Vorfällen nicht im Entferntesten betheiligt. Die Stricke wurden gar nicht gebraucht." f) Clemens. Wie Behret.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 12. Kaiserslautern, Samstag, 8. Februar **1851.**

Das Goldstück.

Erzählung.

(Fortsetzung.)

Das Schauspiel ging zu Ende. Er drängte sich durch die Zuschauer, sah Karolinen herauskommen, er drängte sich ihr nach. Der junge Mann, der neben ihr gesessen, führte sie zu einem eleganten Wagen, hob sie hinein und trat zurück. Der Wagen fuhr fort, Wilhelm stürzte ihm nach und verfolgte ihn athemlos durch drei Straßen. Da endlich hielt er, sie stieg aus. Wilhelm merkte sich das Haus und ging in der höchsten Aufregung nach seiner Wohnung. Manche harte Nacht hatte er im Lager, im Bivouac, auf dem Gefangenschiffe zugebracht, — so hart wie diese war ihm noch keine gewesen. Von den widerstreitenden Empfindungen, von Furcht und Hoffnung, von Zweifel und Eifersucht gepeinigt, warf er sich schlaflos hin und her.

Am andern Morgen erkundigte er sich, wer in jenem Hause wohne. Herr v. K., hieß es, ein reicher Gutsbesitzer. Seine letzten Hoffnungen schwanden. Doch Gewißheit wollte er haben, sie wenigstens noch einmal sprechen, wenigstens Abschied von ihr nehmen.

Er ging hin. Das Haus war prächtig eingerichtet, reichgekleidete Diener empfingen ihn. Das drückte ihn zu Boden, doch er nahm sich zusammen, und begehrte Fräulein Karoline zu sprechen. Nach einigem Harren ward er eingelassen.

Die Thür öffnete sich, er trat ein, sie stand vor ihm, in weißem reichen Morgenkleide, schöner denn je. Als sie ihn erblickte, stieß sie einen lauten Schrei aus, hielt sich an einem Stuhle fest und ward abwechselnd roth und bleich. Wilhelm wußte genug. Er raffte seinen Stolz zusammen und mit mühsamer Fassung und schlecht verhehlter Bitterkeit sagte er: „beruhigen Sie sich, mein Fräulein, ich will Ihnen nicht lästig fallen. Sie sind verlegen, eine Erinnerung aus vergangener Zeit stehe ich vor Ihnen, die in ihre jetzige glänzende Lage nicht paßt. Doch fürchten Sie nichts, ich mache keine Ansprüche, ich trete Ihnen nicht in den Weg. Nur noch einmal sehen wollte ich Sie und Ihnen Lebewohl sagen. Seyen Sie glücklich, das ist mein aufrichtigster Wunsch. Allein ich habe noch etwas von Ihnen, das ich zurückgeben muß.“ Bei diesen Worten nahm er die Haarschnur mit dem Goldstücke von der Brust. „Ich habe Ihr Haar“, fuhr er weiter fort, „acht Jahre treu auf meinem Herzen getragen — nehmen Sie es zurück — es war mir ein Pfand Ihrer Liebe — ich kann keine Ansprüche mehr auf diese machen. Mein Goldstück hängt dran. Es sollte mir Glück bringen, das ist vorbei. Nehmen sie es mit hin. Und ist eine heilbringende Kraft in diesem Goldstück, so möge sie an Ihnen sich bewähren, für mich gibt es jetzt kein Glück mehr!“ Wilhelm fühlte, daß seine Aufregung ihn übermannen würde, er fühlte seine Thränen aufsteigen, das wollte er nicht sehen lassen. Er warf die Haarschnur auf den Tisch, rief ein letztes Lebewohl und stürzte fort.

Nach zwei Stunden saß er auf der Post und fuhr seiner Heimat zu.

VI.

Schwermüthig, aber doch gefaßt und entschlossen, war Wilhelm zu seinen Eltern zurückgekommen. Ihnen die letzten Jahre ihres Lebens zu erleichtern, schien ihm seine einzige Lebensaufgabe noch zu seyn. Rasch stürzte er sich in die Arbeit, in ihr vergaß er am leichtesten, was sein Gemüth schmerzlich bewegte. Die Vermögensumstände seines Vaters mußten zunächst geordnet werden, und so finden wir ihn am zweiten Tage nach seiner Rückkunft aus Berlin vergraben in Rechnungen und Papieren, emsig rechnend, ordnend. In dieser Beschäftigung störte ihn das Rollen eines Wagens, der vor seiner Thüre stille hielt. Verwundert schaute er auf; wer konnte ihn in einem Wagen besuchen? Da öffnete sich die Thüre und herein trat der Bataillonsarzt, der ihn in der Schlacht bei Laon verbunden hatte, an seiner Hand eine blasse

Digitized by Google

hübsche Dame, in der Wilhelm bald jene arme Kranke erkannte, die er 1806 gerettet hatte. Ehe Wilhelm in seiner Ueberraschung Worte finden konnte, reichte ihm der Arzt die Hand sagte ihm in den herzlichsten Worten seinen Dank und stellte ihm seine Gattin vor. Auch diese schloß sich in der freundlichsten Weise den Danksagungen ihres Mannes an und versicherte ihm, daß sie, obschon sie damals kaum ihrer Sinne mächtig gewesen, doch die Gestalt ihres Retters, der ihr wie ein hülfreicher Engel erschienen, nicht aus der Erinnerung verloren habe. Wilhelm war beschämt, er meinte nur seine Pflicht gethan zu haben, was so vielen Dankes gar nicht werth sey; allein seine Verlegenheit vermehrte sich, als der Arzt ihm die Pachtung seines großen Gutes unter so vortheilhaften Bedingungen anbot, daß man wohl sah, in diesem Anerbieten lag noch ein Abtragen des Dankes versteckt. Wilhelm hätte gern jeden Dank ausgeschlagen, allein er wußte, nicht, wie er gegen die herzliche Art und Weise des Arztes aufkommen sollte, und in seiner Verlegenheit fragte er, wie man seinen Namen erfahren, ihn aufgefunden habe. Da erwiderte der Arzt mit ernster Rührung: „wahrlich, wunderbar sind des Himmels Wege. In der Schlacht von Laon ward ich von Ihrer Seite gerissen, ohne Ihren Namen erfahren zu haben und vergebens war nachher meine Mühe, Sie wieder aufzufinden. Leichter hätten Sie vielleicht mich erfragen können, allein Sie verschmähten es hochherzig und wichen meinem Danke aus. Und doch mußten Sie mich wider Willen auf Ihre Spur bringen. Kennen Sie dieses?“ Bei diesen Worten zeigte er ihm das Goldstück an der Schnur. Wilhelm wurde roth und fragte stotternd: woher haben sie das? Der Arzt erwiderte: „von meiner Nichte, meiner Tochter,“ öffnete die Thüre — und herein trat Karoline. Sie streckte beide Hände nach dem jungen Manne aus, die Thränen stürzten ihr aus den Augen und stockend sagte sie: „Wilhelm, wie bist du hart gewesen — ich habe dich ja niemals vergessen!“ Wilhelm wußte nicht, wie ihm geschah, er faßte Karolinens Hände, drückte sie an sich und fragte zweifelnd: „ist es möglich, Karoline, du wärest mir treu geblieben, ich dürfte dich noch mein nennen?“

„Und warum nicht,“ sagte ernst der Arzt; „der Himmel hat mir keine Kinder geschenkt, und als mein Schwager, Karolinens Vater starb, kam diese zu mir, uns eine Tochter ersetzend. Ein braves Mädchen bleibt seiner Liebe treu, und einen wackern Freiheitskämpfer, den Retter meiner Frau begrüße ich mit Freuden als meinen Neffen, meinen Eidam. Nehmen Sie sie hin.“ Mit Entzücken drückte Wilhelm die Wiedergefundene an sein Herz, dann fragte er zweifelnd: „aber Karoline, kein Wort, kein Zeichen der Freude, als ich in Berlin dich wiedersah?“ „Karoline hielt Sie für todt,“ sagte ihr Oheim: „Gleich nachdem sie in unser Haus gekommen war, entdeckte sie uns ihre Liebe zu Ihnen. Ich forschte bei Ihrem Regimente nach und erhielt vor einem Jahre die Nachricht, Sie seyen gefangen und vom Feinde erschossen worden.“ „Als du plötzlich vor mir standest“, fuhr Karoline fort, „erschrack ich bis zum Tode. Lange hatte ich deinen Tod beweint, jetzt sah ich dich lebend wieder, mir war die Brust krampfhaft zusammengeschnürt, ich war keines Wortes mächtig, und als du zur Thür hinausstürztest, sank ich ohnmächtig zu Boden.“ So fanden wir sie“, ergänzte der Oheim, „und da wir den Zusammenhang erfuhren, folgten wir Ihnen fast auf dem Fuße nach.“

Wilhelm war überwältigt, er warf sich dem Oheim an die Brust, er führte Karolinen zu seinen Eltern, die still und verwundert im Hintergrunde standen und mit Mühe begriffen, was vorging; dann nahm er das Goldstück, drückte es an die Lippen, warf einen frommen Blick des Dankes gen Himmel, der Alles so wunderbar geleitet hatte, und gedachte auch liebevoll der alten Muhme Bilka, die seit zwei Jahren schon unter dem Rasen schlief.

Wilhelm und Karoline sind jetzt noch ein glückliches Paar. Das Goldstück aber an der Haarschnur wird wie ein Heiligthum in der Familie aufbewahrt.

Roderich Benedix.

Das Vermächtniß des Krieges.

Die jährlichen Zinsen der großbrittanischen Nationalschuld, welche buchstäblich als ein Kriegsvermächtniß des Landes zu betrachten ist, beiaufen sich auf 28 Millionen Pfund Sterling, so daß auf jeden Einwohner, Mann, Weib oder Kind in dem vereinigten Königreiche von Großbrittannien und Irland, ungefähr 1 Pfd. Sterl. kommt. Folgende, angeblich aus der Feder des sel. Sidney Smith geflossene Schilderung veranschaulicht in wenigen Zügen die Aus- und Abgaben, welche jeder Engländer jener Kriegshinterlassenschaft zu verdanken hat. — Abgaben für Alles, was in den Mund geht, den Rücken bedeckt oder unter die Füße kommt; Abgaben für Alles, was angenehm zu sehen, zu hören, zu fühlen zu riechen oder zu schmecken ist; Abgaben für Wärme, Licht und Ortsveränderung; Abgaben für Alles, was

Digitized by Google

auf Erden ist — Abgaben selbst für das Wasser unter der Erde; Abgaben für Alles, was aus der Fremde kommt, wie für Alle, was auf heimathlichem Boden gewachsen ist; Abgaben für die rohen Stoffe selbst, so wie für jeden neuen Werth, der ihnen durch menschlichen Kunstfleiß gegeben wird; Abgaben für den Absud, welcher den Appetit des Menschen verdirbt, wie für die Medizin, welche ihm die Gesundheit wiederschenkt; Abgaben für den Hermelin, welcher den Richter schmückt, wie für den Strick, mit dem der Verbrecher gehängt wird; Abgaben für das Salz der Armen und für die Gewürze der Reichen; Abgaben für die Messingnägel zum Sarge und für die Bänder der schmucken Braut. — Für Bett und Tafel, für Aufstehen und Schlafengehen muß er seinen Tribut entrichten. Der Knabe peitscht seinen besteuerten Kreisel; der bartlose Jüngling tummelt sein besteuertes Roß mit einem besteuerten Zügel auf einer besteuerten Straße, und der sterbende Engländer gießt seine mit 7 pCt. besteuerte Medizin in einen mit 15 pCt. besteuerten Löffel, sinkt dann zurück in sein mit 22 pCt. besteuertes Ziybett, macht sein Testament auf einem mit 8 Pfd. Sterl. besteuerten Stempelbogen und verscheidet in den Armen seines Arztes, welcher 100 Pfd. Sterl. für das Privilegium gesteuert hat, ihm beim Sterben behülflich zu seyn. Sofort nach dem Tode eines Engländers wird sein ganzes Eigenthum mit 2 bis 10 pCt. besteuert. Außer der Steuer für die Testaments-Ausfertigung gibt es noch eine Menge anderer Steuern zu zahlen, ehe der Todte unter die Erde kommt. Das Verzeichniß seiner Tugenden wird der Nachwelt auf besteuertem Marmor überliefert; er selbst aber wird zu seinen Vätern gerufen, um — nie mehr besteuert zu werden."

Miscellen.

Ein gräßliches Verbrechen wurde am 30. Jan. in Paris entdeckt. In der Straße St. Honore wohnte seit mehreren Jahren ein wohlhabender Fabrikant von Bronzewaaren, Desfontaines, der seit dem ersten Januar, an Stelle eines verabschiedeten Bedienten einen, durch ein Comissionsbureau ihm empfohlenen jungen Mann zu sich genommen hatte. Am 13. Jan. Morgens kündigte der neue Bediente dem Portier des Hauses an, daß sein Herr, durch unerwartete Geschäftsangelegenheiten abgerufen, schon in aller Frühe abgereist sey und ihm den Auftrag ertheilt habe, die Koffer zu packen, wozu er sich nicht die Zeit habe nehmen wollen, und ihm dann unverzüglich nachzukommen. Noch im Laufe des Tages reiste auch der Bediente ab, indem er sich durch zwei Packträger mehrere Koffer, worunter ein besonders großer, nachtragen ließ. Mehrere Tage vergingen, ohne daß Desfontaines zurückkehrte, und sein Laden blieb während dessen geschlossen. Hierdurch, so wie durch den Umstand, daß Desfontaines Niemand von seiner bevorstehenden Abreise unterrichtet hatte, wurden seine Nachbarn endlich aufmerksam, und der Hauseigenthümer veranlaßte die Behörden, zur Oeffnung der Wohnung zu schreiten. Alles fand man in Ordnung; die Möbel waren verschlossen und Nichts schien die Besorgnisse zu rechtfertigen, die man gehegt hatte. Man bemerkte weiter nichts Auffallendes, als höchstens eine vom Fußboden aufgewischte Wasserspur und eine feuchte Stelle am Bettvorhange, die indessen recht wohl von eiligem Waschen herrühren konnte. Die auf dem Paß-Bureau eingezogenen Erkundigungen waren ohne Erfolg. Niemand konnte den Ort angeben, wohin Desfontaines sich begeben hätte. Allein endlich gelang es, die beiden Packträger aufzufinden, die dem Bedienten die Koffer getragen hatten, und man erfuhr von ihnen, daß derselbe den größten der Koffer auf der Eisenbahn nach Chatroux adressirt und sich selbst mit den andern nach Marseille eingeschrieben habe. In Folge dieser Entdeckung wurde der Staatsprocurator von Chatroux eingeladen, dem erwähnten Koffer nachforschen zu lassen. Derselbe wurde auch in einem Expeditions-Bureau unter der Adresse eines Hrn. J., Bureau restante, aufgefunden. Der Staats-Procurator ließ ihn öffnen und man fand einen furchtbar verstümmelten Leichnam darin, der kein anderer als der des unglücklichen Fabrikanten war. Die Aerzte erklärten nach Besichtigung des Leichnams, daß der Tod durch heftige Schläge mit einem schweren Körper herbeigeführt und in Folge der Zerschmetterung der Hirnschale augenblicklich erfolgt sey. Der Leichnam nebst dem aufgenommenen Protocoll ist auf der pariser Polizei-Präfectur angekommen. Von dem Mörder hat man noch keine Spur, und es ist zu fürchten, daß er bei den gegenwärtigen schnellen Communications-Mitteln und dem gewonnenen Vorsprung an Zeit den Händen der Justiz entgehe.

Ein französisches Ministerium zu bilden, ist jetzt eine schwierige Sache. Man hat sich in Paris vorzusehen, daß man nicht zum Minister gepreßt und in der Nacht nach dem Elysee entführt wird, wie in

Digitized by Google

Rußland die verdächtigen nach Sibirien. Etwas dem ähnliches passirte bei der Bildung des letzten bonapartistischen Cabinets. Baroche hatte mit unsäglicher Mühe alle Portefeuilles an den Mann gebracht; nur für eines — Handel und Ackerbau — konnte er durchaus keinen Abnehmer finden. In der Verzweiflung durchblätterte er einen alten Gerichtskalender. Da kam ihm ein glücklicher Gedanke. Schnell, Mauroy, rief er seinem Cabinetschef, nehmen Sie meinen Wagen, fahren Sie zu Bonjean und bringen Sie ihn her. Wenn der nicht todt ist, so ist mein Ministerium vollständig. Es war zehn Uhr abends, als Mauroy an der Haushür Bonjean's klingelte. Bonjean ist ein solider Mann und in der Regel um neun Uhr zu Hause. Diesmal aber war er es nicht. Sie werden ihn nicht weit zu suchen haben, sagte die alte Haushälterin. Die Politik hat den Herrn heute sehr beunruhigt und da ist er denn ins Lesecabinet da drüben gegangen, um vor dem Schlafengehen die Zeitungen zu lesen. Mauroy stürmte ins Lesecabinet. Herr Bonjean! rief er beim Eintreten, um unter der Menge seinen Mann herauszufinden. Das bin ich! antwortete eine Stimme, deren Eigenthümer alsbald in einem abgetragenen Arbeitsrock, eben so altem Pantalon, eine alte Mütze auf dem Kopf und in einem Pantoffelpaar, deren Pelzwerk die Motten fleißig zugesprochen hatten, sich dem Suchenden präsentirte. — Herr Bonjean, sagte Mauroy, der Herr Minister des Innern hat mich beauftragt Ihnen zu sagen, daß Sie ihn durch einen Besuch sehr erfreuen würden. — Sehr gern. Wollen Sie dem Minister sagen, daß ich morgen acht Uhr bei ihm seyn werde. — Morgen, Herr Bonjean? Nein, heute, auf der Stelle wünscht Sie der Minister zu sprechen, — er hat Ihnen ein Portefeuille anzutragen. — Ah! dann gehen wir; aber lassen Sie mich erst dieses Negligée . . . — Durchaus nicht! der Minister hat mich beauftragt, Sie zu ihm zu führen, wo und wie ich Sie finde. Wir haben keinen Augenblick zu verlieren. Und damit stieß Mauroy den künftigen Arbeitsminister aus dem Lesecabinet in den Wagen und fort ging's im Galopp nach dem Hotel des Ministers des Innern. — Wir bedurften Ihrer, Herr Bonjean, rief Baroche dem Ankommenden entgegen, sobald er seiner aus der ferne ansichtig wurde. Wollen Sie Minister sein? Wollen Sie Minister seyn? Bonjean zögerte mit der Antwort. Also Sie willigen ein, nicht wahr, die Sache ist abgemacht. — Ja... Minister... Minister... stotterte Bonjean, aber was für einer? — Handel und Ackerbau. Sie werden mir vielleicht sagen, das sey nicht Ihr Fach. Aber mit Ihrem Talent arbeiten Sie sich in acht Tagen hinein. Also tausend Dank, mein theurer College, fuhr Baroche fort, ohne auf etwaige Einwendungen zu warten, und nun fort zum Elysee. Sie müssen heute Abend noch dem Präsidenten vorgestellt seyn. Vergebens bat Bonjean wenigstens um so viel Zeit, daß er sich mit Frack und Stiefeln versehen könne. Baroche hielt seinen Mann fest, er hätte ihm ja entwischen können. Zehn Minuten später hielt Herr Bonjean in Arbeitsrock und Pantoffeln als neuer Handels- und Ackerbauminister seinen Einzug in das Cabinet des Präsidenten der Republik. Am nächsten Tage figurirte sein Name in der officiellen Ministerliste des Moniteur. Acht Tage später brachte eben derselbe die Entlassung des Ministeriums und Herr Bonjeau mag nun wieder, statt Politik machen zu helfen, sie in aller Gemächlichkeit im Schlafrock und Pantoffeln lesen.

Aus Deutschland sind in dem verflossenen Jahre über Bremen in 170 Schiffen 25,776, und über Hamburg in 60 Schiffen 7062 Personen nach Amerika Ausgewandert. Die Gesammtzahl der Ausgewanderten aus Deutschland mit Hinzurechnung Derer, die über Havre, Amsterdam und London gingen, schlägt man auf 80,000 Köpfe an.

Der Vatikan, das Residenzschloß des Papstes, enthält 8 große und 200 gewöhnliche Treppen, 20 größere und kleinere Höfe und 4222 Gemächer. Man berechnet, daß er mit all' seinen Appertinenzen einen Flächenraum vom Umfange der Stadt Turin hat. Die Beschreibung aller Merkwürdigkeiten, welche das wunderbare Gebäude enthält, füllt 14 große Foliobände.

Auch die Ehrenfräulein der Königin haben beim Ordensfeste in Berlin einen kleinen Schreck gehabt. Ein niedliches Bürschchen aus dem Volke hatte die Rettungsmedaille erhalten, weil er einen Knaben aus dem Wasser gezogen hatte. Da er klein war, wurde er in die erste Reihe gestellt und der König nannte ihn im Vorübergehen einen edeln Jungen. Ein liebenswürdiger Junge, meinten die Edelfräulein und beschäftigten sich mit ihm sehr zuthunlich. „Wie alt, lieber Kleiner?“ lispelten sie. „Zwanzig Jahre“, platzte der Kleine in sonorem Basse heraus und die Fräulein stoben erschrocken auseinander.

Kaiserslautern, 7. Febr. Heute sind keine Verhandlungen des Spezialgerichts eingetroffen.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 13. Kaiserslautern, Donnerstag, 13. Februar **1851.**

(Nach den Stenographischen Berichten.)

Das Spezialgericht für die Pfalz

hat in seiner öffentlichen Sitzung vom 11. Febr., Nachmittags um 2 Uhr, das Urtheil gefällt.

Freigesprochen sind: Rothhaas, Augsburger, Behret, Pfalzgraf, Weis, Schwertfeger, Wingerter, Seel, Albert, Hüll, Hofius und Dahn.

Michael Hörner und Johann Hall sind zur Todesstrafe verurtheilt.

Karl Simon zur Strafe der Zwangsarbeiten auf 12 Jahren.

Jakob Herrmann zu 8 Jahren.

Jakob Crammes zu 7 Jahren.

Johann Clemens zu 6 Jahren.

Jakob Staudt zu 6 Jahren.

Johann Thysohn, Anton Heini, Heinrich Mattuscheck, Ludwig Zinkgraf, Georg Stolleis und Friedrich Billemaier zu 5 Jahren.

Friedrich Jakob Surerus zu einer zuchtpolizeilichen Gefängnißstrafe von 2 Jahren.

Ein deutscher Abenteurer.

Nachstehendes ist ein Bruchstück aus dem Leben eines deutschen Biedermannes, in ruhigen Tagen eines friedlichen Glückes aufgezeichnet. Seine Mittheilung entrollt ein Bild seiner Zeit in den engen Gränzen individueller Wahrnehmung, kein gewaltig bewegendes Schicksal war es, das ihn auf langen Irrfahrten umtrieb, keine politische Bedeutsamkeit erward er sich, aber dennoch dürfte, was er mittheilt, unterhaltend und lehrreich befunden werden, denn das Leben, das Menschenleben entfaltet immer neue Seiten zur Lehre, wie zur Warnung.

Wir lassen den Helden, den sein Schicksal auf den Abenteurerweg hinlenkt, selbst erzählen:

Meine Wanderungen durch dies Erdenleben waren zum großen Theil sehr mühselig, und mit Leiden und Kummer in Fülle verbunden. Lebhaft tritt Gutes und Schlimmes, das ich erlebt, in den Spiegel meiner Erinnerungen, und schaudernd denke ich an eine Zeit zurück, in welcher Jugendleichtsinn mich an den Rand des Verderbens führte, Ruhe und Glück mir raubte, und mein Leben auf das Spiel setzte. Doch Dank der Vorsehung, daß ihre Hand aus der tobenden Brandung der über mir zusammenflutheuden Schicksalswogen mich rettete.

Der Schleier des Vergessens über mein früheres Jugendleben! Allzuschmerzlich würde es mich berühren, seiner mehr als nur andeutend zu gedenken. Auch ich gehörte zur Schaar jener bethörten Jünglinge, die in weiser Strenge nur Druck und Tyrannei erblicken, die in ihrem Familienkreise die Hölle des Zwanges und außer diesem einen Himmel der Freiheit sehen, und so sehnsuchtsvoll sind, sich in diesen Himmel zu stürzen, wie die indischen Wittwen in die Flammen, welche die irdischen Reste ihrer Gatten verzehren, oder wie die Fanatiker unter die zermalmenden Räder des Götterwagens. Dieser Sehnsuchts- und Freiheitstrieb wird oft hart, sehr hart gestraft. Ich war achtzehn Jahre alt, und meine Sehnsucht, die weite Welt zu sehen, war unbezwingbar. Ich hatte den Robinson, und zwar den alten ächten, gelesen, und schwärmte von unbewohnten Inseln, Goldklumpen, Diamanten und Perlen. Doch haltlos und ohne Steuer segelt man, so viel begriff ich wohl, nicht in den Ocean hinaus, ein nächstes Ziel mußte erreicht werden, um von diesem aus das Glück weiter zu verfolgen.

In Altona lebte ein Bruder meiner Stiefmutter. — Wenn ich sage, daß ich eine Stiefmutter hatte, so dürfte dies in den Augen Vieler schon als ein Entschuldigungsgrund meiner Sehnsucht aus dem väterlichen Hause erscheinen und gelten, dennoch will ich keinen Stein auf meine Stiefmutter geworfen haben. Es ist so naturgemäß, daß durch den Tod getrennte, überlebende Ehegatten sich wieder verheirathen, so naturgemäß, daß zugebrachte Kinder nicht

Digitized by Google

immer mit dem Auge der Liebe angeblickt werden, das feguend und bevorzugend auf den eigenen Kindern ruht, aber es gibt auch Stiefmütter vom edelſten Herzen und Charakter, die auf das Treulichſte ihre Pflichten gegen die eignen, wie gegen die zugebrachten Kinder erfüllen und es erſcheint als ſchwarzer Undank, wenn ſolche Kinder vielleicht mehr durch fremde Einflüſterung als durch eigne Ueberlegung, gegen ſolche Mütter ihre Herzen verhärten laſſen, und ihrerſeits ſelbſt das Meiſte dazu beitragen, daß die Stiefmütter ihre feſt vorgenommene Liebe, ihre treue und redliche Geſinnung gegen ſie verlieren und aufgeben.

Ich gelangte nach einer Reiſe, die ziemlich ohne Abenteuer ablief — ich verlor blos meine Briefſtaſche mit allen Päſſen und Documenten, und brachte darüber eine verzweiflungsvolle Stunde zu, bis der zurückgeſandte Bote ſie glücklich aufgefunden, wiedebrachte — nach dem ſchönen Hamburg, gaffte dort umher, und begab mich dann nach Altona zu meinem Verwandten, bei dem ich gaſtliche Aufnahme fand. Es galt nun, mir ein Unterkommen zu verſchaffen, allein das war ſchwer, denn ich hatte, ſo zu ſagen, nichts gelernt, wußte auch nicht, was ich eigentlich ergreifen ſollte; es war mir auch gar nicht um eine geregelte Thätigkeit zu thun. Hang zum beſchaulichen Müſſiggang und der Drang, die Welt zu ſehen, waren die Irrlichter, denen ich willenlos gefolgt war. So führte mich mein toller Kopf gleich an allerlei Ecken, an welche ich heftig ſtieß; ich lag meinem Verwandten acht Wochen lang zur Laſt, während welcher Zeit mündlich und in öffentlichen Blättern viele Verſuche, mich irgendwo unterzubringen, gemacht wurden. Endlich bot ſich in der Braunwald'ſchen Weinhandlung zu Hamburg eine Stelle in der Art an, daß ich zwar nicht als eigentlicher Lehrling eintreten, aber doch, da ich nothwendig das Geſchäft erſt erlernen mußte, zwei Jahre ohne Gehalt, nur mit wenigem Taſchengeld und dann mit Gehalt dienen ſollte.

Mein Eintritt erfolgte im Dezember des Jahres 1804; ich war hoch erfreut über denſelben, denn die Robinſonsgedanken waren mir bald benommen worden. Aber in Kurzem ſollte ich inne werden, was dienen heißt; ich, der ich nie gedient hatte, und nicht gelernt, bei Druck und Kränkungen aller Art zu ſchweigen. Der Principal, Herr Braunwald, war ein Biedermann, oder vielmehr ein biederer Mann, von einer großen Geradheit des Charakters und von noch größerer Rauhigkeit und Unempfindlichkeit; äußerſt ſtreng gegen alle ſeine Untergebenen und ohne ein Gefühl für ihre Leiden. Die Kälte des Winters erreichte einen hohen Grad; ſechs- bis achtſpännige, ſwer beladene Frachtwagen fuhren ohne Bangen ihrer Führer über die hart und dicht zugefrorne Elbe. Mein Geſchäft war den ganzen Tag Arbeit im Freien und im Raſſen, im Hof, wie in kalten Gewölben. Wein abziehen, Wein auf Fäſſer und in Flaſchen füllen, Fäſſer reinigen, ſchwefeln und dergleichen. Von einem Kommen in die warme Stube war nur ſelten die Rede. Bald genug hatte ich die Füße erfroren; bald genug begannen die Glieder meiner Finger und die Hände ſelbſt anzuſchwellen, und endlich aufzuſpringen, ein Geſchick, das ich mit meinen Nebendienern und ſo manchem armen Apothekerlehrling theilte. Der Principal, als er ſah, wie es um unſere Hände ſtand, fluchte eine nicht gerade kleine Anzahl von Donnerwettern, und hielt uns ſeine Hände vor, die ſo weiß und weich und glatt waren, wie die eines Frauenzimmers, und ſagte: „Da ſeht einmal meine Hände an! Es iſt eine Dummheit, die Hände zu erfrieren!“ Er kam freilich wenig aus der Stube und berührte keine Räſſe.

Mit jener höhnenden und kränkenden Aeußerung legte Herr Braunwald in mein Gemüth den Samen der Bitterkeit; es empörte ſich gegen ſo manches Kränkende und Rauhe in der mir widerfahrenden Behandlung, und ich beging die große Unbeſonnenheit im Februar 1805, nachdem nun der Winter faſt überſtanden war, meinen Dienſt aufzuſagen, und das Braunwald'ſche Haus, das mir, wenn auch keine angenehme Lage, doch ein Aſyl geboten, zu verlaſſen. Meinen Vetter in Altona, der ſich's Geld und Mühe hatte koſten laſſen, mir eine Stelle zu verſchaffen, mochte ich als ein Menſch ohne Condition nicht unter die Augen treten; ich nahm daher bei einem Hamburger Bürger meine Wohnung und lebte luſtig in den Tag hinein, ſo weit mein erübrigtes Taſchengeld, das aus zwei und einem halben Carolin beſtand, reichte.

Bald genug reichte es nicht mehr, und guter Rath begann für mich ſo theuer und noch theurer zu werden, als die täglich im Preiſe ſteigenden Lebensmittel; denn noch immer währte die Kälte, währte die Sperrung der Elbſchiffahrt, und es trat eine allgemeine ängſtliche Stockung im Handel und Wandel in Geſchäften und Gewerben ein; meine Lage wurde äußerſt bedenklich. Sorge und Reue ergriffen mich und marterten wechſelsweiſe meine Seele um ſo mehr, da die Ausſicht auf ein anderweites Unterkommen ganz und gar abgeſchnitten ſchien. Quälende verzweiflungsvolle Gedanken bemächtigten ſich meines ganzen Seyns — ich zehrte bereits an meinem letzten Laubthaler, war dieſer aufgezehrt, ſo

Digitized by Google

war ich völlig hülflos. Doch wie oft ist nicht das Sprüchwort schon wahr geworden: Wenn die Noth am größten, ist die Hilfe am nächsten! Als ich schon Gott und das Schicksal anflehte, mir einen Ausweg aus meiner mißlichen Lage zu zeigen, fiel mir ein Zeitungsblatt: „Nachrichten von und für Hamburg", in die Hände, darin wurde ein junger Mensch für ein Weingeschäft gesucht, der fertig rechnen und schreiben, das Geschäft kennen, von guter Herkunft und untadelhaften Lebenswandel seyn müsse. Unter der Adresse R. S. sollten Gesuche bei der Expedition der Nachrichten eingereicht werden.. Wie eilig war ich, mich selbst bestens anzupreisen und meiner eignen Empfehlung das Erbieten hinzuzufügen, daß ich gern die Stelle annehmen wolle. Mit hochgeschwellten Segeln steuerte das Schiff meiner Hoffnung, meine Adresse und meinen hungrigen Magen an Bord, nach jener Expedition — aber es gerieth auf eine schreckliche Sandbank, als auf meine schüchtern gewagte Frage: Sind bereits Adressen eingegangen? Der Expedient nach einem Paket Briefe griff, dieselben wie ein Kartenspiel in der Hand auseinander fächerte und gegen mich den Trumpf ausspielte. „Schon zwölf Stück, und werden wohl noch einmal so viel eingehen, denn Stellen Suchende sind gegen suchende Stellen stets wie Hundert gegen Eins."

Damit schob mir der weise bedrillte Mann das Schalterfenster seiner Expedition vor der Nase zu, und ich buchstirte mein leckgewordenes Hoffnungsschiff langsam in den Hafen meiner bescheidenen Wohnung ein, und lagerte mich wieder mit stiller Resignation an dem Teich Bethesda der Hoffenden. Und dennoch, fast gegen mein Erwarten und Verhoffen, war der Himmel mir günstig. Am dritten Tage klopfte es an meine Stubenthür und es trat ein Mann herein, der, meinen Namen nennend, nach mir fragte. Dieser Mann gab sich als Beauftragter des Handlungshauses H. J. Ahlers auf dem — mit Ehren zu melden — Schweinemarkt kund, und brachte mir die Aufforderung, mich Behufs einer Uebereinkunft wegen jener Stelle zu Herrn Ahlers selbst zu verfügen. Gern hätte ich diesen Himmelsboten königlich bewirthet, allein ich mußte meiner angebornen Freigebigkeit eine bescheidne Gränze setzen, und zahlte ihm seinen Weg nur mit mündlicher herzlicher Dankesversicherung. Der Himmel hatte mir die Gabe verliehen, reden zu können, eine wahrhaft herrliche Gabe — zu rechter Zeit reden, und das Recht reden, was einleuchtet, was wohlgefällt, was Herzen gewinnt, und die eigene Ueberzeugung zur Ueberzeugung Anderer macht. Und wer sich vollends dem Weingeschäft widmet, muß reden können, viel reden, sehr viel reden er muß überreden.

Ich eilte zu Herrn Ahlers, fand in ihm einen ruhigen, braven, sanften und verständigen Mann, mit dem ich mich schnell einigte. War mein erster Ausflug und Versuch in einem Geschäft unerquicklich und unerfreulich — so konnte die neue Anstellung nicht günstiger und erwünschter seyn. War ich bei Herrn Braunwald eine Art Rüpel und Kuper gewesen, so war ich bei Herrn Ahlers eine Art eigner Herr; es gab für mich keinen erwünschteren Posten. Herr Ahlers, der in seinem Haus nur im Großen Geschäfte machte, besaß eine, vom Schweinemarkt ziemlich weit entlegene Weinstube, und diese hatte ich unter alleiniger Verantwortlichkeit, nebst einem Hausknecht, den ich befehligte, vorzustehen. Ich hatte blos die Tages- und Abendgäste zu bedienen, und wöchentlich schriftlich Rechnung abzulegen. Meine Schlafstube aber hatte ich nicht in jenem Local, sondern im Hause des Herrn Ahlers.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Erfindung.

New-York, 5. Jan. Der electro-magnetische Telegraph tritt in ein neues Stadium ein; und Amerika ist es, das triumphirend „Heureka"! ausrufen darf. So großartig, als wissenschaftliche Erfindung, der electro-magnetische Telegraph schon war, und so werthvoll auch seine bisherigen Dienst waren, blieb seine Anwendbarkeit doch im Ganzen ziemlich beschränkt; er reichte nur für Staatszwecke und den Dienst der höheren Geldmächte aus, ohne zum eigentlichen Volksgute werden zu können — und erst dadurch, daß eine geistige Errungenschaft die große Masse und ihre Interessen hebt und fördert, gewinnt sie für unser Jahrhundert, als sociater Hebel, ihren höchsten Werth. Der Mangel beim Telegraphiren lag bisher in der Langsamkeit der Operation. So schnell sich auch ein gegebenes Zeichen, eben als Blitzschlag, bis in die größte Entfernung fortpflanzte, war doch die Aufeinanderfolge der Zeichen keineswegs so schnell; auch war zur Mittheilung eine sehr große Anzahl nöthig. Die Mittheilung von hundert Wörtern erforderte fünfzehn Minuten, und für Rücktrage wegen mißverstandener Zeichen waren gewöhnlich noch fünf Minuten nöthig. Die Depeschen häufen sich aber zu gewissen Tagesstunden. Wenn also nach dem Börsenschluß z. B. aus einer großen Hauptstadt nach der andern 36 Depeschen in jeder Richtung aufgegeben wurden, so mußten die Beamten 24 Stunden ununterbrochen mit einem Drahte an deren Beförderung arbeiten, und die zuletzt an die Reihe kom-

Digitized by Google

monde Mittheilung mußte 24 Stunden liegen bleiben, so daß in vielen Fällen ein Brief mit der Eisenbahn rascher ankäme. Dies alles machte nicht nur die Benutzung des Telegraphen sehr kostspielig, sondern raubte den eigentlichsten Vortheil desselben, nämlich die Sicherheit, daß eine Nachricht zur bestimmten Minute den bezeichneten Ort erreiche. Kurz, der Nutzen der Telegraphen blieb ein sehr beschränkter, so lange es nicht gelungen war, ein viel rascher wirkendes System als die successive Mittheilung einzelner Buchstaben zu erfinden.

Diese Erfindung ist gemacht und zwar so vollständig, daß man im Stande ist, 20,000 Wörter, etwa so viel als den ganzen Inhalt einer Zeitung, in 10 Minuten zu telegraphiren, und zwar rein mechanisch ohne Mitwirkung eines Beamten, ohne Nothwendigkeit der Dechiffrirung, ohne Möglichkeit eines Fehlers! Dies Wunder ist bewirkt worden durch Verbindung des electro-magnetischen Telegraphen mit der eben so wunderbaren Erfindung der Photographie, welche jetzt ihre wahre praktische Bedeutung erlangt, indem sie nicht blos die Gesichter der Menschen in der Nähe, sondern ihre Gedanken aus weitester Ferne fixiren läßt. Es wird durch die neueste Erfindung die photographische Abbildung eines Schriftstücks oder gedruckten Blattes in unglaublich kurzer Zeit durch den Telegraphen hervorgebracht. Das Verfahren ist einfach, wie folgt: Um eine Walze wird ein, ähnlich wie zum Photographiren, chemisch präparirtes Papier gelegt, welches von der Spitze des Leitungsdrahtes berührt und durch den electrischen Strom an dem Berührungspunkte augenblicklich schwarz gefärbt wird. Die Walze dreht sich und rückt mit jeder Umdrehung um den fünfzigsten Theil eines Zolls zur Seite, so daß ein Zeitungsbogen von 26 Zoll Breite in 1300 Umdrehungen ganz mit fein schraffirten Linien auf einer Seite bedeckt ward. Bewirkt man Unterbrechungen des Stroms, so entstehen Lücken in den Linien, welche eine weiße Schrift auf schraffirtem Grunde, wie man es bei Kupferstich häufig sieht, bilden. Um dies zu erreichen, hat man am anderen Ende des Drahts, also am Orte, von wo die Mittheilung ausgeht, eine ganz gleiche und gleich sich bewegende Walze. Auf diese legt man ein Papier, worauf die Depesche mit firnißhaltiger Schwärze geschrieben oder gedruckt ist. Die Spitze des Telegraphendraths ruht auf diesem Papier, während die Verbindung mit der Batterie an der Achse der Walze angebracht ist, so daß der electrische Strom durch das Papier durchgehen muß. Der Firniß aber unterbricht, als Nicht-Leiter, den Strom, so oft der Draht bei Umdrehung der Walze auf ein Schriftzeichen trifft. Am Bestimmungsort entstehen die photographirten Schriftzeichen nicht zeilenweise, wie sie geschrieben oder gesetzt werden, sondern es wachsen sämmtliche Zeilen einer Seite gleichmäßig durch das Vorrücken der vertikalen feinen Striche. Bei einer Umdrehungs-Geschwindigkeit von 6 Fuß in der Secunde kann man in der Minute 86 Quadratzoll Papierfläche oder die Seite eines mäßigen Briefbogens mit telegraphirter Schrift bedecken. Man kann auch Zeichnungen, Situationspläne u. s. w. telegraphiren. Denkt man sich aber, daß geübte Stenographen die Worte eines großen Redners mit der Firnißschwärze aufzeichnen, während Andere die Blätter um die Walzen, der im Sitzungsgebäude befindlichen Telegraphen schlagen, so wäre es ein Leichtes, daß die Rede in allen Theilen des Landes gleichzeitig vernommen würde! Was alles für Folgen entstehen dürften in politischer und socialer Hinsicht, lasse ich unerörtert. Aber eine unausbleibliche unmittelbare Folge ist die, daß die Errichtung von Telegraphenlinien in größtem Maßstabe zum Dienst des Publikums ein weites und ergiebiges Feld für Actienunternehmungen bilden muß. Indem jeder Draht mit viel weniger Bedienung bei der neuen Erfindung bis auf das Zweihundertfache von dem leisten kann, was er bisher leistete, wird der Gebrauch der telegraphischen Mittheilung bei der entsprechenden Verwohlfeilerung in kaum zu berechnendem Maße zunehmen. Auch rückt man hiermit immer näher dem schon mehrfach aufgestellten Ziele, der Herstellung einer telegraphischen Verbindung zwischen den Geschäftslokalen und Privathäusern einer und derselben Stadt, was, so fabelhaft es auch klingen mag, doch nicht schwieriger oder kostspieliger als die jetzt allgemeine Versorgung derselben mit Leuchtgas seyn dürfte. Man macht diese ausführliche Mittheilung, damit auch die Männer der Wissenschaft und Technik in Deutschland sich des Gegenstandes so gut wie die unsrigen und die Engländer bemächtigen und an der Vollendung und Ausführung der großen Aufgabe mitarbeiten. In England ist man schon stark mit der Sache in wissenschaftlichen Kreisen beschäftigt.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 11. Kaiserslautern, Samstag, 15. Februar **1851.**

Ein deutscher Abenteurer.

(Fortsetzung.)

Ich war stets froh und munter gelaunt, erheiterte die Gäste mit Witz und Humor, so daß deren Zahl sich mehrte, und Ahlers durch mich gewann, wie er als billig denkender Mann mich wieder gewinnen ließ. Mein Gehalt betrug — neben freiem Logis und freiem Tische — jährlich zwölf Carolin; nach dem ersten Jahre schon legte mein Prinzipal neun zu, und gab mir zwei Carolin Weihnachtsgeschenk. — Recht glücklich, wohl und heiter befand ich mich in dieser, gegen die vorige so sehr abstechenden Lage. Bisweilen kam auch mein Verwandter von Altona herüber, trank sein Fläschchen bei mir, und freute sich meines Wohlergehens.

Aber es ist eine alte Erfahrung, daß kein Glück hienieden von Dauer sey, und das Dichterwort bleibt ewig wahr:

Es kann der Beste nicht im Frieden leben.
Wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt.

Mein Prinzipal war ein lieber, vortrefflicher Mann, mein Vernehmen mit ihm das beste — wenn nur seine Frau nicht gewesen wäre. Seine Frau war an Körper wie an Seele grundhäßlich; sie hatte ihm ein bedeutendes Vermögen zugebracht, ihn zum Manne gemacht, wie man zu sagen pflegt. Solche Weiber machen aber in der Regel ihre Männer, wenn sie sie zum Manne gemacht haben, entweder zum Greise, oder zum Kinde.

Frau Ahlers tyrannisirte ihr ganzes Haus auf eine furchtbare Weise, und da ich leider ebenfalls zu den Hausgenossen gehörte, so empfand ich ein reichliches Theil ihrer Zuchtruthe, mit der sie, statt eines sanften und milden Scepters, regierte. Hätte ich in dem Hause, wo Herr Ahlers die von mir geführte Schenkwirthschaft hatte, nur eine Schlafkammer gehabt, so wäre ich vielen, sehr vielen unangenehmen Scenen entgangen. Um ein Bild des häuslichen Regimentes zu geben, wie Frau Ahlers es führte, will ich nur einige ihrer liebenswürdigen Eigenschaften vor Augen stellen.

Frau Ahlers war sehr tugendhaft.

Bei ihrem grundhäßlichen Aeußern war ihrer Tugend nie irgend eine Versuchung nahe getreten, und daraus mochte wohl ein gewisser Neid gegen jedes Glück, das Liebe und Neigung genährt, in ihr feste Wurzeln geschlagen haben. Ich sollte zwar freie Wäsche haben, allein es wurde in dem großen und reichen Hause des Herrn Ahlers nur zweimal jährlich gewaschen, auf eine so lange Zeit war ich nicht mit Weißzeug versehen, ich mußte daher öfters auswärts waschen lassen. Wenn nun die Wäscherin an den Morgenstunden, wo ich noch im Hause war, mit meine Wäsche auf das Zimmer brachte, so hielt die Prinzipalin es nicht unter ihrer Würde, derselben nachzuschleichen, an der Thür mein Gespräch mit ihr zu belauschen oder an einem auf einen Gang gehenden Fenster plötzlich ihr breites abscheuliches Gesicht, gleich einem Gespenst, erscheinen zu lassen.

Wehe, wenn ich — meinem Wesen nach — freundlich und im vertraulichen Ton mit einer solchen Person sprach, da bekam ich wohl gar in Gegenwart der Mägde höhnende Stichelreden zu vernehmen, und die armen Waschfrauen oder deren Angehörige wurden so beleidigt, daß keine mehr zu mir kommen wollte.

Frau Ahlers war sehr vorsichtig.

Zur Körperhäßlichkeit dieser Frau trat eine schreckliche Eigenschaft, das furchtbarste Mißtrauen. Sie bildete sich ein, jeder Diener beträge und bestehle den Herrn. Um solchen Diebstahl an den Tag zu bringen, bediente sie sich eines sehr dummen und plumpen Mittels; sie ließ durch vertraute Mittelspersonen bei mir Wein holen, und schickte gezeichnetes oder besonderes Geld. Dann kam sie, wenn sie denken konnte, daß ich die Kasse abgerecht, bei ihrem Mann hinten herum, fragte, ob er nicht zufällig ein Geldstück so und so habe, sie brauche gerade ein solches. Fand sich nun das Geldstück, so war sie für eine Zeitlang beruhigt — fand sich's nicht — denn ich konnte es ja im Wechsel wieder ausgegeben oder

Digitized by Google

selbst eingewechselt haben, so war ihr Argwohn rege, und ihr Mann bekam dann Winke, daß er mit sehenden Augen blind sey, daß er Diebe fättete, Schlangen im Busen nähre, und dergleichen Anzüglichkeiten mehr.

Frau Ahlers war sehr pünktlich und ordentlich.

In einer auf die Spitze getriebenen Ordnungsliebe sah Frau Ahlers so sehr alles Heil eines geregelten Haushaltes, daß ihr Niemand zu Dank zu leben vermochte. Daß ich zufolge meines Geschäftes einen Hausschlüssel hatte, fraß ihr wie ein Krebs am Herzen, denn dieses Geschäft erlaubte, obgleich es eine Polizeistunde gab, kein ganz geregeltes nach Hause-Kommen. Sie sandte Spione, welche erlauern mußten, wann der letzte Weingast aufbrach, ob ich dann ging, und wohin ich ging — nach Hause oder in andere Gesellschaft, oder ob ich nicht noch späte Privatbesuche annahm? Wehe mir, wenn dgl. einmal vorkam und ihr zu Ohren. Sie hatte keine Ruhe im Bette, bis sie wußte, daß ich in das Haus sey — und mehr als einmal hörte ich, wenn ich nach meinem Zimmer ging, vom ihrigen her ein schneidendes: „Endlich!“ und ein schmetterndes Zuwerfen ihrer Thür.

Frau Ahlers war sehr streng.

In Folge dieser Strenge hatte die wackere Frau gewöhnlich innerhalb eines halben Jahres dreizehn bis vierzehn verschiedene Dienstmädchen, und es war wirklich gut, daß sie in einer volkreichen Stadt wohnte, denn in einer kleinen Stadt hätte sie keine Mädchen mehr bekommen. Diese armen Geschöpfe litten unter der Tugendhaftigkeit, der Vorsichtigkeit, der Pünktlichkeit und der Strenge dieser Frau furchtbar, und suchten stets so bald als möglich ein Haus zu verlassen, in welchem eine Furie herrschte.

Und ihr Mann?

Ihr Mann war ein Seiler. Er ließ sie schalten und walten, da frühere Versuche, ihrer Bosheit und ihrem Eigenwillen Einhalt zu thun, an der Eisenfestigkeit ihres Charakters gescheitert waren. Da nun auch außerdem die Hausfrau sich immerdar in die kaufmännischen Geschäfte mischte, ohne etwas davon zu verstehen, so lebte sie mit der gesammten Dienerschaft auf beständigem Kriegsfuß, und besonders mit mir, der ich nicht die Ruhe und Mäßigung besaß, mir geduldig alles bieten zu lassen, sondern Unzüglichkeiten mit Unzüglichkeiten erwiderte.

Immer strenger spannten sich die Saiten auf dem disharmonisch gestimmten Instrument unseres Beisammenlebens, bis ein von ihr herbeigeführter Zank dem Faß den Boden ausschlug. Sie vergaß sich so sehr, daß sie mich einen liederlichen, dummen und nichtswürdigen Jungen nannte, und ich vergaß mich so sehr, ihr darauf mit einer Einladung zu erwiedern, und damit zugleich meine Austrittserklärung aus dem Geschäft zu verbinden.

Wie schon oft, suchte Herr Ahlers selbst diesesmal vermittelnd zwischen den kämpfenden Parteien aufzutreten. Er bat mich, da er mich wirklich werth hielt, unter vier Augen, ihn nicht zu verlassen, die Wuth seines unlugen Weibes nicht zu achten, allein ich war so aufgebracht, daß sein freundliches Zureden nichts half. Vergebens bot sich Ahlers mir in der Nähe seiner Weinstube, oder im Hause selbst ein Zimmer zu miethen, vergebens bot er mir noch eine Zulage an — ich achtete nicht auf seine wohlgemeinten, wohlwollenden und verständigen Rathschläge — mein Verstand ging mit meinem brausenden Kopf durch, und ich verließ eine Stelle, in der ich ohne die mindeste Sorge bei leichter Dienstarbeit so manche gemüthlich-frohe und ebenso auch manche ausgelassene lustige Stunde gehabt, denn in der Weinstube war ich wie ein Gast unter den Gästen, zu deren Aufwartung ich einen Knaben hielt, und nur das Kellergeschäft sorglich überwachte und die Zahlung in Empfang nahm.

Freude und Freunde, davon ich mir viele gewonnen, junge Kaufleute, Schauspieler, junge Gelehrte, die fast täglich meine Gäste waren, verließ ich, und ein genußreiches Leben, weil ich nicht Ruhe genug besaß, die Bosheiten eines Weibes unerwiedert zu lassen.

Ganz Hamburg war mir verleidet. Es erwachte wieder der Trieb nach der Ferne — ich wollte andere Städte und Länder sehen, war gut equipirt, besaß über hundert Mark Banko baar, die Welt war mein.

(Fortsetzung folgt.)

Bonaparte's Warnerin.

Mit Bonaparte's Ernennung zum ersten Consul auf Lebenszeit verlieh er sich selber die Macht und Gewalt eines Königs, und so ward denn seine Hofhaltung ebenfalls nach und nach zu einer königlichen umgewandelt. Was man wenige Jahre vorher verdammte, das stellte man jetzt eifrigst wieder her. Man schlug alte Bücher und Vorschriften, die sich über das Ceremoniell verbreiteten, auf das Sorgfältigste nach; man zog alte Höflinge, alte Diener zu Rathe. Fragen: „Wie war das ehedem? Wie verhielt man sich Ehedem in solchen Fällen?“ waren im Innern des Pallastes an der Tagesordnung, und

Digitized by Google

mit einer Art von Aengſtlichkeit rief man die Gebräuche und Gewohnheiten der Vergangenheit zurück. Mit Recht erklärte der erſte Conſul den Aufenthalt in den Tuilerien für einen traurigen, wo man weder ruhig noch frei athmen könne, und er brachte daher alle ſchönen Tage in Malmaiſon zu; allein Malmaiſon war zu entfernt von Paris, nur mit Schwierigkeit konnten die für eine Hofhaltung unentbehrlichen Umgebungen dahin geſchafft werden; übrigens glich auch Malmaiſon mehr einer Bürgerwohnung als einem Pallaſt, und war viel zu klein, um dort die Pracht und den Glanz eines Hofes entwickeln zu können. Bonaparte nahm daher aus eigener Machtvollkommenheit das Schloß von Saint-Cloud in Beſitz, ungeachtet er einige Zeit vorher, als ihm daſſelbe angeboten wurde, erklärt hatte: „Er würde weder während der Dauer ſeines Conſulats, noch vor Ablauf eines Jahres nach der Niederlegung dieſes Amtes irgend ein Geſchenk von der Nation annehmen.“ — Der ehrgeizige Held vergaß ſchnell ſeine eigenen Worte, ſobald er nur einmal einen Schritt auf dem Wege der Herrſchaft gethan hatte; — das iſt die alte Erfahrung.

Es wird erzählt: Der Finanzminiſter Gaudin ſey der Erſte geweſen, der bei einer Audienz in Saint-Cloud einen Haarbeutel und Spitzen-Manſchetten getragen habe; ſchnell fand ſein Beiſpiel Nachahmer, und der Galanterie-Degen und die ſeidenen Strümpfe verdrängten bald den Säbel und die Stiefeln. Bonaparte ſelbſt trug im Jahre Zehen der — ſogenannten Republik — bei dem Feſte des 14. Juli ein in Lyon geſticktes rothſeidenes Hoffleid und man bemerkte, daß die Engländer, welche dem erſten Conſul ihre Aufwartung machten, gepudertes Haar und einen Haarbeutel an ihren Kragen befeſtigt hatten, ſo wie denn auch einige Höflinge — und dergleichen gab es immer, ſey's im Dienſte des Hofes oder der Volksſtimmung — den Puder von Neuem hervorſuchten. All dergleichen unbedeutende Kleinigkeiten hatten einen Anſtrich von Wichtigkeit bekommen; die alten Perückenmacher fingen an mit den neuen Haarkünſtlern zu kämpfen; jeden Morgen wurde der Kopf des erſten Konſuls aufmerkſam betrachtet, und hätte man ihn ein einziges Mal gepudert erblickt, ſo würde gepudertes Haar ſogleich für eine eben ſo geſunde als bequeme Mode der Revolution erklärt und das natürliche Haar gänzlich verbannt worden ſeyn. Die alten Damen, die noch den Hof des fünfzehnten Ludwigs gekannt und ſich bei dem neuen Gewalthaber eingeſchlichen hatten, ſtellten ſich an die Spitze der Bewegung, und die jungen Frauen zitterten vor dem Augenblick, wo die Reifröcke und Toupets wieder eingeführt werden würden. Madame Bonaparte aber ſchlug ſich ganz entſchieden auf die Seite der Oppoſition, und ihr vielleicht allein verdanken es noch heute unſere jungen Damen, daß ſie nicht genöthigt werden, ihre ſchönen Haare pudern zu müſſen; — denn alle Pariſer Narrheit, ſelbſt die gefährlichſte, wird bekanntlich noch in vielen Ländern mit Jubel und Trubel eingeholt.

Während nun nach und nach der Bonaparte'ſche Hof eine Nachbildung jenes zu Verſailles wurde, war das Läſtigſte für den größten Theil der Perſonen, welche ihre Pflicht nach Hofe rief, die Meſſe, die der Audienz jederzeit vorausging. Sehr natürlich, denn der Kirchenbeſuch war ungemein ſelten geworden, und Einige von Denen, die jetzt vor Bonaparte erſchienen, hatten ehemals ſelbſt mitgewirkt, um allen Gottesdienſt völlig zu beſeitigen. Uebrigens verfuhr man in dieſer Meſſe ziemlich weltlich; die Sängerinnen der Oper ließen ſich dort hören, und Diejenigen, welche an den Fenſtern, die nach der Kapelle gingen, keinen Platz mehr fanden, ſtritten in den Gallerien auf und nieder und ſchwatzten mit einander.

Eines Tages wurde die Meſſe eine Stunde früher gehalten als gewöhnlich. „Dies geſchieht deßhalb“, ſagte der erſte Conſul, dem der Widerwille nicht entgangen war, den man gegen dieſen Zwang empfand, „um Diejenigen zu entbinden, welche die Meſſe nicht beſuchen wollen.“ — Indeß beſuchte Bonaparte ſelbſt doch öfter die Meſſe, als es Madame Bonaparte angenehm war. Joſephine war ihrem Gemahl ungemein ergeben, wünſchte nichts als deſſen Glück und kein Opfer erſchien ihr zu groß, das dahin führen konnte; aber eben dieſe Zuneigung und Ergebenheit der edlen Frau, die ſpäterhin doch ein Opfer des Ehrgeizes ihres Gatten wurde, eines Ehrgeizes, der ihn ſogar bis zur Eheſcheidung trieb, machte ſie ungemein eiferſüchtig auf Alles, was fürchten ließ, ſie könne Bonaparte entbehrlich werden. In Folge dieſer Wachſamkeit entging ihr nicht, daß während der Meſſe das Auge des erſten Conſuls unverwandt auf ein und das nämliche Fenſter der Gallerie gerichtet war, an welchem jederzeit eine junge, ausgezeichnet ſchöne und mit wahrhaft ängſtlicher Beſcheidenheit gekleidete Perſon ſaß; ſie hatte kaſtanienbraune Haare, blitzende Augen, die fröhlich in die Welt blickten, einen herrlichen Wuchs und zwei kleine allerliebſte weiße Hände, die ein Gebetbuch von rothem Marocain hielten, deſſen Blätter von den niedlichen Fingern umgewendet wurden, während die durchdringenden Augen des Mädchens über die geheiligten Blätter hinwegzuſchlüpfen ſuch-

Digitized by Google

ten, um den belebten Blicken des ersten Consuls zu begegnen. Das war eine Erscheinung, welche Josephine nothwendig beunruhigen mußte. — Wer ist dieses junge Mädchen?“ fragte die Gemahlin des ersten Consuls die Damen ihrer Umgebung, „sie hat es auf Bonaparte abgesehen! Als der erste Consul unter dem Fenster vorüber ging, an welchem sie sitzt, ließ sie ein Briefchen herunter fallen, das Bonaparte aufhob; ich habe das sehr wohl bemerkt!“ — Niemand war im Stande, Josephinens Neugier befriedigen zu können; ein Theil behauptete, die junge Dame sey eine Engländerin, welche erst kürzlich nach Frankreich gekommen; Andere meinten, sie sey eine ganz neuerdings von der Liste der Verbannten gestrichene Emigrantin, die der Vermittelung des ersten Consuls bedürfe.

(Fortsetzung folgt.)

Verhandlungen vor dem außerordentl. Spezialgerichte der Pfalz.

Am 11. Febr., Nachmittags 2 Uhr, erfolgte die Verkündigung des Urtheils durch den Präsidenten des Specialgerichtshofes. Die nachfolgenden 12 Angeklagten: 1) Heinrich Rothhaas, 2) Wilhelm Augsburger, 3) Theobald Behret, 4) Carl Pfalzgraf, 5) Jacob Weis, 6) Michael Schwerdtfeger, 7) Heinrich Wingerter, 8) Johann Seel, 9) Christian Albert, 10) Christoph Hill, 11) Nicolaus Hofius, 12) Martin Dahn wurden als nicht schuldig erklärt, gänzlich freigesprochen und deren sofortige Freilassung verordnet, insoferne sie nicht aus andern Gründen im Haftszustande zu verbleiben hätten. Demgemäß kamen die 9 Letztern sogleich in Freiheit, dagegen blieben in Haft die 3 Ersten: Rothhaas, Augsburger und Behret, weil dieselben noch unter eine zweite Criminalanklage gestellt und dieserwegen vor die Assisen verwiesen sind.

Die 14 übrigen Angeklagten wurden sämmtlich für nicht schuldig erklärt bezüglich folgender Verbrechen: 1) der Theilnahme an dem Attentate des gewaltthätigen Ueberfalles der Gemeinden Steinfeld, Rechtenbach und Schweigen mit Verheerung, Mord und Brandstiftung resp. an dem durch den Art. 91 §. 2 des Code pén. vorgesehenen Verbrechen; 2) bezüglich des Mordes von Lorenz Krämer und der Mordversuche, soweit der Eine oder der Andere dieser Verbrechen angeklagt war; 3) der freiwilligen Brandstiftung oder der Theilnahme hieran, soweit die Anklage gegen den Einen oder den Andern hierauf gerichtet war, mit Ausnahme jedoch des Angeklagten Hall. Dagegen wurden der Theilnahme an der vorbedächtigen schweren Verwundung des Balthasar Ullmer von Steinfeld mit der Folge einer mehr als zwanzigtägigen Arbeitsunfähigkeit folgende 11 Angeklagte schuldig erklärt: 1) Carl Simon; 2) Johann Thysohn; 3) Jacob Herrmann; 4) Jacob Crommes; 5) Jacob Staudt; 6) Heinrich Mattuscheck; 7) Anton Heini; 8) Ludwig Zinkgraf; 9) Georg Stolleis; 10) Friedrich Billemaier; 11) Johann Hall. Letzterer wurde überdies der verbrecherischen Mitwirkung an der zum Nachtheile des Ziegelers Angst stattgefundenen Brandstiftung für schuldig erkannt.

Die Angeklagten Michael Hörner und Johann Clemens wurden der Theilnahme an der Verhaftung der Zollbeamten Roll und Ruppert, und zwar der Erstere noch mit dem durch den Art. 344, Nro. 2 Code pénal vorgesehenen erschwerenden Umstande der gegen den verhafteten Roll stattgefundenen Bedrohung mit dem Tode für schuldig erklärt. Endlich wurde der Angeklagte Friedrich Jacob Surerus der Theilnahme an der Verhaftung des Peter Vogel von Schaidt mit dem mildernden Umstande, daß Letzterer schon des folgenden Tages wieder in Freiheit gesetzt wurde, für schuldig erklärt.

Demgemäß wurden Carl Simon zu 12 Jahren, Johann Thysohn zu 5 Jahren, Jacob Herrmann zu 8 Jahren Zwangsarbeitsstrafe, Michael Hörner zur Todesstrafe, Johann Clemens zu 6 Jahren, Jacob Crammes zu 7 Jahren, Jacob Staudt zu 6 Jahren; Heinrich Mattuscheck, Anton Heini, Ludwig Zinkgraf, Georg Stolleis und Friedrich Billemayer, ein Jeder zu 5 Jahren Zwangsarbeitsstrafe, Johann Hall zur Todesstrafe und Friedrich Jacob Surerus zu zweijährigem Gefängniß und sämmtliche für schuldig erklärte Angeklagte solidarisch in die Kosten verurtheilt.

Zum Theil wiederholte Nachricht.*)

Kaiserslautern, 13. Febr. Soeben, bald 6 Uhr Abends, nachdem bereits ein Theil unseres Blattes gedruckt war, wird uns von Zweibrücken die sichere Nachricht, daß sich Herr Gelbert von hier heute Morgen bei der betreffenden Behörde gestellt hat.

*) Dieselbe befindet sich nur in jenen Exemplaren unseres gestrigen Blattes, welche in hiesiger Stadt ausgegeben wurden. Die Redaktion.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 15. Kaiserslautern, Donnerstag, 20. Februar **1851.**

Ein deutscher Abenteurer.

(Fortsetzung.)

Bremen war mein erstes Ziel, und im Frühling des Jahres 1806 verließ ich, nicht ohne eine gewisse Wehmuth Hamburg, und schlug den Weg nach jener Stadt ein. Auf einer Zwischenstation gesellte sich ein ebenfalls geschäftsloser Handlungsdiener zu mir, welcher in Lübeck conditionirt hatte, und wie ich, zu seiner ersten weiten Ausflucht Bremen wählte. Wir waren zwei junge, heitere, lebensfrohe Gesellen und schlossen uns fest aneinander. Gleichheit der Gesinnungen und Lebensansichten lassen leicht Freundschaftsbündnisse schließen, und mir that es wohl, nachdem ich so manchem liebgewonnenen Freund und Altersgenossen in Hamburg hatte Valet sagen müssen, für eine Strecke des vor mir offen liegenden Lebensweges einen neuen Vertrauten zu finden. Wir gaben uns das gegenseitige Versprechen, uns nicht zu trennen, und wenn wir in Bremen oder sonst wo, nicht beide Stellen fänden, vereinzelt keine anzunehmen. Es war dies eine der vielen Unbesonnenheiten, welche unerfahrene Jugend mit allem Leichtsinn begeht. Mir wurde sie zur Quelle namenloser Leiden.

In Bremen bot sich mir ein völlig geeignetes Unterkommen, in einem ähnlichen Geschäft, wie jenes des Herrn Ahlers, allein mein Gefährte und Freund fand keine Stelle, und so nahm ich auch die nicht an, die ein wohlwollendes Geschick mich finden ließ. Ich folgte dem Zuge der Sympathie und dem edlen Gefühle hochherziger Freundschaft, das wohl etwas herrliches ist, und den Lebensmorgen der jungen Menschheit mit reizenden Blüthen schmückt und mit wonnigen Träumen, aber freilich auch nur gar zu oft mit bittern Täuschungen lohnt. Ich folgte dem Rathe Karl Pranners, so hieß mein neuer Freund, unser Glück gleich in einer ganz großen Handelsstadt zu versuchen. Wir schnürten unsere Bündel, und reisen von Bremen nach Amsterdam ab. Da zu jener Zeit sich nicht so häufig wie jetzt, Schiffsgelegenheit bot, so beschlossen wir, nachdem wir drei Tage in Bremen verweilt, eine Fußreise durch Holland.

Mit acht bis neun Louisd'or in der Tasche, wagte sich unsere Unbesonnenheit in ein uns gänzlich fremdes Land, dessen Sitten wir nicht kannten, dessen Sprache wir nicht verstanden; ohne Hoffnung und bestimmte Aussicht auf ein festes Unterkommen, aber wir dachten, so aufgeweckten, gewandten, redseligen und auch leidlich hübschen Jungen könne es nicht fehlen. Nach einem überaus langweiligen, überaus ermüdenden Marsch durch das flache Holland kamen wir nach Zwolle. Unsere Garderobe mochte durch die lange Fußreise in einem nicht sehr Vertrauen einflößenden Zustande seyn, man hielt uns am Thore dieser Stadt für wandernde Handwerksgesellen und zeigte uns noch Mißtrauen, als unsere Papiere in Ordnung befunden wurden, ja es hielt schwer, in den Gasthöfen dieser Stadt Aufnahme zu finden, man wieß uns mit dem Bedeuten ab, es sey keine Herberge, es sey kein Zimmer mehr frei.

Verstimmt und rathlos irrten wir auf den Straßen, eine Schaar nichtsnutziger Gassenjugend hinter uns her, die uns als Fremde verspotteten, da begegnete uns ein Mann von verschmitztem Aussehen, näherte sich uns sehr freundlich, und fragte — obschon er uns das ansah, — ob wir hier fremd seyen. Alsbald gab er sich uns als deutscher Landsmann zu erkennen, und erbot sich, uns bei sich aufzunehmen, wir versicherten ihm, daß wir seine Gastfreundschaft nicht umsonst verlangten, und er äußerte, daß er nichts annehmen würde, wenn er bemittelt wäre, daß indeß es ganz bei uns stehe, für unsere Verköstigung Sorge zu tragen. In dem sogenannten „Absteigequartier," wohin dieser Mann uns nun führte, fanden wir eine recht nette holländische reinliche Einrichtung und zwei, wenn auch nicht mehr in reiner Jugendblüthe erhaltene, doch im Ganzen sehr angenehme Mädchen, jenes Mannes angebliche Töchter.

Wir fanden alle freundliche Aufmunterung und alle Zuvorkommenheit in diesem gastlichen Absteigequartier, gingen aber um ein gutes Stück Geld leichter von hinnen; unser gefälliger Wirth belehrte uns, daß wir die Fahrt nach Kampen zu Schiff

Digitized by Google

ungleich billiger machen würden, als der Landweg, brachte uns an den Kanal, miethete uns auf eine Dreckschuite Plätze und wünschte uns, nachdem er uns dem Schuitenführer bestens empfohlen — wahrscheinlich mit dem Winke, daß wir unerfahrene Deutsche dumme Teufel seyen, die glücklichste Reise.

Unsere Schuite setzte ihre Fahrt auf der Yssel bis nach Kampen fort, wo wir wieder an den Kapitän eines großen Segelschiffes empfohlen wurden, welches über die Südersee nach Amsterdam zu fahren, bestimmt war. Unter den Passagieren befand sich ein junges sehr hübsches Mädchen, angeblich aus Amsterdam, welches es nicht verschmähte sich unsere Unterhaltung und unsere Huldigungen gefallen zu lassen; indessen da mein Gefährte vielleicht erfahrener, mindestens viel kühner und zuversichtlicher war, als ich, so setzte er sich bald in die alleinige Gunst der Minjungfrau Klarisken Huygens fest und ich hatte das Zusehen der Zärtlichkeiten, die sich dieses feurige Närchen gegenseitig gestattete und erwies. Indeß ich sah Karls Glück ohne Neid und Eifersucht — nur, das eine war mir betrübend, daß ich hören mußte, wie Klarisken ihrem Anbeter den Vorschlag machte, bei der Ankunft in Amsterdam sogleich im Hause ihrer Mutter — sie hatte nämlich nur noch eine Mutter — Quartier zu nehmen, wie Karl dies zusagte, und mir mit spöttischem Bedauern eröffnete, er könne unmöglich von diesem Mädchen lassen, und es thue ihm leid, sich von mir trennen zu müssen, doch hoffe er, daß ich bald genug ein Unterkommen finden werde.

Unmuthig wandte ich mich ab — wir sahen schon vor uns die erhabene Pracht der stattlichen alten Stadt und der ungeheuren Mastenwald des Hafens breitete sich unabsehbar vor meinen erstaunten Blicken aus. Ich mochte den Verliebten kein weiteres Wort gönnen, und wandte mich an einen neben mir sitzenden freundlichen und artigen Mann, der mir ein rechtlicher Bürger aus der Stadt zu seyn schien, mit der Frage, ob er mir ein gutes Gasthaus bezeichnen könne, in welchem man anständig, aber nicht zu theuer auf einige Tage Aufenthalt nehmen könne? Der Mann versprach mit vieler Zuvorkommenheit, mich nach einem solchen Hause zu bringen, sobald wir uns ausgeschifft haben würden.

Wir langten auf der Rhede an, durchsegelten die unendlichen Reihen vor Anker liegenden Schiffe, eine Wasserpalaststadt, und kamen in den Hafen. Jener Mann blieb in meiner Nähe und ich in der seinen, und als unsere Effekten uns übergeben waren, bat er mich, ihm zu folgen. Wir durchwandelten einige Straßen der überaus lebensvollen Stadt, bis wir an die niuwe Brügg gelangten. Von dieser lenkte mein Führer in eine Seitengasse, der niuwe Brügg-Steeg genannt, ein, blieb vor dem vierten oder fünften Hause stehen, und sagte zu mir: Gant door maar binee, in dut huys send uwe goed en well logeert. Vart well Vriend! und verließ mich. In das Haus eingetreten, fand ich eine zuvorkommende Aufnahme, aß, trank und schlief gut, und der Wirth widmete mir viele Zeit der Unterhaltung, die sich freilich hauptsächlich um mein woher und wohin drehte. Nach dem Frühstück am andern Morgen erbot sich der Wirth, mir Amsterdam zu zeigen, und wir machten eine für mich sehr angenehme und lehrreiche Promenade durch die Stadt, wo es für mich unendlich viel zu bewundern und anzustaunen gab. Auch sprach mir mein Begleiter guten Muth ein, daß ich bald eine Stelle, wie ich sie suche, finden werde, und versicherte dabei selbst sein Bestes thun zu wollen, wogegen ich ihm eine gute Belohnung zusicherte, wenn er dazu behülflich seyn werde, mir zu einem baldigen Unterkommen zu verhelfen.

Als ich Nachmittags allein ausgehen wollte, bedauerte mein wackerer Wirth, mich wegen seiner Geschäfte nicht begleiten zu können, warnte mich aber, in kein Actienhaus einzutreten und mich mit Niemand in lange Unterredungen einzulassen, noch weniger zu folgen, wenn Jemand mir vorschlage, an irgend einen Ort mit hinzugehen.

(Fortsetzung folgt.)

Bonaparte's Warnerin.

(Fortsetzung.)

Nach der Audienz, welche auf die eben erwähnte Messe folgte, wollte Bonaparte im Park spazieren fahren; seine Gemahlin, sein Bruder Joseph, Düroc, Hortense, die so eben Ludwig Bonaparte geheirathet hatte, und der Consul Cambaceres stiegen in den Wagen. Der König von Preußen hatte kurz vorher Bonaparte einen kostbaren Postzug geschenkt und die vier edlen Rosse zerstampften ungeduldig den Boden. Dem ersten Consul fiel ein, selbst fahren zu wollen; er ließ daher den Kutscher absteigen und setzte sich auf den Bock. Die Fahrt begann, allein bei dem Gitter, welches den Garten von dem Park trennt, fuhr er gegen einen Prellstein, kam aus dem Gleichgewicht und fiel vom Wagen; zwar wollte er sich wieder erheben, indeß er fiel abermals nieder und verlor die Besinnung. Die Pferde, ihres Führers beraubt, verfolgten die Straße. Düroc sprang aus dem Wagen, erfaßte glücklicher Weise die Zügel und brachte die ohnmächtig gewordene Josephine

Digitized by Google

nach dem Gitter zurück. Bonaparte wurde nach seinen Zimmern getragen; als er sich wieder erholt hatte, griff er maschinenmäßig in seine Westentasche und zog aus derselben das Papier hervor, welches in der Kapelle vor ihm niedergefallen war. Josephine, die ihm über die Schulter sah, las die mit Bleistift geschriebenen Worte, welche der Zettel enthielt, sie lauteten: „Besteigen Sie heute keinen Wagen.“ — „Kein Mensch“, bemerkte Bonaparte, „konnte vorher wissen, weder, daß ich heute ein für mich ganz fremdartiges Geschäft vornehmen, noch daß ich so ungeschickt seyn würde, gegen einen Prellstein anzufahren. — Düroc, untersuchen Sie also sogleich den Wagen!“

Düroc gehorchte, kam aber sehr bald blaß und verlegen zurück, zog Bonaparte aus dem Zimmer, wo sich Josephine noch befand, in ein anstoßendes Kabinet, und sprach hier zu ihm: „Bürger-Consul! wären Sie nicht gegen den Prellstein gefahren und vom Bocke gefallen, so wären wir sämmtlich verloren gewesen; denn in dem Hintersitz des Wagens lag eine, mit Eisenstücken und Pulver gefüllte Bombe, und daneben eine brennende Lunte, jedenfalls würde diese Bombe, wäre sie geplatzt, uns Alle über die Bäume des Parks weit hinweg geschleudert haben. Nur noch wenige Minuten bedurfte es und das Feuer erreichte das Pulver. Man muß sogleich Fouche von der Sache benachrichtigen!“ — „Schweigen Sie“, entgegnete Bonaparte; die Entdeckung des ersten Complotts erzeugt sogleich ein zweites. Josephine darf durchaus keine Ahnung von der Gefahr bekommen, in der sie schwebte, eben so wenig Hortense, Joseph und Cambaceres; es muß Alles vermieden werden, was dieses Ereigniß zur Oeffentlichkeit bringen könnte; nicht einmal von meinem Unfall dürfen die Zeitungen sprechen. Lesen Sie!“ — Bei diesen Worten ergriff er ein Buch aus seiner Bibliothek, welches sich über Cromwell's Leben verbreitete, schlug eine Stelle darin auf und Düroc las: „Cromwell hatte von einem deutschen Fürsten sechs herrliche Pferde geschenkt bekommen; mit Thurler allein machte er in einem leichten Wagen, dem jene Pferde vorgespannt waren, eine Spazierfahrt im Hydepark, und ihm fiel ein, selbst fahren zu wollen. Ohne Zweifel meinte er wohl, es könne nicht schwerer seyn, sechs Pferde zu regieren, als drei Kutlouen. Allein die jungen raschen Pferde wurden unter der ungeschickten Hand ihres neuen Führers wild, gingen durch und bald wurde der Wagen umgeworfen. Bei dem Sturz ging ein Pistol los, welches Cromwell bei sich trug, jedoch ohne ihn zu behädigen. Man hob den erschrockenen und zerquetschten Protektor auf, der übrigens noch besser davongekommen war, als Thurler.“

„Ich will nicht“, sprach Bonaparte weiter, indem er das Buch wieder wegstellte, „daß man mich mit Cromwell vergleichen soll, jenem Heuchler! jenem Fanatiker! — Habe ich wohl einen König wie Carl den Ersten ermordet? — Düroc, versäumen Sie nächsten Sonntag ja die Messe nicht; ich will Ihnen da eine junge Frauensperson bezeichnen, welche in dem vierten Fenster der Gallerie, mir rechts gegenüber, sitzen wird; beobachten Sie diese Person genau, und folgen Sie ihr, wenn sie die Kapelle verläßt, oder schicken Sie ihr Jemand nach; aber jedenfalls schaffen Sie mir über ihren Namen, ihre Verhältnisse, ihre Wohnung Nachricht; ich habe meine Gründe, weßhalb ich die Polizei nicht mit diesem Geschäft beauftragen will. Sie haben doch den Wagen ganz genau untersucht und jenes Mordinstrument sorgfältig den Augen der Neugierigen entzogen? In dieser Voraussetzung wollen wir noch jetzt im Park spazieren fahren.“ — Die Spazierfahrt ward wirklich von Neuem unternommen, weil Bonaparte darauf bestand, aber diesmal ließ er den Kutscher auf dem Bock.

Am nächsten Sonntage erschien die junge Frauensperson nicht in der Messe zu Saint-Cloud; vergeblich suchte die eifersüchtige Josephine jene zierliche Gestalt, während Bonaparte ungeduldig dem Hochaltar den Rücken zudrehte, um mit seinem durchdringenden Auge jeden, auch den entferntesten Winkel der Kapelle zu durchsuchen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Aristides Dumont, der Erfinder der electrischen Telegraphie in Paris, hat schon wieder eine neue außerordentliche Erfindung mittelst der Electricität gemacht. Er nennt sie electrische Schließe (electro-ferme); sie wird im Hause an Fenstern, Thüren, Cassen ꝛc. gegen Diebe angewendet. Diese electrische Schließe ist ein kleines Instrument in einer Schachtel, welches man auf einen Tisch, einen Ofen, auf einen Schrank, kurz wohin man nur immer will, stellt und das augenblicklich durch ein Läuten zu jeder Stunde der Nacht oder des Tages angibt, daß eine Thüre, ein Fenster, ein Schrank, eine Schatulle ꝛc. unabhängig von dem Willen des Eindringenden oder Oeffnenden berührt wird. Ebenso kann man dasselbe Instrument ohne alle Schwierigkeit mit geringen Kosten selbst an einem fremden Hause, entfernt

Digitized by Google

von jener zu hütenden Thüre, oder dem Fenster, der Schatulle ꝛc. aufstellen und jederzeit wird es dieselben wichtigen Dienste leisten. Ein electro-ferme kann auch zum gewöhnlichen Geläute dienen. Durch diese Erfindung wird die Electricität zum sorgsamsten Wächter des Eigenthums werden, wie sie jetzt schon genügt, auf die schnellste Weise und auf die vollkommenste Art den Gedanken des Menschen in die weiteste Entfernung zu tragen.

Vor einigen Tagen ereignete sich in Berlin ein eigenthümlicher Erkrankungsfall. Ein Eisenbahnbeamter gerieth in Streit mit seiner Ehefrau. Der Zorn übermannte die letztere im Laufe des Streites in solchem Maße, daß sie die Sprache verlor. Sie schwieg, zur Ueberraschung des Ehegatten, inmitten des lebhaftesten Redeflusses und hat seitdem die Sprache noch nicht wiedergewonnen. Gegenwärtig befindet sie sich in einer Krankenheilanstalt. Die Aerzte vermuthen, daß die Krankheit, da die angestellten Untersuchungen ergeben haben, daß ein Schlagfluß nicht vorhanden, simulirt sey.

In Creteuil, in der Nähe von Paris, hat sich ein alter verabschiedeter Soldat erhängt, weil sein Pferd gestorben war. Er grub ihm in seinem Garten ein Grab, und nachdem er ihm die letzte Treue erwiesen hatte, gab er sich den Tod. Er hinterließ einen Zettel mit den Worten: „Mein armes Pferd ist todt, ich kann es nicht überleben.“

Gemeinnütziges.

Der „Land. Bild.“ sagt: „Landleute und alle jene, welche Gartenbau oder sonstige Pflanzstücke bestellen, wo zur Küche nützliche Gewächse gezogen werden sollen, dürften es dieses Jahr doch mit dem wirklich empfehlenswerthen „Bergrheinfelder Weißkraut“ versuchen. Dieses Weißkraut gehört zu den frühen Kohlarten und liefert Köpfe von acht bis zehn Pfund auf entsprechend gutem Boden, und ohngeachtet dessen Schwere und Größe ist es doch eben so zart als weich; es macht keinen hohen Strunk, hat einen glatten Kopf und eine blaßgrüne angenehme Farbe. Aus all' dem läßt sich leicht voraussetzen, daß man mit 100 Pflanzen dieses Krautes weiter kommt, als mit 200 Pflanzen unseres gewöhnlichen Krautes, dessen mancher Landmann, um seinen Bedarf zu erzielen, ein Feld voll pflanzen muß. Da es aber mit dem Anrathen nicht abgethan ist, geben wir noch bekannt, daß in Frauendorf bei Herrn Eugen Fürst das Loth Saamen zu 24 kr. zu haben ist, und daß sich wohl einige Familien mit 1 Loth für ihren Krautbedarf versehen können. Zur Beziehung dieses Saamens ist eben die rechte Zeit und es wird Herr J. B. Stephann in Landau wohl gerne und uneigennützig die Gefälligkeit übernehmen, solchen Saamen kommen zu lassen, welche in den nächsten 8 Tagen sich an denselben mündlich oder schriftlich wenden“.

Aus dem Denkbuche eines gereisten deutschen Landwirths.

Pflanzen, welche blühen, ehe sie Blätter getrieben, gleichen Menschen, die da sprechen, ehe sie denken.

Will man einen Baum veredeln, so pfropft man gute Reiser auf einen wilden Stamm, der zur Stelle aufgewachsen ist. Ebenso soll ein landwirthschaftlicher Betrieb, will man denselben in Schwung bringen, auch nur mit besseren Zweigen versehen, nicht aber alles Bestehende darin zerstört werden, weil auf dem Angestammten Alles besser fortkommen wird, als auf etwas ganz Neuem, welches erst Wurze fassen muß.

Die Gewächse unserer Pflanzenkultur lassen sich in drei Stände der menschlichen Gesellschaft eintheilen, die sind: Bauern, Hirten und Kaufleute.

Zur ersten Klasse gehören Weizen, Hafer, Gerste, Roggen, Wicken, Bohnen, Erbsen, Linsen, Kartoffeln und dgl.

Zur zweiten Klasse lassen sich zählen, Klee, Esparsette, Luzerne, Mohar und alle Grasarten.

Zur letzten Klasse gehörten endlich Reps, Mohn, Lein, Hanf, Krapp, Waid, Wau, Saflor, Hanfnessel, Safran, Kardendistel u. s. w.

Wie der Bauernstand bildet auch die erste Klasse dieser Eintheilung die Basis des landwirthschaftlichen Staats und seiner Betriebsamkeit; ihr ist die zweite eng verbunden. Der Flor der dritten Klasse aber beweist schon eine weiter vorgeschrittene Kultur welche bereits kaufmännischen Geistes mit Dingen verkehrt, die außer dem Bereich ihres Grund und Bodens liegen.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 16. Kaiserslautern, Samstag, 22. Februar **1851.**

Ein deutscher Abenteurer.

(Fortsetzung.)

„Es ist für junge unerfahrene Fremde hier ein sehr gefährlicher Ort," sagte dieser Mann mit einer Miene voll der redlichsten Besorgniß: „ehe Sie sich's versehen, lockt man Sie in eine Falle, bestiehlt Sie oder beschuldigt Sie eines Vergehens, läßt Sie verhaften, oder preßt Sie auf ein Schiff. Sie werden von den Seelenverkäufern, diesen gottlosen Menschen gehört haben — von solchen wimmelt es hier, also seyen Sie ja auf Ihrer Hut." —

Seelenverkäufer! Welch ein entsetzliches Wort! Es durchschauerte, als ich es so aussprechen hörte, wie mein redlicher Wirth es aussprach, mir Mark und Bein. — Wohl hatte ich es früher auch schon gehört, dieses Wort, diesen fürchterlichen Begriff, aber flüchtig verhallend, vorübergehend — etwa wie ein Märchengedanken — wie fliegender Holländer — Menschenfresser — Ritter Blaubart — jetzt flog's mich an, wie ein Krankheitsstoff, mein Haar sträubte empor wie unter dem Conductor einer starken Electrisirmaschine — und ich ging mit Bangen in das Menschengewühl der großen und mächtigen Handelsstadt, in der ich mich verlor, wie eine Schneeflocke auf weiter Bergebene. Doch Niemand bekümmerte sich um mich, Niemand redete mich verlockend oder einschmeichelnd an — und da ich Niemand fragte, so war auch Niemand veranlaßt, mir Antwort zu geben, und Gespräche mit mir anzuknüpfen. Sehr bald und lange bevor es dunkelte — kehrte ich zu meinem biedern Wirth zurück, und mir erschien sein Haus wie ein ersehnter Hafen dem Schiffer erscheint, dem ein Sturm das Steuer zertrümmerte und den Kompas über Bord geschleudert. Ich fühlte mich nur gar zu wohl und behaglich, als ich wieder dieses Haus erreicht hatte und mich freute, im Besitz einer noch unverkauften Seele zu seyn. Am andern Morgen eröffnete mir mein gütevoller Wirth, daß er bereits Hoffnung zu einer für mich recht passenden Stelle habe, und gegen Abend eine entscheidende Antwort erhalten solle. Diese Hoffnung stimmte mich froh und heiter; wie leicht fängt sich nicht das Menschenherz im Truggespinst der Hoffnung!

Mein Wirth forderte mich zu einem abermaligen Spaziergang nach Amsterdam auf, und ich folgte seiner Einladung von Herzen gern. Unter Gesprächen und Plänen, die sich um meine Zukunft drehten, durchwanderten wir mehrere Straßen, und plötzlich sah ich den Hafen vor mir, sah die Pracht und Größe der Schiffe, die zahllosen Masten, die Flaggen aller europäischen Völker, und der Menschen unabläßig reges, lebendiges Gewimmel. Die See glänzte im Golde der Morgensonne, alles athmete Leben und Freude — Nachen und Boote fuhren in Unzahl zwischen den mächtigen Schiffen hin.

„Hätten Sie Lust, eine Spazierfahrt im Hafen umher zu machen?" fragte mein Wirth. „Wir miethen auf eine Stunde ein Boot, Sie zahlen das Fahrgeld, ich besorge ein Frühstück und eine Flasche Wein, wir frühstücken auf dem Wasser. Eine solche Fahrt ist lehrreich und wird Ihnen nicht gereuen."

Mir gefiel dieser Vorschlag ausnehmend; ich willigte gern ein, der Mann ging in ein Schenkhaus und holte das Frühstück; bald war ein Boot gemiethet und mit leichtem Herzen sprang ich hinein. Wir durchkreuzten eine Stunde lang den Hafen nach allen Richtungen, verzehrten dabei unser Frühstück und ich schwelgte im Anblick der stolzen Pracht welche die imposanten Häuserreihen Amsterdams längst des Hafens vor Augen legten.

„Wie wäre es," sagte mein Begleiter, „wenn wir unsern Bootsknecht hinaus auf die Rhede rudern ließen? Das Boot ist auf zwei Stunden gemiethet, wir haben noch eine volle Stunde Zeit und der Morgen ist so herrlich auf der spiegelglatten Fluth. Draußen auf der Rhede liegt eine kleine Flotille, bestehend aus einer Fregatte und einigen Corvetten; Sie sahen doch wohl noch keine Kriegsschiffe, und der Anblick wird Ihnen zu Interesse seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Behandlung der deutschen Einwanderer in New-York.

Eine Rede vom Secretär R. S. Cook, gehalten auf Broadway am 18. Dezember 1850.

(Aus der Februar-Nummer des „Amerikanischen Beobachters.“)

Vor Kurzem war ich im Westen und erkundigte mich dort sorgfältig nach dem Zustande der deutschen eingewanderten Bevölkerung. Da sagte man mir allenthalben, die Einwanderer würden bei ihrer Ankunft in New-York zum großen Theile so schändlich betrogen, daß ihrer viele New-York verfluchten, und die Meisten nur mit Unwillen und Entrüstung von der dort erlittenen Behandlung sprächen. Hierher zurückgekehrt, ging ich hin in diejenige Gegend unserer Stadt, wo diese Gräuel vorfallen. Es ist vor Allem der untere Theil von Washington- und Greenwichstraße, nebst den sie durchschneidenden Querstraßen. Schon die Schilder über den Häusern zeigen an, daß hier die Residenz des Betruges und der Lüge ist. Sie machen den armen Einwanderer glauben, er habe das Bureau einer „Einwanderungs-Gesellschaft“, einer „Gesellschaft zum Schutze deutscher Einwanderer“ ꝛc. vor sich, während es blos ein kaufmännisches Geschäft zur Beförderung der Einwanderer in's Innere, ein Passage-Bureau ist. Sie machen ihn durch Hinmalung von Eisenbahn-Wagen glauben, er werde schnell und leicht befördert werden, während es drinnen darauf abgesehen ist, ihn auf einem elenden Canalboot langsam, beschwerlich und unter großen Erpressungen fortzuschaffen. Ich sprach mehrere Männer, die seit Jahren mit der ganzen Sache bekannt sind, und was ich vernahm, war der Art, daß es einen Schrei des Entsetzens aus jeder fühlenden Brust hervorrufen sollte. Hier nur Einiges davon:

Ein Schiff wird in der Ferne sichtbar, von Bremen oder Antwerpen herkommend. Es naht Sandy Hook, und wird bald in unsere Bay hineinfahren. Mehrere Hundert Einwanderer befinden sich an Bord. In ihrem stillen heimatlichen Dörfchen, fern im Innern Deutschlands, haben sie von Amerika gehört. Man hat ihnen gesagt, gutes, fruchtbares Land sey um einen geringen Preis hier zu kaufen, und die Bewohner erfreuten sich freier bürgerlichen Einrichtungen und des, durch keine Staatsgewalt gehemmten, freien Waltens des Christenthums. Ihre Hoffnungen sind durch die lange Seereise nur noch mehr gehoben, ihre Erwartungen gespannt. Sie freuen sich, dem engen Schiffsraum zu entfliehen, und das Land ihrer Sehnsucht zu betreten. Indem das Schiff unsere Bay hinauffährt, sehen sie die schönen Landhäuser mit den lieblichen Anlagen umher, sehen überall ein reges Treiben mit allen Zeichen des Wohlstandes, sehen in der Ferne die Kirchthürme von New York herüberwinken — und finden ihre Erwartung bestätigt, daß sie nach einem herrlichen, blühenden Lande gekommen seyen. Siehe! da fährt ein Dampfboot an sie heran. Männer entsteigen ihm, die ihre Sprache reden. In den wohlbekannten Lauten der deutschen Muttersprache begrüßen sie ihre ankommenden Landsleute, und verheißen ihnen, aufs Beste für sie zu sorgen, ihnen eine schnelle, bequeme und wohlfeile Reise nach dem Westen zu verschaffen. Die Ankömmlinge arglos, mit den Künsten des Betrugs nicht vertraut, schenken ihnen Glauben, und schließen, noch ehe sie landen, den Reise-Contract ab. Manche vielleicht weigern sich, darauf einzugehen. Aber siehe! indem sie landen springen wiederum Männer auf ihr Schiff, und reden ihnen zu, doch mitzukommen auf ein Passage Bureau (forwarding-office), um sich Reise-Billette (tickets) zu kaufen. Weigern sich die Einwanderer noch immer, so nimmt der Eine dies Kind, der Andere ein anderes Kind an den Arm; damit gehen sie voraus, und die erschrockenen und verwirrten Eltern — folgen ihnen endlich nach, wie ein Schaaf dem Metzger nachfolgt! Oder sey es auch, daß die Einwanderer glücklich in ein Gasthaus gelangen, ohne bereits verkauft zu seyn, so räth hier der Wirth, nachdem sie sich kaum ein wenig erquickt und erholt haben, ihnen an, sich ja alsbald eine gute Reise Gelegenheit zu sichern. Unter dem Schein der Gefälligkeit und Dienstbeflissenheit führt er sie zu einem Bureau, mit dem er in Verbindung steht, und wo ihm ein bedeutender Antheil an dem Gewinn bereits zugesichert ist.

Das Schrecklichste ist, diese Mäkler (runners), die so gegen die Einwanderer verfahren, kommen zu ihnen im Namen der Obrigkeit. Sie haben einen Erlaubnißschein, (license) für 20 Dollars gelöst — einen Erlaubniß-Schein, möchte man sagen, zu Betrügereien und Erpressungen — und tragen die Inschrift an sich: „Privilegirter Mäkler für Einwanderer“ („Licensed emigrant runner“). Wie können da die Einwanderer anders denken, als: Wen die Obrigkeit zu diesem Geschäfte ermächtige, dem dürfen sie Vertrauen schenken? Ja, noch mehr. Diese Mäkler geben sich nicht selten für die von der Obrigkeit hiezu angestellten Beamten aus, denen der Einwanderer Gehorsam schulde. Wer sind aber diese Mäkler, die unter dem Schilde des Gesetzes den Einwanderer plündern und berauben? Ein Inhaber eines Passage-Bureau's, der selbst ihrer mehrere unterhält, versicherte mir, sie seyen durchgehends Men-

Digitized by Google

schen, wie man in Sing-Sing (dem New-Yorker Staatsgefängniß) sie nicht schlechter finden könne; und wenn alle ihre Schandthaten an den Tag kämen, so säßen die allermeisten von ihnen morgen am Tage in Sing-Sing. — Und immer ärger werden diese Gräuel. Seit einem Jahre ist es dahin gekommen, daß die Passage-Bureaux neben den Mäklern eigens Schläger (fighters, Fechter) besolden. Sie geben einem solchen Schläger monatlich 60 bis 120 Dollars; dafür muß er dem Mäkler helfen, Gewalt zu brauchen entweder gegen den Einwanderer, oder gegen die anderen Mäkler. Die Mäkler, deren es an 300 gibt, erhalten noch mehr: Bis zu 100, ja, zuweilen 200 Dollars monatlich. Und außer diesem Gehalte bekommen sie noch für jeden Einwanderer, den sie zu einem Passage-Bureau führen, 1 bis $1^1/_2$ Dollar sogenanntes Kopfgeld. Die Summe, welche auf diese Weise von den mehr als 200 000 Einwanderern, die jährlich in New-York landen, betrügerisch erpreßt wird, beläuft sich nach zuverlässigen Berechnungen auf mindestens eine Million Dollars.

Sehen wir nun, was aus den armen Betrogenen wird, wenn sie New-York hinter sich haben. Begleiten wir sie auf ihrem Wege über Buffalo nach dem Westen. Sie setzen sich Abends auf's Dampfboot und fahren den Hudson-Strom hinauf. Die wilden Gestalten und widrigen Mienen der Mäkler und Fechter, ihre bald lockenden, bald drohenden Worte, ihr lautes Schreien und Lärmen ist dem armen Einwanderer noch lebendig vor der Erinnerung. Es läßt ihn nicht schlafen, oder, wenn die Müdigkeit ihn endlich in Schlummer wiegt, so treten jene düsteren Bilder störend noch in seine Träume ein. Er hofft zwar, jetzt das Schlimmste hinter sich zu haben; aber ach! Er hat das Schlimmste noch vor sich. In New-York hat er blos zugesehen, welche böse Suppe man ihm eindrockte. Mit dem Hinunterschlucken gehen Wochen hin voll Schmerz und Klage.

Am andern Morgen landet das Dampfboot in Albany. Der Einwanderer hofft, jetzt auf die Eisenbahn zu kommen und in 24 Stunden nach Buffalo zu gelangen. Aber siehe! indem er in Albany ankommt, vernimmt er, sein Billet sey für den Canal. Zwar ist ein Dampfboot und ein Eisenbahnwagen darauf gemalt, und der arme Einwanderer verließ sich darauf. Nichtige Hoffnung! Geschrieben steht nichts darauf von einem Fahren mit der Eisenbahn. So kann er nichts machen. Andere haben in New-York selbst darein gewilligt, mit dem Canal zu reisen. Aber wie erlangte man ihre Einwilligung? Man sagte ihnen, das koste nur 2 Dollars, vielleicht nur 1 bis $1^1/_2$ Doll., und mehr als 5 bis 6 Tage dauere es nicht. O wie ganz anders finden sie das jetzt! Zunächst wird ihr Gepäck gewogen. Nur 50 Pfund sind frei, und die Ueberfracht kostet bis Buffalo 1, 2, 3 Dollars per 100 Pfund. Mancher Einwanderer, der viel Gepäck hat, muß auf diese Weise in Albany den ganzen Rest seiner kleinen Baarschaft lassen, zumal die Wage oft so eingerichtet ist, daß das, was sonst 50 Pfund schwer war, hier 100 Pfund wiegt.

Nun folgt die langwierige Canalfahrt, die mit einem Paketboote freilich nur 5 bis 6 Tage dauert, aber mit einem gemeinen Einwandererboote (line-boat) 8 bis 14 Tage. Ist am Canal etwas beschädigt, das reparirt wird, so muß das Boot eine Zeit lang halten, so daß die Reise mehrere Wochen dauert. In welcher Lage bringt der arme Einwanderer nun diese lange Zeit zu? Kann er auf dem Boote sich ein Nachtlager machen? Ach nein, dazu ist nicht Platz. Wie Häringe werden ihrer Hundert und noch mehrere in den engen Raum des von zwei Pferden gezogenen Canalboots zusammengedrängt. Die Fahrt geht so langsam, daß die Passagiere oft Stunden lang neben dem Canal her zu Fuße gehen. Lebensmittel erhalten sie auch nicht, nicht einmal Feuer, um sich warmen Caffee zu bereiten. Eine öftere Einkehr in den Wirthshäusern am Wege würde zu viel kosten. So müssen denn die Meisten von Wasser, Brod und allenfalls Speck die ganze Zeit sich nähren. Ob sie krank sind, ob sie niedergeschlagen, verzagt und fast verzweifelt in dumpfem Brüten da sitzen: Wer fragt darnach?! —

Ach, könnte man alle Thränen sammeln, die auf diesem unglückseligen Canal geflossen sind: Es möchte wohl ein Canalboot eine ziemliche Strecke fahren können in diesem Thränenstrom! Das Boot stößt endlich in Buffalo ans Land, und für die meisten Einwanderer schlägt hier die Stunde der Erlösung von ihren Leiden. Sie setzen sich auf ein Dampfboot, das sie über die Seen trägt. Nur die trübe Erinnerung bleibt, verbunden mit einer empfindlichen Lücke im Beutel und einer Schwächung der Gesundheit durch ausgestandenen Hunger und Kummer. Für Manche aber reichen die Nachwirkungen des in New-York abgeschlossenen Reise-Contracts noch über Buffalo hinaus. Sie wollen vielleicht nach Cincinnati. Aber statt daß sie mit der Eisenbahn nach Sandusky aus hinreisen könnten, packt man sie in Erie oder Cleveland wieder auf ein Canalboot, wo der frühere Jammer von vorn anfängt.

Fragt Jemand: Was ist denn die Ursache davon, daß diese Passage-Büreaux so darüber aus sind, die Einwanderer auf den Canal zu schicken? Ja, bei Beförderung auf dem Canal haben sie dem Eigen-

Digitized by Google

thümer des Boots nur 50 Cents per Kopf zu zahlen, während sie sich 100 bis 300 Cents per Kopf von den Einwanderern zahlen lassen, und die bedeutende, betrügerisch erpreßte Ueberfracht noch dazu! Dies Judas-Geld ist es, wofür sie ihre Mitmenschen in Noth und Jammer verkaufen! (Auf der Eisenbahn von Albany nach Buffalo ist dagegen der stehende Preis 5 Dollars. Nun bewilligt zwar die Eisenbahn-Direktion den Mäklern für jeden Einwanderer 25 bis 50 Cents, allein das ist ihnen nicht genug!

Wie ist diesem ungeheuren Uebel abzuhelfen? — Am 11. April 1848 erließ die Gesetzgebung des Staates New-York ein Gesetz, das eine durchgreifende Abhülfe bewirken sollte. Als es herauskam, freuten sich alle Freunde der armen Einwanderer. Auch ich freute mich damals. Aber, ach! Der Betrug wird seitdem in noch größerem Maßstabe getrieben und in noch schlimmerer Weise. Ich liebe es nicht, diejenigen zu tadeln, die in Amt und Würden stehen. „Aber ich erlaube mir, wenigstens die Frage aufzuwerfen: Warum sind die Bestimmungen jenes Gesetzes nicht alle ausgeführt worden? — Das Gesetz verordnet, nur Männer von anerkannt sittlichem und rechtlichen Charakter sollten einen Erlaubniß- oder Gewerbeschein als Mäkler erhalten. Warum haben denn so Viele diesen Schein erhalten, die ein Schandfleck der menschlichen Gesellschaft sind?

Das Gesetz ermächtigt ferner die Einwanderungs-Commissarien, einen Dock eigens für das Landen der Einwandererschiffe zu bestimmen und Niemanden hinzu zu lassen, als wer im Auftrage der Commissäre, ohne eigenes Interesse, den Einwanderern Rath und Anleitung gibt. Ich frage: Sollte nicht jedes Opfer gebracht und jedes im Wege stehende Hinderniß überwunden werden, damit ein solcher Dock beschafft werde? Laßt die Einwandererschiffe landen, ohne daß irgend ein Mäkler an Bord kommen darf. Laßt, sobald sie gelandet sind, wirkliche Beamte zu ihnen treten, die in der That von anerkannter Rechtlichkeit sind und in verschiedenen Sprachen dem Einwanderer jede nöthige Auskunft ertheilen. Hat er dann sich entschlossen, welche Reisegelegenheit er benutzen will, so mögen jene Beamte, wenn er's begehrt, ihm einen Begleiter mitgeben, der dafür sorgt, daß beim Abschlusse eines Reise-Contracts er nicht betrogen wird.

Würden diese Vorkehrungen mit Sorgfalt und Strenge ausgeführt, so würde dem schreienden Unrecht, das an den Gestaden unseres freien Landes gegen diese Fremdlinge begangen wird, endlich ein Ende gemacht werden.

Miscellen.

In der Nähe von Bonn, auf dem Wege nach Siegburg ist vor einigen Tagen ein gräßliches Verbrechen begangen worden. Zu einem Fuhrmann, der auf dem Wege nach Siegburg war, gesellte sich ein kleiner Knabe und bat ihn, zu gestatten, einen Platz auf seiner Karre einnehmen zu dürfen. Als der Fuhrmann dieses zugegeben hatte, verkroch sich der Kleine in das Roßtuch. Plötzlich wird der Fuhrmann von drei starken Kerlen angefallen, die mit Ungestüm die Herausgabe seines Geldes verlangen. Nach kurzem Weigern entschließt sich der Fuhrmann dazu, und die Räuber schicken sich zum Abzuge an, als einen derselben die Furcht befällt, der Beraubte könne sie erkannt haben und sie verrathen. Er schlägt daher seinen Spießgesellen vor, den Fuhrmann zu ermorden, und als diese noch zögern, stürzt er sich plötzlich auf diesen und schneidet ihm mit einem Messer den Hals ab, worauf die Uebelthäter die Flucht ergreifen. Die Pferde, die des Weges gewohnt sind, gehen unterdessen ihren ruhigen Gang voran, und halten im nächsten Dorfe an dem Wirthshause still, wo ihr Herr gewöhnlich anzusprechen pflegte. Hier kriecht der vor Angst zitternde Knabe aus seinem Versteck hervor und macht dem Wirthe Mittheilung von dem Schrecklichen, dessen er Zeuge gewesen. Der Wirth wird dadurch auf einige Gäste aufmerksam, die vor einiger Zeit bei ihm eingekehrt sind und in der Wirthsstube zechen: er fordert den Knaben auf, in das Zimmer zu treten und sich die Leute, deren ganzes Benehmen ihm bereits verdächtig vorgekommen, einmal anzusehen. Der Kleine erkennt in ihnen die Mörder des Fuhrmanns und kehrt bleich und vor Schrecken zitternd aus der Stube zurück. Alsofort schickt der Wirth zur Ortsbehörde und entbot auch noch verschiedene Nachbarn zu sich, die sich der Verbrecher bemächtigten, bei denen man Geld, ein Messer und ein mit frischen Blutflecken versehenes Taschentuch fand. Die Böswichter wurden in das bonner Arresthaus abgeführt.

Der weltberühmte Schriftsteller Mr. James, dessen gewöhnlicher Aufenthalt in der Heimath bei Schloß Walmer in der Nähe von Deal in Kent ist, und der in den Jahren 1847 und 1848 in Heidelberg und Karlsruhe lebte, ging voriges Jahr nach den vereinigten Staaten, um dort Vorlesungen über Literatur zu halten. Die „Washington-Republik“ vom Januar theilt uns über ihn folgende interessante Notiz mit: „Mr. James, der Novellenschreiber, war keine Woche hier im Lande gewesen, als die Zahl der Briefe, die er erhalten und worin er um seine Handschrift gebeten ward, bereits so fürchterlich groß war, daß er bei dem Gedanken erschrack, darauf einzugehen. Er sprach sich über seine schwierige Lage gegen Washington Irving aus, der ihm den Rath gab, sich einige tausend Antworten auf solche Briefe lithographiren zu lassen, um sich die Mühe zu sparen.“

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 17. Kaiserslautern, Donnerstag, 27. Februar **1851.**

Ein deutscher Abenteurer.

(Fortsetzung.)

Auch dieser Vorschlag auf die Rhede zu rudern, gefiel mir, und meine Neugierde wuchs, als mein Wirth äußerte, daß er auf der Fregatte einen Bruder habe, welcher holländischer Marine-Offizier sey. „Wenn es Ihnen Vergnügen macht, so können wir leicht Zutritt an Bord erlangen, und Sie können sich das Innere und den Bau eines Kriegsschiffes besehen; diese Gelegenheit kommt so bald nicht wieder, denn diese Beobachtungsflotille geht selten der Stadt so nahe vor Anker, und wenn Sie erst wieder im Geschäft sind, da wissen Sie, wie es geht — es bleibt wenig Zeit für Sehenswürdigkeiten übrig.“ Wir legten an der Fregatte an, auf einen Wink meines Begleiters ward die Fallriep herabgelassen, jener kletterte voran, und ich ihm nach an den Bord der Fregatte, wo uns ein Mann begrüßte, der mir als Bruder meines Wirthes vorgestellt wurde, obschon er diesem nicht im Entferntesten ähnlich sah. Auf dem Deck sah ich nun eigentlich nicht das mindeste Merkwürdige, als viele eiserne Kanonen und einige hundert müßige Menschen.

„Wollen Sie das Innere der Fregatte sich besehen, so soll mein Bruder Ihnen alles zeigen“ — sprach mein Wirth zu mir, und obschon mein Verlangen durch das Aeußere des Schiffs nach dessen Innern nicht geweckt war, so hatte ich doch keinen Grund zu widerstreben, obschon ein inneres Widerstreben wie eine Ahnung durch meine Seele ging. Während mein Wirth mit dem Steuermann plaudernd, auf dem Verdeck zurückblieb, stieg ich mit meinem Führer in den innern Raum hinab. Es wurde mir alles mit größter Breite und Ausführlichkeit gezeigt, Kajüten, Zwischendecker, Lucken, Kanonen, Pulverkammer, Provianträume, Ballast — und wir hatten uns gegen eine halbe Stunde im Raum bewegt, als wir die Treppe zum Verdeck wieder hinaufstiegen. Mein Begleiter blieb hinter mir zurück, und als ich vor trat, sah ich mich vergebens nach meinem Wirth um. Ich fragte einige Matrosen: „Wo ist Mynheer Beets?“ dies war der Name meines Wirthes.

Da trat ein stämmiger Mann an mich heran und sprach: Junger Gesell, Ihr seyd jetzt einer der Unsern. Ihr seyd auf die holländische Kriegsflotte als Matrose verkauft. Tröstet Euch mit Andern, denen es auch nicht besser ergangen. Warum habt ihr euch herüber rudern lassen? Fügt Euch in Euer Schicksal!“

Ich war in die Hände eines Seelenverkäufers gefallen!

Ich stieß einen Schrei der Wuth aus, ich wollte mich über Bord stürzen — ich sah in einiger Entfernung das Boot noch schwimmen, in dem jener schändliche Verräther den Hafen wieder zusteuerte — allein ich wurde gehalten und mit wenig Umständen gezwungen, meine gute Kleidung ab, und die eines gemeinen Matrosen anzulegen. Letztere bestand in einer blauen Jacke nebst Hose von grobem Zeug, einer Unterjacke und einem kurzen Beinkleid von blaugestreifter grober Leinwand, drei dergleichen Hemden, zwei Paar ungeschwärzten Schuhen, zwei Paar wollenen Strümpfen, einem blauwollenen Halstuch und einem Lederkäppchen.

„Eure Garderobe behaltet Ihr,“ sagte der Befehlshaber, und gebt sie in Verwahrung, es wird euch nichts davon abhanden kommen.

Ich war vor Entsetzen mehr todt als lebendig. Kaum noch frei, froh, gesund, glücklich, fast ganz sorgenlos, jetzt ein Sclave, ein geprester Matrose, verrathen, verkauft — vielleicht zur härtesten ungewohnten Arbeit gezwungen.

Reichlich flossen meine Thränen, und die heftigste Reue über meine Unbesonnenheiten ergriff mich — jetzt war aber alles vergebens, ich mußte bleiben und dulden.

Die Fregatte auf der ich mich befand, war gar nicht zum activen Dienst bestimmt, sondern ausschließlich zur einstweiligen Aufnahme und Verköstigung von Unglücklichen meines Gleichen beordert, aus denen dann die Bemannung der Kriegsschiffe ergänzt wurde.

Digitized by Google

Ich war bereits acht Tage auf dem Schiff, bei schlechter Kost, vielem Ungeziefer, unter rohen gefühllosen Menschen, und ohne eine nützliche Beschäftigung, als dem Zuschauen der täglich, oft stündlich anlangenden und abfahrenden Boote, welche die Zahl meiner Unglücksgenossen vermehrten, die aber meist den niedersten Ständen angehörten, und fast alle im Zustand der Trunkenheit an Bord gebracht wurden.

Auf einmal erblickte ich mit nicht geringem Erstaunen meinen treulosen Freund — Karl Pronner.

Wir fielen einander in die Arme! „Auch Du? Auch Du!“ erscholl die gegenseitige Frage, und dann fragte Karl verwundert: „Aber Freund! Wie kommst Du in diese Kleidung? Soll ich Dich hier in so untergeordneter Stellung neben mir sehen? Ich bin Buchführer auf diesem Kauffarthelschiff!“

„Ach, mein unglücklicher Freund,“ antwortete ich ihm. Du wirst in kürzester Frist dieselbe Kleidung tragen, wie ich; Du wirst kein Buch führen — dies Schiff ist kein Kauffahrer, es ist eine Kriegsfregatte, voll gepreßter Matrosen — auch Du bist — wie ich — den Seelenverkäufern in die Hände gefallen!“ —

Karl wurde bleich wie der Tod, dann stieß er einen wilden Fluch aus — was half das? — Ihm erging's, wie mir.

Minjongfrauen Klariskes Huygens hatte Karl zu ihrer angeblichen Mutter gebracht, wo er ein hübsches möblirtes Wohnzimmer bezog, und sich willig der Pflege seiner Schönen überließ, die alle seine Bedürfnisse zu befriedigen, die zärtlichste Sorge trug. Dieses schöne Leben gefiel ihm, und er gab sich um eine Stelle keine Mühe. Bald genug war er ausgezogen. Da erschien denn ein Verwandter, wie zufällig, zum Besuch bei der Wittwe, und warf den Wunsch hin, wenn er nur einen jungen Menschen wüßte, der auf einem Kauffahrer die Stelle eines Buchführers übernehmen könne; die Stelle werde sehr gut bezahlt, das Schiff mache bloß regelmäßige Touren, und wenn es dem Herrn nicht darauf gefalle, stehe nach vorhergegangener einmonatlicher Kündigung der Austritt frei.

Dies hörend, faßte Karl Pronner sogleich den Entschluß, die dargebotene Stelle anzunehmen, und Klariskes nebst ihrer angeblichen Mutter bestärkten ihn darin. Er packte nur das Nothwendigste ein, ließ das übrige in Verwahrung seiner Pflegerinnen, und folgte ohne Bedenken, nach einem recht zärtlichen und schmerzlichen Abschied, und nicht ohne noch einmal alle Freuden und Wonnen inniger Zärtlichkeit zu genießen, am andern Morgen jenem Mann, der ihn abzuholen kam, und ein Boot miethete, um nach dem Kauffahrer hinzurudern.

Ein trauriger Trost, Unglücksgefährten zu haben und doch ein Trost. Wir hatten jeder am andern doch einen Umgang von einer gewissen Bildungsstufe, wir konnten mit einander von unserer Heimat reden, konnten uns gegenseitig über unser Unglück trösten.

Siebzehn ewig lange Wochen schwanden in trostloser Einförmigkeit dahin, endlich wurde uns bekannt, daß eine Abtheilung der angesammelten Mannschaft auf die Flotte vor dem Texel abgesandt werden sollte, und ich war nebst Pronner so glücklich, mit unter denen zu seyn, welche nach diesem neuen Bestimmungsort abgingen. So glücklich, sagte ich! Und ging doch neuen Ketten entgegen! Aber es war doch ein Wechsel. Dies Leben unter dem rohen Volk eines überfüllten Schiffs, unter Gemeinheit und Ungeziefer, bei schlechtester Kost, wie wir es führten — war fürchterlich, schlimmer konnte mein Loos kaum irgendwo fallen. Leider wurden wir, Karl und ich, getrennt. Ich kam auf ein Linienschiff von 90 Kanonen, Admiral Zoutmann (Salzmann) und Karl Pronner auf das des kommandirenden Admirals de Winter. Des Schiffes Namen war de Wellker — der Rächer, welches 80 Kanonen führte. Die neue Trennung war uns weit schmerzlicher, wie die erste, denn wir hatten nun gemeinsames Leid miteinander ertragen, und uns, da wir als Landsleute ganz auf uns beschränkt waren, sehr eng aneinander angeschlossen.

Meine Lage war durch die Versetzung auf ein Admiralschiff um nichts gebessert, nur daß mannichfache Arbeit die Zeit kürzer dahin fließen machte, und mir die sieben Monate, während welcher unser Schiff Angesichts der nördlichsten Landzunge Hollands und der Insel Terel vor Anker lag, auch nicht um vieles länger vorkamen, als die auf der Rhede von Amsterdam zugebrachten siebzehn Wochen. Diese Flotte am Terel bestand aus den Schiffen Zoutmann, Bruttus, de koninglike Hollander, de Weneker, de Hertsteller, Foggersbank, Jan de Witt, Neptunus, de Reuter, und der Seeluft, alle Linienschiffe von 70 bis 90 Kanonen, ohne die Fregatten und Corvetten.

(Fortsetzung folgt.)

Bonaparte's Warnerin.

(Fortsetzung und Schluß.)

Unterdeß hatte der Winter Saint-Cloud unbewohnbar gemacht. Man näherte sich dem Monate, welchen der republikanische Kalender wohl ganz richtig als den Schneemonat (Nivose) bezeichnet; der erste Consul kehrte daher nach Paris zurück und die großen Säle in den Tuilerien wurden wieder geöffnet. Eines Abends — es war am 3. Nivose —

Digitized by Google

stieg Bonaparte, begleitet von Lauriston, Lannes und Berthier, in den Wagen. Eben sollte dieser abfahren, da lief eine Frau, deren Kopf durch einen schwarzen Mantel verhüllt war, auf dem Carouselplatze eiligst herbei, drängte sich durch die Soldaten, welche Bonaparte begleiteten, hielt ein Papier in die Höhe und rief ängstlich: „Bürger-Consul! Bürger-Consul!“ — Bonaparte grüßte sie mit jenem liebenswürdigen, einnehmenden Lächeln, das er so ganz in seiner Gewalt hatte, streckte gleichzeitig die Hand aus, nahm den Brief und sprach: „Eine Bittschrift, Madame? Beruhigen Sie sich, ich werde sie lesen und Ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen.“ — „Bürger-Consul rief die Frau nochmals und rang die Hände. „Um Gotteswillen!“ — Allein der Wagen, dessen Führer, wie man behauptet, an jenem Abend betrunken war, fuhr wie der Blitz davon; Bonaparte warf das Papier, das er so eben empfangen, in seinen Hut und sagte zu seiner Umgebung: „Ich konnte Ihre Gestalt nicht betrachten, aber der Stimme nach zu urtheilen, war das ein junges Weib!“

Der Wagen flog über das Pflaster, daß die Funken stoben. Noch hatte derselbe die Straße Saint-Nicaise nicht verlassen, da entstand ein fürchterlicher Lärmen in der Gegend, an der sie eben vorüber gekommen waren; Menschen schrieen, Häuser stürzten über einander zusammen und in dem ganzen Viertel sprangen die Fensterscheiben klirrend entzwei. Schon war der erste Consul im Opernhause. Er grüßte die staunende Versammlung, kreuzte dann die Arme über die Brust und schien dem Oratorium von Haydn: „Die Schöpfung“, das eben aufgeführt wurde, die ungetheilteste Aufmerksamkeit zu widmen. Da besann er sich auf die Bittschrift, die er beim Herausfahren aus den Tuilerien erhalten hatte; er suchte sie in seinem Hute, öffnete sie und las folgende Zeilen: „Um Gotteswillen, Bürger-Consul! fahren Sie heute nicht nach dem Opernhause, oder fahren Sie mindestens nicht, um sich dahin zu begeben, durch die Straße Saint-Nicaise.“ — Der Rath kam jetzt zu spät; — Bonaparte blickte in die Höhe und sah jetzt in einer Loge dritten Ranges, der gegenüber, in welcher er sich befand, jene junge Dame, die ihm schon in der Kapelle von Saint-Cloud aufgefallen war; sie hatte die Hände gefalten und schien dem Himmel zu danken; ihre herrlichen braunen Haare waren der einzige Schmuck, der ihr Haupt zierte, und um ihre Schultern hing jener schwarze Mantel, in welchen sie sich verhüllt hatte, als sie einige Augenblicke früher bis zu dem Wagen des ersten Consuls vordrang. — „Lannes!“ sprach Bonaparte zu diesem; „gehen Sie augenblicklich in den dritten Rang hinauf; dort, in der Loge uns gegenüber, werden Sie ein junges Mädchen finden, das einen schwarzen Mantel trägt; begleiten Sie dasselbe nach den Tuilerien, ich muß die Dame durchaus sprechen.“ — Bei diesen Worten ergriff er Lannes beim Arme und wollte ihm das Mädchen zeigen, welches er meinte. „Sehen Sie auf, Lannes! Jene ist's!“ — Allein das Mädchen war nicht mehr in der bezeichneten Loge, der schwarze Mantel verschwunden; nirgends konnte man die auffallend schönen braunen Haare erblicken, die das reizende Kind vor vielen Anderen auszeichneten, und weder Fouché, noch dem dienstfertigen Dubois gelang es, sie auszukundschaften. Niemand, in der Loge, wo sie gewesen, hatte sie gekannt, und kaum war ihr Eintreten und Verschwinden bemerkt worden. — Es ist allgemein bekannt, was auf die Entdeckung der Höllenmaschine erfolgte.

Jahre verflossen seitdem; dem Consulate folgte das Kaiserreich, ein Sieg dem andern; endlich kam der Augenblick, wo ganz Europa Frankreich überzog und Napoleon zwang, die Krone niederzulegen. Kurze Zeit hindurch wurde die Insel Elba ein Augenmerk für die Welt, und es bedurfte nur eines Schrittes von dort nach Paris, um das alte Kaiserthum wieder herzustellen. Allein die Schlacht von Waterloo stürzte dieses Reich abermals; der Kaiser, dessen Adler sich nicht wieder aufrichten konnten, faßte den Entschluß, sich England zu vertrauen, in der Meinung, daß das Unglück heilige und der Kriegsruhm vereble. Er täuschte sich in dieser Berechnung und mußte den begangenen Irrthum theuer genug bezahlen. — In dem Augenblick, wo er Frankreich verließ und die Barke zu besteigen gedachte, die ihn nach dem englischen Schiff bringen sollte, hatten sich seine Freunde und Anhänger an dem Wege aufgestellt, um ihn noch einmal, zum letzten Male zu sehen. Er dankte mit der Hand, lächelte auch hier noch mit der ihm eigenthümlichen Freundlichkeit, und als ein alter Soldat ihm begegnete, reichte er ihm die Hand und nannte diesen bei seinem Namen. Jetzt stürzte aus der Menschenmenge, die den Kaiser umgab, eine Frau hervor, die sehr schön gewesen seyn mußte, denn in jenem Augenblicke war sie, obgleich verblüht, noch immer reizend und erregte allgemeine Bewunderung und Theilnahme; tiefe Trauer sprach sich in ihren Zügen aus, — „Sire! Sire!“ rief sie erschöpft, „lesen Sie!“ — und bei diesen Worten überreichte sie ihm eine Bittschrift. — Der Kaiser ergriff die Schrift und betrachtete die Frau, welche sie ihm überreichte; da war es ihm, als athme er die Blumendüfte des Parks von Saint-Cloud ein,

Digitized by Google

als sähe er die Schloßkapelle, das vierte Fenster in der Gallerie rechts; Josephine und Düroc standen vor seinem geistigen Auge; er vernahm die Töne des Haydn'schen Oratoriums. Diese angenehme süße Täuschung ging schnell vorüber; er schüttelte den Kopf und faßte sich; dann warf er einen Blick auf das ihm überreichte Schreiben, zerriß es in kleine Stücke und gab solche dem Winde preis, der vom Ufer herüberwehte. — „Um Gotteswillen, Sire! Kehren Sie um, noch ist es Zeit!" schrie die Frau in voller Verzweiflung. — „Nein!" antwortete der Kaiser; „was geschrieben ist, bleibt geschrieben!" — dann zog er einen herrlichen orientalischen Rubin, ein theures Andenken aus dem egyptischen Feldzuge, vom Finger und überreichte ihn jener Frau, welche die Hand küßte, die ihr dieses kostbare Geschenk bot. — Nun wendete sich Napoleon ab und betrat das englische Boot.

Drei Warnungen hatte Bonaparte von diesem Weibe empfangen; zwei davon waren nutzlos gewesen, weil er zu spät Kenntniß von ihnen bekam, die dritte, die nichts als die Bitte enthielt, er möge sich nicht den Engländern anvertrauen, wurde von ihm zurückgewiesen!

„Aber wer war denn jenes Weib, Herr Herzog?"

Die Frage wurde in Aix in der Provence an Fouché gerichtet, der sich, nachdem er bei Ludwig dem Achtzehnten in dessen Ministerium anfänglich eingetreten, dann in Ungnade gefallen war, dorthin zurückgezogen und verheirathet, und bei dem man in einer Gesellschaft die Anekdote erzählt hatte.

„In der That", antwortete Fouché, „ich kann darüber keine Auskunft geben, und der Kaiser scheint das Geheimniß mit sich genommen zu haben. — Alles, was ich habe in Erfahrung bringen können, besteht darin: daß eine Verwandte von einem der Hauptanstifter des Attentats vom 3. Nivose im Jahre 1837 im Hotel-Dieu verstorben ist, und man bei ihr einen orientalischen Rubin gefunden hat, den sie an einer seidenen Schnur um ihren Hals trug."

Miscellen.

Unter der Ueberschrift: „Nachtgedanken eines deutschen Tabakrauchers bei der Kunde vom Tabaks-Monopol", bringt der witzige Kosak in der „Const. Ztg." einen Artikel, worin er über die Folgen scherzt, welche die Einführung des Tabaks-Monopols nach sich ziehen könnten: „Frauen," sagt er unter Anderm, „die Jahre lang stillschweigend das Rauchen ihrer Männer duldeten, haben sich von ihnen getrennt, seit sie Regie-Tabak zu rauchen angefangen. Brautpaare, die, seit vielen Jahren verlobt, nur einer Anstellung entgegen sahen, vereinigten sich auf einer schwärmerischen Mondschein-Promenade. „Was rauchst du für eine scheußliche Cigarre, mein Orestes? fragt sie. Es ist die Neustados Eberswaldia yellow, das Mille 50 Thaler, meine Tisiphone! antwortet er — worauf sich beide stumm trennen, sie sehen sich nicht wieder. In den philosophischen Schriften der Gelehrten vermißt man den norddeutschen Tiefsinn, die Logik darin wird schlotterig; man fängt an, diese Werke für genießbarer zu halten. In der Logik macht sich wieder Lebensüberdruß und Europamüdigkeit geltend. Von Düsseldorf geht in der Malerei eine neue Richtung, die der trauernden Tabaksraucher, aus. Auf die Preise der Lebensmittel wird das Monopol nicht ohne Einfluß bleiben. Wirsigkohl, Grünkohl und Spinat sind nur noch von Reichen zu bezahlen, da diese ehemaligen Gemüse zur Anfertigung der besseren Tabakssorten gebraucht werden. Dafür ist die Einfuhr des Seegrases um das Hundertfache gestiegen."

Am 10. Febr. wurde von einigen Chaussee-Arbeitern in der zum Dorfe Neuendorf gehörigen Kiefern-Schonung, eine Achtel-Meile von der Stadt Beeskow (Preußisch) ein unbekannter männlicher Leichnam, ganz nackt und ohne Kopf, gefunden. Bei näherer Besichtigung fand sich, daß der Verstorbene durch mehrere Dolchstiche in der linken Seite ermordet worden. Den fehlenden Kopf fand man etwa 60 Schritte von der Stelle, wo der Leichnam lag, in der Erde verscharrt. Außerdem wurden an verschiedenen Punkten in der Nähe folgende Gegenstände ausgegraben: ein doppelläufiges, noch halb geladenes Terzerol, ein Dolch, neun Schlüssel (Dietriche), und eine Quantität Schießpulver und Schrot. Der Leichnam war noch gut erhalten, der verscharrte Kopf dagegen bereits bis zur Unkenntlichkeit der Gesichtszüge verweset. Bei der gerichtlichen Obduction zeigte sich, daß der Ermordete ein Jude gewesen. Ueber die Person desselben und seines Mörders ist bisher nichts ermittelt. Merkwürdiger Weise wurden kurz vor Weihnachten in einem Graben der Stadt Beeskow mehrere männliche Kleidungsstücke und in der Stadt selbst in einem Straßenwinkel ein tuchner Paletot gefunden, deren Eigenthümer sich ungeachtet des öffentlichen Aufrufs nicht meldete. Man vermuthet, daß dies die Kleidung des Ermordeten sey.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 18. Kaiserslautern, Samstag, 1. März **1851.**

Ein deutscher Abenteurer.

(Fortsetzung.)

Mächtig lebte in mir die Sehnsucht nach Befreiung, aber es schien fast keine Aussicht vorhanden, diese Sehnsucht je gestillt zu sehen. Wir sahen in nicht größerer Ferne als Büchsenschußweite das grüne Flachland hinter den Dünen, wir sahen fröhliche Menschen mit der Heuernte beschäftigt, hörten ihr Jauchzen, ihre Lieder klangen zu uns über die Wogen der Nordsee vom Ufer herüber — und ich hörte sie, ein armer, verrathener, schuldlos Gefangener.

Indeß wurde von Zeit zu Zeit Einzelnen von der Mannschaft gestattet, an das Land zu gehen, doch geschah dies nur unter dem strengsten Befehle der Wiederkehr. Versuchte Desertion wurde mit Kielholen bestraft, und ich mußte selbst einige Male Zeuge der Anwendung dieser fürchterlichen Strafmethode seyn, bei welcher die Unglücklichen an einem Tau unter dem Kiel des Schiffs von einem Bord zum andern durchgerissen wurden. Gleichwohl überwog die Sehnsucht nach Befreiung endlich die Furcht vor der fürchterlichen Strafe — ich fand Gelegenheit, Pronner Winke zukommen zu lassen, und eines Tages erhalten auch wir gleichzeitig die Erlaubniß, einmal ans Land gehen zu dürfen, und erhielten sie, zufällig mit noch drei andern Leidensgenossen, welche auch Deutsche waren. Wie mein Fuß nach so langer Zeit das Land wieder betrat, schwur ich im Inneren, auf das Schiff nicht wieder zurückzukehren und wenn es mir das Leben kosten sollte.

Meine Gefährten theilten diese Ansicht, und wir hatten Zeit, in der Stille einen Fluchtplan zu verabreden, denn es war erst Nachmittag.

Wir stärkten uns in einem Wirthshause des Ortes de Helder, am äußersten Ende der Landzunge, Texel gegenüber, an der Meerenge des Mons Diep.

Zwei große Forts liegen in verschiedenen Richtungen um Helder, schützen diesen Ort und bewachen die Straße und die schnurgeraden Kanäle, und unter den Dünen längst der Westküste sind Kasematen für 10,000 Mann angebracht. Weiter seitwärts liegen an der Straße wieder zwei befestigte Posten, de kleine Keet und de groote Keet. Wir kannten das Terrain gut, denn wir hatten oft genug mit Fernröhren herüber geblickt. An die sandige Düne längs dem nur vier Faden tiefen Schulpe Gat fließen herrliche Wiesen, aus deren Flächen vereinzelte mächtige Heuhaufen wie Pyramiden emporragten. Diese Heuhaufen erhalten aber eine Bedachung von Strohgeflecht, und bleiben so als Vorrathskammern lange Zeit auf den Wiesen liegen.

Wir machten in der späten Nachmittagsstunde einen Spaziergang ins Freie; der Himmel umzog sich, es begann zu regnen, wir schlugen uns rechts nach den Dünen, und passirten, durch die Sandhügel derselben gedeckt, glücklich die kleine Kette ohne demerkt zu werden.

Da wir nicht zur rechten Zeit nach unserem Wasserpalast, den wir wie ein schwarzes Ungeheuer vor dem Lands-Diep liegen sahen, zurückkehrten, so wurde im Boot, das uns an's Land geführt hatte, ein Signalschuß abgefeuert — dem nach einiger Zeit ein zweiter und dritter folgte, worauf sogleich auf dem Admiralschiff ein Stück gelöst wurde — dies waren die Zeichen der Desertion, welche nun die Wachmannschaft auf den Forts und den Posten allarmirte. Glücklicherweise wurde es tiefe Nacht, ehe wir noch die große Kette erreichten; von Huisduinen bis zur kleinen Kette beträgt die Wegstrecke eine Stunde, von letzterer bis zur großen Kette anderthalb Stunden.

Aber das Dunkel der Nacht und der fallende Regen, wie sehr sie uns einestheils zu Gute kamen, waren uns auch wieder sehr hinderlich auf unserm Fluchtgang, denn wir irrten nun umher in den Sandbergen des Ufers, verloren die Richtung, und erhoben Streit über dieselbe, indem einer laut rief: „Südwärts müssen wir uns halten!“ ein anderer: „Nein! Ostwärts müssen wir gehen, daß wir Wieringer Aloard erreichen!“ — „Nein!“ rief ein Dritter, „wir müssen uns westwärts halten, so kommen wir nach Calendsörg und sind außer Gefahr!“

Digitized by Google

Diesen unbesonnenen, ganz laut geführten Streit unterbrach plötzlich der laute Anruf: Wer da? ganz in unserer Nähe — doch war es so finster, daß wir nicht entdecken konnten, woher der Ruf erschollen — wir stoben, — zum Tod erschrocken, wie Spreu aus einander, — jeder schwieg, und endlich krochen wir, ein zagendes Häuflein, in einen nahe der großen Kette liegenden Heuhaufen und zogen unsere Matrosenmesser, mit dem festen Entschluß, auf Tod und Leben um Freiheit und Leben zu kämpfen. Ich besonders beschloß das Aeußerste zu wagen, denn daß ich bei meiner nicht starken Konstitution die uns drohende Strafe nicht aushalten werde, stand mir fest vor Augen.

Noch einmal erscholl der Werdaruf, und da keine Antwort erfolgte, so rief die Wache den Unteroffizier, und sagte ihm, daß sie ganz vernehmlich Stimmen gehört, und auf zweimaligen Anruf keine Antwort erhalten habe. Der Unteroffizier beorderte einen Corporal mit vier Mann zu einer Streifpatrouille. Es war überhaupt nebelhaft, kühl und regnete sehr. Der Corporal sah sich bei angebornem holländischem Phlegma gar nicht sehr erbaut von dem erhaltenen Befehl; er gehorchte mit Brummen und Knurren, und brummend und knurrend folgte ihm die ganze Mannschaft, welcher es sehr störend war, naß zu werden.

Sie gingen dicht an unserem Versteck vorüber, und noch etwa 150 Schritte weiter, dann machten sie Kehrt und marschirten wieder im schönsten Gleichtritt nach dem Wachthaus zurück. Wir hörten, wie der Corporal noch zur Schildwache sagte: „Dummer Teufel! Nichts zu hören und zu sehen!“ und im ganz nahen Wachthause hörten wir die Mannschaft ihre Gewehre wieder absetzen.

Wir standen indeß Todesangst aus, warteten lange, bis alles stille war — auch regte sich nichts — und die Schildwache murmelte einige Selbstgespräche — wir schlichen uns nun mäuschenstill hinter den Haufen, der uns deckte, und in dessen Nähe ein Graben südwestwärts gezogen war. In diesen Graben glitten wir nieder, und gingen ganz leise, und uns duckend (das Wasser reichte uns bis unter die Arme, und das Plätschern des Regens ließ das Geräusch, welches unsere Wasserpromenade verursachte, nicht vernehmen), eine ziemliche Strecke darin fort, bis wir aus dem Bereich der großen Kette waren. Mit ihm war auch die so lang und schwer getragene geistige Sclaverkette hinter uns.

Als wir uns vollkommen sicher sahen, trennten wir uns von unsern drei Fluchtgefährten, welche einen andern Weg einschlugen, und Karl Prouner und ich blieben beisammen.

Vom Schiffe waren wir — aber das war auch alles — unsere Lage war jetzt dennoch trostlos. Durch und durch naß, frierend, frostgeschüttelt, kaum noch mit etwas Arrak versehen, hungrig, ohne Geld, ohne Büchse, in Matrosenkleidern — was beginnen?

„Muthig vorwärts!“ sprach ich — und das war auch das Einzige, was uns frommen konnte. Wie der Sommermorgen emporglühte, lag das Dorf Petten, drei Meilen von Huisduinem, vor uns — Helder hatten wir umgangen. In Petten mußten wir — betteln. Zum erstenmal betteln — Gottlob — es war auch das letztemal. Wir hatten im Ganzen zwei Batzen erbeten, und gingen nun in ein Wirthshaus, uns zu erwärmen und etwas zu genießen. Dort fanden wir einen Unteroffizier von der holländischen Landmacht. Dieser sah uns mit einem spöttischen Blick von oben bis unten an, und sagte: „Ihr seyd Seekrähen und wollt aufs Trockene kommen — aber ihr friert ja noch. Wo wollt ihr denn hinsteuern, ihr Admirale? Wißt ihr denn, daß ihr, wenn ihr nach Alkmaer oder sonst in eine Stadt Nordhollands kommt, gleich am Thore festgenommen, wieder auf das Schiff zurückgeschickt und gefuchtelt werdet? Wenn ihr's nicht wißt, will ich's euch hiemit gesagt haben.“ Der bissen quoll uns im Munde bei dieser Nachricht — und wir fragten den Mann, was er uns denn rathe? „Dienste nehmen, da ist kein anderer Rath,“ erwiderte er: „Dienste nehmen bei uns, da seyd ihr aus aller Gefahr, bekommt Handgeld, Kleider und Kost — was wollt ihr mehr?“

Der gute Mann war von Jugend auf holländischer Soldat — für ihn gab es kein „mehr“ der Lebenswünsche.

Wir ließen uns anwerben — wir wurden Heißig exercirt — in sechs Wochen hatte ich schon die Freude und die Ehre, zu avanciren — ich wurde Corporal.

Es entbrannte der Krieg Frankreichs gegen Preußen, und Holland, auf dessen neuem Königsthron ein Bruder Napoleons saß, mußte an diesem Kriege Theil nehmen, — von meinem Freund und frühern Reise- spätern Fluchtgefährten, wurde ich durch den Militärdienst getrennt, und habe ihn erst in einer über mein ganzes späteres Leben entscheidenden Periode wieder gesehen.

Mein Schicksal führte mich zum achten holländischen Linienregiment, zum zweiten Bataillon, Voltigeur-Compagnie. Der Oberst des Regiments hieß Backer, der Oberstlieutenant und Bataillons-Chef Mallinger, mein Kapitän Wagner, der erste Lieutenant de Felden, der zweite Biron. Ich will nicht weitläufig werden über die Truppenmärsche, die ich mitmachte, sie gaben mir volle Gelegenheit, alle Lei-

Digitized by Google

den und Freuden des Soldatenstandes hinlänglich kennen zu lernen — auch sah ich ein gutes Stück deutscher Erde, allein was half mich die Vaterlands-Erde, der Vaterlandshimmel — ich war überall ein heimathloser Fremdling.

Wir zogen, nachdem das holländische Armeekorps sich vereinigt hatte, durch Westfriesland, durch Ostfriesland, durch Gröningen, durch Oldenburg — an Bremen vorüber, an Hamburg vorüber — durch Lauenburg, durch Mecklenburg, nach Vorpommern, und über die Städte Demenin, Preslam, Stettin, bis nach dem belagerten Colberg. Nach einer nicht erheblichen Affaire bei Colberg wurde unsere Bewegung, die bisher immer nordostwärts vorstürmend gewesen war, rückgängig; und unser Regiment gelangte wieder nach Demenin. Ich war gerade nicht des Soldatenlebens müde, dieses war ich nun so ziemlich gewohnt worden, aber der holländischen Dienste war ich völlig überdrüssig, denn aller Weg, es weiter als zum Unteroffizier — diese Rangstufe hatte ich auf dem bisherigen Feldzug erklimmt, — zu bringen, schien mir so gut wie abgeschnitten. Ich beschloß daher, mit zwei einverstandenen Kameraden eine Desertion aus Demenin.

(Fortsetzung folgt.)

Die große Gewerbeausstellung in London.

Nach dem Journal de Frankfort.

In einigen Wochen wird die so sehnlich erwartete Ausstellung in London eröffnet werden. Der Glaspalast, welcher auf einer Oberfläche von 24 englischen Acres Alles in sich umfassen wird, was der schöpferische Geist des Menschen im Gebiete der Wissenschaften und Künste auf dem ganzen Erdball hervorzubringen vermag, ist im Bau beendigt. Das Dach und die Seitenwände dieses Gebäudes, für welches die englische Regierung 600,000 fl. ausgesetzt hat, sind aus Glasscheiben, wovon der Quadratfuß nur 16 Unzen wiegt; das Glas selbst ist ½ Zoll dick; das Ganze wird von eisernen Säulen getragen, deren Durchmesser von 4 bis 8 Zoll wechselt, welche 64 Fuß hoch sind und aus 7 Stücken bestehen. Eine besondere Ingenieurkommission prüft in diesem Augenblick die Dauerhaftigkeit der Gallerien und des Daches. Das Glas ist von der gleichen Art, welche in dem großen Treibhaus zu Chatsworth verwendet wurde, das schon seit 12 Jahren besteht und an welchem noch keine Scheibe durch Hagel oder Sturm zerbrochen worden ist.

Hinsichtlich der Anordnung und Eintheilung der Kunstgegenstände hat England seinen Platz in 32 Abtheilungen, nach der Zahl seiner Grafschaften, auf der westlichen Seite des Gebäudes. Am Eingang in der Mitte gegen Nord und Süd werden die Erzeugnisse Nordamerikas und neben diesen die Rußlands aufgestellt, dann folgen Norwegen, Schweden, Norde- und Westdeutschland, Oesterreich, die Niederlande und Belgien. Auf einer Fläche von 240 Fuß Länge und 200 Fuß Breite werden die Gewerbserzeugnisse Frankreichs zu sehen seyn. Die Schweiz, Spanien, Portugal, Brasilien, Mexico werden beweisen, daß in ihnen der schöpferische Geist ebenfalls nicht unthätig ist; Aegypten, Griechenland, die Türkei, China, Persien und das steinige Arabien werden gleichfalls Muster ihres Gewerbsfleißes einsenden.

Auf der nordwestlichen Seite des Gebäudes, und außerhalb desselben, werden die bewegenden Maschinen und eine Dampfmaschine von 100 Pferdekraft aufgestellt. Britisch-Indien, die Insel Ceylon und die andern Colonien haben ebenfalls reiche Sendungen gemacht. Auf zwei gleichlaufend sich hinziehenden und über einander angebrachten Gallerien werden die feinen und leichten Gegenstände aufgestellt, wie Schnitzarbeiten, Glaswaaren, Gewebe aller Art, Spitzen, Shwals ꝛc., und mitten darin wird sich ein schöner glasernet Brunnen mit einem Krystallbecken von 30 Fuß Länge erheben.

Der für das Publikum offene Haupteingang in der Mitte ist 48 Fuß breit; die Tische, welche sich neben den Gallerien befinden, sind in der ersten Reihe sehr niedrig und werden nach außen zu immer höher, damit man die entfernteren Gegenstände deutlich sehen könne; die acht Seitengänge sind 10 Fuß breit und parallel mit dem Hauptgange, welcher den Glaspalast in seiner ganzen Länge durchzieht. Man kann sich einen Begriff von diesen großen Räumen machen, wenn man bedenkt, daß der Zuschauer, welcher alle Tische unten und in den Gallerien besichtigen will, einen Weg von 20 englischen Meilen oder 7 Wegstunden zurücklegen hat.

Die Zahl der angemeldeten Fabrikanten des deutschen Zollvereins beträgt 1600, wovon 894 aus Preußen, 234 aus Sachsen und 104 aus Bayern. Die Goldwaaren aus Berlin und die Silber- und Bijouterieerbeiten aus Hanau erregen schon jetzt die britische Aufmerksamkeit; was die Eisen- und Stahlarbeiten betrifft, so können sie die Concurrenz der englischen nicht aushalten. Man erwähnt ebenfalls auf ehrenwerthe Weise der aus Deutschland eingesandten Flügel, Wagen, des Porzellan und der Schnitzwerke.

Wir wollen einige Meisterwerke anführen, welche zur Ausstellung kommen. Zuerst die Schlacht von Trafalgar, durch 73 Schiffe dargestellt, in Holz gearbeitet bis in die kleinsten Einzelheiten der Ausstattung und inneren Einrichtung; das ganze kann durch einen Mechanismus in Bewegung gesetzt werden und ahmt auf eine überraschende Weise die Schlachtordnung unter den Befehlen Nelson's nach. Ein anderes Meisterwerk ist ein großer Bronzeadler, dessen Flügel naturgetreu gebildet sind. Endlich ist noch eine kleine Uhr von der Größe eines Sechsfrancstücks anzuführen.

Das Schönste an Waffen, Säbeln, Shwals und Schiefern kommt aus dem Morgenlande, namentlich aus der Türkei. Unter den an den Ufern des Indus gefertigten Gegenständen bemerkt man einen Stoff aus Baumrinde, welcher so dünn ist, daß man ihn kaum auf der Haut fühlt.

Digitized by Google

Unter den Producten der franzöſiſchen Induſtrie bewundert man beſonders eine rieſige Glaskryſtallflaſche. Nicht der geringſte Fehler, nicht der kleinſte Fleck iſt in dem Glas. Die Flaſche iſt ſo groß, daß bequem drei Perſonen ſich in ihrem Innern an einen Tiſch von 3½ Fuß Durchmeſſer niederſetzen können. Eine gleichfalls im Innern angebrachte Leiter dient denjenigen als Verbindungsmittel, welche ſich das Vergnügen machen wollen, in dieſelbe hinabzuſteigen. Der Glaspfropfel wiegt vierzig Pfund.

Die Porzellanfabrik zu Meißen hat den größten Spiegel geſandt, welcher auf der Ausſtellung iſt, mit einem Porzellanrahmen, ſowie einem porzellanenen Blumenſtrauß in japaniſchen Camelien, mit Blumen und Knöpfen von allen Größen.

Der erſte Wagenfabrikant von London wird einen kleinen Phaeton ausſtellen, der für die Prinzen der königlichen Familie beſtimmt iſt und an Pracht und Zierlichkeit alles übertrifft, was man bisher in dieſer Art geſehen hat.

Die zarten Hände der Frauen haben auch ihren Tribut geliefert. Man bemerkt unter anderm eine Stickerei von 3000 Quadratzoll, welche die Opferung Iſaac's durch Abraham vorſtellt, als der Engel erſcheint.

Der Sattel eines indiſchen Fürſtenpferdes, mit Gold und Edelſteinen geſchmückt, wird auf 5000 Pfund Sterling (60 000 Gulden) geſchätzt. Ein nicht weniger koſtbarer Gegenſtand iſt ein Salzkaſ, welches die engliſchen Truppen im Schatze des Fürſten von Lahur gefunden. Es ſtellt einen Pfau dar, deſſen Schweif mit Edelſteinen beſäet iſt; der Werth deſſelben wird auf 6000 Pfd. Sterling oder 72,000 Gulden angegeben. — Hinſichtlich der Eintrittspreiſe iſt noch nichts beſtimmtes feſtgeſetzt, doch glaubt man, es werde folgender Plan angenommen werden. Um die Koſten des Glaspalaſtes zu decken, ohne durch einen zu hohen Preis die minder bemittelten Klaſſen an deſſen Beſuch zu hindern, wird man den Eintrittspreis für die erſte Woche auf 5 Pfund Sterling (60 Gulden) für jede Perſon feſtſetzen; während der zweiten Woche auf 1 Pfund Sterling oder 12 Gulden; während der dritten Woche auf 10 Schilling oder 6 Gulden und ſpäter auf 1 Schilling oder 36 Kreuzer. Man denkt, 5000 Perſonen werden wohl jeder 5 Pfund Sterling und 10 000 jede 1 Pfund Sterling zahlen, was ſchon 35,000 Pfund Sterling (420,000 Gulden) für die erſten 2 Wochen einbringen und den bemittelten Klaſſen Gelegenheit geben würde, alles mit Muße zu betrachten.

Conradin Kreutzer.

Ein Prolog*).

Cäcilia, die heilige Schutzpatronin
Der göttlichen Muſik, be[illegible] ihr Feſt

*) In dem am 22. Februar zu Köln für die Hinterbliebenen Kreutzer's veranſtalteten Concerte geſprochen von Roderich Benedix.

Das ſie alljährig mit den Engeln feiert.
Und wie zu aller Zeit ihr Werk nur Segen,
So war's auch hier; ſie ſprach zur Engelſchar:
„Friſchauf und laßt uns alles Land durchfliegen.
Und wo ein freundlich Menſchenkind wir finden,
Das heut geboren ward an meinem Feſte,
Dem will ich Freundin ſein fürs ganze Leben,
Dem ſey die Weihe der Muſik gegeben!“

Und ſo geſchah's; in eines Städtchens Tiefe
Ward bald am Schauſeln einer Wieg' erkannt,
Daß hier den erſten Schlaf des Lebens ſchliefe
Ein roſig Kindlein, Conradin genannt.
Da kniet die Heil'ge nieder in der Zelle
Und ſtreckt die Hände wie zum Segen aus,
Und auf des Sonnenſtrahles goldner Welle
Verläßt ſie heimlich, wie ſie kam, das Haus.

Das Kindlein wuchs empor, es ward zum Knaben,
Der Knabe ward ein Mann, ein ganzer Mann,
Der, ausgerüſtet mit den heiligen Gaben,
Begeiſtert nun auf holde Lieder ſann.
Wer kennt ſie nicht die echten deutſchen Weiſen,
Die er wie Blüthen über uns geſtreuet!
Wer wollte ſolche Lieder nicht als göttlich preiſen,
Dran ſich ein Volk, dran ſich die Welt erfreut!

So lebte Conradin in ew'gem Schaffen
Sein Leben hin, nahm ſich ein liebes Weib,
Und Kinder ſchmückten endlich ihm ſein Haus,
Daß er, an Geiſt wohl reich und reich an Liedern,
So daß er bald in ſtillem Glück vergaß.
Ein armer Mann an ird'ſchen Gütern ſey! —

Zwei Theile Kinder ſchufen ſeine Luſt.
Der eine Theil, den ihm ſein Weib gegeben,
Der brach' ihm Liebe dar, der andre Theil.
Die andren Kinder, ſeine kleinen Lieder,
Sie holten Ruhm ihm aus der weiten Welt.
Und beide liebt' er wie ein Vater liebt;
Auf beiden ruhten trunken ſeine Augen,
Bis ſie der Tod ihm ſchloß, der kalte Tod;
Bis all' die Saiten ſeiner Harfe ſprangen,
Die doch ſo ſchön, die doch ſo herrlich klangen!

Und nun begibt in aller Welt aufs Wandern
Der eine, größre Theil der Kinder ſich
Und raſtet nicht und bittet für den andern,
Dem ſeine Stütze, dem ſein Schutz erblich.
So auch am Rhein iſt jetzt ihr Ruf erklungen,
So auch in Köln wird ihre Bitte laut,
Hier, wo der Meiſter ſelber einſt geſungen,
Hier, wo wir ſelbſt ihn unter uns geſchaut!

O, ſeid willkommen uns, ihr ſchönen Waiſen.
O, ſeid willkommen uns an dieſem Ort;
Der Künſtler lebt in ſeinen Werken fort!
Drum laßt uns euch und euren Vater preiſen!
So lang' ein Lied noch auf der Lippe bebt,
Wird auch ſein Name ſtolz die Welt durchſchreiten,
Denn wer im Herzen ſeines Volks gelebt,
Der hat gelebt für alle, alle Zeiten!

C. O. Sternau.

Verantwortlicher Verleger J. Kayſer.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 19. Kaiserslautern, Donnerstag, 6. März **1851.**

Ein deutscher Abenteurer.

(Fortsetzung.)

Diese beschlossene Desertion hatte noch viel mehr Peinliches und Angstvolles für mich in ihrem Gefolge, als jene an der Nordküste von Holland. Als wir die Wälle und Schanzen des gut befestigten Demenin schon hinter uns hatten, wurde unsere Flucht entdeckt, und dieselbe waren es nicht ein Corporal und vier schläfrige Soldate, die nach uns ausspähten, sondern ganze Compagnien.

Von meinen Kameraden hatte ich mich zeitig getrennt, denn ein Einzelner konnte leichter entgehen; ich fürchte, sie sind ergriffen worden, ich aber gerieth in die morastige Niederung längs des rechten Ufers der Peene, und darg mich zwölf Stunden lang im Schilf und Gerölrig in der Uibernähe, wo ich Zwiesprach hielt mit den Wasserhühnern, und mit den Wasserratten Kameradschaft machte. Furchtbar richteten mich feindselige Mücken und Stechfliegen zu, und ich werde jener peinlichen und entsetzlichen Lage nie vergessen.

Ganz in meiner Nähe hörte ich die Suchenden, von denen jeder berechtigt war, den esert ur zu erschießen, nur daß ich selbst meinen Kopf einige Minuten untertauchte unter das Schlammwasser, in dem ich mich befand, rettete mir Leben und Freiheit.

Aber auch diese neu gewonnene Freiheit, was war sie mir, was half sie mich? Mit verwüsteten Kleidern, aussehend wie ein alter moosgrüner Baumstrunk, war ich ein Schrecken derer, denen ich auf meinem vorwärts gerichteten Fluchtweg begegnete, bis es mir gelang, nach und nach durch das Mitleid der Menschen zu andern Kleidern zu gelangen und mich mindestens sehen lassen zu können.

Bei Loitz ging ich über die Peene, und erreichte Stralsund, wo ich angehalten und nach Paß und Herkunft gefragt wurde. Ich sagte, daß ich Sachse sey, daß ich von der holländischen Armee, wo ich nothgedrungen hätte Dienste nehmen müssen, desertirt sey, und um einen Freipaß zur Reise in meine Heimat bitten wolle.

Auf diese Angaben hin wurde ich zum kommandirenden General der preußischen Armee-Division geführt. Es war der später so berühmt gewordene und in den Fürstenstand erhobene Blücher. Er hörte mein Anliegen und sagte in seiner gewohnten soldatischen Weise: „Jetzt kann man Ueberläufern keine Pässe geben, vielmehr erfordert der gegenwärtige kritische Moment, daß sie Dienste nehmen. Aber es soll Dir freigestellt bleiben, welchem Monarchen Du dienen willst. Die englische Werbung zahlt drei Guineen, die schwedische zehn Thaler Handgeld; Preußen zahlt gar keins, es hat Soldaten genug.“

Ich erklärte, es liege mir nichts am Handgeld, wenn ich Dienste nehmen müsse, so wolle ich unter ihm am liebsten dienen, jedoch nur auf Kriegsdauer. Diese Erklärung gefiel dem General und ich ward seinen rothen Husaren zugetheilt.

Leider war und blieb ich nur zehn Wochen blücherischer Husar. Aus Mangel an Pferden mußte deren Mannschaft verringert werden; ich wurde zur leichten Infanterie abgegeben, und dem von Marlitzischen Freicorps zugetheilt. Dieses Corps zeichnete sich, außer seiner Tapferkeit, durch treffliche Organisation und Haltung, sowie durch schöne Equipirung aus. Es stand unter General Blüchers Oberbefehl, und hatte den Major von Marlitz zum Chef. Ich kam zur zweiten Compagnie, Hauptmann von Schweidnitz, erster Lieutenant von Wiest, zweiter Lieutenant von Leopold, Fähndrich auch ein von Marlitz. Es war mir nicht beschieden, große Thaten zu thun und mich auszuzeichnen. Bald nach meinem Eintritt erfolgte der Friedensschluß, und mit einem königlich preußischen Abschied nebst sieben Thalern Reisegeld in der Tasche, stand mir frei, zu gehen wohin mir beliebte.

So war ich denn, nachdem ich bereits zweimal mit Lebensgefahr, voll Angst und Anstrengung nach Freiheit gestrebt hatte, mit einemmale ohne alle Mühe völlig frei, und dankte Gott innig dafür, hoffend und flehend, daß seine Güte mich fortan liebevoll führen werde.

Ich machte nun, es war im Herbste 1807, eine

Digitized by Google

weite Wanderung, ging von Treptow in Hinterpommern, wo wir zuletzt standen, nach Stargard, von da nach Greiffenhagen, passirte das eigenthümliche Flußnetz der Regnitz und Oder, und kam nach Prenzlow; von da wanderte ich über Neubrandenburg und Schwerin nach Mölln, und langte, wie es nicht anders seyn konnte, ziemlich abgerissen und ohne Geld, wieder in Hamburg an, in der Stadt, wo es mir wohl ergangen war, und die ich in dummer Uebereilung jugendlicher Hitze verlassen hatte.

Ich begann nun wieder, wie ich bei meiner ersten Ankunft in dieser Welthandelsstadt begonnen — ich suchte ein Unterkommen, und zunächst suchte ich meinen frühern Prinzipal, Herrn Ahlers, auf.

Der wackere Mann empfing mich gütig und wohlwollend, und hörte mit Theilnahme die Erzählung meiner Schicksale. Auch er kannte die Gefahren, welche unerfahrener Jugend drohen. Auch er hatte als junger Mensch das Unglück gehabt, so wie ich in Holland verkauft zu werden, und war sogar zu einer Reise nach Westindien mit verwendet worden. Selbst meine Madame, von der ich damals ohne Abschied geschieden, Frau Ahlers, zeigte sich großmüthig, gedachte nicht des frühern Mißverhältnisses, und war nicht dagegen, als ihr Mann mir den Vorschlag machte, mich wieder in seinem Geschäft anzustellen. —

Ich nahm diesen wirklich unerwarteten, gütevollen Vorschlag von Herzen an, arbeitete mit Lust und Liebe, und erfreute mich jener wohlthuenden Ruhe des Gemüthes, welche eine geregelte und pflichtmäßige Beschäftigung am ersten verleiht. Arbeit ist des Menschen und zumal des Mannes Beruf; Arbeit jedem nach seinen Kräften, Fähigkeiten und nach dem innern Beruf. Der Müßiggang macht unglücklich.

Es gelang meinem Eifer und Fleiße bald, mich wieder in Wäsche und Kleidung anständig ausstatten können, und ich blieb den Winter und Sommer des Jahres 1808 im Geschäft des Herrn Ahlers. Aber gegen den Herbst dieses Jahres ergriff mich eine eigenthümliche Unruhe, eine Sehnsucht nach der Heimath, eine Art Heimweh. Ich machte mir Vorwürfe, mich so gar nicht um die Meinen bekümmert, ihnen keine Kunde von meinem Aufenthalt gegeben zu haben, und beschloß, da ich einiges Geld erspart hatte, eine Reise in mein Heimathland.

Ich entdeckte meinem Brodherrn diese Sehnsucht, und billigdenkend, wie ich ihn stets befunden, legte er mir kein Hinderniß in den Weg.

„Reisen Sie mit Gott!“ sagte Herr Ahlers zu mir. „Sehen Sie, wie Sie es daheim finden — ob Sie dort sich niederlassen können, schreiben Sie mir nur — ob sie dort bleiben wollen oder nicht. Ein Vierteljahr, wohl auch etwas darüber, will ich Ihnen den Platz in meinem Geschäft offen halten.“

Wie gütig war diese Gesinnung. Ich schied mit inniger Rührung abermals aus dem Ahler'schen Hause, das mir nun zweimal ein Asil geworden, ungewiß, ob ich dasselbe zum drittenmale betreten werde.

Man reiste damals noch nicht mit der Eile der spätern Zeit. Ich brauchte von Hamburg nach meiner in der Nähe Mittelfrankens gelegenen Vaterstadt neun Tage, kam indeß glücklich und gesund zu Hause an. Die Freude mit der ich, ein verloren geglaubter Sohn, aufgenommen wurde, war groß, und ich brachte einige recht vergnügte Wochen im elterlichen Hause zu, wo ich indeß immer noch ganz das alte Verhältniß fand, eine meinen Vater völlig beherrschende, eigensinnige und starrköpfische Frau — meine Stiefmutter.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Reise von New-York nach Kalifornien.

(Auszug aus dem Briefe eines bayerischen Reisenden.)

1.

Die Leute sterben meist in schönster Jugendblüthe und die Lebenden wandeln wie Leichen umher. Das kalte Fieber hat hier seinen ständigen Wohnsitz aufgeschlagen. Ein herrliches Panorama bietet sich dem Auge am Chagres River, da sieht man den Dattelbaum wild verwachsen mit der Myrthe; Cocos, Ananas und andere Gewächse in reichster Fülle, Papageyen schaarenweise, Affen von allen Sorten, Alegators (kleine Krokodille) und nicht selten hört man Tiger brüllen. Der Fluß, der ziemlich breit und sehr tief ist, zieht sich in langen Krümmungen hin und her und wird durch zahllose Bäche verstärkt. Unser kleines Boot, dessen großartige Maschinerie mit einem Nagel zusammengehalten war, fuhr ziemlich wacker, so daß wir in weniger als drei Stunden alle Boote eingeholt hatten, die Chagres Tags zuvor schon verließen. Wir fuhren an diesem Tage bis Polanquillo, wo wir auf dem Boote übernachteten.

Wir gaben dem amerikanischen Capitän, der uns freundlich behandelt hatte, ein schriftliches Zeugniß unserer Zufriedenheit, indem wir ihn und sein Boot dem reisenden Publikum empfahlen. Am andern Tag beförderte er uns mit Canoes weiter bis Cruces, da das Dampfboot der vielen im Flusse liegenden Baumstämme und Wurzeln wegen nicht weiter gehen konnte.

Digitized by Google

Unser neuer, aber kleiner Canoe wurde mit 7 Passagieren und eben so vielen Koffern angepfropft, zwei Eingeborne führten lange Stangen mit eisernen Spitzen und suchten, sich ganz nahe am Ufer haltend und fortwährend unter Gebüsch fortschlüpfend, durch Einboren der Stangen in das Ufer und in den Grund des Flusses, das Boot der starken Strömung wegen flußaufwärts entgegen zu arbeiten. Nicht selten entfiel ihnen eine Stange, welcher sie dann nachschwimmen mußten.

Caracho (Gott verdamm!) hieß es dann, dies war auch ihr einziges Gespräch. Um Mittag landeten wir und nahmen in einem der vielen am Ufer befindlichen Häuser eine Tasse schwarzen Kaffee. Der Tag war heiß.

Unsere Schwarzen kauften sich einige Yards rohes gedörrtes Rindfleisch (dieser Leckerbissen wird nämlich dünngeschnitten ellenweis verkauft). Nachdem sie dieses vertilgt hatten, ging unsere Reise weiter. Ich nahm meinen Platz in Mitte des Bootes, um das Gleichgewicht zu halten, ward aber bis auf die Haut durchnäßt und mußte in diesem Zustande die Nacht unter freiem Himmel zubringen. Als wir nämlich am späten Abend landeten, war unser erstes Geschäft, theils um gegen die Kälte, theils gegen die Annäherung wilder Thiere uns zu schützen, welche aus nicht sehr weiter Ferne sich brüllend vernehmen ließen, Feuer anzuschüren. Ich bettete mein Haupt auf einen Stein und durchwachte also die ganze Nacht. Am frühen Morgen wurde aufgebrochen und wir gelangten zeitlich nach Cruzes. Hier verweilte ich, um gehörig auszuruhen, 2 ganze Tage, das Gerücht von der Cholera in Panama hat unser Sehnen, in diese Stadt zu gelangen, nicht erhöht. Auch hier wohnten wir schlecht; ich war genöthigt, in den Kleidern mit 80 Personen auf dem Boden zu ruhen.

Endlich ging es wieder weiter. Mein Spediteur hatte hier für einen großen starken Maulesel zum Ritt über den Isthmus gesorgt; ich bepackte ihn mit meinen Reiserequisiten und mit meiner Person selbst, nachdem ich den schneidigen Sattel mit einer wollenen Decke gepolstert hatte. Wenn ich den Regenschirm als Spieß betrachte, so mochte ich einem Don Quixotte nicht unähnlich seyn, dessen Rozinante seinen eigenen Launen folgte. Nach kaum hundert Schritten mußte ich einem Schwarzen nebst vielen guten Worten auch ein gutes Trinkgeld geben, um ihn eine Strecke weiter zu führen. So ging es dann fort über Stock und Stein und gar bald stieß ich auf Reisegefährten, so daß ich den Treiber entließ. Nicht lange aber dauerte es und auch von diesem mußte ich mich trennen.

Der Regen goß in Strömen, der Weg war so sumpfig, daß mein Thier oft schuhtief versank; zu beiden Seiten steile Abgründe, ein Fehltritt meiner Bestie stürzte uns rettungslos hinab, da die unwegsame Straße so schmal ist, daß zwei Esel nicht neben einander gehen können. Ich zog meinen Lastträger muthig vorwärts; der Regen kam immer sündfluthartiger, ich konnte nicht mehr den Morast durchpassiren. Ich versuchte wieder mein Langohr zu besteigen, welcher aber durchaus keine Raison annahm, indem er, wenn ich ihn prügelte, hinausschlug und mich abwarf und wenn ich ihm die Spitze meines Regenschirms fühlen ließ, Rechtsum kehrt euch machte.

(Schluß folgt.)

Miscelle.

Vor einigen Tagen war die ganze Straßenjugend Brünns in einem Heiterkeitsparoxismus: Zwei Gendarmen führten den Teufel ins Stadtgefängniß — Sie lachen? — in der That, es war ein factischer Teufel, der wirkliche schwarze Held der Ammenmärchen, ein dummer Mephisto in optima forma; Huf und Hörner fehlten nicht; mit gesenktem Kopfe, die Bockshoren schlaff herabhängend, schritt der arme Teufel bei Tage zwischen zwei Gendarmen einher, begleitet von einer zahllosen Menge Gamins, welche ihrer Heiterkeit durch Gelächter und unaufhörliches Gejole Luft machten. Die Geschichte dieses Teufels ist folgende: In D*** genas die Bäuerin N. eines Knäbleins, sie pries dafür den gütigen Himmel und anvertraute der Hebamme in der Freude ihres Mutterherzens, daß sie einige Hundert Gulden Zwanziger besitze, welche für den jetzt eingetretenen Fall erspart wurden. Abends wird die Wöchnerin von einem Gepolter erschreckt, der Teufel erscheint und begehrte das Kind oder die Zwanziger; die arme Mutter gibt ihm, um das Kind zu retten, die Zwanziger. Obwohl sie anfangs an der Wirklichkeit des Teufels nicht zweifelte, so hätte sie sich gern mit der Psychologie des Teufels bekannt gemacht, um zu erfahren, was er mit dem Gelde beginne; sie bat daher den Ortsseelsorger um einen Besuch und theilte ihm das Vorgefallene mit; der Seelsorger belehrte sie gleich über das eigentliche Wesen des Teufels, versicherte, daß er schon lange nicht mehr die Erde besuche, und gab ihr den Rath, der Hebamme zu sagen: „es sey ein wahres Glück, daß der Teufel, der mich gestern besuchte, von meinen fünfzig Thalern nichts wußte.“

Digitized by Google

Während die Wöchnerin diesen Rath befolgte, bestellte der Seelsorger einen eigenthümlichen Teufelsbeschwörer in die Wohnung der Bäuerin. Abends kam der Teufel wieder und begehrte die fünfzig Thaler. Kaum hatte er jedoch ausgesprochen, so erscheint der Exorcist (ein Gendarme) und macht von seiner Waffe Gebrauch, nachdem der Teufel ihn angreifen wollt — da schreit der Teufel: Jesus Maria! und ergibt sich. Es war der Mann der Hebamme, welcher sich in die Haut einer Kuh einnähen ließ und das Gesicht schwärzte. Jetzt sitzt der Teufel nachdenkend in der Frohnfeste und kann mit seinen Kollegen auf der Brautfahrt singen: „Da soll der Teufel Teufel seyn!“

Korrespondenz des Boten.

Assisenverhandlungen im großen politischen Prozesse.

Sitzung vom 4. März.

Die Verlesung des Anklageakts wird fortgesetzt und nach deren Beendigung wiederholt der Präsident den Angeklagten den wesentlichen Inhalt, nach welchem Straßer angeklagt ist: a. Der Mitwirkung zu den Attentaten zum Umsturz und zur Aenderung der Regierung, zur Bewaffnung der Bürger und Landesbewohner gegen die k. Gewalt und zur Erregung von Bürgerkrieg; b. der gleichen Mitwirkung zu dem Verbrechen der Ausbebung von bewaffneten Banden und der Anwerbung von Soldaten ohne Befehl und ohne Ermächtigung der legalen Gewalt; c. des Verbrechens der Befehlsübernahme, Führung und Leitung von Banden, welche Behufs der Ausübung obiger Verbrechen, sowie des Verbrechens der strafbaren Besitzergreifung des ärarialischen Vermögens und der öffentlichen Gelder und des gewaltsamen Ueberfalles, der Wegnahme von Plätzen, Städten, Festungen, feste Posten und Magazinen gebildet, bewaffnet und zur Ausführung dieser Zwecke wirklich verwendet und in Thätigkeit gesetzt worden sind. — Dieser Verbrechen soll der Angeklagte sich dadurch schuldig gemacht haben, daß er:

1) unter dem Landesausschusse als Kommandant der Volkswehr in Neustadt fungirte, durch den Angeklagten Weber in Wachenheim am 9. Mai zwei Pferde bewaffnet wegnehmen ließ und eine Reihe anderweitiger Requisitionen erlassen, sowie auch einen Freiwilligen, der in die Volkswehr treten wollte, dem Landesausschusse zugesendet hat; 2) Mitglied der Militärkommission und Militärkommissär in Frankenthal war, in welcher Eigenschaft er das Standrecht gegen Deserteure verkündete, die Organisation der Volkswehr betrieb, Verwahrungsbefehle gegen zwei Rekruten und den Pfarrer von Großbockenheim erließ und sich am 13. Mai bei Verhaftung mehrerer Personen in Oggersheim betheiligte; 3) am 5. Juni bei Schellhorn-Waldbillig in Forst ein Pferd, am 9. Juni bei Wolf in Wachenheim ein Pferd, das ihm wieder abgenommen wurde, und am 15. Juni auf der Flucht bei Deinhard in Deidesheim ein Pferd raubte; 4) die Unternehmungen gegen Landau vorbereitet, gefördert und unterstützt, in Edenkoben sich an Wegnahme von Postpaketen betheiligt hat, und Sturm läuten ließ, als Ruppdorf von Landau aus beschossen wurde; 5) in St. Martin Pulver, Blei und sogenannte freiwillige Beiträge gewaltsam, unter Drohungen requirirte; 6) mit einem Zuge Bewaffneter auf der Mörlheimer Mühle bei Müller Wagner dem kgl. Militärärare gehöriges Mehl raubte; 7) den königl. Landkommissär v. Maillot in Bergzabern verhaftete und nach Kaiserslautern führte; 8) den Gerichtsboten Gleizes von Landau verhaftete, den Gefangenen Rößner von Landau verhörte und ihn der provisorischen Regierung vorführen ließ; 9) einen Verhaftsbefehl gegen den Zeugen Kern von Walsheim erlassen und den Bürgermeister von dort mit Standrecht bedroht hat, falls er den Kern nicht beschaffe;

Außerdem geht die Anklage gegen Straßer noch auf das Verbrechen der Verhaftung und Festhaltung ohne gesetzlichen Befehl und außer den durch das Gesetz vorgesehenen Fällen — verübt gegen die Person des Adolph Rößner von Landau im Mai und Juni 1849. (Schluß der Sitzung.)

Bis jetzt sind folgende Sachen fixirt: 1) Am 3., 4., 5., 6., 7. März gegen Friedrich Straßer, Maler aus Salzburg, vertheidigt durch Anwalt Gulden; 55 Zeugen werden von der Staatsbehörde produzirt. 2) Am 8., 9., 10., 11., 12. März gegen Philipp Schmidt aus Kaiserslautern, vertheidigt durch Anwalt Gink; 39 Zeugen. 3) Am 12., 13., 14., 15., 16., 17. März gegen Christian Zinn von Kaiserslautern, vertheidigt durch Anwalt Gink; 85 Zeugen. Am 18., 19., 20. März gegen a) Jakob Munzinger, Ackersmann aus Quirnbach, b. Franz Geldert, Bierbrauer aus Kaiserslautern (beide vertheidigt durch Anwalt Golsen), c) Karl Jacob Hofter, Kaufmann aus Dietkirchen, d. Johann Friedrich, Papierfabrikant von Eisenberg (beide vertheidigt durch Anwalt Petri). Zu diesen Sachen sind 14 Zeugen vorgeladen. 5) Am 20., 21., 22., 23. März gegen Ludwig Heinrich Hauber von Katzweiler, vertheidigt durch Anwalt Glaser; 25 Zeugen.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 20. Kaiserslautern, Samstag, 8. März **1851.**

Ein deutscher Abenteurer.

(Fortsetzung.)

Da ich zu Hause ohne Beschäftigung war, so erschien ich bald als ein zu langer Gast, und von Tag zu Tag sank das Barometer freudiger Begegnung.

Gar bald begann eine alte Priamel auf mich ihre Nutzanwendung. Ich will diese Priamel hierher setzen, zu Nutz und Frommen aller derer, die sich veranlaßt fühlen, irgendwo zu lange Gast zu seyn:

Wenn man das Bette reinigt nach Dir,
Wenn man ausleert das Trinkgeschirr,
Wenn man Tisch und Teller wäscht;
Wenn man den Durst mit Kosent löscht,
Wenn man nichts ißt, denn trocken Brod,
Wenn man giebt grobe Speiß ohn' Noth,
Wenn man dich nicht zum Tische drängt,
Wenn man Dir schier kein Wort mehr schenkt,
Wenn Mann und Frau das Gesicht verwendt,
Wenn man zur Arbeit ist behend —
Wenn man nicht übet fröhlich Spiel
Wenn man die Arbeit geben will,
Wenn dich ankurrt der Kettenhund,
Wenn Dir das G'sind nichts Gutes gunnt,
Und man die Kinder Dich rufen laßt,
So troll Dich nur, Du armer Gast.

Alle diese Annehmlichkeiten erlebte ich nach und nach, und so sehr ich meinen Vater und meine Geschwister liebte, so fand ich doch, daß ich auf die Dauer mit meiner Frau Stiefmutter nicht unter einem Dache leben könne, daß es um des häuslichen Friedens und um der Ruhe meines Vaters Willen besser sey, wenn ich wieder gehe.

Hätte ich nur eher diesen vernünftigen Entschluß gefaßt! Ich hatte das Jahresende herbeikommen lassen, und eine Reise in der kalten Jahrezeit und in der Art, wie man damals zu reisen pflegte, war keine Sache des Vergnügens. Am dritten Weihnachtsfeiertage reiste ich von Eisfeld, am Thüringerwalde — dies war meine Vaterstadt — mit einem Vetter, welcher Frachtfuhrmann war und Güter nach Lüneburg führte, ab. Es wurde sehr kalt, doch kamen wir noch glücklich über den Wald, und erreichten am großen Neujahrstage, den 6. Januar 1809, die Lüneburger Haide. Die Carowane, welche diese trostlose Wüste jetzt betrat, bestand aus meinem Vetter, drei Fuhrknechten und mir.

An jedem der beiden Frachtwagen waren vier Pferde gespannt, und das Klingeln der an den Kummten befestigten Glöckchen und Metallbleche machte einen eigenthümlichen Eindruck in der weiten menschenleeren, schneebedeckten Haide. Die Kälte erreichte einen hohen Grad und gegen das Ende des Tages begann ein Nordost stark und heftig zu wehen.

Ganze Wolken feinen Schnees trieben uns entgegen, und hüllten Schiff und Geschirr in ihre Schleier, so daß man bisweilen kaum aus den Augen sehen konnte, und den armen Thieren das Weiterkommen äußerst erschwert wurde. In ganz kurzer Zeit war von einem Weg und einer Spur nicht das Mindeste mehr zu erblicken, und wenn der Sturm auf Augenblicke seinen Eifodem anhielt, so sahen wir nichts vor und hinter uns als die endlose Ebene, unübersehbar — ein weites Schneefeld — keinen Baum, keinen Thurm — und dann tobte der Wind auf's Neue und bewegte den lockern Schnee so gewaltig und gleichmäßig, daß er förmlich Wellen schlug und uns entgegenwallte, wie ein wogendes Meer.

Alle paar Minuten standen die Pferde still, schnaubten entsetzlich, dampften und zitterten — und mein armer Vetter, ein schon bejahrter und schwächlicher Mann, war in Verzweiflung.

„Ach wir kommen um! Ach wir werden eingeschneit! Ach meine armen Pferde! Ach wenn sie fallen, müssen wir die Fracht im Schnee stehen lassen! Ach barmherziger Gott, schicke uns Hülfe!

Der Vetter betete — die Knechte fluchten, nach Fuhrmannsart, und mir erbangte die Seele in dieser erschrecklichen Lage. Die Kälte stieg furchtbar — Vögel, welche über die Haide flogen, fielen todt aus der Luft.

Zwei Stunden waren wir durch Sturm und Schnee dahnios, auf's Geradewohl durch die öde Fläche

Digitized by Google

hingefahren — schon wurde es düsterer; kam die Nacht — ohne daß wir ein Obdach erreicht — so waren wir verloren, denn der Tod des Erstierens war uns, wie den Pferden, nur zu gewiß.

Da zeigte sich in der Ferne eine Kirchthurmspitze — ein Hoffnungsanker für unsre bangen Gemüther. Ich erbot mich, auf das Dorf zuzureiten, und einstweilen ein Warmbier für die Mannschaft zu bestellen — ein Erbieten, was auf das Dankbarste angenommen wurde.

Es dauerte wohl eine gute Viertelstunde, ehe ich den Ort erreichte; ich mußte mich förmlich durch die aufgethürmten Windwehen und Schneehaufen wühlen, und langte nur nach äußerster Anstrengung meiner Kräfte in dem Kruge an.

In der Stube war eine Hitze zum Ersticken — eine Ohnmacht wandelte mich an, als ich, so ganz erfroren, aus der heftigsten Kälte in diese Hitze trat — und empfand nun fürchterliche Schmerzen in meinen Gliedern, so daß ich wie ein wahnsinniger in der Stube herumlief, und die Leute wirklich glaubten, es sey ein Verrückter zu ihnen in das Haus gekommen.

Eine Schüssel Warmbier mit Pfeffer stärkte endlich meine Lebensgeister und ich befand mich schon wieder besser, als die Karavane ankam. Mein armer alter Vetter war ganz steif und starrte gerade vor sich hin wie ein Trunke er. Ich empfahl ihn der Pflege der Wirthsleute, und half die überschneiten, dampfenden Pferde adjuvanten. Wäre der alte Mann sich selbst überlassen gewesen, so war diese Fahrt sein sicherer Tod.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Reise von New-York nach Kalifornien.

(Auszug aus dem Briefe eines bayerischen Reisenden.)

2.

(Schluß.)

Ich mußte mich aber wiederholt herablassen und meinen störrigen Esel langsam und so gut es eben ging, vorwärts ziehen. Am Halbwegshause rasteten wir endlich aus, nahm hier eine Tasse Kaffee, was beiläufig gesagt einen Dollar (2 fl. 30 kr.) kostete. Hier wußte ich mir nach vieler Mühe einen Maulthiertreiber zu verschaffen. Uebrigens regnete es fleißig fort, das hielt mich jedoch nicht ab, meine Reise fortzusetzen, zumal sich gute Gesellschaft fand. Abends spät kam ich ermüdet, durchnäßt und beschmutzt am Thore von Panama an.

Dort traf ich viele deutsche Landsleute, wovon mehrere ansehnlichen Handlungshäusern als Chefs vorstehen. An der Seite verschiedener Bekannten von New-York besichtigte ich die Stadt, die einer solchen mehr als Chagres gleicht. Sie ist nämlich von Stadtmauern umgeben, hat ungemein viel Kirchen, die von den Spaniern erbaut wurden, alte Steinhäuser und zahlreiche Ruinen leben fort als Denkmäler maurischer Herrschaft. Panama liegt 8 Grade unter dem Aequator; es soll hier wärmer seyn als unter der Linie selbst. In der That ward uns die Hitze unerträglich. So angenehm sonst das hiesige Leben wäre, so schrecken die vielerlei ununterbrochen hier herrschenden Krankheiten von einem längern Aufenthalte ab. In diesem Augenblicke wüthete vorzugsweise die Cholera, vor welcher andere Krankheiten mit einer seltsamen Ehrfurcht in den Hintergrund traten. Ich nahm daher baldigst das Fersengeld und suchte zur Zeit der Fluth mit einem kleinen Boot das über eine Meile von der Stadt entfernte Dampfschiff. Unter heftigem Regen und allerlei Mühsalen gelangte ich an Bord des Steamer Panama, an welchem sich bereits 250 Passagiere befanden, Alles ward seekrank, ich blieb schon von New-York der Übrigen. In den nächsten 14 Tagen war die Hitze so drückend, daß wir meist auf dem Verdecke schliefen. In Acapulco, einem der schönsten Naturhäfen, wo unser Dampfschiff einen Tag über laubete, um Wasser, Kohlen, 12 Ochsen, Schafe und Früchte an Bord zu bringen, stiegen wir ans Land und verproviantirten uns noch besonders mit den verschiedenen Delikatessen der Gegend. — In San Blas versuchten wir vergebens zu landen, der Sturm gab es nicht zu. So fuhren wir der Küste entlang bis Mazatlan, der schönsten Stadt Mexiko's am stillen Ocean. Hier sind Waarenlager von der Größe, wie man sie nur in New-York sieht. Die Stadt bietet allen Lebensgenuß, hat schöne Häuser und das gesellige Leben entbehrt keines der gewohnten Reize. Auf unserer weiten Reise begegneten wir dem Dampfer New-World, bald stellten sich dichte Herbstnebel und Kälte ein. In St. Pedro wurde ein Passagier und ein Briefsack gelandet. Hier trafen wir viele amerikanische Schiffe, darunter das großartige Kriegsschiff Massa chusetts. In Monterey liefen wir des Nachts ein, konnten also die schöne Stadt und Gegend nicht besichtigen. Am 26. Oct. endlich fuhren wir in den großartigen Hafen von St. Francisco, der Alles übertrifft, was ich seit meiner Abreise von New York gesehen. Alsbald kamen meine Freunde H. und W. um mich zu bewillkommnen. Meine Feder ist zu schwach, um die Freude dieses Augenblicks zu schildern, welcher alle Beschwerden der Reise vergessen machte. Mein Ritt über den Isthmus erscheint mir jetzt wie ein Traum und die bunten Erscheinungen der sich in den mannichfachsten Reizen erschöpfenden Natur, welche je in den verschiedenen Himmelsgegenden sich in anderen Gestaltungen ausprägte, gehen wie lebhafte Phantasiegemälde an meinen Sinnen vorüber. Die Reise nach New York zurück ist bei Weitem weniger schwierig und ich würde sie mit den nunmehrigen Erfahrungen leichter machen. Von Californien selbst und namentlich von dem an Lebenscomfort seiner amerikanischen Stadt nachstehenden Francisko in einem nächsten Briefe.

Miscellen.

Ein junger Mann, etwa 25 bis 26 Jahre alt, Namens Peter Mathiesen, aus dem Kirchspiele Alten in Finnmarken, der sich vor nicht langer Zeit verheirathet hatte, bekam im Herbste 1849 die Nachricht, daß die Bären in Kvänangen, einem Orte, dessen Gruben zu dem Kaafjorder Bergwerke gehören, arg hausten. Mathiesen, der eine leidenschaftliche Vorliebe für gefährliche Abenteuer hegt, wurde bald von

Digitized by Google

einer unüberwindlichen Leidenschaft nach der näheren Bekanntschaft mit jenen Herren des Waldes ergriffen und machte sich von seiner guten Büchse begleitet, auf den Weg dahin. Es dauerte nicht lange, so hatte Peter ein Bärenlager aufgestöbert. Um sicherer zu gehen, beredete er einen andern Mann, ihm Gesellschaft bei Untersuchung des Lagers zu leisten; dieser aber, dem es an Peters Muth gebrach, hielt es fürs räthlichste, in passender Entfernung zu bleiben, während Peter das Werk vollführte. Ganz sich selbst überlassen, näherte sich Peter der Höhle, mit der Büchse in der einen und einer Pechfackel in der andern Hand. Beim Scheine der Fackel steckte bald ein Bär den Kopf aus dem Eingang, aber in wenigen Augenblicken lag er, von einer Kugel, mit der ihn Peters sichere Hand in den Kopf getroffen hatte, darnieder gestreckt auf dem Boden. Dieser merkte bald, daß die Höhle noch mehrere Bewohner habe, und, um nun auch diese zu bewältigen, besteigt er das Dach der Höhle, bricht ein großes Loch in dasselbe und erlegt noch zwei Bären. Doch hiemit war die Sache nicht abgemacht — es war noch ein Familienglied im Lager, und zwar eines, bei dem er auf den größten Widerstand rechnen konnte, nämlich die Mutter der getödteten Bären. Da ihr nun unser Jäger auf keine andere Weise zu Leibe gehen konnte, so entschließt er sich kürz, in die Höhle einzudringen und sie in ihrer Wohnung zu begrüßen. Nachdem er die Büchse in der einen, die Fackel in der andern Hand, in die Schlinge in die Höhle hinein mehr gekrochen als gegangen war, kommt er plötzlich in einen größeren Raum, wo er mehr aufrecht stehen kann, und wird alsbald von der Frau Bärin mit zwei Reihen weißer Zähne und wiederholtem Brummen begrüßt. Peter verlor den Muth nicht, hielt es aber auch nicht gerathen, den Angriff abzuwarten. Er stellte daher ganz kaltblütig die Fackel in die aufgewühlte Erde, so daß sie gerade stand, legte an, und, von einem Schusse hinter das Ohr getroffen, sank das letzte Glied der Bärenfamilie zu Boden. Nachdem er die Haut abgezogen, verkaufte er das Fleisch theils in dortiger Gegend, theils in seiner Heimat. Dabei ist noch zu bemerken, daß dieser kühne Jäger im letzten Sommer zwei Bären in Kaafjorddalen erlegt hat, von denen der eine sehr groß war, also sechs Bären in weniger als einem Jahre. Ein solcher Muth, fügt der Berichterstatter hinzu, verdient von Seiten des Staats eine ganz andere Belohnung, als die ist, welche dem Bärenschützen gesetzlich ertheilt wird, nämlich drei Speciesthaler für jeden getödteten Bären.

Korrespondenz des Boten.

Assisenverhandlungen im großen politischen Prozesse.

Sitzung vom 5. März.

Nachdem der Präsident den Angeklagten mit den Punkten, worüber verhandelt werden soll bekannt gemacht hatte, erhält die k. Staatsbehörde das Wort. Dieselbe bezeichnet nun den Geschwornen die Gesichtspunkte auf welche sie in dieser Sache ihre Aufmerksamkeit zu lenken haben und trägt auf Abhör der von ihr vorgeladenen Zeugen an. Die Liste enthält 55 Namen; — zwei Zeugen sind gestorben — Notar Köster von Edenkoben nicht erschienen, weßhalb auf seine Vernehmung verzichtet wird. — von Seiten des Angeklagten sind zwei Entlastungszeugen geladen.

Der Präsident: Jeder Zeuge ist schuldig die Wahrheit zu sagen; auf diese Wahrheit nur können die Geschwornen ihren Ausspruch, das Gericht sein Urtheil gründen; Jeder hat das was er als Zeuge aussagt, vor Gott, den Menschen und seinem Gewissen zu verantworten. Auch darf der Zeuge nicht die halbe Wahrheit, sondern muß das, was er weiß, ganz aussprechen. Sie haben die Pflicht, ohne Haß und ohne Furcht zu reden; es mag keine angenehme Pflicht seyn, doch das darf Sie nicht abhalten, zu erfüllen, was Sie dem Staate schuldig sind. Es wäre aber ein schlechter Streich, wenn Sie die Unwahrheit sagen würden. Sie rufen den Namen des allwissenden Gottes an, der den Meineidigen mit schweren Strafen heimsucht. Wohl könnten Sie den weltlichen Richter täuschen, doch nicht Gott, der in das Innere sieht.

Es verhängt aber auch das Gesetz schwere Strafe über den, welcher sich des falschen Zeugnisses schuldig macht. Hüten Sie sich daher wohl, Etwas zu sagen, was nicht vollkommen wahr ist.

Die Zeugen begaben sich nun in das für sie bestimmte Zimmer.

Anwalt Gulden stellt folgenden Antrag: Es wolle dem k. Assisengerichte gefallen, nach Ansicht des Vertheidigungsurtheils der Anklagekammer des k. Appellationsgerichts der Pfalz vom 29 Juni 1850, des Urtheils des k. Cassationshofes vom 25. Nov. nämlichen J., sowie des gefertigten ursprünglichen und rektifizirten Anklageakts, zu verordnen, daß wegen der bestehenden Connexität gegen sämmtliche durch das angeführte Cassationsurtheil vor die Assisen verwiesenen Angeklagten eine einzige ungetrennte Verhandlung stattzufinden habe; demgemäß die Disjunktionsordonnanz vom 7. Januar abhin aufzuheben und das weitere Sachgemäße zu verfügen.

Die Staatsbehörde nahm den Antrag: Es gefalle dem königl. Assisengerichte den durch den Vertheidiger gestellten Antrag auf Aufhebung der Disjunktionsordonnanz jedenfalls als unbegründet abzuweisen.

Das Assisengericht: In Erwägung, daß, abgesehen von der Frage, ob dem Assisengericht die Jurisdiction zugebe, eine von dem Assisepräsidenten erlassene Ordonnanz durch eine dieser letzteren entgegenstehende Entscheidung aufzuheben und eine Verbindung zu verfügen, da, wo der Assisepräsident in Ausübung seiner Präsidialbefugnisse — der Eröffnung der Session vorgängig — die Trennung verordnet hat, das Assisengericht in Aneignung der in der erwähnten Disjunktionsordonnanz vom 7. Januar 1851 aufgestellten Motiven, den gestellten Antrag des Vertheidigers des Angeklagten als unbegründet verwerfen muß; — aus diesen Gründen verwirft das k. Assisengericht den vom Vertheidiger des Anageklagten gestellten Antrag auf Aufhebung der Disjunktionsordonnanz als nicht

Digitized by Google

begründet und bekordnet, daß mit dem Prozesse gegen den Angeklagten Straßer vorangefahren werden soll.

Zeugen-Verhör:

1. Zeuge: Georg Reuthner, 45 Jahre alt, Polizeikommissär, früher in Neustadt jetzt in Speyer.

Den Angeklagten kannte ich früher nicht. Er kam am 7. oder 8. Mai 1849 nach Neustadt als Lieutenant der Volkswehr. Es blieb 8 bis 10 Tage. Später hörte ich, er sey mit vor Landau gezogen. Straßer war bei Adjunkt Mauder einquartirt; er liebte das gute Leben, gab jedoch keine Veranlassung zu Klagen.

Auf Befragen gibt Zeuge eine Schilderung von den damaligen Zuständen in Neustadt. Viel fremdes Gesindel habe sich eingefunden, doch seyen keine Exceße vorgefallen.

Angeklagter Straßer erklärt nicht mit nach Landau gezogen zu seyn, sondern die Frau von Fennberg im Rheingau abgeholt zu haben.

Präsident: Wo sind Sie geboren?

Angeklagter: In Salzburg, wo mein Vater früher Regierungs-Censpist war. Ich habe früher studirt und mich dann der Malerkunst gewidmet. Seit dem Jahre 1830 habe ich Salzburg verlassen.

Präsident: Was bewog Sie, in die Pfalz zu kommen?

Angeklagter: Mehrere pfälzische Deputirten, unter andern Pfarrer Bertmann, sagten mir in München, wo ich mich aufhielt, daß die Pfalz so schön sey, daß ich besseren Verdienst hier haben werde. Ich folgte diesem Rathe und lebte einige Zeit in Offhofen als Maler.

Im Jahr 1848 bin ich von Wien, wo ich Platzoffizier war, wegen Mangel an Verdienst weggegangen; ich war in meinem Vaterlande nicht gerichtlich verfolgt.

Staatsbehörde: Sie sind in Oesterreich schwer angeklagt, so daß Ihre Auslieferung verlangt wurde.

Angeklagter: Davon ist mir nichts bekannt.

Präsident: Haben Sie Familie?

Angeklagter: Ich bin verheirathet, habe kein Kind, wohl aber ein Pflegkind. Meine Frau lebt bei ihrem Bruder zu Ried in Innviertel.

Präsident: Wie kamen sie dazu, sich an dem pfälzer Aufstand zu betheiligen?

Angeklagter: Ich wollte eine Reise nach Breslau machen. In Frankfurt traf ich den Rösch und dieser führte mich zu Fenner v. Fenneberg. Beide beredeten mich nun nach Kaiserslautern zu gehen. Am 6. Mai kam ich daselbst an, und sollte von dem Landesvertheidigungsausschuß als Ingenieur angestellt werden. Nach einigen Tagen wurde ich nach Neustadt versetzt um bei der Organisation der Volkswehr thätig zu seyn. Man gab mir den Titel als Obristlieutenant; ich weiß selbst nicht warum! Ich hatte keinen Gehalt; von dem damaligen Regenten Reichard erhielt ich 50 fl., das war Alles!

Ich organisirte die Volkswehr in Neustadt, Edenkoben und Frankenthal und wurde von der provisorischen Regierung bei der Cernirung von Landau verwendet um die Zufuhr abzuschneiden. Gefechte habe ich nicht mitgemacht.

Ich ging dann, als Commandant des Frankenthaler Bataillons, mit Blenker über den Rhein. Wir lagen in Eckenstein. Miroslawski sandte den Polen Chlwinsky als Obrist. Nun gab es Zwistigkeiten mit Blenker. Der Pole reiste ab und ich ging nach Carlsruhe wo bereits die provisorische Regierung angelangt war. Reichard machte mir Vorwürfe, weil ich das Bataillon verlassen hatte. Es gab einen Disput in Folge dessen ich als Deserteur verhaftet und von dem General-Auditor Forthuber verhört wurde.

Den andern Tag kamen die Preußen; ich bin mehrmals vor dem Kriegsgerichte vernommen und dann an die pfälzischen Gerichte abgegeben worden.

Ein Pferd und die Waffen waren mein Privateigenthum. Das Pferd ließ ich zu Karlsruhe im rothen Haus stehen, und ich weiß nicht wo es hingekommen ist. Alles ging mir verloren, Waffen, Papiere, Zeugnisse ꝛc.

Es werden nun die Verhöre, welche Straßer vor den preußischen Behörden bestanden verlesen.

Präsident: Sie sind des Verbrechens des Hochverraths, der Führung und Leitung bewaffneter Banden angeklagt. Sie kamen als Fremder in unser Land und wirkten mit bei einem Attentate zum Umsturz der Verfassung.

Angeklagter: Dies war meine Absicht nicht, obschon ich nicht leugne, im Dienste des Landesvertheidigungsausschusses und der provisorischen Regierung gestanden zu haben.

Zweiter Zeuge: Thomas Bangrad, 43 Jahre alt, Polizeikommissär in Frankenthal.

Straßer kam nach Frankenthal und organisirte die Volkswehr. Er wollte die Schützenmannschaft aus circa 70—80 Bürgern und Beamten bestehend, entwaffnen. Diese verweigerte die Ablieferung ihrer Büchsen, worauf denn Straßer auch nicht länger bestand.

Die Bauernbursche, welche keine Waffen hatten, wurden von übergegangenen Soldaten in die Mitte genommen und fortgeführt. Straßer war nicht darsch — vermuthlich hat er eingesehen, daß das Ende seiner Gewalt herannahe. Er war bei Dr. Betzinger einquartirt. Frankenthal hat damals sehr viel gelitten, es mußte an einem Tage 1700 Mann verpflegen.

Angeklagter: Ich habe nur die Privatwaffen abgefordert. Die Büchsen der Schützengesellschaft waren bereits an den Civilkommissär Hillgärtner abgeliefert. Was ich gethan, geschah auf den strengen Befehl von Blenker.

Angeklagter Blenker war allerdings der Chef von Straßer.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 21. Kaiserslautern, Donnerstag 13. März **1851.**

Ein deutscher Abenteurer.

(Fortsetzung.)

Am andern Tage besserte sich das Wetter, unsere Reise konnte fortgesetzt werden; wir verließen Groß-Oesingen, das uns ein gastliches Asyl geboten, mit hinlänglicher Vorspann, um in dem tiefen Schnee nicht stecken zu bleiben, und zogen wieder auf der unwirthbaren Haide dahin, einer Wüstenkaravane gleich, die eine wirthliche Oase verläßt. Wie jene leidet von Hitze und Sand, so litten wir von Kälte und Schnee.

Endlich war Lüneburg erreicht — ich trennte mich von meinem Vetter und Landsmann und eilte voll Hoffnung und Sehnsucht nach Hamburg, um bei meinem guten Herrn Ahlers nach wie vor eine Stelle zu bekleiden. Ich hatte ihm von Hause aus, freilich etwas spät, meinen Entschluß, wieder zu ihm zu gehen, kund gegeben.

Aber o Schrecken! Mein guter Herr Ahlers empfing mich eben so betrübt als verwundert über mein Wiederkommen. Ich hatte zu lange gezögert mit Nachricht und Rückkehr, die Stelle war besetzt und mein Brief war zu spät gekommen; Herr Ahlers Antwort mußte kurz nach meiner Abreise aus der Heimat dort angekommen seyn.

Ich stand wie niedergedonnert, obschon Ahlers sich bemühte, mir Muth einzusprechen, doch ließ er es auch nicht an dem sanften Vorwurf fehlen, wie ich mich habe ohne Beschäftigung so lange zu Hause herumtreiben mögen?

Der gute Herr Ahlers wußte freilich nicht, daß es eigentlich eine stille Herzensneigung gewesen war, die mich so lange gehalten und gefesselt, und von der ich mich nur mit blutendem Herzen losriß — als ich sah, daß ich auf dem Wege der Geschäftslosigkeit zu keinem ersehnten Ziele gelangen werde.

Und als ob ein Fluch auf mir Ruhe, so gelang es mir aller Mühe ungeachtet nicht, in Hamburg außerdem eine Stelle zu finden. Mein Vetter in Altona war gestorben, auch von ihm hatte ich also weder Trost noch Hülfe zu gewärtigen. Vor neuem Soldatendienst scheute ich angstvoll zurück, da faßte ich den kecken Entschluß, mit einem Grönlandführer auf den Wallfischfang auszulaufen.

Schon hatte ich mit einem Kapitän Rücksprache genommen, schon mich anwerben lassen — da erfolgte die Sperrung der Elbe durch die Engländer in Folge der politischen Ereignisse des Frühjahrs 1808 — kein Schiff durfte auslaufen, und ich blieb abermals ohne Hülfe.

Meine Kasse schmolz ganz zusammen; schon war ich 15 Wochen in Hamburg und noch keine Aussicht, Ich sollte für meinen Leichtsinn noch härtere Prüfungen bestehen, und von der erschwindelten Höhe eines flotten Kaufmannsdieners noch einige Stufen herabsteigen.

Eine Stelle that sich mir auf — eine Stelle, vor der ich früher zurückgeschaudert — die ich mit Verachtung von mir gewiesen hätte — aber ich nahm sie an, um nicht gänzlichem Verderben anheimzufallen, und nicht als Vagabund und Bettler in meine Heimat zurückgeschubt zu werden — eine Bedientenstelle.

Diese Stelle sollte ich bei einem bemittelten Kaufmann erhalten — nun war sie nicht gleich offen; Himmelfahrt ging diese Stelle auf, und der Kalender schrieb erst Oculi. Von Oculi bis Himmelfahrt waren noch neun Wochen und meine Baarschaft reichte höchstens noch acht Tage.

Ich ging zu meiner künftigen Herrschaft und stellte das Trübselige meiner Lage vor, bat um einen kleinen Vorschuß. Man hatte Mitleid mit mir, ich erhielt einige Laubthaler und den Antrag, einstweilen auf dem Landsitz der Familie Arbeit bei dem Gärtner anzunehmen, dem man mich empfehlen wolle.

Arbeit schändet nicht, ist ein altes Sprichwort, dieß bedachte ich, und ging andern Tages hinaus zum Gärtner — wo ich um einen sehr mäßigen Tagelohn mich in der Tugend des Gehorsams, des Schweigens und der Enthaltsamkeit übte, und auch einiges lernte, was mir später nicht geschadet hat, denn als ich später so glücklich wurde, selbst Eigenthümer eines Gartens zu werden, kam mir und dem Garten die erworbene Kenntniß zu Gute. Nebenbei

Digitized by Google

fernte ich die Natur lieb gewinnen, die sich mit alter Frühlingsherrlichkeit schmückte, und so that es fast weh, als Himmelfahrt da war, und ich von ihren schuldlosen Freuden, die sie auch dem Aermsten unentgeltlich und mit verschwenderischer Freigiebigkeit bietet, Abschied nehmen mußte.

Ich war ein sehr treuer und eifriger Diener — ich deckte den Tisch auf und ab, servirte artig, wichste mit vielem Fleiß die etwas großen Stiefeln des Prinzipals und die niedlichen Schuhe meiner zartgebauten Prinzipalin höchst säuberlich, reinigte Kleider, that Gänge, machte mich so angenehm als möglich.

Im Hause meiner Prinzipalschaft war eine junge und sehr liebenswürdige Verwandte. — Jeanette, zu der ich, ohngeachtet meiner niederen Stellung, sehnsuchtsvoll emporblickte. Das junge Mädchen war immer sehr gütig und freundlich gegen mich, und ich fesselte meine glühende Neigung zu ihr in die Schranken der achtungsvollsten, dienstleistigen Begegnung. Da wendete sich wiederum mein Geschick. Ein Billet von Herrn Ahlers sagte mir, daß bei ihm jetzt eine Stelle offen sey, und bot mir diese Stelle an. Obgleich nun die Annahme derselben mich aus der Nähe jenes holden angebeteten Mädchens und in die unholde der Frau Ahlers bannte, so führete sie mich, dieß überlegte ich wohl, der ersteren doch unendlich näher — den jungen Diener eines Kaufmannes konnte, durfte sie ihre Neigung schenken, ohne sich wegzuwerfen, dem Bedienten ihres Verwandten niemals. Mein Prinzipal entließ mich ungern, denn ich hatte mich nützlich gemacht — und ein Gespräch unter vier Augen mit Jeanette, in welchem ich ihr sagte, daß nichts mir so wehe thue, als aus ihrer lieben Nähe zu scheiden, und in der ich bat, mir zu erlauben, mich ihr bisweilen wieder vorstellen zu dürfen, ließ mich wahrnehmen, daß ich mir schmeicheln dürfe, ihr nicht ganz gleichgültig zu seyn. Ihr Herz war noch gänzlich frei von anderweiter Neigung, sie war eine im Entfalten begriffene holde Rose.

Und nun begann für mich eine glückliche Zeit. In der elegantesten Kleidung sah ich an öffentlichen Plätzen, auf Spaziergängen, auf Bällen und auf demselben Landsitz, wo ich des Gärtners Taglöhner gewesen, meine Jeannette wieder. Der Bund unserer Herzen war geschlossen, und uns beglückte eine rein von jeder Schuld gehaltene edle Liebe, die allein das Jugenddaseyn zu einem irdischen Paradiese macht.

Aber kein Glück ist dauernd! Es war ein volles Jahr verflossen, seit ich wieder bei Herrn Ahlers, und zwar zum dritten Male eingetreten, als öfters im Hause und namentlich bei Tische, die Rede von einem Schwager war, dessen Ankunft man entgegenzusehen habe, und dessen Mißgeschick man beklagte. Nach und nach erfuhr ich den vollen Zusammenhang. Dieser Bruder der Madame Ahlers, von welchem man sprach, hatte die Profession eines Küpers gelernt, und da sich für sein Geschäft in Hamburg ausreichender Verdienst nicht fand, war er nach dem dänischen Hafenort Tönningen gegangen, und hatte dort reichliches Auskommen gefunden. Aber es kamen die schweren Jahre des Krieges, deren Erinnerung durch mächtige Bewegungen der Gegenwart verwischt wird, an die das neue Geschlecht nicht denkt, wenn es mit Leichtsinn die Fackel der Zwietracht entzündet und das drohende Verhängniß über Millionen herauf beschwört.

Dänemark mußte der bonapartischen Coalition beitreten, und seine Häfen sperren — jener Küper ward dadurch brodlos, und suchte sein Heil bei seiner einzigen Schwester, der Frau Ahlers.

Es fielen nun allerlei Redensarten von den grundlos schlechten Zeiten, obschon trotz der schlechten Zeiten im Weingeschäft des Herrn Ahlers keine erhebliche Stockung eintrat; denn wenn auch Privatleute ihren Bedarf beschränkten, so brachten doch die ewigen Truppenbewegungen durstige Kehlen in Fülle mit, und die Weintransporte, namentlich nach Mecklenburg, waren sehr bedeutend.

Weiter ward geklagt, wie schwer es falle, bei so schlechten Zeiten ein dienendes Personal halten zu müssen, ohne für dasselbe genug Arbeit zu haben — jene Klage des selbstischen Eigennutzes, der sich schon oft so fürchterlich rächte. In guten Zeiten wollen diese Brodherren die Arbeitkräfte nützen und ausbeuten zu ihrem Vortheil, und in schlechten Zeiten wollen sie sie hungern, darben und zu Grunde gehen lassen — das allgemeine Uebel.

Allein Betrachtungen und Vernünftelelen haben in solchen Angelegenheiten keine Stimme; ich war überflüssig und mein Ausscheiden aus dem Geschäft wurde mir von meiner Principalin so nahe gelegt, ich empfing so zarte Winke mit dem Zaunpfahl, daß ich endlich Herrn Ahlers auffagte, und ich sah, daß ich sein Herz erleichterte, denn er hatte bisher von der Schwerzunge seines bösen Weibes viel ertragen müssen. Wir schieden als Freunde, und so verließ ich denn zum dritten- und wie mein Geist mir sagte, zum letzten Male das Ahlers'sche Haus.

Da war ich nun an der alten Stelle — und begann von meinem zurückgelegten Verdienst zu zehren. Die Zeit war traurig — sehr traurig; der

Digitized by Google

sonst so blühende Handel Hamburgs war geknickt und lag wie todt darnieder; fast alle Gewerbe stockten, und Verarmung vieler Familien trat an die Stelle früherer Wohlhabenheit. Niemand brauchte neue Diener.

(Fortsetzung folgt.)

Mainz, 10. März 1851.

Ein heute hier verübtes Mordattentat am Altare wird von dem „Mainzer Journal“ in folgender Weise geschildert: Heute Morgen wurde in unserer Stadt ein Attentat verübt, das als ein in den Annalen derselben unerhörtes und von der tiefsten Verworfenheit zeugendes die höchste Entrüstung hervorgerufen. Es finden nämlich in unserm bischöflichen Seminare gegenwärtig geistliche Exercitien für die auszuweihenden Alumnen statt und hatten sich letztere Morgens in der Seminariumskirche versammelt, um der heiligen Messe beizuwohnen, welche Herr Regens Dr. Nickel auf dem Hochaltar celebrirte. Schon war derselbe bis zum Offertorium gekommen, als aus dem Schiffe der Kirche ein übelberüchtigtes Subjekt, Anton Seebold aus Mainz, bewaffnet mit einem großen, dolchartigen Messer, auf den Altar losstürzte, den Herrn Regens erfaßte und demselben einen nach dem Unterleib gerichteten, glücklicherweise aber nur den Schenkel treffenden Stich beibrachte. Nicht zufrieden hiermit, versuchte der Unmensch den Herrn Regens noch in die Brust zu stechen, verletzte aber wiederum nur die abwehrende Hand des auf so meuchlerische Weise Angefallenen. Dies Alles war das Werk weniger Augenblicke, und der Schändliche verließ, sein Mordwerkzeug um sich schwingend, die Kirche, während der Regens, von dem starken Blutverluste erschöpft, zusammenbrach und am Altare niedersank. Die in der Kirche Anwesenden, anfänglich vom Schrecken gelähmt, beschäftigten sich nunmehr zunächst mit dem Verwundeten, so daß der Mörder bis zur Kirchthüre gelangte, obgleich ihm mehrere Seminaristen auf dem Fuße folgten, die derselbe indessen durch sein Messer von sich abzuhalten versuchte. Auf der Straße angekommen, wurde Seebold jedoch von einem hiesigen Bürger mit einer Stange angegriffen, worauf er sein blutiges Messer von sich schleuderte und in demselben Augenblicke von einem preußischen Militär und mehreren Civilpersonen gepackt und der Polizei übergeben wurde. — Unser Herr Bischof, der sich fast um dieselbe Zeit wegen der geistlichen Exercitien im Seminar einfand, sah sich durch dies Attentat in die traurige Nothwendigkeit versetzt, das hochwürdigste Gut in den hohen Dom zu übertragen, was gegen 9 Uhr, unter dem Gesange der Priester und dem Geläute der Glocken, in einer höchst feierlichen Procession geschah. Die Theilnahme der hierauf in den Dom strömenden Menschenmenge, wo am Pfarraltare die üblichen Gebete vom Herrn Bischof selbst vollzogen wurden, äußerte sich auf die unzweideutigste Weise und lieferte den Beweis, welch hoher Achtung Herr Regens Nickel, ein, wie allgemein bekannt, überaus milder und sanfter Charakter, in unserer Stadt sich zu erfreuen hat, während Abscheu und Entrüstung über das schändliche Sacrilegium sich allseitig kund gaben, und unsere städtische Bevölkerung in die höchste Aufregung versetzten. Unmittelbar nach der Transferirung des hochwürdigsten Gutes wurde die bischöfliche Seminariumskirche geschlossen. — Zu unserer größten Freude können wir hieran die Mittheilung knüpfen, daß die Wunden des Herrn Regens zwar einen sehr starken Blutverlust veranlaßten, jedoch bis jetzt nicht als lebensgefährlich sich erwiesen haben. Der Verbrecher, Anton Seebold, der, wie gesagt, eines der übelberüchtigten Subjecte unserer Stadt ist und längere Zeit unter der Fremdenlegion in Algier diente, auch mehreremale schon wegen gemeiner Verbrechen bestraft worden seyn soll, hat bis jetzt wenigstens noch keine Reue über sein Verbrechen geäußert, im Gegentheil wird uns als gewiß versichert, daß derselbe zu der ihn transportirenden Polizeimannschaft ganz unverholen sich dahin geäußert habe, daß es ihm leid sey, den Herrn Regens nicht zu todt getroffen zu haben, daß derselbe einen Panzer getragen haben müsse, und daß, wenn er ein Pistol sich hätte verschaffen können, er gewiß sein Opfer nicht verfehlt haben würde! — Die „Mainzer Abendpost beschreibt das Attentat in folgender Weise: Ein Verbrechen, welches heute Morgen begangen wurde, hat die Stadt in außergewöhnliche Aufregung versetzt. Zwischen 5 und 7 Uhr, als der Regens des bischöflichen Seminars, Herr Dr. Nickel, Messe las, stürzte ein gewisser A. Seebold, Schuhmacher, welcher schon mehrere Jahre in Zuchthäusern zugebracht hat, auf ihn zu und brachte ihm mit einem Dolchmesser mehrere Wunden bei. Derselbe wurde sofort ergriffen und in Gewahrsam gebracht. Die Wunden des Herrn Nickel sind sehr unbedeutend. Sie bestehen in einer kleinen Wunde oberhalb des linken Knies und in einigen Schnittwunden der Händen, welche dadurch entstanden, daß der Verwundete das Messer erfaßte, um es von sich abzuhalten. Ueber die Motive dieser That sind wir noch nicht im Stande, etwas Bestimmtes mitzutheilen. Nach den Einen wäre es Rachsucht; wahr-

Digitized by Google

scheinlich aber ist der Thäter geisteskrank. Er hatte vorher zwei Briefe an Herrn Nickel geschrieben, deren Inhalt so verkehrt und unverständlich war, daß Herr Nickel dieselben an die Schwestern des Seebold schickte, mit der Bitte, sie möchten ihrem Bruder sagen, er sollte ihn in Zukunft mit dergleichen Briefen verschonen. Auch soll sich der S. geäußert haben, Herr Nickel hätte an den Vindverein in Lyon geschrieben, man solle ihn (den S.) bei seiner Anwesenheit in Lyon ermorden. Daß die That den Demokraten und Deutschkatholiken als intellectuellen Urhebern zur Last gelegt wird, läßt sich leicht denken. Die abenteuerlichsten Gerüchte durchkreuzen die Stadt. Man spricht von einer Verschwörung, wobei sich die Theilnehmer an einer ausgestopften Puppe im Todtstechen des Herrn Bischofs (denn daß Herr Nickel getroffen wurde, sey nur eine Verwechslung gewesen) geübt hätten. Die Versammlungen sollen im Gartenfelde stattgefunden haben, und ähnlichen Unsinn mehr. (O.P.Z.)

Miscellen.

Ein Korrespondent des „Expreß“ stellt folgende Berechnung über die Zahl der Deutschen in nachstehenden Städten auf: Cincinnati 17,480; New-York 63,450; Brooklyn 14,480; Albany 9,415; Rochester 5,419; Buffalo 7,114; Philadelphia 81,417; Boston 23,417; Baltimore 52,419; St. Louis 19,840; New-Orleans 2,510. Die Gesammtzahl der Deutschen in den Vereinigten Staaten schätzt er auf 4,886,632.

Am 4. März ist der in London lebende Herzog von Braunschweig zu Vauxhall mit dem Luftschiffer Charles Green in einem Ballon aufgestiegen, um eine Fahrt nach dem Festlande zu machen. Die Reisenden hatten sich für mehrere Tage mit Lebensmitteln versehen, auch dreizehn Brieftauben mitgenommen, um Nachricht von sich zu geben. Anfangs begünstigte das Wetter die Fahrt, später aber trat plötzlich widriger Wind ein, und da in der beabsichtigten Richtung nicht vorwärts zu kommen war, so ließen die beiden Luftfahrer, etwa zwei Stunden, nachdem sie Vauxhall Gardens verlassen hatten, den Ballon sich bei Gravesend senken. Der Herzog hat seinen Plan noch nicht aufgegeben, sondern will die Ballon-Fahrt nach dem Festlande nochmals antreten, so wie sich günstiger Wind einstellt.

Die Zahl der im Jahr 1850 zu New-York vom Stapel gelassenen und auf den Werften begonnenen Schiffe betrug 87, von 89,741 Tons Gesammtträchtigkeit. Von diesen waren 19 Dampfschiffe, 24 Dampfböte, 3 Propellers, 28 Segelschiffe, 14 Schoner und 9 Fahrböte. Unter den 19 Dampfschiffen sind zu merken Pacific von 3000 Tons, Atlantic von 2000 Tons, Franklin von 2200 Tons, Humboldt von 2200 Tons und Georgia von 2800 Tons Trächtigkeit.

Missouri schickt zur Weltschau nach London einen Klumpen reines Eisenerz von 400 Pfund Schwere.

Im Laufe des Jahres 1850 liefen 3,499 Schiffe von ausländischen Reisen in den Hafen von New-York ein, dagegen im Jahre 1849 3237 Schiffe, also 262 weniger. Unter den im Jahr 1850 zu New-York angekommenen 3499 Schiffen waren 2026 amerikanische, 960 britische, 27 französische, 96 bremische, 12 österreichische, 59 schwedische, 70 norwegische und 32 dänische.

An Gold und Silber wurden von dem Hafen New-York im Jahr 1850 ausgeführt 9,893,890 Dollars oder ungefähr 2 Millionen Pf. St.

Das englische Blatt „Non confirmist“ enthielt kürzlich folgendes Inserat: „Ein unverheiratheter Mann, Baptist seines Glaubens, wird auf einem Dorfe zur Leitung des Gottesdienstes an den Sonntagen gesucht. Ein mäßiger Gehalt steht in Aussicht. Sollte der Bewerber das Schuhmacherhandwerk verstehen, so wird ihm eine dauernde Stellung zugesichert. Für seine geistliche Berufsgeschäfte verlangt man Demut, Bestreben sich nützlich zu machen, eine allgemeine Kenntniß des neuen Testaments und die Fähigkeit, es andern predigen zu können.“

In den kürzlich von Frau Belli-Gontard herausgegebenen Auszügen aus dem im Jahre 1722 entstandenen Intelligenzblatt der freien Stadt Frankfurt a. M. findet sich u. A. folgendes Heirathsgesuch aus dem vorigen Jahrhundert: „Ein honnettes Frauenzimmer ledigen Standes, von guter Gestalt, macht Anspruch auf eine Erbschaft von circa 50,000 fl. Sie sucht einen guten Doctor oder Advokaten ledigen Standes, welcher sich obligirt, diese Sache auszumachen. Ist sie zu ihrem Gelde gekommen, offerirt sie sich denselben zu heirathen. Es müsse aber je ehender je lieber seyn, weile das Frauenzimmer sich dieserwegen noch allhier uhalten wird.“

☞ Am Schlusse unseres Blattes waren uns noch keine weiteren Assisen-Verhandlungen zugekommen. Die Redaktion.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 22. Kaiserslautern, Samstag 15. März **1851.**

Ein deutscher Abenteurer.

(Fortsetzung.)

So gut ich konnte, verbarg ich meinen eigenen Mangel vor meinem geliebten Mädchen, bis ihr weiblicher Scharfblick die mißliche Lage durchschaute, in der ich mich befand. Jeannette war liebevoll und großmüthig genug, mir Hülfe und Unterstützung anzubieten — allein mein Stolz weigerte deren Annahme. Ich hielt es für schimpflich, von einem geliebten Mädchen Geld anzunehmen, und schlug jedes derartige Anerbieten aus, wie herzlich und aufrichtig diese auch gemacht wurden. Ich genoß die beglückenden Stunden einer reinen und edlen Liebe, so lange es nur möglich war — dann aber, als ich sah, daß mir kein anderes Mittel der Erhaltung blieb — entschloß ich mich zur Trennung. Ich sagte meiner Jeannette, daß ich nach Hause zu meinen Eltern wolle, und sehen, ob die Heimath mir keine Existenz biete; sie schwur mir ewige Treue, ich aber verweigerte die Annahme dieses Schwurs — nahm herzlichen Abschied, stürzte wie vernichtet aus dem Garten, in welchem ich die Geliebte nun zum letzten Male geküßt — es war im Mai des Jahres 1810 — der für mich zum Schmerzen- nicht zum Wonnemond — ward — und ging — auf das französische Werbhaus.

Am andern Tage schon wanderte ich mit einem Transport Rekruten aus Hamburg fort — mit welchen Gefühlen, vermag ich nicht auszusprechen. Vom Glück meiner Liebe wohl auf immer getrennt — einer Macht nun angehörend, die Deutschlands Feind war — mit rohen Gesellen unter fremden Fahnen dienen — Futter für Pulver — aber ich hatte nicht anders gekonnt.

Wir waren nach Magdeburg bestimmt, dem Hauptsammelplatz der neuen Anwerbung, und erreichten diese Stadt nach einer Reise von acht Tagen. Eine Kaserne nahm uns auf, und für mich begann nun wieder ein Leben voll Mühsal und Quälereien. Wir rasteten vierzehn Tage, und nachdem noch Zuzüge an Rekruten von Bremen und Halle eingetroffen waren, erhielten wir Marschordre nach Lille in Flandern.

Am Abend vor unserem Abmarsch bekam ich Streit mit einem Fourier; er schlug nach mir und stach mich mit einem Bajonette in die Rippen, und ich schlug ihm seinen großen Franzosenhut vom Kopfe, wobei ich freilich nicht blos den Hut traf. Es entstand ein gewaltiger Lärm, ich wurde sofort arretirt — und mußte am andern Morgen vernehmen, daß der Transport ohne mich abging. Schon drohte mir Fortschaffung durch Gendarmen oder Stellung vor ein Kriegsgericht, denn jener Fourier hatte die ihm von mir widerfahrene Beleidigung mit den schwärzesten Farben in seinem Bericht geschildert, dennoch hielt ein guter Genius seine Hand über mir. Der Schreiber des Kapitäns war früher auch Handlungsdiener in Hamburg gewesen, kannte mich und verwendete sich für mich, indem er die Klage des Fouriers als übertrieben darstellte. So kam ich mit einem Verweis aus meinem Arrestlokal los, und blieb nun noch so lange in Magdeburg, bis wieder ein Trupp Mannschaft nach Lille entsendet wurde.

Erst am 16. Juli 1810 verließ ich mit einer Schaar Unglücksgefährten Magdeburg, um zu meinem Regiment in Lille zu stoßen. Diese Reise dauerte vierunddreißig Tage und Nächte, und war reich an Hitze, Erschöpfung, Last und Mühe, reich an widrigen Scenen und Kämpfen mit Rohheit und Gemeinheit — die ich gern übergehe. — In Lille angekommen, fanden wir das Regiment, dem wir zugezählt werden sollten, nicht mehr, es war nach Spanien abgegangen, und uns blieb die Aussicht, demselben gelegentlich nachgesandt zu werden.

Allein es fehlte auf eine höchst merkwürdige Weise an Armatur- und Montirungsstücken, und ein Karikaturenzeichner hätte ein überreiches Feld für humoristische Bilder aus dem Leben einer Festungs-Garnison bei uns gefunden. Eine solche Armuth und schmähliche Lumperei, wie sie bei dieser französischen Besatzung vorherrschte, und die den aller

Digitized by Google

schreiendsten Gegensatz zu der gewöhnlichen französischen Prahlerei und Großthuerei bildete — konnte kaum irgendwo in der Welt, höchstens bei einem uncivilisirten Indianerstamme, gefunden werden. Ohne nur leidlich anständige Kleidung mußte ich mit meinen Leidensgefährten Wachen beziehen und allerlei sonstige Dienste thun. Der Gewehrvorrath befand sich auf der Wache; unsere Wachtparade zog ohne Gewehre in verschiedener Montur, gelb, grün, blau, oder auch im Hemde und meist barfuß auf, und die alte Wache zog ohne Gewehre ab.

(Fortsetzung folgt.)

Assisenverhandlungen im großen politischen Prozesse.

Sitzung vom 10. März.

3. Zeuge: Dr. Ferdinand Medicus, 33 Jahre alt, früher Landkommissariats-Actuar in Kaiserslautern, jetzt Regierungsassessor in Speyer. Deponirt bezüglich der bestandenen politischen Vereine in Kaiserslautern und bezüglich der Redaction des „Boten". Der Angeklagte habe schon im Jahre 1848 sich geäußert, der Ausschuß des Volksvereins solle den pfälzischen Central-Ausschuß auffordern, die Zügel der Gewalt zu ergreifen. Zu Anfang des Jahres 1849 brachte Schmidt auf dem Thierhäuschen einen Toast aus: „auf die zweite Revolution"; auch sagte er bei einer andern Gelegenheit, man müsse sich bereit halten auf das erste Zeichen von der Linken in Frankfurt.

Angeklagter: Wegen dieser Sache waren wir früher in Untersuchung — das Verfahren ist eingestellt worden; des Toastes erinnere ich mich nicht mehr; Wenn ich einen solchen ausgebracht habe, so glaubte ich in meiner jugendlichen Unerfahrenheit nicht, daß ich damit etwas Strafbares thue.

Präsident: Sie mußten wissen, daß dies in einem monarchischen Staate strafbar ist.

Staatsbehörde: Wie war der Angeklagte in Kaiserslautern angesehen?

Zeuge: Als ein Haupturheber der revolutionären Bewegung, als einer der gefährlichsten Menschen, welcher eine große Anzahl Bürger leitete.

Angeklagter: Ich habe für nichts gekämpft, als für die Reichsverfassung.

4. Zeuge: Georg Nicolaus Mathy, 55 Jahre alt, kgl. Domäneninspector zu Kaiserslautern. Bei der Volksversammlung vom 2. Mai 1849, der ich eine halbe Stunde beiwohnte, hörte ich, wie der Angeklagte auf der Tribüne dafür sprach, man müsse sich lossagen von der bayer. Regierung, weil sie den jetzigen Verhältnissen nicht mehr anpassend sey; der einzelnen Ausdrücke erinnere ich mich jedoch nicht mehr, ebensowenig, ob ausdrücklich von Republik und einer provisorischen Regierung die Rede war. In der Voruntersuchung mag ich dies angegeben haben, allein es ist möglich, daß ich mich wegen der Entfernung meines Standpunktes von der Tribune irrte.

5. Zeuge: Ferdinand Schmitt, 34 Jahre alt, Rechnungsführer im Centralgefängnisse zu Kaiserslautern. Ich wohnte der Turnerversammlung bei und hörte mehrere Redner. Der Angeklagte sagte: Die bayer. Regierung sey eine rebellische; man solle sich überhaupt nicht mehr von den Fürsten knechten lassen, sondern sie bei Seite schaffen. (Schluß der Sitzung.)

Sitzung vom 11. März.

6. Zeuge: Valentin Kieser, 45 Jahre alt, k. Polizeikommissär zu Kaiserslautern. Ich habe den Angeklagten, während der Bewegungsperiode beobachtet, wie es meine Stellung mit sich bringt. Er war einer der heftigsten, frechsten und gefährlichsten Wühler; hielt bei allen Gelegenheiten die aufreizendsten Reden und wer eine andere Ansicht äußern wollte, wurde von ihm verhöhnt. Der Angeklagte war ein Hauptleiter des Sonntagskränzchens, von welchem man bald die Ueberzeugung gewann, daß dessen Tendenz auf Umsturz der Staatsverfassung gehe. Nach Eintreffen der Nachricht von den Septemberereignissen — der Ermordung der Reichstagsabgeordneten Lichnowsky und Auerswald, wurde eine Volksversammlung zusammenberufen. Der Angeklagte stellte den Antrag, es möge sich ein permanenter Ausschuß für die Frankfurter Angelegenheiten constituiren. Der Antrag wurde zum Beschlusse erhoben. Im Turnercongreß stellte er den Antrag, ein Corps zu bewaffnen zum Zwecke der Vertreibung der bestehenden und Einsetzung einer provisorischen Regierung. Er machte den Vorschlag, dieselbe den Sitz in Frankenthal nehmen zu lassen, weil das Volk in jener Gegend intelligent, muthig und entschlossen sey. Bei der Versammlung vom 1. Mai in der Fruchthalle forderte Schmidt in einer sehr aufreizenden Rede direkt zu Errichtung einer provisorischen Regierung auf. Am 2. Mai sprachen Reichard, Loose, Zinn, Weber und der Angeklagte wieder in den heftigsten Ausdrücken für Einführung der provisorischen Regierung. Dr. Hannig und Anwalt Golsen sprachen gemäßigt und zweckmäßig; man habe keine Mittel, keine Kanonen, kein Geld, sie wurden von dem Angeklagten verspottet, welcher rief: „wir schlagen sie mit Stöcken todt!"

Von Neustadt sollen 50 Leute nach Kaiserslautern gesandt und jeder mit 5 fl. bezahlt worden seyn, um auf der Volksversammlung für eine provisorische

Digitized by Google

Regierung zu stimmen. Es war sogar ein Hausknecht darunter.

Bei der Versammlung vom 16. Mai wurde die Reichsverfassung auf das Schmählichste in den Koth gezogen, der Angeklagte sprach jedoch damals nicht.

Am 17. Mai sprach Schmidt für Einsetzung der prov. Regierung und als man zögerte, sagte er drohend: „Wir hätten euch nicht gebraucht, wir hätten eine Volksversammlung wie die vom 2. Mai berufen können und diese würde die prov. Regierung errichtet haben. Apotheker Walz von Speyer stellte einen Antrag gegen die prov. Regierung und Rechtskandidat Benz erklärte, dieser letztere Antrag komme von ihm her; dies sey auch seine Meinung. Die provisorische Regierung wurde aber beschlossen und durch Reichard feierlich proclamirt.

Ohngefähr 12 Tage später kam der Angeklagte Schmidt bewaffnet auf mein Bureau und bemerkte, es sey angezeigt worden, daß ich den Anordnungen der prov. Regierung nicht nachkomme, daß ich den jungen Leuten, welche sich flüchten wollten, Pässe ausstelle. Auf die ihm ertheilte Auskunft, daß ich keine Pässe ertheilen könne, wohl aber einige Wanderbücher ausgestellt hätte; ging er weg, ohne mich im Geringsten zu belästigen.

Die Charakteristik, welche ich von dem Angeklagten entwarf, beruhet auf der gewissenhaftesten Prüfung. Ich hätte sie gerne gemildert, allein mein Eid verpflichtet mich zur ganzen Wahrheit. Während der Bewegung des Jahres 1849 war der Angeklagte stets aufreizend. Oft hörte ich ruhige Leute sagen: „Um Gotteswillen, wenn dieser Mensch so fort fährt, dann übertrifft er noch den Robespierre.“ Ich darf aber auch das nicht verschweigen, was zu Gunsten des Angeklagten spricht. Ich kenne denselben seit seinen Knabenjahren; er war früher stets höflich, kein Trunkenbold und nie überließ er sich einem Exzeß. Nicolaus Schmitt ist Schuld an seinem Unglück, in andern Händen würde er eine bessere Richtung erhalten haben.

Während der Abwesenheit des Nicolaus Schmitt war Phillipp Schmidt Redakteur des „Boten für Stadt und Land“ und führte deßhalb den Namen „Vizebote“!

Angeklagter: Ich habe mir keine Inhumanität vorzuwerfen. Ich mag wohl manches Wort gesprochen haben, das zu weit ging, allein ich bin der Mensch nicht, der einer Gewaltthätigkeit oder gar einer Grausamkeit fähig wäre. Was den Vorfall auf dem Bureau des Zeugen betrifft, so bemerke ich, daß ich auf Befehl des Civilcommissärs zu ihm kam, und daß ich ihn wieder verließ, ohne die geringste Unannehmlichkeit zu verursachen.

7. Zeuge: Heinrich Emil Aswens, 23 Jahre alt, stellvertretender Gerichtsschreiber in Kaiserslautern. Ich wohnte dem Turnercongreß, welchen der Angeklagte präsidirte, bei — kann mich aber nicht mehr erinnern was dieser sprach.

Angeklagter: Der Zweck der Versammlung war, ein bewaffnetes Corps zu errichten und es derjenigen Behörde, welche durch die Volksversammlung eingesetzt werden würde, zur Verfügung zu stellen, um die Reichsverfassung durchzuführen.

Der Präsident verliest die Aussage des nicht erschienenen Zeugen Theodor Weidmann, Post-Assistent, früher in Kaiserslautern.

8. Zeuge: Richard Haas, 53 Jahre alt, kgl. Subrektor in Kaiserslautern. Ich hörte, daß der Angeklagte bei der am 2. Mai auf dem Stifte abgehaltenen Volksversammlung unter Anderm sagte, man solle eine andere Regierung einsetzen. Im Jahre 1848 äußerte er sich in einem Bierhause — der sogenannten Paulskirche — man müsse sich von dem jenseitigen Bayern trennen. Ob dies eine direkte Aufforderung oder der bloße Ausdruck einer Idee war, kann ich nicht angeben. — Schmitt war 6 Jahre bei mir in der Schule und betrug sich sehr gut. Er wäre ein braver Mensch geworden, wenn sein Vater sich seiner angenommen hätte.

Angeklagter: Mein Vater ist wegen mißlicher Vermögensverhältnisse erst nach Kirchheimbolanden gezogen und dann nach Amerika ausgewandert.

Der Geschworne Stauffer: Wie war das Betragen des Angeklagten im Jahr 1849?

Er war sehr heftig in seinen bei Versammlungen gehaltenen Reden, sonst aber höflich gegen Jedermann.

9. Zeuge: Carl Lippert, 34 Jahre alt, Geschäftsmann in Kaiserslautern. Ich vernahm, daß der Angeklagte in den Vereinen aufreizende Reden halte, was mir sehr auffiel. Später hörte ich ihn selbst; seine Anträge gingen sehr weit. Im November 1848 schon beantragte er im Volksverein die Einsetzung einer provisorischen Regierung. Dieses Ansinnen fand starke Opposition, erhielt aber die Majorität. Dennoch wurde eine Commission zur nochmaligen Prüfung der Sache niedergesetzt. Diese bat den Angeklagten seinen Antrag zurückzuziehen, was er auch sogleich bereitwillig that.

Am 2. Mai sprach der Angeklagte auf dem Stifte für Einsetzung einer provisorischen Regierung; seine Partei unterlag. In den Büreau's des Landesvertheidigungsausschusses sah ich ihn nie, wohl aber in der Umgebung der provisorischen Regierung. Mit Fremden machte er oft Ausflüge zu Wagen; ich weiß aber nicht zu welchem Zwecke.

Angeklagter: Der vom Zeugen erwähnte Antrag ging nicht von mir aus, sondern wurde im Sonntagskränchen beschlossen und durch mich im Volksverein verlesen. Er ging nicht auf Einsetzung einer provisorischen Regierung, sondern auf Ausrüstung des Centralvereins mit einer moralischen Gewalt. Ich glaube, daß dies nichts Ungesetzliches war.

Staatsbehörde: Wen hat man in Kaiserslautern unter dem Namen „Vizebote“ verstanden?

Zeuge: Den Angeklagten. Er war, so viel mir bekannt ist, im Jahr 1848 und 1849 Redakteur des „Boten“. Welche Artikel er selbst geschrieben, kann ich nicht wissen.

Digitized by Google

10. Zeuge: Johann Kayser, 45 Jahre alt, Buchdrucker in Kaiserslautern. Der Angeklagte war früher Schreiber bei dem Geschäftsmanne Nicolaus Schmitt und übernahm nach dessen Abgang zum Parlamente die Redaction des Boten. Mehrere andere Herren aus Kaiserslautern standen ihm zur Seite. Als aber das Blatt seine Tendenz änderte, zogen sich diese zurück. Die durch Schmitt aus Frankfurt und Andere gesandten Artikel wurden eingerückt, die Manuscripte aber gewöhnlich nicht aufbewahrt.

Es werden nun dem Zeugen, als Drucker des Boten, mehrere veröffentlichte Artikel vorgezeigt. Derselbe kann sich nicht erinnern, wer der Verfasser derselben ist, mit Ausnahme eines Aufrufes an das Volk, worin gesagt ist, daß man den König zwingen müsse, die Reichsverfassung einzuführen und eines andern leitenden Aufsatzes von welchen Zeuge bemerkt, daß sie von dem Angeklagten seyen.

Der Zeuge erklärt auch, daß damals öfters Leute Artikel gebracht hätten, worin der Enthusiasmus des Volkes über ihre Reden bei Volksversammlungen geschildert war, die erst des andern Tages stattfanden.

Angeklagter: Ich wünsche, daß der Zeuge sich auf seinen Eid erkläre, ob er behaupten könne, daß die beiden in Frage stehenden Artikel wirklich von mir herrühren?

Zeuge: Ich bin hierher gekommen und habe den Eid geleistet, ohne Haß zu sprechen. Daß meine Aussage wahr ist, will ich hier auf dieser Stelle beweisen. Zeuge übergibt der Staatsbehörde das Manuscript der Artikel. Der Angeklagte muß seine Unterschrift anerkennen und nun eingestehen, daß er dieselben geschrieben hat.

Präsident zum Zeugen: Sie haben Ihre Pflicht gethan, wie es einem rechtschaffenen Manne geziemt; es mag eine schwere, unangenehme Pflicht seyn, aber sie muß erfüllt werden.

Staatsbehörde: Wer trägt in Kaiserslautern den Namen „Vizedote“?

Zeuge: Ausschließlich der Angeklagte, weil er in Abwesenheit des Nicolaus Schmitt Redakteur war.

11. Zeuge: Christian Leuchsenring, 49 Jahre alt, königl. Notär in Oggersheim, früher in Kaiserslautern. Im Jahr 1848 hielt der Angeklagte in den Vereinen Reden, die immer heftiger wurden und mir deßhalb nicht mehr gefielen. Das Sonntagskränzchen gestaltete sich der Art, daß jeder ordentliche Mann Anstand nahm, dasselbe zu besuchen. Im Volksverein stellte Philipp Schmidt den Antrag, man möge den pfälzischen Centralverein angehen, die Zügel der Gewalt zu ergreifen, im Falle die königl. Regierung nicht mehr im Stande sey, dieselben zu führen.

12. Zeuge: Dr. Franz Carl Jacob, 32 Jahre alt, praktischer Arzt in Kaiserslautern. Deponirt im Wesentlichen wie der vorige Zeuge und fügte bei: Der Angeklagte war die Seele des Sonntagskränzchens, er schloß sich stets der extremsten Partei an. Am 2. Mai sprach er im Sinne von Loose und Weber für einen Landesvertheidigungs-Ausschuß mit bestimmtem Mandate, Beschlagnahme der Kassen ꝛc.

Angeklagter: Was der Zeuge sagt ist wahr, doch irrt er, wenn er glaubt, daß ich Allem, was Loose und Weber verlangten, mich angeschlossen hätte.

13. Zeuge: Johann Daniel Gravius, 52 Jahre alt, Anwalt in Kaiserslautern. Deponirt, wie mehrere frühere Zeugen über den von dem Angeklagten im Volksverein gestellten Antrag und bemerkt: Mir kam es vor, als ob Philipp Schmidt die Tragweite seiner Anträge nicht zu bemessen verstände; indessen gab er den Vorstellungen einer Commission, deren Mitglied ich war, sogleich Gehör und zog seinen Antrag zurück.

Der Geschworne Stauffer: Zeuge möge sich über die von dem Angeklagten in den Versammlungen gehaltenen Reden erklären?

Zeuge: Seine Reden waren demokratisch und republikanisch, was er beständig mit einander verwechselte.

Anwalt Gink: Was dem Zeugen über den Charakter des Angeklagten bekannt sey?

Zeuge: Derselbe war früher ein stiller anspruchsloser Mensch, sa sogar schüchtern und stets bemüht, Etwas zu lernen, weßhalb mir sein späteres Auftreten sehr auffiel. Von seinem geringen Einkommen unterstützte er seine arme Großmutter.

Präsident: Wie viel Gehalt hatten Sie?

Angeklagter: Anfänglich sehr wenig, doch in den letzten Jahren bekam ich monatlich 25 fl. (Forts. f.)

Zweibrücken, 14. März. Gestern Abend um 7 Uhr erfolgte der Ausspruch der Geschwornen gegen den Angeklagten Philipp Schmidt. Derselbe ist der Theilnahme an den Attentaten zum Umsturz und Aenderung der Staatsverfassung — zur Bewaffnung der Bürger und Landesbewohner gegen die königl. Gewalt, sowie zur Erregung des Bürgerkriegs schuldig erkannt.

Das Assisengericht verurtheilte den Schuldigerkannten zur Todesstrafe und zu den Kosten.

Miscellen.

Speyer, 10. März. Heute waren wir Zeuge eines seltenen Festes. Unsere Schiffmüller fuhren nämlich in Gesellschaft zahlreicher fidelen Brüder, gut verproviantirt, unter Sang und Klang auf die in Mitte des Rheins erstandene Sandbank, und bereiteten sich daselbst in der ausgelassensten Laune einige vergnügte Stunden. Musik und Gesang wechselten mit munteren Späßen, und unter leisem Gemurmel, gleichsam als schäme er sich ob seiner sehr bedenklichen Blößen, schlich der greise Vater Rhein traurig an der lustigen Gesellschaft vorüber. Noch fröhlicher als sie gekommen, nahm diese am Abend wieder Abschied von der Sandbank; noch lange aber wird der 10. März für die Theilnehmer eine Erinnerungsfeier seyn an den seit Menschengedenken nicht so niedrigen Wasserstand.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 23. Kaiserslautern, Donnerstag 20. März **1851.**

Eine romantische Geschichte.

Wer sollte glauben, daß es in einem pfälzischen Walde, und zwar nachdem die romantischen Abenteuer des Jahres 1849 längst vorüber sind, noch so wildromantisch hergehen könne, wie es vor einigen Wochen, laut der Landauer Bezirksgerichtsacten, wirklich hergegangen ist? Es ist in der That eine Wilderergeschichte vorgekommen, wie man sie gewöhnlich nur in Büchern, oder in der Wirklichkeit nur in Ländern findet, die polizeilich noch nicht sonderlich kultivirt sind. Fünf Ramberger von der Bürstenbinder-Sorte waren der Meinung, Wildpret sey ein guter Braten, und wenn man neben dem eigenen Schmaus noch gewichtige Stücke verkaufen könne, so sey das auch gefunden Geld, oder doch leichter verdient, als wenn es auf der Binderbank verarbeitet werden müsse. Zogen also sothane fünf Wildgrafen von Ramberg bei Nacht und Nebel bewaffnet in den großen schönen Haingeraithesorst, der sich bis zum Johanniskreuz und darüber erstreckt, und erlegten, was ihnen schußgerecht kam, und trieben das edle Waidwerk ein paar Tage und Nächte lang ohne an's Heimkehren zu denken. Die Grünröcke haben aber ebenfalls gute Augen und kamen den ungebetenen Jagdgästen auf die Schliche. In einer schönen Nacht leitete sie ein Feuer zur Ruhestatt der Wilderer. Es war dies, wenn man's keine Höhle nennen will, ein schützendes Felsendach mit doppeltem Ausgange. Da saßen und lagen die fünf Gesellen, einer derselben ziemlich weit vorn, als solle er die Schildwache abgeben. An dem lustigen Feuer schmorten sie einen fastigen Wildbraten und waren guter Dinge, als ihnen die Grünen auf den Leib rückten. Dabei sahen sie etwas teufelmäßig aus, sie hatten sich die Gesichter tüchtig geschwärzt. Der da vorn am Eingang lag und eine Art bei sich hatte, wurde alsbald festgenommen, die vier andern wollten durch das Hinterthürchen das Weite suchen, da ihnen aber auch dort Häscher entgegentraten, waren sie schnell besonnen, legten an und drohten niederzuschießen, wer sich ihnen in den Weg stelle. Den Augenblick der Ueberraschung benützten sie und waren flugs im Holze. Das grelle Feuer hatte aber doch noch zwei verrathen, trotz der Teufelsmaske, die sie trugen. Der Gefangene war übrigens gut eingeschult, er verrieth keinen und wollte keinen erkannt haben, vielmehr sagte er vor Gericht aus, er sey nur mit der Art in den Wald gegangen, um die nöthigen Wurzeln zu seinem Bürstenbindergeschäfte zu suchen, verirrt und von der Nacht überrascht, habe er die vier Wilderer unter dem Felsendache gefunden und von ihnen die Erlaubniß erhalten, sich etwas entfernt von ihnen niederzulegen. Auch die beiden eingezogenen Ramberger, die beim Feuer erkannt worden, gaben ihre Spießgesellen durchaus nicht an, und so hat denn blos dieses Kleeblatt von dem Landauer Bezirksgerichte die gebührende Strafe erhalten. Man sieht eben aus der ganzen Geschichte wieder, daß es mit der romantischen Poesie auf unserm pfälzischen Boden nicht mehr recht gehen will, in der Länge gar nicht.

Ein deutscher Abenteurer.

(Fortsetzung.)

Diese nichtsnutzen, hungerleidigen Franzosen, die in Deutschland kein schwarzes Brod essen wollten, die selbst schmackhafte Speisen verschmähten und das Volk auf das übermüthigste drangsalirten, waren hier in Lille froh, wenn sie zu ihren Kartoffeln ein wenig Speck bekommen konnten. — Die weitläufigen Festungswerke der Stadt Lille, die wirklich schönen Werke der schönen Citadelle, wie die Wälle von Courtrai, Tornay, Venloo und Brüssel, waren fast ganz von Geschütz entblößt, ja viele Werke waren im elendsten Zustand des Verfalles. — Dieß Garnisonleben dauerte siebenzehn lange Monate; in dieser ewigen Zeit avancirte ich wieder einmal, ich wurde abermals — Korporal — und nach einiger Zeit sogar Unteroffizier. Endlich waren wir neu bekleidet und bewaffnet, und erhielten Befehl, nach

Digitized by Google

nach Spanien, sondern nach Holland zu marschiren, und zwar zur Besetzung der Zeeland'schen Inseln.

Wir kamen aus dem Regen in die Traufe, aus dem ruhigen Beharren in der Citadelle von Lille in die ungesunden morastvollen Niederungen, wo nach kurzem Verweilen die Hälfte der Mannschaft am kalten Fieber erkrankte. Lange hielt ich mich aufrecht, selbst im kalten Winter, aber endlich erfaßte auch mich die Krankheit und oft schüttelte mich der wirkliche und der Fieberfrost zu gleicher Zeit.

Frankreich oder vielmehr Napoleon unternahm nun seinen Zug nach Rußland und die Conscription schleppte Tausende und aber Tausende von Opfern der Tyrannei auch aus Holland der Schlachtbank entgegen. — Die Conscriptionen erzeugten üble Stimmung — es gab bald da, bald dort Unruhen, und wir mußten uns stets marsch- und schlagfertig halten, bald da, bald dorthin marschiren, und zuletzt erfolgte der Befehl, ebenfalls nach Rußland aufzubrechen. — Ich stand damals im vierten Frankenregiment, und bekam mit einem Sergeanten Händel, der mich in der Hitze gröblich beleidigte und mich mit Schimpfworten überhäufte, wie nur der französische Uebermuth sie gegen einen deutschen Kameraden anwenden konnte. Es blieb mir nichts übrig, als ihn zu fordern, und wir schlugen uns mit unsern kurzen Säbeln. Da diese Säbel so gut wie keine Parirstangen hatten, erhielt ich eine Wunde an der Hand, und hieb meinem Gegner hinterm Handgelenk die Pulsader durch. Sein Blut wusch meine Ehre rein, und machte ihn dienstunfähig.

So wollte es die militärische Ehre. Dies geschah im Dorfe Maaslandsluis.

Von dort wurde ich mit meinem Zug nach dem Dörfchen Schipluiden befehligt, und in meiner Station durch einen andern Unteroffizier, einen Böhmen, Namens Lavatschek, welcher ein Commando in Woude, beide Orte nahe bei Delft hatte, beleidigt, und ließ denselben sofort verhaften, in der Absicht, ihn zum General schaffen zu lassen, allein es verwendeten sich mehrere Kameraden für ihn, und ich gab ihn frei. Mein Dank war eine abermalige Ausforderung; ich nahm sie an und war so glücklich, meinem Gegner zwei Wunden beizubringen. „Für heute genug!“ rief mein blutender Gegner. „Morgen auf Pistolen.“ Allein wir schlugen uns am andern Tage wieder auf Säbel, und da ich gestern siegreich gewesen war, schätzte ich meinen Gegner zu gering, und er brachte mir eine tiefe Armwunde bei.

Schon rüstete das Regiment zum Zuge nach Rußland, als die Nachricht von der Einigung Preußens mit ersterem Reiche anlangte, und wir erhielten Befehl, in Holland zu bleiben, denn da ein großer Theil des Regiments aus Deutschen bestand, so traute man uns nicht. Wir blieben auch in Folge dieses Mißtrauens lange Zeit ohne alle Nachricht von den großen Kriegsschauplätzen, und das Eindringen solcher Nachrichten wurde durch die sorgfältigsten und strengsten Maßregeln verhindert, so daß die großen Weltereignisse, die mit ihren erschütternden Wehen Europa eine neue Gestaltung gaben, nur wie unverbürgte dunkle Gerüchte in unsre sumpfigen Winkel drangen.

Aber dieser Stille, die so lange anhielt und so drückend war, folgte ein heftiger Sturm. Die französische Armee floh über den Rhein, Arnheim wurde von den Preußen erobert, Holland stand auf und erhob die Rächerhand gegen den furchtbardrückenden Druck, mit dem das französische Königthum es belastete. Was Franzose hieß, mußte fliehen, und warf sich in die Festungen, von denen aber bald eine nach der andern kapituliren mußte. Unser Regiment wurde in das Fort-Helleoetsluis geworfen, von wo es eingeschifft werden sollte, was auch bald darauf erfolgte, nur daß ich so glücklich war, nicht mit zu der eingeschifften Mannschaft zu gehören.

(Fortsetzung folgt.)

Assisenverhandlungen im großen politischen Prozesse.

Sitzung vom 17. März.

(Fortsetzung.)

18. Zeuge: Christine Fach, 50 Jahre alt, Ehefrau des Canzleidieners Martin Steidel in Kaiserslautern. Eines Tages kam Zinn mit einer Schaar Sensenmänner. Auf dessen Geheiß nahmen sie das Wappenschild am Bezirksgerichte herunter; es wurde zerschlagen.

19. Zeuge: Magdalena Pfaff, 49 Jahre alt, Ehefrau von Joseph Neßler, Pedell an der Gewerbschule zu Kaiserslautern. Zinn mit seiner Sensenschaar nahmen das Wappenschild an der Gewerbschule und an dem Bezirksgerichte ab.

20. Zeuge: Viktor Dukar, 39 Jahre alt, Bahnhofverwalter, früher in Kaiserslautern, jetzt in Ludwigshafen. Gibt Auskunft über die Vorfälle in der sogenannten schwarzen Nacht. Zinn habe damals gedroht, daß die Bahnhofbeamten welchen Etwas zur Last liege, wenn die Preußen kämen, erschossen würden.

21. Zeuge: Peter Schmeiser, 40 Jahre alt, Baumeister in Kaiserslautern. Zinn war zuerst bei der Bürgerwehr, kommandirte später ein Corps Sensen-

Digitized by Google

männer. Nach der schwarzen Nacht sagte man allgemein, der närrische Zinn habe die Sache veranlaßt.

22. Zeuge: Friedrich Kemmer, 29 Jahre alt, protestantischer Pfarrer in Sembach. Zu Anfang Juni 1849 kam Zinn mit einer Schaar und nahm mich in Verhaft. In Kaiserslautern ließ er mich auf Ehrenwort in einem Gasthofe und betrug sich überhaupt freundschaftlich und glaube daher auch nicht, daß er fähig ist gegen Andere bösartig zu handeln. Am andern Morgen wurde ich von Diedesheim verhört und dann in Freiheit gesetzt.

Den Zinn kannte ich auf der Schule als einen ehrenwerthen jungen Mann, er hatte aber fire Ideen und war schon einmal Geisteskrank. Im Jahre 1849 schien es mir, als sey er wieder in demselben Zustande wie früher.

Es werden mehrere ärztliche Gutachten in Bezug auf den geistigen Znstand des Angeklagten verlesen.

23. Zeuge: Conrad Deibel 42 Jahre alt, Bürgermeister in Sembach. Deponirt bezüglich der Verhaftung des Pfarrers Hemmer. Zinn habe zum Laden der Gewehre kommandirt.

24. Zeuge: Carl Oswald, 25 Jahre alt, Schullehrer allda. Deponirt wie der vorige Zeuge. Zinn habe gesagt, man müsse gegen die Pfaffen, die stets Dreck unter den Lehm machten, einschreiten.

25. Zeuge: Reinhard Kruel, 36 Jahre alt, Apotheker in Sembach. Ebenso.

26. Zeuge: Margaretha Burk, 48 Jahre alt, Ehefrau des Ackersmannes Georg Geissert zu Bornheim. Der Angeklagte requirirte unser Pferd, da wir es verweigerten, drohte er mit Execution von 40 Mann. Man nahm die Waffen und Montur meines als Soldat dienenden Sohnes mit.

27. Zeuge: Carl Joseph Schuler, 40 Jahre alt, k. Friedensrichter in Otterberg. Zinn kam einst mit 3 Parlamentsgliedern nach Otterberg. Es wurden Reden gehalten. Zinn sagte: „Wir müssen kämpfen wie die Ungarn.“ Später kam er wieder mit einigen Sensenmännern um die Beeidigung der Beamten zu betreiben. Er ließ nicht den geringsten Exzeß verüben, schützte die Waldungen gegen Forstfrevler und setzte einen vertriebenen Förster wieder ein.

28. Zeuge: Lorenz Golsong, 42 Jahre alt, Bürgermeister in Schneckenhausen. Bei einer Volksversammlung hielt der Angeklagte eine Rede; er versprach den Leuten mehr Laub und Gabholz in den Waldungen, doch sollten sie den Wald nicht ruiniren.

29. Zeuge: Franz Steinacker, 62 Jahre alt, Bürgermeister in Schallodenbach. Deponirt wie der vorige Zeuge. (Sch. d. S.)

Sitzung vom 18. März.

30. Zeuge: Saladin Machwirth, k. Notär in Zell. Kann nichts specielles in Bezug auf den Angeklagten angeben. Derselbe habe sich sehr ruhig benommen.

31. Zeuge: Nathan Fels, Kaufmann in Otterberg. Zinn hielt in Otterberg eine Rede, ich weiß aber den Inhalt nicht mehr. Es kam etwas von Anfreißen der Eisenbahn und Auffangen einer Regierungsdepesche vor. Er betrug sich sehr ruhig und schützte sogar die Waldnugen.

32. Zeuge: Lazarus Strauß, Handelsmann in Otterberg. Deponirt wie der vorige Zeuge.

33. Zeuge: Heinrich Meh, Ackersmann in Balborn. Belastet den Angeklagten nicht. Dessen Leute hätten die Waldungen geschützt.

34. Zeuge: Valentin Schweikart, Ackersmann in Balborn. Zinn hielt in unserer Gemeinde eine Rede, deren Inhalt ich nicht mehr weiß.

35. Zeuge: Ludwig Zink, Gerichtsbote in Otterberg. Der Angeklagte war als Hauptmann mit Sensenmännern in Otterberg und betrug sich gut, daß man allgemein zufrieden war. Er hielt jedoch eine Rede in welcher er über die Monarchen schimpfte und Etwas von Aufreißen der Eisenbahn und Auffangen einer Depesche sprach.

36. Zeuge: Carl Merling, Maurer in Otterberg. Wir jungen Leute wurden von Zinn aufgefordert ihn zu begleiten. In Schallodenbach erfuhren wir, man wolle den Pfarrer in Landstuhl fangen. Wir durchsuchten das Pfarrhaus, fanden aber keinen Geistlichen.

37. Zeuge: Johannes Köhr, katholischer Pfarrer zu Schallodenbach. Ich war durch einen Artikel im Kaiserslauterer Wochenblatt gewarnt, daß ich durch Zinn verhaftet werden solle und ergriff deßhalb die Flucht. Später sagte mir der Bürgermeister, Zinn sey da gewesen, habe aber erklärt, es geite nicht mir, sondern dem Pfarrer von Landstuhl.

38. Zeuge: Catharina Köhr, Ehefrau des Lehrers Kronenberger zu Fockenberg. Deponirt über die Durchsuchung des Pfarrhauses zu Schallodenbach, nach dem Pfarrer von Landstuhl. Der Commandant habe sich dabei sehr anständig benommen; sie vermöge jedoch jenen Commandanten in dem Angeklagten nicht zu erkennen.

39. Zeuge: Jacob Engel, Müller in Otterberg. Zinn hielt eine Rede in welcher die Stelle vorkam, daß er die Eisenbahn aufgerissen oder habe aufreißen lassen. Denselben habe ich auch bei der Schlacht von Ubstadt gesehen.

Angeklagter: Ich war bei allen Gefechten im Badischen.

Digitized by Google

40. Zeuge: Moritz Straus, Kaufmann in Otterberg. In den Jahren 1848 und 1849 hielt Zinn in Otterberg öfter Vorträge. Er sprach nicht zu Gunsten der bayerischen Regierung, aber auch nicht exaltirt. Im Gegentheile eiferte er in einer Volksversammlung gegen das Ruiniren der Waldungen, und stand dem Forstpersonal gegen die Frevler bei. Zinn hielt überhaupt strenge Disziplin unter seinen Leuten und verhütete alle Exzesse.

41. Zeuge: Simon Haas, katholischer Pfarrer in Otterberg. Er sey verhaftet und nach Kaiserslautern gebracht worden. Zinn habe sich dabei nicht betheiligt; derselbe sey im Gegentheil sehr zuvorkommend gewesen.

42. Zeuge: Franz Korz, Schulgehilfe in Otterberg. Der Angeklagte hielt in Otterberg eine Rede, worin vorkam, daß er die Eisenbahn aufgerissen habe.

43. Zeuge: Carl Hubing, Kaufmann in Otterberg. Ich erfuhr, daß der Pfarrer Haas verhaftet werden sollte, weßhalb ich ihn warnte. Ich selbst flüchtete nach Frankreich und man drohte, mein Vermögen zu confisziren. Zinn und seine Leute betrugen sich in Otterberg sehr gut. (Forts. f.)

Miscellen.

In der Vorstadt St. Antoine von Paris ereignete sich folgender Vorfall. Mutter und Tochter wurden zugleich entbunden, beide von Knaben. Eine einzige Hebamme hatte beide zur Welt befördert. Als nach einiger Zeit beide Mütter ihre Kinder sehen wollten, war die Hebamme in gewaltiger Verlegenheit, denn sie wußte nicht, welches der einen, welches der andern gehörte. Es wurde daher gezogen, welche von beiden die Wahl haben solle und das Loos hat also entschieden, da vor der Präsentation auf der Mairie der Civilstand des Kindes genau festgestellt seyn muß.

Eine handschriftliche Chronik der Stadt Schwäbisch-Hall erzählt folgende That, die ein Beleg ist, daß auch Frauen zuweilen jene Tugend besitzen, welche schon Tacitus den deutschen nachrühmt: „Anno 1532 seind drei adliche Geschwister, die Friederichin genannt, von Ellershofen bürtig, nach Johannistag im Sommer, gen Undermünkheim von Hall in des Mühl-Michels Haus kommen, allda des besten Weins 32 Maas, ohn die Kost, ausgetrunken, die Zech bezahlt, und sein ruhig vor Nachts wieder mit einander gen Hall gangen."

Die N. Pr. Ztg. versichert: Die Bier-Consumtion in der Residenzstadt München betrug im Jahre — hört, hört! — 39 Millionen Maß!!! — Die Stadt nimmt vom Maß einen halben Kreuzer „Aufschlag", das macht 335,000 Gulden, und bestreitet davon fast ihre sämmtlichen Ausgaben.

Aus einem nahe bei Hermannstadt gelegenen Dorfe wird folgendes Curiosum erzählt: Ein dortiger Bauernjunge, namens Jörgi, der aber majorenn und Herr seiner Habe geworden war, wollte die schöne Gretel heirathen, auf die er schon lange ein Auge geworfen hatte. Der Ehecontract wurde verfertigt, und als Jörgi befragt wurde, wie viel er seiner Frau verschreibe, antwortete er, einen liebevollen Blick auf Grete werfend: Alles was da bleibt, wenn ich sterbe. „Und noch hundert Gulden C. M.", rief die Mutter des Mädchens, der das gemachte Anerbieten zu gering seyn mochte. Jörgi und der Notär versicherten zwar wiederholt, daß ein Mensch nicht mehr geben könne, als er habe; doch die Frau rief beständig, daß ein Mann, der sein Weib liebe, „alles im Stande sey." Grete fing auch an zu weinen und klagte dem Jörgi, daß er sie nicht liebe, da er am Verlobungstage wegen hundert Gulden C. M. solche Umstände mache. Aufs tiefste bewegt durch diesen Vorwurf, ließ denn der brave Jörgi, „bauend auf Gottes Hülfe, die ihm auch die hundert Gulden noch bescheeren werde", in den Ehecontract die Worte setzen: „All' meine Habe und noch hundert Gulden C. M."

Bezüglich einer Reise zur Londoner Industrie-Ausstellung für 100 Thaler, welche die Herren Koepp und Schütte in Berlin zu unternehmen beabsichtigen, gehen der „National-Zeitung" folgende nähere Daten zu: Die Reise soll vom 1. Mai bis 1. October zu jeder Zeit angetreten werden können, so daß der Reisende weder an einen bestimmten Tag noch an eine bestimmte Gesellschaft gebunden seyn würde. Auch kann der Reisende über Ostende hin und über Hamburg zurück oder über Hamburg hin und zurück, oder endlich über Ostende hin und zurück reisen. Wer länger als eine Woche in London verweilen will, soll für jede folgende Woche für Logis, Licht, Bedienung und Frühstück 25 Thaler bezahlen. Was die Garantie betrifft, so wollen die Unternehmer sowohl in Berlin als in den Provinzialstädten angesehene Bankhäuser zur Zeit mit der Entgegennahme der Bezahlung und der Uebergabe der Billets und Checks beauftragen und deren Firmen nächstens veröffentlichen. Auch soll noch eine wohlfeilere Fahrt für ärmere Geschäftsleute eingerichtet werden.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 24. Kaiserslautern, Donnerstag 27. März **1851.**

Ein deutscher Abenteurer.

(Fortsetzung.)

Der Aufstand war allgemein im Lande und der Unwille gegen Alles, was französischer Soldat hieß, so groß, daß Niemand mehr den Ausschreibungen des Platzkommandanten gehorchte, man schien es darauf anlegen zu wollen, die Mannschaft durch Hunger auszutreiben. Da sollten denn Detaschements ausrücken, um das, was Güte nicht geben wollte, mit Gewalt zu erpressen. Unter einem Oberlieutenant, einem Unteroffizier und zwei Korporalen wurde eine Abtheilung von 48 Mann mit einem Tambour zum Ausrücken beschligt. Der Commandant stellte dem Lieutenant frei, sich den Unteroffizier selbst zu wählen, und der Himmel lenkte dessen Zutrauen auf mich, bei diesem Unternehmen zur Herbeischaffung von Korn, Waizen, Haser, Heu und Stroh, das geringen Erfolg und blutige Köpfe in Aussicht hatte, obschon unsere Mannschaft ein großer Muth beseelte. Bis auf den einen Corporal und den Bedienten des Lieutenant waren wir alle Deutsche. Das Thor öffnete sich gegen Abend, die Fallbrücke rasselte nieder, wir marschirten aus und richteten unsern Zug gegen die nächstliegendey Dörfer Koorndyk und Piershil, in deren Namensklang schon etwas Tröstliches und Verheißendes lag.

Ueberall, wo sich in der weiten Fläche Kirchthürme zeigten, wehte von ihnen die altholländische Flagge — ein herzerhebender Anblick. Das Land war frei, frei von fremden Joch — und meine Gedanken flogen nach meinem Vaterlande. Auch Deutschland wird frei seyn, auch in der Heimath wird Freude und Jubel seyn über die Abschüttelung der Franzosenherrschaft. Da ward der Gedanke voll Heimathsehnsucht mächtig in mir wach: in das Fort kehrst du nicht zurück, werde es wie es wolle.

Wir erreichten Koorndyk, nachdem wir das Flüßchen Spuy, das sich in die breite Strömung zwischen dem Land von Over Flakkee und dem Land von Strijen ergießt, und mit zahlreichen Fischerböten bedeckt war, die ich scharf in das Auge faßte.

Unser Führer beschloß, in diesem Dorfe zu übernachten; ich stimmte ihm gern bei, und machte für die Mannschaft Quartier, indem ich dem Gemeindevorstand sagte, es werde Alles, was wir bedürften, bezahlt werden; suchte auch dabei vornehmlich das Vertrauen der Männer für meine Person zu gewinnen, was auch ohne große Mühe gelang. Ich war nicht selbstsüchtig, ich wollte nicht nur mich, ich wollte alle meine deutschen Kameraden frei machen, und verständigte mich schnell mit ihnen. Ebenso ward eine rasche Uebereinkunft mit den Eigenthümern der Fischerboote getroffen, und alles vorbereitet, um ohne große Umstände dem französischen Dienst Valet zu sagen.

Unsere Gewehre waren scharf geladen, wir waren marschfertig, und gegen neun Uhr, als der Lieutenant ruhig beim Abendessen saß, fiel ein Schuß, das verabredete Zeichen, daß die Stunde der Befreiung schlage. Auf diesen Schuß eilte Alles zu den Waffen, ich ließ die Mannschaft antreten und das Gewehr schultern.

„Was gibt es Kinder?“ rief der Lieutenant.

„Nichts, Herr Lieutenant,“ war meine Antwort: „als einen Abschied! Wollen Sie mit nach Deutschland? Wir sind marschfertig!“

„Wie? ein Komplott! Und ihr Alle? Nein, bei Gott, das ist schlecht! Wollt ihr mich verlassen? — Ich kann, ich darf euch nicht folgen! Und Sie, Unteroffizier, sind das Haupt dieser Meuterei! Pfui! Ich hätte gedacht, Sie hätten Ehre im Leib!“

„Herr Lieutenant,“ erwiederte ich, „Ihre Ehre wie die unsrige ist auf ewig dahin, wenn wir noch länger die Waffen gegen unsere Landsleute tragen. Ziehen Sie mit uns!“

„Nein, nimmermehr!“

„Wohlan! — Rechts abmarschirt! — Vorwärts! Marsch!“

Der Tambour schlug, die Mannschaft marschirte

Digitized by Google

ab, nur der Diener des Offiziers und der eine alte Corporal blieben zurück.

Ich nahm mein Gewehr unter den Arm und blieb noch stehen, indem ich wiederholt den ehrenwerthen Offizier bat, sich uns anzuschließen — aber er sprach: „Und wenn es mich das Leben kosten sollte, wie es vielleicht der Fall seyn wird, ich verlasse den Dienst nicht. Euch — verdenk' ich's nicht — mag es euch wohl ergehen und glücklich im Vaterlande!“ Bewegt folgte ich dem Schall der Trommel durch die Dunkelheit nach, und bedauerte im Herzen den braven Mann, des Empfangs gedenkend, der ihm werden mußte, wenn er am andern Morgen statt mit der ganzen Mannschaft und mit 100 Simmern Waizen, 80 Simmern Roggen, 30 Simmern Hafer, 70 Centner Stroh und 120 Centner Heu, mit gar nichts als einem Bedienten und einem alten Corporal in das Fort Hellevoetsluis zurückkehre.

Als ich die Boote erreichte, wurde ich mit einer Salve und dem Hurrahgeschrei der Freiheit von meinen Kameraden begrüßt, wozu der Tambour seine schönsten Wirbel schlug. Ich erwiederte diesen Gruß durch Abfeuern meines Gewehrs, und stieg in den Kahn meines Wirths, der sich die Freude nicht nehmen lassen wollte, selbst mein Befreier zu werden. Zum Dank für seine Güte schenkte ich ihm zum Andenken mein Gewehr und meine Patrontasche und bewaffnete mich blos mit dem Säbel.

So war ich unversehens der Führer einer Freischaar geworden, die zu leiten und zu lenken nicht gerade eine leichte Arbeit war, denn im Gefühl so plötzlich gewonnener Freiheit konnte keine Rede von der knechtischen Unterordnung des Soldaten unter die Befehle des Führers seyn, es mußte mit Güte und Einsicht der freie Wille zu gehorchen hervorgerufen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Wanderung durch den Glaspalast in London.

(Aus der Zeitung für Norddeutschland.)

Natürlich haben Sie den Glaspalast schon gesehen? Unzähligemal war diese Frage an mich gerichtet, und jedesmal hatte ich sie mit einem nein beantworten müssen, das immer kürzer, unhöflicher zu werden drohte. Ich schämte mich meines Mangels an Neugier. Da forderte mich in den letzten Tagen des vorigen Monats eine befreundete Londoner Familie auf, sie zu dem Wundergebäude zu begleiten. Ein Mitglied des Executivcomites für die Ausstellung hatte sich ihr freundlich zum Führer erboten. Das war ein zwiefacher Vortheil. Ich schlug ein und eines Nachmittags brachen wir zusammen nach dem Hydepark auf. Wir fuhren durch das Thor bei Apsleyhouse, der Residenz des Herzogs von Wellington, wandten uns dann links und erreichten bald Kensington Gore. Gegenüber, in einer ziemlich geschützten Lage, erhebt sich der Glaspalast. Schon damals glich die ganze Nachbarschaft einem Markte. Kutschen und Fuhrwerk aller Art drängten sich vor dem Haupteingang; eine Menge Zuschauer nahmen trotz des regnerischen Wetters das Gebäude von außen in Augenschein, auch einige Katalogverkäufer waren schon sichtbar. Wir kauften eine dieser Beschreibungen — ein dürftiges Machwerk.

Der Eingang ist am südlichen Ende des Querschiffs. Hier wurden wir eingelassen. Mit einem einzigen Blick empfingen wir den ganzen Eindruck der Großartigkeit des Gebäudes und zugleich seiner wunderbaren Helligkeit, Denn da die ganze Decke und der größte Theil der Seiten transparent ist, so ist kein Schatten vorhanden. Man glaubt sich in freier Luft. Grade vor uns in dem Querschiff standen einige jener großen Bäume, welche der Architekt, obgleich sie die Symmetrie des Gebäudes störend unterbrechen, den Londonern zulieb hat stehen lassen. Sie harren dort des Frühlings, daß er sie mit neuem Grün kleide. Durch den ganzen Raum hin herrschte das regste Leben. Ueberall sah man Zimmerleute beschäftigt, Schmieden mit ihren Blasebälgen waren in großer Thätigkeit und Wagen mit Brettern fuhren den noch ungedielten Hauptgang entlang.

Nun, da sie genug bewundert haben, sagte unser freundlicher Cicerone, will ich mit meinen Erklärungen beginnen. Zuerst der Fußboden. Sie sehen, er ist drei Fuß über der Erde und hat Zwischenräume zwischen den Brettern, theils zum Zwecke der Ventilation, theils damit der Staub hindurchgefegt werden kann: Denken Sie, wie viel Staub unsere Millionen Gäste von ihren Füßen schütteln werden! Mich sollte es nicht wundern, wenn er die drei Fuß Raum ausfüllte. Sodann die eisernen Pfeiler; sie sind sämmtlich hohl. Jeder Regentropfen, der auf unsere Glasdecke fällt, wird sogleich durch sie hindurch den Abzugskanälen unter dem Fußboden zugeführt. — Aber wenn im Sommer ein tüchtiger Hagelschlag käme? fragten wir mit einem Blick auf die unermeßliche Glasfläche, die augenscheinlich ohne allen Schutz der Wuth der Elemente ausgesetzt war. — Hagelstürme werden, wie wir glauben, das Gebäude nicht gefährden. Das Glas ist stark und die Glasdecke steht unter einem solchen Winkel, daß die Kraft des Stoßes dadurch bedeutend gebrochen wird.

Digitized by Google

Eher würde ich einen starken Sturm fürchten; wenn er mit seiner ganzen Gewalt auf die volle Breite drückt, möchte er argen Schaden anrichten. Zum Glück steht das Gebäude an einer ziemlich geschützten Stelle. Doch kommen Sie und sehen wir uns auf den Flügeln um. — Wir gingen und kamen an einer Menge Arbeiter und Besucher vorüber. Es müssen mehre tausend Personen in dem Gebäude gewesen seyn, allein in den riesigen Räumen waren die einzelnen Gruppen nur Atome. Die Arbeiter waren alle auf das eifrigste beschäftigt; kaum einer von ihnen ließ einen Blick auf uns fallen, als wir vorübergingen. Sie arbeiten in vollkommenem Schweigen, sagte Herr **, sie dürfen auf keine Frage antworten; dafür erhalten sie aber auch reichlichen Lohn und da es die tüchtigsten und geschicktesten Leute sind, so schreitet das Werk rasch vorwärts. Es sind etwa dreitausend täglich beschäftigt: das wirst eine bedeutende Summe für unsere arbeitende Bevölkerung ab und sicherlich werden wir in diesem Jahre keinen chartistischen 10. April haben. Unsere Ausstellung von 1851 ist besser als eine Revolution. — Und wie spät arbeiten sie? In der Dämmerung muß das einen malerischen Anblick gewähren. — Früher wurde Tag und Nacht hindurch gearbeitet. Ich habe hier oft gegen 2500 Handwerker gesehen, die sämmtlich bei Fackellicht oder Feuer arbeiteten. Das machte in der That einen großartigen Effect. — Aber hatten Sie keine Vorkehrungen gegen Feuersgefahr getroffen? — Eine Feuersbrunst wäre allerdings etwas entsetzliches. Natürlich ist die größte Vorsicht beobachtet und später werden zu diesem Zweck ausreichende Einrichtungengen getroffen werden. Das Wasser liefert der Serpentinefluß hier ganz in der Nähe.

Wir hatten jetzt die Treppe zu einer der Gallerien erreicht. Diese Gallerien verderben einigermaßen den Totaleffect, auch lagen sie anfänglich nicht im Plan, bis die außerordentlich gesteigerten Raumforderungen der Aussteller sie nöthig machten. So errichteten wir diese beiden Gallerieen, die auf beiden Seiten die ganze Länge der Flügel hinablaufen. Wenn Sie bis ans äußerste Ende gehen, so werden Sie sehen, wie die Perspective sich fast in nichts verliert. — So war es in der That. So weit das Auge reichen konnte, schien man eine unermeßliche Straße hinabzusehen. Die genaue Entfernung beträgt 1851 Fuß — eine Erinnerung an das Jahr, in dem das Werk vollendet ist. Sehen Sie, wie zärtlich wir überall mit unsern großen Bäumen umgehen, sagte unser Führer und wies auf einen dicken Stamm hin, der durch die Gallerie ging und zum Schutz mit einem kleinen Gitter umgehen war. Diese kleinen Wälder sind nicht das am wenigsten originelle in dem Palast. Sehen Sie, dort sind wieder zwei, an jedem Ende der Flügel einer. Sie sollen mit Zelten umgeben werden, unter denen die Damen ausruhen und Erfrischungen einnehmen können.

(Schluß folgt.)

Assisenverhandlungen im großen politischen Prozesse.

Sitzung vom 25. März.

Ludwig Heinrich Hauber, 23 Jahre alt, geboren zu Zettenbach, entlassener Schulgehilfe, zuletzt in Katzweiler wohnhaft.

Vertheidiger: Anwalt Glasser.

Der Präsident verliest: 1) ein Gesuch des Geschwornen Bader von Burweiler um Dispensation 2) ein ärztliches Zeugniß, wodurch bescheinigt wird, daß Bader, dessen Frau und 2 seiner Kinder krank geworden sind. Nachdem das Assisengericht den Geschwornen Bader einstweilen auf 10 Tage dispensirt hat, wird an dessen Stelle der Ergänzungsgeschworne Prause für 10 Tage und eventuell für die ganze Dauer der Session gezogen.

Die Urtheilsgeschwornen in der Sache des Angeklagten Hauber sind: 1) Schreiner, 2) Weisbrodt, 3) Reinhold, 4) Weiß, 5) Müller, 6) Pirrong, 7) Kaul, 8) Rieder, 9) Prause, 10) Kood, 11) Link und 12) Gast.

Das Verweisungsurtheil der Anklagekammer, das Urtheil des Oberappellationsgerichts zu München und die betreffenden Stellen des Anklageacts werden verlesen. Hauber ist angeklagt, des Verbrechens der Mitwirkung und wissentlichen Theilnahme, durch Handlungen welche die Verbrechen vorbereitet, erleichtert oder vollendet haben, an dem Attentate zum Umsturze und Aenderung der Staatsverfassung, zur Bewaffnung der Bürger und Landesbewohner gegen die verfassungsmäßige königliche Gewalt und zur Erregung von Bürgerkrieg, welche 6 andern Personen als Haupturheber zur Last fallen.

Die k. Staatsbehörde trägt auf Abhör der von ihr vorgeladenen 26 Zeugen an; ein Zeuge erschien wegen Krankheit nicht.

1. Zeuge: Christian Lorch, Schullehrer in Katzweiler. Hauber war während 1½ Jahren Schulgehilfe in Katzweiler. Er verließ seinen Dienst und ich sah ihn während der Bewegung des Jahres 1849 nur einmal. Persönlich kann ich in politischer Beziehung nichts von ihm sagen, hörte aber Verschiedenes, namentlich daß er in Otterberg und Olsbrücken zu Ver-

Digitized by Google

haftungen mitwirkte. Zeuge erklärt auf befragen, der Charakter des Angeklagten sey niederträchtig — schmutzig und führt zur Begründung dieses Urtheils mehrere Thatsachen an.

Der Angeklagte erklärt, seit zwei Jahren vieles erduldet zu haben, nichts sey ihm aber so schmerzlich gewesen, als die Behauptungen des Zeugen, der ihn mit Unrecht und aus Leidenschaft als einen niederträchtigen schmutzigen Menschen schildere. Er sucht nun die ihm von dem Zeugen zur Last gelegten Thatsachen der Reihe nach zu widerlegen.

Es werden mehrere amtliche dem Angeklagten günstige Zeugnisse vorgelesen. In dem von der Schulcommission Ausgestellten wird jedoch gesagt, Hauber sey ein überspannter, verwirrter, räthselhafter, beinahe närrischer Mensch.

Präsident: Haben Sie im Dienste der revolutionären Gewalt die Waffen getragen?

Angeklagter: Ich stellte mich bei dem Volksheer um für die Durchführung der Reichsverfassung zu kämpfen. Als ich aber das Wirken der provisorischen Regierung sah, war meine Begeisterung verschwunden.

Präsident: Sind Sie nicht bewaffnet in das Pfarrhaus zu Otterberg eingedrungen?

Angeklagter: Ich war von dem Commandanten Hirsch beordert, bei einer Haussuchung daselbst behülflich zu seyn; ich stand blos Schildwache.

Präsident: Haben Sie nicht den Peter Rheinheimer von Oldbrücken verhaftet und der provisorischen Regierung vorgeführt?

Angeklagter: Ja, es geschah auf Befehl; Rheinheimer war als Wühler denunzirt.

Präsident: Sie sollen auf die vaterländischen Farben geschossen haben?

Angeklagter: Dies ist nicht wahr. Ich bin ein guter Deutscher, was mich nicht verhindert ein guter Bayer zu seyn. Der Angeklagte stellt auf Vorhalt in Abrede, daß er den Landsturm in mehreren Gemeinden unter Androhen standrechtlichen Erschiessens aufgeboten habe; dagegen gibt er zu, dem Förster in Bosenbach eine Flinte abgenommen zu haben.

(Schluß der Sitzung)

Miscellen.

In London gibt es bekanntlich einen „Hundeklub.“ In demselben versammeln sich jeden Dienstag Abends alle Hundefreunde. Jedes Mitglied soll nach der vorgeschriebenen Regel einen Hund mitbringen. In dieser Weise findet man eine große Anzahl von Hunderacen, theils englisch, spanisch, dänisch, italienisch ꝛc. versammelt. Im Hintergrunde des Saales befindet sich ein ungeheurer Käfig mit eisernen Stäben, in welchen die Hunde während der Soiree eingeschlossen werden. In der Mitte des Saales ist eine Art von Arena gebaut, in welcher die Thiere ihre Kämpfe aufführen. In dieselbe werden abwechselnd die vorzüglichsten Hunde hineingelassen nebst einer gewissen Anzahl von Ratten, und nun werden unter den Clubmitgliedern Wetten gemacht. Sie wetten auf diesen oder den andern Hund, wie viel Ratten er binnen Fünf Minuten zu tödten im Stande ist. Ein Hund, der zehn Pfund wiegt, muß 15 Ratten in fünf Minuten tödten. Ein Hund im Gewicht von zwanzig Pfund tödtet fünfundzwanzig Ratten in fünf Minuten. Der berühmteste Hund dieses Clubs ist gegenwärtig Billy, der große Rattenfänger; er hat keinen Rivalen. Billy ist im Stande, in fünf Minuten hundert Ratten zu tödten. Er wiegt nur achtzehn Pfund. Die Fantasiehunde (Fanci pets) sind bei dieser Versammlung ausgeschlossen. Es sind dies die bei den Damen so berühmten King Charles; sie taugen zu nichts. Ein guter Rattenfänger, der schwarzes einfarbiges Fell besitzen muß, weiße Krausen an den Tatzen und ein weißes Jabot und weißen Punkt auf der Nase, kostet zwanzig Pfund Sterling. Die schönste Race, vollkommen einfarbige, wird nur um den Preis von vierzig Pfund Sterling verkauft. Ein Mitglied des Clubs besitzt einen Hund von spanischer Race mit Namen Prinz: für diesen wurden ihm bereits zweihundertfünfzig Pfund Sterling geboten, und er hat sie ausgeschlagen.

Im Jahr 1234 bestanden die königlichen Betten in London noch aus Strohsäcken. Zur Zeit der Königin Elisabeth schlief in England noch ein Zehntheil des britischen Volkes auf hölzernen Pritschen und hatte Klötze statt der Kopfkissen. Das Schlafzimmer der Königin wurde täglich an der Stelle der heutigen Fußteppiche mit frischen Binsen bestreut. Heinrich VI., erzählt Voltaire, frühstückte ein Glas Wein, weil damals weder Thee noch Chocolade noch Kaffee zu haben war, während der Zucker in der Apotheke nur unzenweise verkauft wurde, wie jetzt die Chinarinde.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 25. Kaiserslautern, Samstag 29. März **1851.**

Der Eid vor Gericht.
(Eingesendet.)

Es ist wahrlich eine höchst traurige Wahrnehmung, öffentlich nicht blos aussprechen, sondern auch hier und da mit aller Leidenschaftlichkeit behaupten zu hören: daß man vor Gericht, nachdem man geschworen „die Wahrheit, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu sagen“ nur das zu sagen brauche, wonach man eben gefragt werde, ja auch nicht einmal das ganz, sondern so wenig als möglich sagen solle; daß man insbesondere gegen den oder die Angeklagten so mild als nur immer möglich sprechen, ja daß man sogar verschweigen solle, was man etwa Belastendes zu sagen habe. Ja leider! hört man dergleichen oder ganz ähnliche Behauptungen, selbst von Leuten, die noch Anspruch auf öffentliche Achtung, auf den Ruf der Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit machen, und die sich wohl nicht einfallen lassen, daß sie sich gewahren zu den klar ausgesprochenen Grundsätzen einer verdammungswürdigen jesuitischen Moral bekennen, einer Moral, die in ihren Consequenzen Alles zu thun erlaubt, was nur immer dem Eigeninteresse genehm ist, mag auch damit allem Hohn gesprochen werden, was dem Menschen und Christen stets heilig seyn muß — der Wahrheit nämlich und dem eidlichen Versprechen treu zu bleiben, und den Eid zu halten „so wahr Gott helfe und sein heiliges Wort.“

Ja, hört man sagen, das gilt nur für gewöhnliche Eide, nicht aber für politische; bei diesen braucht man's nicht so genau zu nehmen, denn zu solchen wird man ja gewissermaßen gezwungen, und gezwungener Eid thut Gott leid!

Also dahinaus flüchtet sich das weite Gewissen, das sich gar zu gern ein Hinterthürchen offen zu halten sucht, um sich den leidigen Zwang der Wahrhaftigkeit und Redlichkeit zu entziehen? Gezwungen seyn zu einem Eid, den der Richter von dir fordert, fordern muß weil es seines Amtes ist, und er nur recht sprechen kann, auf die Wahrheit hin, die der Zeuge ihm zu sagen feierlich verspricht, auf die Wahrheit, die allein die Grundlage eines gerechten Urtheils seyn kann und seyn muß, so in gewöhnlichen wie auch in politischen Dingen? Und ein gezwungener Eid thut wahrlich Gott leid, aber nur um dessen willen der dazu zwingt, nicht um dessen willen der dazu gezwungen wird, und das ist wahrlich ein großer Unterschied. Kein Unterschied ist aber zwischen einem sogenannten politischen und nichtpolitischen Eid, durchaus gar keiner, wenn auch leider das Gegentheil frevelhafterweise behauptet werden will. Die Wahrheit ist nur eine und dieselbe, mag sie dies oder Jenes enthüllen sollen, und wahrhaft wahr ist nur die ganze Wahrheit, die der Zeuge zu sagen sich verpflichtet, ohne Etwas davon oder dazu zu thun, mit Wissen und Willen. Da kann keine Ausflucht helfen und kein Deuteln, kein Mäkeln und kein Abdingen, mag auch das Gewissen sich damit auf eine oder die andere Weise einzuschläfern suchen für den Augenblick. Immer wird es sicherlich nicht schlafen, wohl aber erwachen und sich rächen früher oder später an dem Meineidigen.

Vorausstehendes verdankt seine Entstehung einer ernsten Entrüstung über das frevelhafte Spiel, das man nur allzugewissenlos mit der Heiligkeit des Eides zu treiben beginnt, — dann aber zunächst dem gleich gewissenlosen Tadel mehrerer, namentlich aber eines Zeugen, vor den politischen Assisen in Zweibrücken, der seinem Eide getreu, wenn auch unter allen Zeichen inneren Kampfes, gegen einen hier sehr bekannten Angeklagten schriftliche Beweise vorzulegen sich verpflichtet fühlte, die er jener leichtsinnig gewissenlosen Ansicht zufolge, wohl hätte bei sich behalten, d. h. verschweigen sollen.

Wir unsern Theils halten diesen Zeugen, im Hinblicke auf seinen Eid „die ganze Wahrheit zu sagen“, nicht allein für völlig gerechtfertigt, sondern trauen auch unsern Mitbürgern zu, daß sie, wenn die Parteileidenschaft einer ruhigern Ueberlegung gewichen seyn wird, ein gerechteres Urtheil über ihn fällen werden. Sollte dies leider nicht der Fall seyn, so mag derselbe sich damit getrösten, daß er nicht den Menschen, sondern dem höchsten Richter dereinst mit ruhigem Gewissen wird Rede stehen können.

Digitized by Google

Ein deutscher Abenteurer.

(Fortsetzung.)

Die Frage nach unserm nächsten Wohin? mußte zuerst entschieden werden, und ich schlug vor, nach dem Haag zu gehen und uns dem neuen Gouverneur, dem Grafen von Limburg-Stirum vorzustellen. Ich dachte, dort nehmen die, welche sich in ihr Vaterland zurücksehnen, Pässe, und jene, welche sich wieder in Kriegsdienste begeben wollen, können diese ohne Schwierigkeit erhalten.

Mein Völklein benahm sich ziemlich zügellos in seiner neuen Freiheit, wie denn die plötzlich errungene süße Frucht der Freiheit gar oft einem Sodomsapfel gleicht; doch hing das Häuflein fest an mir, und statt sich auf dem Marsch, den wir begannen, nachdem unsere Böte uns an das Land gesetzt, zu vermindern, vermehrte sich unsere Freischaar noch um eine Anzahl vereinzelter und versprengter Truppen und zurückgebliebener Ausreißer.

Ich stellte meine Mannschaft vor dem Hause des Grafen auf, und ging hinein, um demselben meine Meldung zu machen. Der Statthalter empfing mich mit vieler Güte, ließ mir eine Flasche Wein und Imbis vorsetzen, und die Soldaten mit Branntwein, Brod und Käse bewirthen. Aber als ich mit der Bitte um Pässe nach Deutschland vorrückte, verfinsterten sich die Mienen des Gouverneurs und er sagte, daß dies jetzt nicht wohl angehe, daß ich bleiben und sammt den Leuten holländische Dienste nehmen sollte.

Mir graute aber noch in der Erinnerung vor solchen Diensten, und ich weigerte mich für meine Person ganz entschieden. Indessen kam ich so leichten Kaufs nicht los.

Der Graf bat mich, meine Schaar zu fragen, ob sie nicht holländische Dienste nehmen wolle, und versprach mir eine Belohnung, wenn ich diese gut bewaffneten und wohlgekleideten Leute dazu zu bestimmen vermöge, daß sie blieben.

Ich erfüllte diesen Wunsch; da aber die Mannschaft wahrnahm, daß ich selbst andern Sinnes sey, und daß ich keine Dienste nehmen wolle, da die Gedanken an unser Vaterland in uns allen noch zu lebendig waren, so wurde das Gesuch abgeschlagen. Als der Graf die abschlägliche Antwort durch mich vernahm, sah er wohl ein, daß ich es sey, um dessen Willen allein es sich handle, und griff mich nun bei der Ehre an, indem er sagte: Ich verdenke es Ihnen nicht, daß Sie nicht bei uns dienen, daß Sie Ihre Kräfte Deutschland widmen wollen. Allein noch ist der Feind nicht ganz besiegt, noch stehen große Kämpfe bevor, und wo Sie dienen, dienen Sie Deutschland — zur Bewältigung des gemeinsamen Feindes. Bevor dieser ganz aus unserm Lande vertrieben ist, können Sie nicht zurück. Rotterdam ist in Gefahr, von den französischen Douanen rein ausgeplündert zu werden, und es fehlt im Augenblick an der nöthigen Mannschaft, die geängstigte Stadt zu befreien. Zwar ist ein in der Eile zusammengerafftes Corps unter Obristlieutenant von Walker dorthin detachirt, allein ich fürchte, daß es zu schwach ist, um Sieger zu werden — denn Holland ist fast von allen Streitkräften entblößt. Stoßen Sie mit Ihren Kameraden zu jenem Corps, verstärken Sie dasselbe, und ernten Sie hier den Lorbeer des Sieges, der Ihnen vielleicht nicht einmal im eigenen Vaterlande so lockend entgegen winkt. Ich biete jedem von der Mannschaft einen Dukaten, nicht als Handgeld, sondern als Geschenk, und für Gewehr und Patrontasche drei Gulden. Sprechen Sie noch einmal mit Ihren Kameraden!"

(Fortsetzung folgt.)

Eine Wanderung durch den Glaspalast in London.

(Aus der Zeitung für Norddeutschland.)

(Schluß.)

Herrlich, aber wer wird diese Erfrischungen liefern? die Commission? — Nein, die Regierung kann nicht gut den Conditor für die Nation spielen. Wir werden die Sache einem Privatconditor in Unternehmung geben. Natürlich unter strengen Bedingungen. Es sind uns schon viele Offerten gemacht — eine bis zum Belang von 10,000 Pfund Sterling, wir haben uns aber noch nicht entschieden. — Welch ein köstlicher Platz für einen großen Pikuik, bemerkte einer von der Gesellschaft. Eine ganze Familienpartie könnte hier den Tag zubringen und in dem Erfrischungszelt unter den Bäumen speisen. Wie herrlich! — Doch nicht so ganz. Denken Sie sich an einem Julitage unter dieser Glasdecke. Hitze und Licht müssen dann so gewaltig seyn, daß wir geblendet und dann lebendig gebraten werden. — Wie gedenken Sie dem abzuhelfen, Herr**? — Das Dach wird mit Matten überdeckt. Und dann betrachten Sie einmal die Vorrichtungen für die Lüftung.

Es waren große Zinkplatten, ähnlich wie die in den Fenstern oder oben in den Eisenbahnwaggons üblichen Ventilatoren eingerichtet. Eine Reihe hielt fortwährend frische Luft ein, während eine andere die verdorbene entfernte, Nichts konnte vollkommener seyn. — Wir gingen weiter zu dem Ende der Galerie und bewunderten die außerordentliche Regelmäßigkeit aller Theile bis zu dem zierlichen eisernen Gitterwerk, das den Rand beschützte. So auch die Dielen und das Täfelwerk auf dem Boden und den Galerien. Um das herzustellen, welche Fichtenwälder haben da fallen müssen, wie viel Schiffe waren erforderlich, das Material heranzuschaffen! — Wir haben aus allen Theilen der Welt Material erhalten. Der größte und werthvollste Theil des Holzes ist von der Ostsee gekommen. Das bemerkenswerteste aber ist, daß alle Planken und Platten genau einander an Größe entsprechen. Sie sind alle von Maschinen geschnitten, so daß sie bis auf Haarsbreite, bis auf das Bohrloch für einen Nagel einander ähneln. Unsere besten Maschinen sind nicht mehr in Thätigkeit, einige kann ich Ihnen indeß noch zeigen. Herr** führte uns nach einer Stelle, wo sich eine Dampfmaschine oder richtiger eine stillstehende Locomotive befand, die mehrere sehr sinnreiche Maschinen in Bewegung setzte. Die eine schnitt die kleinen Latten für den inneren Theil der Decke. Vier Circularsägen waren je eine an jeder Ecke eines Gestells an

Digitized by Google

gebracht und theilten die langen Latten, wenn sie über sie hingeführt wurden, genau in gleiche Theile. Diese wurden dann zu einer Maschine gebracht, um sie anzustreichen, oder sie strichen sich vielmehr selbst an, indem sie einfach unter einem Gerüst fortgingen, an dem verschiedene Pinsel angebracht waren. Die ganze Operation dauerte zwei Secunden. Ganze Haufen solcher neuangestrichenen Latten waren unter aufgeschichtet. — Eine der sinnreichsten Erfindungen ist auch diese da. Sehen Sie die lange Abzugsröhre? Sie hat gewiß keine unschöne Form. Sie ruht auf einer Tragleiste und die Nagellöcher sind alle gedohrt. Nun, sie ging als ein roher Holzblock in einen Cylinder, wurde langsam hindurchgezogen und kam als das heraus, was Sie sehen. Nicht wahr, wir sind gescheidtes Volk. John Bull braucht sich unserer nicht zu schämen!

Unsere Aufmerksamkeit wurde in diesem Augenblick auf Herrn Parton gelenkt, den Zauberer dieses Aladin-Palastes, von dem bekanntlich der Plan des Gebäudes herrührt. Er war im Gespräch mit Owen Jones, dem die Ausstellungscommission die Ausmalung und Decorirung des Innern übertragen hat. Man sprach über den den Pfeilern und dem Eisenwerk im Dach zu gebenden Anstrich. Mehrere Partien waren zur Probe verschiedenartig gemalt. Eine Combination von Hellgelb, hellblau und weiß schien uns allen die glücklichste und sie ist denn auch adoptirt.

Und jetzt haben sie alles gesehen, was ich ihnen zeigen kann, sagte unser Begleiter, als wir, nicht wenig ermüdet, an dem Eingange des Querschiffs wieder angekommen waren. Und doch hatten wir nur eine Gallerie durchwandert und waren nie bis Ende des Gebäudes gelangt. Das wird eine fürchterliche Ausstellung für die Besucher seyn, rief eine unserer Damen. Wir Frauen werden nie zu Ende kommen, wenn Sie uns zu lieb nicht für bequeme Locomotivmittel sorgen. Was meinen Sie zu einer Eisenbahn durch die Hauptgänge? — Herr ** lächelte. Gewiß, wer die ganze Schau in einem Tage abthun wollte, würde eine tüchtige Reise zu machen haben. Neben dem Hauptgange werden hier unten noch acht Nebengänge durch die ganze Länge des Palastes hinlaufen und rechnen Sie dazu die Seitengänge und die Gallerien, so wird das zusammen wohl nicht viel unter zehn (englischen) Meilen betragen. Aber mit den Locomotiven ist es nichts. Wir werden es alle abgehen müssen. Also täglich etwas — dabei steht sich auch die Ausstellung am besten. Natürlich geben wir auch einen Plan heraus, der den Besucher durch das Labyrinth zu dem Theil leiten wird, den er vorzugsweise in Augenschein nehmen will. Wunderliche Vorschläge sind uns übrigens auch in jeder Hinsicht zugegangen, wie denn unsere Bücher voller excentrischen Data sind. Wir führen Buch über die größte Zahl der einzelnen eingegangenen Gegenstände. Welcher Artikel, meinen Sie wol, stand eine Zeitlang an der Spitze der Liste? Buntcarrirte Steppdecken! — Ehre den englischen Fingern! Wir können auf unser Geschlecht stolz seyn, riefen die Damen. — Wir erkundigten uns nach der fremden Correspondenz der Commission. — Natürlich ist sie enorm und es laufen, besonders von außerhalb, oft die abenteuerlichsten Fragen und Wünsche, und in allen möglichen Sprachen der Welt ein. Unsere Uebersetzer und Secretäre haben vollauf zu thun. Damit die Herren sich nicht zerstreuen, haben wir sie dort eingesperrt. Damit wies Herr ** auf eine Reihe hölzerner, schilderhausförmiger Verschläge, die, nach allen Seiten geschlossen, nur von oben Licht erhielten. Da arbeiten Sie und können nichts sehen, was vor sich geht. Ein capitaler Plan, nicht wahr? Und dort fuhr Herr ** fort, als wir wieder in die Halle traten, dort sind die Bureaus der königlichen Commission und unsere eigenen. Sie müssen sich aber mit einem Blick von außen begnügen, denn hier hört mein Einfluß auf. Er hatte ihn auf die liebenswürdigste Weise für uns ausgeübt.

Noch einmal wandten wir uns um und sahen die prachtvolle Vista hinab. Welch ein Wunderanblick, dachten wir alle, wird der erste Mai eröffnen! Und einer von unserer Gesellschaft rief — gewiß, es war eine Dame —: dann muß unsere Königin die glücklichste Frau von der Welt sein, glücklich nicht allein in ihrem Reich und ihrem Volk, dem einzigen, das solch ein Werk vollenden konnte — sondern auch in ihrem Mann, der solchen Plan fassen und zur Ausführung leiten konnte.

Assisenverhandlungen im großen politischen Prozesse.

Fortsetzung der Sitzung vom 26. März.

11. Zeuge: Wilhelm Gehm, Wirth und Ackersmann in Oldsbrücken. Deponirt über die Verhaftung des Rheinheimer. Der Angeklagte habe sich auf einen Befehl der prov. Regierung berufen. Derselbe sey ein redlicher stiller Mensch und tüchtiger Lehrer.

12. Zeuge: Heinrich Heil, Adjunkt in Sambach. Der Angeklagte kam mit Bewaffneten und requirirte eine Fuhre nach Oldsbrücken. Mehrere Bürger weigerten sich, Heinrich Bernhard mußte fahren.

13. Zeuge: Jacob Kuleriemen, Ackersmann und Gemeinderath in Sambach. Deponirt über die Requisition der Fuhre. Bernhard sey durch Drohungen gezwungen worden, die Fahrt zu thun.

14. Zeuge: Peter Bayer, Ackersmann und Gemeinderath in Sambach. Deponirt wie der vorige Zeuge.

15. Zeuge: Peter Kirch, Ackersmann und Gemeinderath allda. Ebenso. Bernhard habe einen Schein über die geleistete Fahrt erhalten.

16. Zeuge: Heinrich Bernhard, Ackerer und Gemeinderath in Sambach. Hauber kam mit dem Adjunkten Heil und requirirten meine Fuhre, Trotz meiner Weigerung mußte ich sie hergeben. Ich erhielt einen Schein aber kein Geld.

17. Zeuge: Adam Ecker, Bürgermeister in Heserweiler. Hauber und sein Bruder nahmen in unserer Gemeinde die Recrutirung vor und munterten die Leute zum Exerziren auf. Ich erinnere mich nicht, Drohungen von ihnen gehört zu haben.

Angekl.: Nicht ich, sondern mein Bruder war mit der Recrutirung beauftragt; ich begleitete blos denselben.

18. Zeuge: Jacob Hertel, Bürgermeister in Jettenbach. Am 11. Juni 1849 brachte Hauber einen gedruckten Befehl, worin der Landsturm aufgefordert

Digitized by Google

wurde und stellte sich als Führer desselben dar. Er sagte, es müssen alle Männer bis zum 60. Lebensjahre ausziehen, wenn die Leute nicht Folge leisteten, habe er die Befugniß, das Standrecht zu verkünden.

In seiner Jugend war Hauber ein braver Mensch; von spätern Zeiten kann ich nichts sagen, weil er sich nicht mehr in Zettenbach aufhielt.

Angeklagter: Ich handelte nicht aus eigenem Antrieb, sondern auf Befehl des Militär-Commandanten. Führer in militärischer Beziehung war ich nicht und habe nicht mit dem Standrecht gedroht. Ich bewog die Leute, und sogar meinen 62 Jahre alten Vater freiwillig mitzugehen.

Es werden die Verhöre des Angeklagten in der Voruntersuchung verlesen.

19. Zeuge: Philipp Hertel, Bürgermeister in Rothselberg. Hauber brachte ein gedrucktes Schreiben der Militärcommission, worin das Aufgebot des Landsturms, das Sturmläuten ꝛc. anbefohlen war. Von einer Drohung mit dem Standrechte hörte ich nichts.

Angeklagter: Ich war nie fähig, Etwas gegen mein Vaterland zu unternehmen, denn ich liebe es zu sehr und wäre gestorben, wenn ich hätte in Amerika bleiben müssen. Die Rückkehr mag nicht vortheilhaft für meine Einsichten sprechen, aber sie macht gewiß meinem Herzen keine Schande.

20. Zeuge: Peter Rheinberger, Ackersmann in Neukirchen. Deponirt über das Aufgebot des Landsturms wie der vorige Zeuge. Hauber habe das Sturmläuten angeordnet und die Widerspenstigen mit Standrecht bedroht.

21. Zeuge: Peter Schmitt, Bürgermeister in Bosenbach. Ebenso. Zeuge hat von Drohungen nichts gehört. Bei Communalförster Kraus habe Hauber ein Gewehr und bei ihm ein Pferd requirirt, sie hätten aber ihr Eigenthum wieder zurück erhalten.

22. Zeuge: Franz Kraus, Communalförster in Bosenbach. Ich wurde auf die Bürgermeisterei gerufen wo Hauber mir sagte, der Landsturm sey aufgeboten und ich müsse auch mit. Er forderte etliche von meinen Gewehren, ich übergab ihm eins, erhielt es aber später wieder zurück.

23. Zeuge: Jakob Kehrein, Ackerer in Bosenbach. Der Angeklagte requirirte die Fuhre des Herrn Pfarrers Rödiger. Da dessen Knecht nicht zu Hause war, sollte ich fahren. Als wir nicht gehorchten schimpfte er „Schufe“ und drohte mit Standrechtlichem Erschießen.

24. Zeuge: Friedrich Rödiger, quiescirter Pfarrer in Bosenbach. In der Zeit wo der Landsturm auszog, kam der Gemeindediener und kündete mir an, daß meine Fuhre nach Kaiserslautern fahren solle. Da mein Knecht abwesend war und ich keinem Fremden die Pferde anvertrauen mochte, weigerte ich mich. Bald darauf kam der Angeklagte mit demselben Begehren und fragte mich in beleidigendem Tone, ob ich nicht wisse, daß das Standrecht verkündet sey. Ich beharrte indeß bei meiner Weigerung und ließ die Sache zu Protokoll nehmen.

Zeuge deponirt über das Ausziehen des Landsturms.

Angeklagter: Die Fuhre habe ich verlangt, weil ich deren sehr benöthigt war; ich habe mir aber weder Beleidigungen noch Drohungen erlaubt.

25. Zeuge: August Vogt, protestantischer Pfarrer in Zettenbach. Ich wurde bei der provisorischen Regierung denunzirt, mich mißbilligend über sie ausgesprochen zu haben. Es war die Wahrheit. Der Angeklagte mit dem Befehle mich zu verhaften beauftragt, machte keinen Gebrauch davon, sondern besprach sich mit mir freundschaftlich über die Angelegenheit, worauf man mich nicht mehr belästigte.

Angeklagter: Ich hatte im Allgemeinen den Auftrag, den Wühlereien nachzuforschen und einen Verhaftsbefehl gegen den Pfarrer Vogt von dem Commandanten Hinsch, suchte aber dessen Vollzug zu hintertreiben. Zeuge möge sich erklären, ob er je von mir gehört, daß ich republikanische Gesinnungen äußerte?

Zeuge: Ich hörte nie dergleichen Aeußerungen von dem Angeklagten; dessen Vater sagte mir einst, derselbe sey ganz für die Reichsverfassung. — Schluß der Sitzung.

Sitzung vom 27. März.

Nach dem Vortrag der k. Staatsbehörde und des Vertheidigers richtet der Angeklagte eine kurze Anrede an die Geschwornen. Dann werden die Debatten resumirt und 3 Fragen gestellt. Sie betreffen die Mitwirkung und Theilnahme zu den Attentaten, wie sie schon mehrmals näher bezeichnet wurden und enthalten eine Reihe von Thatsachen zur Begründung derselben.

Der Präsident bemerkte den Geschwornen bei Uebergabe der Fragen, daß, im Falle der Angeklagte bezüglich der Attentate nicht schuldig befunden werden sollte, sie zur Entscheidung dieser einzelnen Thathandlung schreiten müssen.

Nach einer Berathung von ¾ Stunden geben die Geschwornen durch ihren Vorstand, Christian Schreiner, Adjunkt von Harthausen, ihre Erklärung bezüglich der 3 Attentate dahin ab, daß der Angeklagte nicht schuldig sey; jedoch erklären sie ihn mit 5 gegen 7 Stimmen für schuldig, Antheil an den Rekrutirungsverhandlungen im Kanton Wolfstein genommen zu haben.

Das Assisengericht tritt der Minorität der Geschwornen in der Art bei, daß die vereinigte Stimmenzahl für das Nichtschuldig ist. In Folge dieser Erklärung wird der Angeklagte in Freiheit gesetzt.

Der Präsident: Hauber! Sie mögen sich Glück wünschen, daß die Herren Geschwornen Sie einer That für schuldig erklärt haben, welche, als isolirtes Faktum betrachtet, unter das Amnestiegesetz fällt; unter dieser Berücksichtigung erfolgte auch die Abstimmung des Assisengerichts. Sie haben im Laufe der Verhandlungen zu beweisen gesucht, daß sie von dem früheren Schwindel kurirt sind. Bethätigen Sie die gefaßten besseren Vorsätze dadurch, daß Sie sich künftig von solchen Angelegenheiten ferne halten, die Sie Jahrelang ins Gefängniß gebracht haben. — Schluß der Sitzung.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 26. Kaiserslautern, Donnerstag 3. April **1851.**

Kaiserslautern, 2. März. So eben vernehmen wir, daß die Angeklagten Karl Heinrich, Philipp Robinson, Johann Leich und Franz Dietrich, sämmtlich von Lauterecken, von dem Assisengerichte freigesprochen wurden; Johann König von Harthausen aber zu einer Gefängnißstrafe von 5 Jahren verurtheilt worden ist. — Das Nähere Morgen.

Ein deutscher Abenteurer.

(Fortsetzung.)

Dieses gütevolle Zureden bestimmte mich, mich dem Wunsche des Gouverneurs zu fügen, und ich stellte nun meinen Leuten vor, daß sie sich entschließen möchten, nur noch für eine kurze, ungebundene Zeit sich mir als Parteigänger zum Zug nach Rotterdam anzuschließen, wozu sie sich nach kurzem Bedenken auch sämmtlich willig zeigten.

Als Führer einer Freischaar verließ ich Grafenhaag. Wie oft vermag doch im Guten und Bösen das Wort eines einzigen Mannes den Willen der Menge zu lenken!

Wir erhielten zwei Schiffe im Hafen zu Scheveningen zur Verfügung, und die Weisung, uns in Rotterdam unter den Oberbefehl des Oberstlieutenant von Walkern zu stellen. Auf das reichlichste wurden wir mit Mundvorräthen ausgerüstet. Hunderte von Menschen umringten unsern Zug, begleiteten uns jubelnd fast bis Scheveningen, und fort und fort umtönte uns ihr weitschallendes Oranien boven! In Scheveningen grüßte uns die ganze Bevölkerung, alles war freudig aufgeregt, alles jubelte der Freiheit entgegen; es war ein ergreifender Anblick, ein das Herz mächtig bewegender Tumult; überall wehten Flaggen und Fahnen in den Landesfarben.

Auch Holland warf das französische Joch mit Begeisterung ab, und wenn es auch nicht große Schlachten schlug, große Siege feierte, so hatte es doch gezeigt, daß es fähig sey zu rascher Erhebung, denn in Kurzem hatte dies Land, das sonst nur fremde Söldner ward und kaufte oder preßte, ohne auswärtige Hülfe eine Armee von 60.000 Mann gut bewaffnet und bekleidet, ausgerüstet.

Unsere Schnellsegler führten uns rasch in die Mündung der Maas und dem herrlichen Strom entgegen, bis wir das stattliche Rotterdam im Golde der Abendsonne malerisch auf dem Strompiegel schwimmen sahen und freudig begrüßten. Wir schifften uns aus, auch hier herzlich willkommen geheißen; auch hier überall von Thürmen, Fenstern und Balkonen wehende Fahnen, und nicht nur die niederländischen Farben, auch jene Preußens, Oesterreichs und Rußlands.

Indeß war uns nicht vergönnt, in Rotterdam zu rasten. Um zum Corps unsers Oberstlieutenants zu stoßen, mußten wir über die Maas setzen und noch einen Marsch machen, denn sein Detachement war nach der Richtung von Dortrecht zu gerückt.

Ich nahm einen Boten dorthin mit, und nachdem wir uns leiblich erquickt, rückten auch wir in jene Gegend und erreichten das Nachtquartier jenes Corps. Ich stellte mich dem Oberstlieutenant vor, überreichte meinen Brief, und wurde genöthigt, mich mit an den Abendtisch zu setzen, an welchem der Oberstlieutenant mit mehreren Offizieren speiste. Der Befehlshaber bot mir, nachdem er den Brief, den ich überbracht, gelesen hatte, sogleich eine Offiziersstelle unter vortheilhaften Bedingungen an, es stehe mir frei, nach beendigtem Kriege meinen Abschied zu nehmen oder auch lebenslänglich in holländischen Diensten zu bleiben und mein Glück zu machen.

Wenn ich bedachte, wie elend und wie lange ich mich als gemeiner Soldat und als Unteroffizier hatte durch so manches Land schleppen und behelfen müssen, so hatte ich nur dankbar diese günstige Wendung meines Geschickes zu segnen. Ich willigte daher freudig in das vortheilhafte Anerbieten ein, und nach wenigen Tagen hatte ich mein Patent, vom damaligen General en Chef, Sweerts de Landas, in der Tasche.

Wir mußten uns wacker rühren und hatten wenig Ruhe. Ueberall gab es noch aufzuräumen und auszufegen. Wir durchzogen das Land in Gestalt fliegender Colonnen, und unsere Schaar wurde von Tage zu Tage durch neuen Zuzug vermehrt.

Die französische Flottille verweilte noch auf dem breiten Strombette zwischen Hellevoetsluis und Willemsstadt, doch sah sie sich genöthigt, ihren Rückzug zu bewerkstelligen.

Digitized by Google

Wir waren von Rotterdam nach dem Zuid Beyerland gezogen und besetzten eine Batterie in Numansdorp of Buitenfluis, Willemstad gerade gegenüber, welches die Franzosen noch besetzt hielten. War es uns auch unmöglich, die französische Flotille aufzuhalten, die aus neunzehn größern und kleinern Schiffen bestand, so feuerten wir doch herzhaft auf dieselbe los, während zwei Fregatten auch unsere Werke mit tüchtigem Feuer bestrichen.

Indeß begrüßten wir mit glühenden Kugeln die Flotille, welche ihr mächtigen Schaden zufügten, und sie zwang, die Ruder vor Willemstad zu lichten, welches die französische Besatzung ebenfalls räumte.

Unser Marsch richtete sich nun weiter; wir gingen nach Rotterdam zurück und von da nach Leiden, wo meine Compagnie als Jägercorps organisirt wurde. Wir paradirten beim feierlichen Einzug des souveränen Fürsten der Niederlande mit dem übrigen Militär, der Bürgergarde und den Studenten — jener Einzug erfolgte unter unbeschreiblichem Jubel. Nach dem Einzug begrüßte das gesammte Offizierscorps den Fürsten Wilhelm von Nassau-Oranien in dessen Palais, und derselbe unterhielt sich sehr freundschaftlich mit den Bataillons-Chefs.

Indeß war der Feind immer noch im Lande und hielt sich zwischen Breda und Antwerpen in einer festen Stellung. Seine Verschanzungen durchzogen die Raeveiche Heide bei Turnhout, die Landstraßen waren abgegraben, um den Transport der Geschütze zu erschweren.

Wir mußten von Leiden zurück, um die Besatzung in Breda, das schon über war, zu verstärken, und es gab wieder manches Mühsal zu ertragen. Der Winter war kalt, und wir mußten oft des Nachts trotz der Kälte in den äußersten Schanzen unter freiem Himmel zubringen.

Endlich aber kam die nachhaltige Hülfe, und dem tapfern General Bülow gelang, was andern berühmten Heerführern nicht hatte gelingen wollen: er jagte nach einem zweistündigen hitzigen Kampfe, dessen Donner wir hörten, dessen Pulverdampf wir auf den Wällen von Breda sahen, die Franzosen aus allen ihren Verschanzungen, zerstörte ihre Verhaue, und trieb die Flüchtigen bis unter die Kanonen von Antwerpen.

Von Antwerpen zogen die Preußen eine Belagerungslinie und schlossen die Franzosen darin ein, während wir Befehl erhielten, nach Gorkum aufzubrechen und das vor letzterer Stadt liegende preußische Belagerungs-Corps zu verstärken.

Wir rückten über Herzogenbusch nach Gorkum und kamen dort zeitig genug, um das Licht unserer Tapferkeit hell leuchten zu lassen. Zwei Ausfälle des Feindes wurden zurückgeschlagen, wobei die preußischen freiwilligen Jäger sich außerordentlich muthvoll bewiesen, hierauf wurde die Stadt 12 Stunden lang mit Bomben beschossen, bis die weiße Fahne auf einem Meeresthurm erschien.

Und von dieser Eroberung aus war unsere Bewegung ein stetes Herumziehen in die Kreuz und Quere, nicht ohne Gefahr und Mühsal und Verlust. Bald dicht unter den Wällen der vom Feinde noch besetzt gehaltenen und behaupteten Festungen, unter stetem Kugelregen, bald mit Pferden, Bagage und Kanonen über das Eis breiter Kanäle, und kleine Scharmützel und Plänkeleien machten uns mehr zu schaffen und setzten uns mehr Gefahren aus, als bei einer ordentlichen Schlacht der Fall gewesen seyn würde.

(Fortsetzung folgt.)

Oskar Freiherr v. Redwitz.

Von Dr. J. Schenkel.*

Dir aber, Herr, Dir leg' ich offen
Mein armes Lied zu Füßen nieder;
Ich will nicht bangen, will nicht hoffen.
Wie du mir's gabst, geb ich die's wieder.
Und was du wirst mit ihm beginnen,
So ist es gut und anders nicht.
Nun bin ich still — was mag ich sinnen?
Nun komm, du menschliches Gericht!
Osk. v. Redwitz.

Oskar Freiherr v. Redwitz entstammt einem alten oberfränkischen Rittergeschlecht und wurde am 28. Juni 1823 in dem mittelfränkischen Städtchen Lichtenau geboren, wo sein 1848 in Speyer als königl. bayer. Oberzollinspektor verstorbener Vater damals Inspektor der bedeutenden Strafanstalt war. Von mütterlicher Seite ist Redwitz mit dem Liederdichter und Siegwartverfasser Johann Martin Miller im Grade eines Großneffen verwandt. In seinem zweiten Jahr kam er mit seinen Eltern in die bayerische Rheinpfalz und verlebte in den Mauern des Centralgefängnisses zu Kaiserslautern, dem sein Vater als Inspektor vorstand, seine Kindheit bis ins sechste Jahr, in welchem er nach Speyer kam, wo er im achten Jahre in die lateinische Schule trat. Vom zehnten bis dreizehnten Lebensjahr besuchte er das französische Kolleg zu Weißenburg im Elsaß und später bis zum siebzehnten das Gymnasium in Zweibrücken, das er 1840 mit dem Speyrer vertauschte, von welchem aus er 1841 die Universität München bezog, auf der er, mit Ausnahme eines Semesters in Erlangen, Philosophie und Jurisprudenz studirte. 1846 kehrte er als Rechtspraktikant in die Pfalz zurück, wo er sich in Speyer und Kaiserslautern in juristischer Praxis aufhielt, die nur durch Reisen nach Mainz und München unterbrochen wurde. Nach vollendeter Staatsconcursprüfung nahm er seinen Wohnsitz in Kaiserslautern. Hier arbeitete er längere Zeit bei einem Anwalt, theils auf dem Bureau zwischen den Abschriften von Anklageacten und Urtheilssprüchen, theils auf dem eine Meile von Kaiserslautern so friedlich gelegenen und von Tannenwäldern umsäumten Hofgute Schellenberg, im herzlichen Kreise der Familie Hoscher und an der Seite seiner lieben Braut Mathilde, dichtete Redwitz sein Gedicht „Amaranth", das im Herbst 1849 erschien und rasch hintereinander sechs Auflagen erlebte, ein Erfolg, der in der bescheidenen Braut die bange Besorgniß laut werden ließ, als sey sie des Dichters nicht würdig, weil sie nicht auch dichten könne, worauf der Bräutigam die schönen Strophen sang:

* Aus dem eben erschienenen zweiten Band seiner „Dichterhalle".

Digitized by Google

„Und bist du auch des Sängers Braut,
Ich fordre keinen Reim von dir;
Bleib Gott und mir nur treu getraut
Und wahre deiner Demut Zier.

Versteh' und übe deine Pflicht.
Hab auch aufs kleinste stumme Acht:
Dann bist du selber ein Gedicht.
Wie ich im Leben leins erdacht!"

Fern von der großen Welt, umgeben von der heiligen Stille und dem süßen, beseligenden Frieden der barbarischen Natur, wurde dem jungen Sänger die liebe Kunde, daß sein Töchterlein Amaranth ohne rauschenden Lärm und so ganz im Stillen immer weiter und weiter an der „stillsten Häuser Thüre" anklopfe und darin liebreich aufgenommen werde. In dem Gedicht „Amaranth's Rückkehr", welches der zweiten Auflage als Vorwort vorangesetzt wurde, hat der Dichter seinen lieben Aufenthalt in folgenden schönen Worten poetisch verherrlicht:

„Ich lehne still am Fensterbogen
Im einsam alten Meierhaus,
Von schwarzem Tannenwald umzogen,
Und sehe in den Herbst hinaus.
Der Lärm der Gassen stört mich nicht;
Ich hör' nur an der Rebenwand,
Wie leis' der Wind die Blätter bricht;
Bis an den Wald ums Haideland
Der Nebel wallt in Scheiern licht;
Und hoch mit grauer Wolken Zug
Da segelt ernst ein Kranichzug.
Und ist's auch Herbst, was liegt daran?
In diesen Mauern abgeschieden,
Da bleibt der Frühling aufgethan
Mit seinem Glanz und Duft und Frieden.
Und sollt auch Blatt um Blatt, verdorrt,
Ein stilles Blümchen blüht mir fort;
Und schweigen auch die Vögelein,
Ich sing mir selber meine Lieder.
Beim Sänger darf's nie Winter seyn,
Recht ihm der eine Frühling nieder,
So steigt ein ander'r draus hervür."

Den Sommer 1850 verlebte Redwitz in Bonn: er studirte bei Karl Simrock das Mittelhochdeutsche, gebrauchte im Nachsommer das Seebad Blankenberg und blieb hierauf einige Wochen auf dem Schellenberg. In diese Zeit fällt die Herausgabe seines „Märchens vom Waldbächlein und Tannenbaum", das sehr rasch in zweiter Auflage erschien. Im Spätherbst besuchte er abermals die Universitätsstadt Bonn, um die begonnenen Studien des Mittelhochdeutschen bis Ostern 1851 fortzusetzen. Neben diesen Studien beschäftigt ihn die Arbeit eines Dramas und die Vorbereitung seiner lyrischen Gedichte zum Druck.

(Schluß folgt.)

Assisenverhandlungen im großen politischen Prozesse.

Sitzung vom 31. März.

30. Zeuge: Franz Jos. Steiner in Lauterecken. König hat der Bürgerwehr den Eid auf die Reichsverfassung abgenommen. In der Nacht vom 12. auf den 13. Juni, als die Freischaaren abzogen, wurde ich auf das Gemeindehaus gerufen. König und Müller sagten: wer nicht selbst mitziehe, müsse die Waffen an jüngere Leute abgeben. Von einer Drohung mit Gewalt hörte ich nichts. Es wurden alsdann auch die Waffen nebst Munition nach Kaiserslautern gefahren. Ich kann nicht sagen, daß König Terrorismus ausübte. König: Die Verbringung der Waffen geschah zufolge Dekrets der provisorischen Regierung.

31. Zeuge: Karl Fritz, Schuster in Lauterecken. Deponirt im Wesentlichen wie der vorige Zeuge und fügt bei: Ich war auf der Wache. Um Mitternacht kam der Pfarrer von Otterberg mit 2 Begleiter. Vorher schon war ihr Erscheinen durch Turner aus Meisenheim angekündet worden. Wir meldeten den Vorgang alsogleich dem König, welcher zuletzt dem Geistlichen erlaubte in dem Pfarrhause zu übernachten. Ich begleitete am andern Morgen den Pfarrer mit nach Kaiserslautern. Bei meiner Zurückkunft sagte König zu mir, es thue ihm leid um den Pfarrer. — König: Ich mußte so handeln, um den Geistlichen vor Insulten zu schützen und ließ ihn deßhalb wegbringen, seine Verhaftung geschah auf Befehl des Civilkommissärs Resch. Auf Antrag des König wird der im Sitzungssaale anwesende Theobald Henrich, Gastwirth in Lauterecken vorgerufen und deklarationsweise vernommen; er sagt: als Resch zu Lauterecken in meinem Hause war, meldete König die Ankunft des Pfarrers von Otterberg. Resch gab demselben Befehl, den Pfarrer augenblicklich nach Kaiserslautern bringen zu lassen.

32. Zeuge: Wilhelmina Doch, Taglöhnerin in Lauterecken. Mein Sohn war Soldat und in Lauterecken. Karl Müller kam und holte die französischen Waffen. Ich reklamirte und erhielt sie zurück. Unterwegs begegnete mir aber König und nahm mir sie wieder ab, mit den Worten: „wollt ihr sie denn ausbrühen."

33. Zeuge: Franz Markstein, 38 Jahre alt, Waldaufseher in Neustadt, früher Gendarm in Lauterecken. Am. 27. oder 28. Mai wurde der Gendarm Weber, der es mir auch erzählte, von König verhaftet und bei dieser Gelegenheit uns die Waffen von König genommen und auf das Rathhaus gebracht. Sein Benehmen war barsch; die Leute fürchteten sich vor ihm. Er war der Herr im Kanton. Der Präsident verliest nun die Deposition des erkrankten nicht erschienenen Brigadier Becker, früher in Lauterecken, jetzt in Schaidt: Ich habe in Erfahrung gebracht, daß König unsere Waffen geholt habe.

34. Zeuge: Johann Mayer, Steinhauer in Lauterecken. Ich war dabei, als König den Weber auf die Hauptwache brachte und zu ihm sagte: Sie sind mein Arrestant. Später brachte König die Gewehre der Gendarmerie eben dahin.

35. Zeuge: Jakob Wendel, Ackerer in Medard im Heisischen, sagt nichts Präcises.

36. Zeuge: Jakob Hildebrand, Schneider in Lauterecken; nichts Relevantes.

37. Zeuge: Joseph Katterfeld, kath. Pfarrer in Lauterecken. Es war am 29. Mai, als Pfarrer Haas in der Nacht an meinem Fenster klopfte, nachdem er

Digitized by Google

eingetreten war, plauderten wir noch eine Weile; plötzlich kam König und zwei Andere und erklärten: Haas sey verhaftet, er sey verdächtig, er müsse mit fort auf die Wachtstube. Nach vielem Bitten wurde ihm gestattet, die Nacht bei mir zuzubringen. Des Morgens 7 Uhr gewahrte ich, daß mein Haus unstellt sey; Pfarrer Haas wurde auf die Wachtstube gebracht, um transportirt zu werden. Ich ging zu dem gerade anwesenden Civilkommissär Resch, um zu erwirken, daß Pfarrer Haas wenigstens bis zur Ausrüstung und Bestellung eines Wagens bei mir im Hause bleiben durfte. Resch gestattete es, allein König gab dies auch jetzt noch nicht zu, er wurde ganz wüthend und tobte gewaltig. Ich wollte auf dem Wagen mit Pfarrer Haas nach Kaiserslautern fahren, dies wurde mir von König verweigert; ich reiste nach Kaiserslautern und beschwerte mich über König und sein Benehmen überhaupt; ich erhielt einen Untersuchungsbefehl von der provisorischen Regierung an den Civilkommissär; ich gab diesen dem Resch und hatte jetzt Ruhe. Auf Befragen: Resch kam erst nach dieser Nacht am nächsten Tage und König konnte also noch keinen Verhaftsbefehl von Resch haben. Was die allgemeinen Verhältnisse betrifft, so übte König die Autorität, die übrigen scheinen mehr verführt und dadurch in die Bewegung gezogen worden zu seyn, daß sie auf Königs Vorschlag in den Kantonalausschuß gewählt wurden.

38. Zeuge: Franz Ostermeyer, Gefängnißverwalter in Lauterecken. Dienstag 29. Mai war die Rekrutirung in der Kirche, ich sah zu. Als ich nach Hause kam, gewahrte ich eine Masse Menschen. Sie brachten den Conrad von Ginsweiler und König sagte mir, „er bleibt einstweilen hier in Verwahr“; er war arg mißhandelt. König brachte mir bald darauf noch 5 andere Burschen; sie saßen 4½ Tage. Das Kriegsgericht verurtheilte definitiv den Conrad in eine 14tägige Strafe, die Andern in eine 18tägige wegen ungeeigneten Benehmens. König las ihnen das Urtheil vor. Die Burschen hielten nach 11tägiger Haft bei mir an, ich solle ihre Freilassung bewirken; ich ging zu allen diesen Herren; den nächsten Tag kam auch Robinson und verkündete, daß sie gegen Erleg der Gefängnißkosten freigelassen seyen. Ihre Eltern brachten das Geld und sie wurden entlassen. Conrad und diese andern 5 Burschen waren also über 10 Tage in Arrest. König hat mir den Befehl gegeben, diese 5 Leute ins Gefängniß aufzunehmen.

39. Zeuge: Peter Steinhauer, Ackersmann in Lauterecken; erzählt seine Verhaftung wegen ungeeigneten Benehmens und wie König ihm und den andern Burschen gesagt „ihr seyd meine Arrestanten.“ Wir kamen in provisorische Haft und nach 3—4 Tagen erschien König und sagte er verkünde das Urtheil des Kriegsgerichts; er habe aber nicht dabei mitgewirkt. Im Uebrigen deponirt er im Sinne des vorigen Zeugen und sagt: Ich glaube übrigens nicht, daß König uns hat verhaften wollen. Ich hörte von Andern, daß Henrich sich immer gegen die Haftnahme der Burschen erklärt habe.

40. Zeuge: Heinrich Adam Steinhauer, Drechsler in Lauterecken. (War einer der 6 verhafteten Burschen und deponirt im Sinne des vorigen Zeugen.) König hat den Befehl gegeben, uns in das Gefängniß abzuführen, und er selbst war dabei als dies geschah.

41. Zeuge: Philipp Jacob Studt, Ackersmann in Lauterecken. (Einer der 6 verhafteten Burschen.)

42. Zeuge: Philipp Frig, Ackersmann in Lauterecken. (Desgleichen.)

43. Zeuge: Carl Conrad, Dienstknecht in Berswеiler. (Einer der 6 verhafteten Burschen.) Er wurde auch mit Gewehrkolben tractirt und war arg zugerichtet; König, der hieran keinen Theil hatte, kam nach einer Stunde wieder und erkundigte sich nach ihm.

44. Zeuge: Carl Schmelzer, Barbier in Lauterecken. Ich wurde von Ostermayer gerufen, um dem Conrad zur Ader zu lassen und zu schröpfen, was ich auch that.

45. Zeuge: Margaretha Hochgreve, Ehefrau des Gefängnißverwalters Ostermayer. König war dabei, als Conrad ins Gefängniß geschleift wurde; ich meine, auch Herr Leich. König: Ich mußte das Verbringen des Conrad zulassen, um ihn zu schützen, denn sonst wäre es ihm noch schlimmer ergangen. Leich: ich war nicht dabei.

46) Zeuge: Carl Köbler, Bergarbeiter in Hohenöllen. Ich war bei der Rekrutirung in der Kirche und hörte, wie König sagte: die jungen Burschen müßten mitlosen und mitgehen; es wäre nicht nöthig. Schreibereien für die Aufgebote zu machen, sie sollten alle gleich mitgehen, denn auch das zweite Aufgebot müßte marschiren ꝛc.

47. Zeuge: Joh. Müller, Ackersmann in Hohenöllen. Wie der Vorige.

48. Zeuge: Carl Germann, Tagiöhner in Cronenberg. Wie der Vorige.

49. Zeuge: Carl Leppla, Adjunkt in Roth. Dietrich und Purpus kamen und verlangten freiwillige Beiträge, später gab König den Befehl zur Anschaffung von Kittel, Sensen ꝛc.

50. Zeuge: Heinrich Amann, Oberfeiger zu Odenbach. König, Purpus und Dietrich und drei bayer. Soldaten kamen am 26. Mai und erklärten, sie kämen im Namen der prov. Regierung, die Bergwerkskasse in Beschlag zu nehmen. Ich erklärte, es sey kein Geld da. Sie gingen nun zum Einnehmer Müller, wohin ich ihnen folgte.

Der Präsident liest nun die Depositionen des erkrankten, nicht erschienenen Zeugen Müller, Einnehmer in Odenbach. Am 26. Mai kamen König, Purpus und Dietrich und verlangten die Kasse. Ich lieferte ihnen gegen Schein das noch vorhandene Geld im Betrag von 134 fl. aus.

Schluß des Zeugenverhörs 2 Uhr. Die k. Staatsbehörde erhält das Wort zur Begründung ihrer Anklage und spricht bis 3½ Uhr.

☞ **Berichtigung:** Bei einem Theil der Auflage des gestrigen Boten, № 54, ist bei der Anzeige sub 858. „Freiwillig gerichtliche Versteigerung zu Erfenbach, auf Ansuchen von Friedrich Koch auf der Galappmühle ꝛc. betr.“ — aus Versehen bei der Unterschrift des Herrn Notär Haas ein K statt H stehen geblieben und ist deßhalb zu lesen: „Haas“ statt „Kaas“.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 27. Kaiserslautern, Samstag 5. April **1851.**

Ein deutscher Abenteurer.

(Fortsetzung.)

Ich kann nicht verhehlen, daß es auf mich einen schmerzlichen und niederschlagenden Eindruck machte, wenn ich bedachte, daß — da nun einmal eine günstige Wendung meines Schicksals mich Theil nehmen lasse an einem weltgeschichtlichen Kampfe, und in diesem eine, wenn noch so unbedeutende Anführerstelle mir angewiesen — ich nun von den eigentlichen Schauplätzen entscheidender Kämpfe fern gehalten war, und mein Leben dennoch für die gleiche Sache, wie jene Kämpfer, wagen mußte. Monate lang umherkreuzend in diesem niederländischen reizlosen Flachland, Soldat und Offizier seyn, und später, wenn die Frage erhoben wurde, warst du da und da dabei? stets mit einem beschämenden Nein antworten zu müssen! Dies war sehr niederschlagend.

Endlich wurden wir beordert, gegen Antwerpen zu rücken, und unser Bataillon erhielt den Auftrag, das Fort Friedrich, zwischen Antwerpen und Berg op Zoom, zu besetzen.

Dieses Fort bestrich gemeinschaftlich in einem Dreieck mit den Forts von Lillo und von Liefkenhoek, welche beide feste Orte aber noch von den Franzosen besetzt waren, die Schelde.

Die Franzosen beabsichtigten eine Proviantsendung nach Bergen op Zoom, und betrachteten sieben Kriegsschiffe mit derselben, in der Absicht, den Strompaß zu erzwingen.

Unser Obristlieutenant hatte im Dorfe uns ein kleines Fest gegeben, wir saßen noch traulich und vergnügt bei der Flasche und beim Punschtisch, als wir einige Kanonenschüsse vernahmen; dies war nun zwar nichts Ungewohntes, als aber das Feuer fortdauerte, wurden wir aufmerksam und gewahrten, daß vom Fort aus nach der Stromseite gefeuert werde, und der Ruf: „Hinaus ins Fort!“ erscholl aus Aller Munde.

Im Fort blieb in der Regel stets nur eine starke Wache, weil es der ganzen Besatzung keinen Raum bot, jetzt galt es aber, die Mannschaft zu verstärken. Bald stand das Bataillon unter Gewehr, und unser Marsch nach dem Fort begann.

Dabei hatten wir jedoch einen langen Damm zu überschreiten, welcher vom Fort Lillo beherrscht und bestrichen wurde, und als man dort das Feuern hörte und unsere Bewegung wahrnahm, begannen die Batterien herüber zu spielen, und als die, dem Fort Friedrich bereits genäherten Schiffe ebenfalls wahrnahmen, was es gelte, so feuerten sie in Bogen nach unser Richtung, so daß wir unter einer Kugelsaat gingen, welche uns auch 4 Todte und 15 bis 20 Verwundete brachte.

Dennoch erreichten wir das Fort und bestrichen nun die Schiffe mit einem Bombenregen. Unsre Artillerie bestand aus lauter Engländern, und ich gestehe, so wenig Bewunderung ich der englischen Infanterie zolle, so sehr viele Achtung hege ich für die Vortrefflichkeit der englischen Artillerie, denn sie feuerte mit einer in Erstaunen setzenden Ruhe und Kaltblütigkeit, unbekümmert darum, ob neben ihnen die feindlichen Kugeln Kameraden von der Seite rissen.

Aber auch die Mannschaft der französischen Flotille hielt sich wacker. Man kämpfte heldenmüthig, und feuerte über drei Stunden von beiden Seiten gegen einander, bis unsre Engländer zum letzten Mittel griffen — sie warfen Congrev'sche Raketen.

Das half — die Flotille setzte ihre Fahrt Schelde-abwärts nicht fort, sondern zog sich wieder nach Antwerpen zurück. — Endlich ergab sich auch Antwerpen, diese berühmte, so oft belagerte und meist so ungemein tapfer vertheidigte Feste.

Der Friede zu Paris war geschlossen; die Heere der Alliirten verließen Frankreich, und der holländischen Armee wurden ihre Standquartiere angewiesen. Ich hatte das Glück, mit meinem kleinen Corps nebst dem Bataillon, bei dem es stand, nach Maestricht gewiesen zu werden, und in dieser schönen und großen Stadt genoß ich nun endlich einmal das Glück der Ruhe — als Lieutenant mit 700 holländ-

Digitized by Google

dischen Gulden Gehalt, womit ich in Maestricht ganz anständig leben konnte.

Meine Gedanken richteten sich nun wieder sehnsuchtsvoller, als es im Getümmel der Hin- und Herzüge möglich gewesen war, nach meiner Geliebten in Hamburg hin: blieb ich in holländischen Diensten, so konnte ich freilich an eine Heirath nicht denken, meine Geliebte hätte denn die Tochter eines Nabobs seyn müssen, und ein solches Glück lag gar nicht im Bereich meiner Wünsche. Ich schrieb an den Vormund meiner Jeanette, denselben Mann, in dessen Diensten ich einst gewesen, und fragte ihn um seine Meinung und seinen väterlichen Rath, denn ich hatte bereits von der Geliebten zärtliche Vorwürfe erhalten, daß ich es unmöglich redlich meinen könne, da der Friede geschlossen sey und ich noch immer nicht meinen Abschied fordere — und es sey ihr wohl nicht zu verargen, wenn sie alle Hoffnung auf meine Hand aufgebe. — Jener wackere Mann antwortete mir, daß er mir keinen andern Rath zu geben wisse, da den gesetzlich zur Verheirathung eines Offiziers erforderlichen Nachweis eines Vermögens von 20,000 fl. zu geben, Jeanette nicht möglich sey — als den, meinen Abschied zu nehmen, und mit meinem Ersparten — leider war dieses nur wenig — und mit Jeanettens Vermögen — ein kaufmännisches Geschäft zu beginnen, da ja ohne Zweifel nach der drückenden und schweren Zeit wieder eine gesegnete kommen werde, und der Handel Hamburgs namentlich wieder zur Blüthe kommen müsse.

Mein ganzes Herz hing an Jeanette; ich liebte sie mehr als mein Leben, und da ich nun eine ehrenvolle Stellung erworben, da ich nun Ansprüche machen konnte auf die Achtung meiner Mitbürger, so beschloß ich, den entscheidenden Schritt zu thun, und um meine Entlassung zu bitten.

(Fortsetzung folgt.)

Oskar Freiherr v. Redwitz.

Von Dr. J. Schenkel. (Frankf. Konversationsbl.)

(Schluß.)

Wohl selten hat ein Dichterwerk so überaus schnelle Verbreitung gefunden wie „Amaranth“, und selten hat auch ein Gedicht so verschiedene, gradezu entgegengesetzte Urtheile hervorgerufen, wie dieses. Wer aber noch ein deutsches Herz besitzt, der wird Wohlgefallen und stille Freude haben an dem süßen Dufte einer frommen Minne und an dem das Weltall erleuchtenden und verklärenden Glanze des Christenthums, die sich darin kund geben. In „Amaranthlauschen wir den Tönen der Minnesänger; denn seit Wolfram von Eschenbach hat nur selten eine solche Poesie durch die Saiten einer deutschen Harfe gerauscht und mächtig das deutsche Gemüth ergriffen, zumal in einer Zeit, in der Treue und Glaube in unserm Vaterland nur leerer Wahn und Wahrheit und Liebe Fremdlinge geworden sind. In dem Vordergrund des poetischen Gemäldes erblicken wir Walther, Amaranth und Ghismonda als die Hauptpersonen. Walther, ein frommer und tapferer Heldenjüngling aus dem deutschen Mittelalter; Amaranth eine deutsche minniglliche Jungfrau, deren Liebe durch den christlich frommen Glauben geläutert und verklärt ist. Beiden steht Ghismonda gegenüber, die stolze Italienerin, geschmückt mit allen Reizen und aller Gluth eines südlichen Himmels. Sie ist der personificirte Unglauben, die Repräsentantin des modernen, oberflächlichen, fremden und undeutschen Wesens, im Gegensatz zur Tiefe und Herrlichkeit deutschen Glaubens und Gemüthes. In den beiden ersten Figuren pulst der volle, warme Herzschlag des Dichters, während in der letzten, der Ghismonda, trotz aller äußern Pracht und Schönheit das poetische Leben nicht so recht zur Erscheinung kommen will. Es ist dies wohl die schwierigste, aber auch zugleich die schwächste Partie im ganzen Gedichte. Außer der schönen Naturmalerei sind ganz besonders ansprechend die einfachen, tiefgefühlten, meist achtzeiligen Herzensliedchen, mit welchen einzelne Stellen des Gedichts geschmückt. Ihre Sangbarkeit und ihren melodischen Fluß haben diese Liedchen hauptsächlich dadurch erhalten, daß sie der Dichter singend dichtete und mit den Tönen der Guitarre, des Claviers oder der Zither begleitete. Die Componisten haben die Aechtheit der Lieder gar bald erkannt und das seelenvolle Wort mit seelenvollem Klange vermält. Statt aller weiteren Erörterung des Inhalts lassen wir einzelne Strophen aus dem „Abschied von Amaranth“ folgen:

„So zieh' zur Freude denn hinaus,
Geh wandern durch die deutschen Gauen!
Grüß sie mir all in jedem Haus,
Zumeist die frommen deutschen Frauen!

Du sollst der Mutter Angesicht
Entlocken süße Liebeszähren!
Du sollst mit frommer Minne Licht
Der Jungfrau züchtig Aug' verklären

Dem Jüngling sing vom ernsten Gang,
Daß nimmer sein Gelöben wanke!

Digitized by Google

Schlag an den reinsten Himmelsklang
Von Kindeslied und Kindesdanke!

Nach dem gewehrten ird'schen Band
Sollst du ein heilig Sehnen regen!
Aufs Dulderherz von Täuschung wund
Sollst du des Trostes Balsam legen!

Du sollst den, der den Herrn erkor,
Ein Engel im Triumph umschweben!
Und dem, der seinen Gott verlor,
Soll ihn dein Friede wiedergeben!"

Wir kennen unsere Leser keinen bessern Blick in das gläubige Dichterherz thun lassen, als wenn wir hier wörtlich eine Stelle aus des Dichters Brief anführen, welche zugleich sagt, was wir in Zukunft von ihm zu erwarten haben. Sie lautet: „All mein Lied das mir Gottes Gnade schenken wird, der christlichen Poesie (ich will sie für mich christliche Romantik nennen) hinzugeben und trotz Spott und Haß und List daran mit ewiger Liebe und Begeisterung festzuhalten, da ich mir eine christliche Poesie für die einzig mögliche, für die einzig versöhnende und segnende halte: das hab ich meinem Herrn und Meister heilig gelobt und ich werde mit seiner Gnade meinen Schwur treulich erfüllen. Wahrlich es thut noth, daß auf all die giftigen Saaten wieder junges, glaubensfrisches Reis gepflanzt wird; es thut noth, auf den Mauern so manches heiligen Tempels einmal wieder mit frommem Harfenklang die Steine aufeinander zu fügen — aber was frommt das Lied eines einzigen? was bin ich allein gegen hundert Gesellen der Zerstörung? Das ist der Fluch und Jammer unserer Zeit, daß die Anhänger des Göttlichen stumm und träg ihre Schwerter an der Wand der Feigheit hängen lassen, indeß das diabolische Prinzip unablässig den Stahl wetzt und mit lockendem Tubarauf sich Streiter wirbt! Doch Gott wird es am besten fügen; er wird, wann die Zeit gekommen ist, seine heiligen Sänger wecken und entzünden und ihnen die Harfen in den Arm legen, die noch im Himmel hängen — mit diesen Riesenaccorden wird dann mein schwaches Lied sich zum hohen Liede vereinigen: das ist mein Trost und meine felsenfeste Zuversicht!" — Das Gedicht „Ich schwärme" ist das lyrische Vorwort des Märchens. Es erfordert mehr Raum, als der Umfang unserer Arbeit gestattet. Weil wir das ganze Gedicht nicht geben können, so mag wenigstens der schöne Schluß desselben dastehen und die Stimmung in uns erwecken, in der wir von dem Sänger scheiden. Die Welt schilt ihn einen Schwärmer und ein solcher will er auch seyn:

„Doch wißt nur, daß ihr mich so heißt,
Drauf bild ich mir nicht wenig ein;
Von euch der Hohn nur doppelt preist;
Ja, ja! ein Schwärmer will ich seyn!

Doch nicht wie der ein Schwärmer ist,
Der zwischen Erd und Himmel treibt,
Im Nebel Gott und Welt vergißt,
Und nebelhafte Lieder schreibt:

Ich schwärme, wie zur Frühlingszeit
Ihr erstes Lied die Lerche singt;
Ich schwärme, wie im ersten Streit
Ein heilig Schwert der Ritter schwingt.

Ich schwärme wie der Sonnenstrahl,
Wenn er der Rosen Kelch erschließt,
Und wie der See im Alpenthal,
Darein der Mondglanz sich ergießt.

Ich schwärme, wie der Frühlingswind,
Wenn er durch dürre Blätter rauscht;
Wie im Gebet ein inbrünstig Kind,
Wenn es dem Klang der Orgel lauscht.

Und wie die Braut im Hochzeitskreis,
Wenn aus dem Mund das Jawort bebt;
Wie auf dem Sterbebett der Greis,
Wenn er die Hand zum Segen hebt."

Assisenverhandlungen im großen politischen Prozesse.

Sitzung vom 2. April.

Carl Resplandin, 50 Jahre alt, geboren zu Sulz, quiescirter Rentbeamte zu Lauterecken. Vertheidiger, Anwalt Gink.

Urtheils-Geschworene: 1. Joseph Schaefer; 2. Weis; 3. Prause; 4. Kaul; 5. Schuler; 6. Weisbrodt; 7. Krämer; 8. Schüller; 9. Reinhold; 10. Gast; 11. Schreiner; 12. Nafziger.

Nach dem Anklageakte ist Resplandin wegen Mitwirkung und wissentlicher Theilnahme, durch Handlungen, welche die Verbrechen vorbereitet, erleichtert oder vollendet haben, an den Attentaten zum Umsturze und Aenderung der Staatsregierung, zur Bewaffnung der Bürger und Landesbewohner gegen die verfassungsmäßige königl. Gewalt und zur Erregung des Bürgerkriegs, die 6 andern Personen als Haupturheber zur Last fallen vor die Assisen verwiesen.

Digitized by Google

Die königl. Staatsbehörde trägt auf Abhör der von ihr geladenen 19 Zeugen an; wovon 2 wegen Krankheit nicht erschienen. Der Angeklagte hat 13. Zeugen vorladen lassen.

1. Zeuge: Georg Nicolaus Matthy, k. Domänen-inspektor zu Kaiserslautern. Zu Ende des Monats Juli 1849 erhielt ich von kgl. Regierung die Weisung, den Angeklagten zu suspendiren und das Rentamt Lauterecken einem Verweser zu übertragen. Bei Untersuchung der Bücher fand ich vieie Unrichtigkeiten zwischen diesen und den gefertigten Extrakten Mehrere tausend Gulden wurden — wie ich vermuthen mußte — absichtlich nicht abgeliefert, um sie der provisorischen Regierung zu behändigen. Wenn Resplandin die dienstlichen Vorschriften befolgt hätte, so würde dieselbe nicht die Summe von circa 2000 fl. erhalten haben und die Ausstände bei verschiedenen Beamten hätten nicht die Summe von 2000 fl. übersteigen können. Daß Resplandin die Zwecke der provisorischen Regierung beförderte, ging daraus hervor, daß er gegen Einnehmer für eine Summe von mehr als 6000 fl. strenge Zahlbefehle erlies, statt zu temporisiren und denselben zu gestatten, gegen mittellose Steuerbare nachsichtig zu seyn. Zeuge gibt nun Details über den Kassensturz und sonstige Manipulationen auf dem Bureau des Angeklagten, und sagt auf Befragen bei: Als Rentbeamte war die Geschäftsführung Resplandins so, daß ich jedes Quartal über ihn zu klagen hatte; auch wurde er im Jahre 1843 disciplinirt.

Angeklagter stellt in Abrede, im Sinne und Interesse der provisorischen Regierung thätig gewesen zu seyn; er habe vielmehr der rechtmäßigen Regierung bedeutende Summen zu retten gesucht. Schl. d. S.

Sitzung vom 3. April.

Der Geschworne Fink wird definitiv für die Dauer der Session dispensirt.

Der königl. Domänen-Inspektor Matthy, nochmals vorgerufen, erklärt: Ich habe nach nochmaliger Einsicht der betreffenden Register keinen Grund, Abänderungen an den gestern, bezüglich der Amtsführung des Angeklagten gegebenen Aufklärungen zu machen. Am 1. Mai 1849 sollten 4000 fl. in der Rentamtskasse sich befinden, die am 7. Mai abgeliefert werden mußten, was — wie gesagt — nicht geschah. Von andern Rentämtern wurden auch Gelder an die prov. Regierung abgeliefert, aber nur erzwungen durch Executionsmannschaft.

Der Präsident: Angeklagter! Was hat Sie bewogen, bei der Taration für das Zwangsanlehen mitzuwirken?

Angeklagter: Es geschah auf Befehl des Civilkommissärs Reich. Ich suchte abzulehnen, allein man bedrohte mich, und ifolirt, wie ich damals stand, mußte ich die schwersten Folgen für meine Familie befürchten. Auch wäre mir die Kasse abgenommen worden, wodurch die königl. Regierung eine von mir verheimlichte Summe von 2000 fl. verloren hätte. Gegen Einnehmer oder Steuerbare wendete ich keinen Zwang an; die Leute zahlten theils freiwillig, theils bewogen durch Drohungen des Civilkommissärs. Ich kann nicht leugnen, daß sich Unrichtigkeiten und Irrthümer in meinen Büchern befanden; auch habe ich 1700 fl. an die prov. Regierung abliefern und verschiedene Ausgaben machen müssen, weßhalb ich den Civilkommissär ersuchte, mich meiner Charge zu entheben. Ueberhaupt hatte ich bei meinen Manipulationen nur die beste Absicht.

Zweiter Zeuge: Johann Friedrich Dechen, königl. Domäneninspektor für den Bezirk Frankenthal, wohnhaft in Speyer. Entlastungszeuge. Auf die Frage, ob er als Domäneninspektor aus den Unrichtigkeiten in den Büchern und Defekte in der Kasse des Angeklagten — ebenso wie der Inspector Matthy — geschlossen haben würde, daß Resplandin im Interesse der provisorischen Regierung handelte, erklärt Zeuge, dieses hänge von den Umständen ab, er kenne den Angeklagten zu wenig, um ein bestimmtes Urtheil darüber zu fällen, von welchen Beweggründen derselbe sich leiten ließ. Er könne auch die Unrichtigkeiten absichtlich in die Bücher gebracht haben, um Defekte zu verbergen.

3. Zeuge: Carl Samuel Erdmann, Domäneninspector für den Bezirk Landau, wohnhaft in Speyer. Entlastungszeuge. Ich würde aus den Unrichtigkeiten in den Büchern des Angeklagten, wenn ich sie vor dem 1. Mai 1849 entdeckt hätte, auf einen Rezeß geschlossen haben, denn Jeder Rentmeister mußte diese Irrthümer sogleich auffinden. In meinem Bezirke hat kein Rentamt Gelder an die prov. Regierung abgeliefert, nur in Kandel und Annweiler sind kleine Beträge gewaltsam weggenommen worden.

4. Zeuge: Friedrich Jacob Gebhard, früher Bürgermeister in Lauterecken. Am 31. Mai 1849 kam der Civilcommissär Reich nach Lauterecken. Es wurde eine Taxations-Commission wegen des Zwangsanlehens gebildet. Mitglieder waren der Angeklagte, der jetzige Bürgermeister Lehne, Glabbach, Purpus und ich. Lehne und ich bezeichneten nur wenige Personen, Glabbach, Purpus und der Angeklagte gaben Viele an, welche über 40,000 fl. besitzen sollten und zahlen mußten.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 28. Kaiserslautern, Donnerstag 10. April **1851.**

Ein deutscher Abenteurer.

(Fortsetzung.)

Wohl riethen mir meine Freunde und Kameraden ernst von diesem Schritte ab, sie riethen mir, das Infanterie-Corps genannt Oranien Prussien nicht zu verlassen, und selbst mein Chef mißbilligte und wiederrieth mein Vorhaben — indeß ich war von dem einmal gefaßten Entschluß nicht abzubringen. So wurde denn ein schriftliches Gesuch meines Chefs, des Lieutenants Colonel en Commandant von het tweede Bataillon Jagers, Herrn v. Walkern, um meinen Abschied beim Kriegsministerium eingereicht, allein darauf kam die Antwort zurück, das Kriegsministerium sey noch nicht ermächtigt, Abschiede für Offiziere zu ertheilen, und nur ein ausdrücklicher höchster Befehl Sr. Königl. Hoheit, dermalen zu Brüssel, an die sich unmittelbar zu wenden sey, könne einen solchen Abschied bewirken.

Ich verließ Maestricht und reiste nach Brüssel, erbat Audienz bei dem Prinzen, wurde gnädig empfangen und nachdem ich mein Anliegen vorgebracht, schrieb Höchstderselbe ganz einfach auf ein Blatt Papier: Diesem Offizier ist seine Demission auszufertigen. Wilhelm — welches Blatt der Prinz mir behändigte, und mir geboi, mich damit nach dem Kriegsministerium zu verfügen.

Das Kriegsministerium befand sich indessen nicht in Brüssel, sondern im Grafenhage. Diese Angelegenheit verschaffte mir das Vergnügen einer abermaligen Reise durch Holland, über Malines und Antwerpen, und von da zu Schiffe bis Scheveningen, wo ich denn Zeit und Muße genug hatte, mich meiner Kriegszüge in den Gegenden, die ich durchreiste, zu erinnern.

Im Gravenhage angelangt, erforderte die Ertheilung meines Abschieds die kürzeste Zeit. Ich erhielt einen Bogen Papier in Abwesenheit des General vor het Departement van Oorlog, vom Lieutenant General „delast met de port feuille," mittelst eines riesengroßen, gänzlich unleserlichen Namenszuges unterzeichnet, und darauf bestätigt, daß „Signe K. H. sy bestuit van der 15. dezer № 50 heft [illegible] goood gevonden hem (mir) op zyn verzoek (Ersuchen) eene honorable demisje te verleenen."

s'Gravenhage, den 22. Aug. 1814.

So war ich denn nun abermals ein gänzlich freier Mann, kehrte als solcher — nachdem ich den Gegenden Nordhollands für immer Lebewohl gesagt, nach Maestricht zurück, verkaufte meine Uniformen und Waffen, packte ein, nahm Abschied von allen meinen Kameraden, und entließ meinen Bedienten, dem die Trennung von mir sehr weh that, und der gern mit mir gegangen wäre — und fuhr mit der Post nach Aachen. In dieser Stadt hatte ich die Freude, den Fürsten Blücher von Wahlstadt wieder zu sehen, doch nur flüchtig und ohne ihn sprechen zu können; er saß an der Pharobank.

Ich hielt mich nirgend länger auf, als nöthig war, ich flog auf Flügeln der Liebe nach Hamburg, in die Arme meiner Jeanette.

Aber ich fand das Mädchen meines Herzens nicht so wieder, wie ich sie verlassen — sie war zurückhaltend — scheu — und verrieth in Sprache, Blicken und Geberden eine seltsame Befangenheit, die mir auffiel, die ich mir aber nicht erklären konnte.

Im Innern beunruhigt, voll Zweifel und quälender Gedanken dachte ich darüber nach, was die Ursache dieses so ganz veränderten Benehmens eines mir früher so innig und mit ganzer Seele ergebenen Mädchens seyn könne, und es lag der Gedanke, daß jetzt eine andere Neigung ihre Seele erfülle, so nahe, daß ich ihn unwillkürlich erfaßte.

Mein zweiter Besuch in Hamburg, nachdem ich Jeanette wieder gesehen, galt meinem lieben alten Hrn. Ahlers, welchen ich, als einen nicht sehr betrübten Wittwer antraf, Seine Xantippe hatte vor Kurzem das Jdische mit dem Himmlischen vertauscht, und er ihr, wenn nicht sichtbarlich, doch im Geist die bekannte Grabschrift gesetzt: Hier ruht mein Weib. Ihr ist nun wohl, und mir ist besser.

Digitized by Google

Der alte biederherzige Mann war außerordentlich erfreut, mich in solchen Verhältnissen wieder zu finden, und um mir ein Vergnügen zu machen, sagte er: — „Wir wollen miteinander, wenn es Ihnen nicht unlieb ist, in Ihr altes Geschäftslokal gehen, und gebe ich Ihnen ein Frühstück. Sagen Sie mir, Wen ich von Ihren frühern Bekannten dazu einladen soll!“

Ich erwiederte, daß Freund Ahlers alleinige Gesellschaft mir für den Augenblick die liebste und angenehmste sey, daß wir so am ungestörtesten von der Vergangenheit plaudern könnten, und daß ich gern an seiner Seite die alten Erinnerungen auffrischen wolle.

Unterwegs theilte mir Herr Ahlers mit, daß er jenes Weingeschäft an einen jungen Kaufmann verkauft habe, der es nun für alleinige Rechnung betreibe, und daß derselbe die ganze Etage des Hauses, in dem sich die ehemalige Weinstube befunden, für sich gemiethet habe — denn er, Ahlers, gedenke sich nun ganz zur Ruhe zu setzen, und den Rest seines thätigen Lebens nach eigenem Gefallen hinzubringen. Er rühmte mir sehr die Wichtigkeit und Gesandtheit seines Käufers und machte mich förmlich neugierig auf dessen Bekanntschaft.

Bei unserm Eintritt blickte ich in ein wohlbekanntes Gesicht, der junge Mann, der Eigenthümer der Weinwirthschaft staunte seinerseits, und — zwei langgetrennte Freunde lagen einander in den Armen. Ich hatte meinen frühern Reise-, Leidens- und Fluchtgefährten wieder gefunden — Karl Pranner.

Nun war unsers Ahlers Freude doppelt groß, unser Frühstück, dem die leckersten Austern und was sonst Hamburg Erlesenes bietet, nebst den trefflichsten Weinen nicht fehlte, dehnte sich unter lauter Erzählen, weit über die Mittagsstunde — und Freund Ahlers entschlummerte sanft, als der späte Nachmittag herbeikam. Wir ließen ihn ruhen, und tranken und plauderten wohlgemuth weiter.

Pranner erzählte mir seine Fahrten — er war nach unserer Trennung nicht mehr lange beim Militärdienst geblieben, hatte sich da und dort umgetrieben, Abenteuer in Menge bestanden, und endlich hatte ihn das Glück auch mit einem Lotterie-Gewinn begünstigt. Nach einem geregelten Geschäft sich sehnend, fügte der Zufall, daß Pranner mit Hrn. Ahlers bekannt wurde, und dieser ihm sein Weinschank-Etablissement verkaufte.

„Bald hoffe ich noch glücklicher zu werden, mein theurer Freund!“ plauderte Pranner erzählend weiter. „Ich habe ein Mädchen gefunden — ein Engel von einem Mädchen — und nicht ohne Mosen und Propheten — sie steht noch unter ihrem Vormund, aber demnächst wird sie mündig — und dann heiraspein wir uns. Die Verwandten müssen sie mir geben, verstehst Du, Freundchen, sie müssen. Wir haben schon den Grund zu unserm Eheglück gelegt — doch ist's noch ein Geheimniß, nur mir hat das süße Herz verschämt seinen hoffnungsvollen Zustand gestanden! Ach Freund, Du sollst, Du mußt sie sehen — sie wird auch Dich entzücken.“

„„Sie soll leben!““ rief ich, mit dem Freunde anklingend.

„Sie hat mir auch gebeichtet“ — fuhr Pranner in der gemein-redseligen Breite eines großen Theiles seiner liebenswürdigen Standesgenossen fort: „daß sie schon ein Amour gehabt habe, doch in allen Ehren, einen guten Burschen, och Koofmann, wie man zu sagen pflegt — er ist hernach, wie wir zwei beide auch gethan, unter die Holländer gegangen, und Corporal oder General oder so was, was sich ralt, geworden. Sie hat ihn freß gern gehabt, und er sie auch, aber er ist — wie sie sagt, sehr artig und bescheiden gewesen, und hat sich nie erlaubt, was ich mir erlaubt — wie sie auch sagt, und auch mit erlaubte. Was kümmert mich dieses Kerlchen — mag es im Himmel oder beim Teufel seyn, ich heirathe, sobald mein Geschäftchen in völliger Ordnung ist — meine theure Jeanette.“

(Schluß folgt.)

Miscellen.

(Die Zukunft unserer Erde.) Herr J. W. Schmitz stellt in den literarischen Blättern der Börsenhalle einige Beobachtungen über die scheinbare Verminderung des Durchmessers der Sonne zusammen. Die alten Egyptier sollen die Sonne doppelt so groß gesehen haben als wir; seitdem hat sich der scheinbare Sonnendurchmesser, den Ptolomäus im Jahre 140 zu 32'18'' angibt, bis 1820, nach Pizza's Messung auf 31'20'' verringert. Herr Schmitz schließt darauf auf eine zunehmende Entfernung der Sonne von der Erde; daß nach 6000 Jahren ihr Durchmesser nur noch ein Drittel des jetzigen Durchmessers betragen wird; daß, vermöge der dadurch bewirkten Wärmeabnahme, die Erde nach 2000 Jahren gänzlich unfruchtbar, nach 6000 Jahren aber mit ewigem Eise bedeckt seyn wird. — Schlimme Aussichten.

In dem Glaspalast der Londoner Industrieausstellung geht es schon sehr lebhaft und laut her. Es

Digitized by Google

haben sich dort bereits eine Menge freilich sehr unbedeutender, aber desto schwatzhafterer Gäste eingefunden, die nicht einmal Eintrittsgeld bezahlen. Es sind dies nämlich — Sperlinge, die in großer Anzahl in dem Krystallbauer umherflattern. Man zerbricht sich den Kopf darüber, wie die Spatzen nun hinausspedirt werden sollen. Schießgewehre anzuwenden, würde doch von nachtheiliger Wirkung auf die Glasscheiben seyn. Es wird den erfindungsreichen Engländern wohl nichts übrig bleiben, als in größter Eile eine „Sperlingsausweisungsmaschine" zu — erfinden.

London, 22. März. Der „Weserzeitung" schreibt ein Correspondent von hier: Ich war heute wieder im Industrieausstellungsgebäude, zu welchem man jetzt den unbefugten Eintritt nur auf Umwegen erlangen kann. Es ist noch auffallend leer in der ausländischen Hälfte und in imposanter Masse bisher nur der Zollverein erschienen, der übrigens wirklich nicht blos durch die Masse imponiren wird. Für die englische Hälfte ist der Raum trotz der statt gefundenen Erweiterung zu klein, und ich glaube wirklich, daß eine Nebenausstellung selbst lebhafte englische Unterstützung finden wird, denn überall ist weniger Raum bewilligt als verlangt worden, und die ganze Mannigfaltigkeit der englischen Industrie wird nicht repräsentirt seyn. Die polizeilichen Vorkehrungen, die zum Schutz der Besucher vor Taschendieben getroffen, sind wirklich großartig. Um das ganze Gebäude und im Innern nach den Stationsplätzen der dort mit der Bewachung betrauten Policemen soll ein electrischer Telegraph gelegt werden, mit so viel Zifferblättern als Polizei auf Wache ist, durch welchen die am Eingange stationirten Sicherheitspolizeibeamten ihre sämmtlichen Leute von dem Eintritt jedes einzelnen bekannten Taschendiebs avertiren. Dazu würde man freilich auch Pariser, Brüsseler, Hamburger und Berliner Polizeibeamte nöthig haben, denn daß auch der Continent seine Abenteurer, die ihr Handwerk sehr oft im Großen treiben, massenweise schicken wird, versteht sich von selbst. Jedenfalls werden die Besucher selbst am Meisten zu ihrem Schutze beitragen müssen.

Waldgang.

Der Storch und die Schwalbe, die Boten des Frühlings,
Sie locken hinaus in den knospenden Wald;
Doch kaum vor den Mauern, da singt mir ein Finke
Und duftet ein Veilchen ein freundliches: Halt!

Da reckt aus der eben entfrosteten Scholle
Der Crocus das brennende Köpfchen hervor
Und sagt mir ein Bienchen: ei, schau' dich nach mir um!
Und flüstert mir summend den Gruß in das Ohr.

Ei, Frühling, was soll das, du neckischer Knabe,
Du hälst mich zurück von des Waldes Pracht?
Und doch muß ich schau'n nach dem herrlichsten Kränzchen,
Muß schau'n, was der duftige — Waldmeister macht.

J. V. Kuscheit.

Assisenverhandlungen im großen politischen Prozesse.

(Fortsetzung.)

9. Zeuge: Heinrich Reeb, Schuhmacher in Rockenhausen. Ich hatte 2 Brüder beim ersten Aufgebot der Volkswehr. Der Gemeindediener machte bekannt, wer nicht marschire, werde fortransportirt. Ich weiß nicht mehr wer dem Gemeindediener den Auftrag hierzu gegeben hat. Bei Gelegenheit der Einzeichnung des 2. Aufgebots für die innere Sicherheit, wollten Mehrere sich widersetzen. Bolza wurde grob und Grill sagte, wer nicht einrete, den werde er den Andern Preis geben. Meine Einquartirungsbillete waren mit einem Kreuze bezeichnet, ich wußte aber nicht, was dies bedeute.

Die k. Staatsbehörde verliest eine Reihe von Grill aus dem Gefängnisse geschriebener und in dessen Wohnung mit Beschlag belegter Briefe.

Der Präsident: Grill! Sie haben die Polizei des Arresthauses verletzt; Sie haben in Ihren Briefen die Anklagekammer angegriffen, Gott und die Welt geschmäht. Dies war nicht in der Ordnung; Sie hätten Vertrauen in die Justiz haben sollen.

Grill: Ich schrieb die Briefe in meiner damaligen Gemüthsaufregung.

10. Zeuge: Heinrich Fröhlich, Leinenweber in Rockenhausen. Mein Sohn Heinrich wurde aufgefordert zu marschiren, er wollte aber nicht. Als 4 Freischaaren in mein Haus kamen, flüchtete er ins Preußische. Die Freischaaren sagten, sie seyen bei mir auf Execution, ich sey ein Aristokrat, mein Sohn ein Deserteur. Wer nicht mitgehe, dem werde der Kopf mit der Sense abgehauen und an die Hausthüre gesteckt. Der Ausscheller machte bekannt, wer in drei Tagen sich nicht stelle, werde mit Einziehung des Vermögens bestraft. Mein Sohn stellte sich hierauf bei Bolza wo er von einer Liste gestrichen und dann eingereiht

Digitized by Google

wurde, bis nach ein Paar Tagen das Land wieder beruhigt war.

Grill will von einer solchen Bekanntmachung durch die Schelle nichts wissen und Bolza will die Einquartirung dem Zeugen nicht geschickt haben.

11. Zeuge: Friedrich Fleischmann, Schreiber in Rockenhausen. Der Angeklagte Grill nahm mir einen Eid ab, ich weiß nicht mehr für die Reichsverfassung oder für die provisorische Regierung. Als eine Colonne Freischaaren einrückte, bewillkommte sie Grill auf dem Marktplatze; er sprach Etwas mit dem Hauptmanne, worauf dieser sich zu seinen Leuten mit den Worten wendete: „Also, Ihr seyd hier auf Execution; wo ihr hinkommt, tretet energisch auf.“ Bei der Einzeichnung zum ersten Aufgebot, sagte Grill, wer nicht komme, mit dem könnten die Andern machen, was sie wollten. Zu Gunsten von Bolza muß ich sagen, daß er sich dem Einrücken eines Corps Freischaaren widersetzte, weil die Gemeinde zu sehr belastet war. Grill widerspricht den Angaben dieses Zeugen.

12. Zeuge: Christian Eberle, Ackersmann auf dem Schacherhof. Mein Sohn wurde zum Volksheer aufgefordert, entzog sich aber durch die Flucht. Später brachte ein Bote einen Brief — ich weiß nicht von wem — worin mir mit 40 Mann Execution gedroht wurde, wenn mein Sohn sich nicht in Rockenhausen stelle. Der Cantonal-Ausschuß von Rockenhausen requirirte auch meine Fuhre zu einer Fahrt nach Göllheim.

13. Zeuge: Christian Christmann, Ackersmann auf dem Schacherhofe. Deponirt im Wesentlichen bezüglich seines Bruders wie der vorige Zeuge.

14. Zeuge: Heinrich Zimmer, Barbier in Katzenbach. Im Juni 1849 war ich als Freischärler in Göllheim einquartirt, ging aber einmal nach Hause. Um Mitternacht kamen 6 bewaffnete Freischärler unter einem Anführer, holten mich aus dem Bette und führten mich nach Rockenhausen auf die Hauptwache, wo ich wieder entlassen wurde. Wer den Befehl hierzu gegeben, weiß ich nicht. Von den Angeklagten sah ich damals keinen.

15. Zeuge: Ludwig Engel, Müller, früher Adjunkt in Würzweiler. Am 19. Mai 1849 erhielt ich in einem Brief den Auftrag, 5 Fuhren zu requiriren. Die Aufgeforderten weigerten sich aber zu fahren. Gegen Abend kamen mehrere Rockenhauser und sagten, wenn wir nicht Folge leisteten, käme Execution, worauf wir 4 Fuhren stellten.

16. Zeuge: Heinrich Knutz, Schuhmacher in Rockenhausen. Bei der Einzeichnung zur Rekrutirung beschuldigte mich Bolza, ich wiegle die Leute zum Widerstande auf und drohte, mich zuach Kaiserslautern führen zu lassen. Grill drohete sogar, mich als vogelfrei Preis zu geben. Aus Furcht unterzeichnete ich, flüchtete aber ins Preußische bis Alles vorüber war.

Bolza: Der Zwang ging nicht von uns, sondern von den Burschen selbst aus.

17. Zeuge: Heinrich Miedreich, Taglöhner in Rockenhausen. Wir gehörten zum zweiten Aufgebot, weigerten uns aber zu unterzeichnen. Da erklärte Grill, wer sich nicht stelle, der werde durch 6 Mann geholt und diese dürften dann mit ihm machen, was sie wollten.

18. Zeuge: Friedrich Gast, Notariatsgehilfe in Rockenhausen. Bei der Rekrutirung wollte Heinrich Kuntz nicht unterzeichnen. Grill sagte, wenn Kuntz nicht Alle Abend zum Exerziren kommt, so holt ihn, ich übergebe ihn Euch, macht mit ihm was ihr wollt, ich kann ihn nicht zwingen. Grill nahm uns auch den Eid auf die Reichsverfassung ab.

19. Zeuge: Jacob Reeb, Schulgehilfe in Rockenhausen. Bei der Rekrutirung sagte Grill, wenn Heinrich Kuntz nicht unterschreibt, so macht mit ihm was Ihr wollt. Ich selbst wurde auf eine Reklamation von Bolza und Helm, aus Rücksicht für die Schule vom ersten zum zweiten Aufgebot versetzt.

20. Zeuge: Valentin Franzreb, Ackerer in Rockenhausen. Wir wurden zum zweiten Aufgebote — bestimmt für die innere Sicherheit — aufgefordert. Viele Leute blieben aus, weßhalb Grill erklärte, wer nicht komme, den solle man holen. Zu dem ersten Aufgebote sagte er, wer nicht unterschreibt, den gebe ich Preis, Ihr könnt ihn alle Abend zum Exerzieren holen. Ich glaube, daß Grill dieses nur zur Beruhigung der Andern sagte und keine böse Absicht dabei hatte.

21. Zeuge: Paul Stuckert, Leinenweber in Rockenhausen. Bei der Rekrutirung drohte Grill dem Heinrich Kuntz, wenn er nicht unterzeichne, werde er ihn nach Kaiserslautern transportiren lassen, und alle Widerspenstige den Andern Preis geben.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 29. Kaiserslautern, Samstag 12. April **1851.**

Ein deutscher Abenteurer.

(Schluß.)

Bei dieser ganzen trivialen Erzählung erfaßte mich ein gewisser Unmuth — und zugleich eine Herzensangst — ich dachte an die Möglichkeit, daß auf gleiche Weise meine reine Liebe vergessen und sträflich hintergangen worden seyn könne — als der Name Jeanette mir einen Dolchstich ins Herz versetzte und ich ausrief: „Wie? Jeanette heißt Deine Erwählte, und wie weiter? Ihr Zuname?"

Mit gemüthlichster Heiterkeit und Selbstzufriedenheit nannte Pranner den Familiennamen meines Mädchens. Ich saß starr vor Schreck und Zorn — Pranner merkte es nicht einmal, er nöthigte mich, ich solle doch trinken.

Was sollte ich thun? In Wuth ausbrechen? Um ein Geschöpf mich ereifern, das mich so leicht vergessen, daß einem — wenn nicht schlechten, doch ganz faden Burschen gewöhnlichen Commisschlages leicht eine Gunst gewährte, um die ich nie zu bitten gewagt, für deren Gewähr Jeanette mir viel zu hoch und heilig stand? Was konnte Pranner dafür, daß gerade ich es war, den sein Glück eitel machte?

Ich entschloß mich rasch, ich gab noch anderweite Geschäfte vor — bat Pranner, Herrn Ahlers, der noch sein Freudenräuschchen ausschlief, zu grüßen und zu danken, schied und ging.

Zum Vormund Jeanettens ging ich, sagte diesem, daß aus der gehofften Verbindung zwischen mir und Jeanette nichts werden könne, daß ihr Herz, wie ich sicher erfahren, einem andern gehöre, daß die Familie sich nur freuen könne, wenn dieser Andere Jeanette wirklich heirathe, und daß ich mit blutendem Herzen eine verrathene Liebe begrabe, die drei Jahre lang das Heiligthum meines Seelenlebens gewesen sey, die mich fern vom Wege des Lasters gehalten, die mich oft in schweren Lagen und bangen Stunden still getröstet.

Ich verzieh Jeanetten ihre Treulosigkeit, ihren Fehltritt — es war ihr gegangen wie vielen Mädchen, die mit reiner und keuscher Liebe ihr Herz einem Jüngling schenken, mit dem sie den Blüthenmond des Erdenglücks in unschuldvoller Zärtlichkeit durchschwärmen, feurig an Idealen hängen, schmerzlichste Abschiedsthränen weinen, wenn wie fast immer, das Schicksal Trennung fordert, und ewig unwandelbare Treue geloben.

Aber da träufelt auf die Wunden der blutenden Herzen die Zeit ihren heilenden Balsam — da erwacht die Sehnsucht stärker und stärker, da verlangt Natur ihr Recht — und da naht die Verlockung, die Bethörung, die Verführung — und der Engel fällt — fällt oft in die Arme eines Alltagsgesellen, eines Libertins, eines Flachkopfs, der es beim Himmel nicht werth ist, Blüthen zu brechen, die eine reine Hand mit sorgender und entsagender Liebe gepflegt.

Ich sah Jeanette nicht wieder — ich eilte in meine Heimath — dort wußte ich auch noch ein edles, liebendes Herz, dem ich indeß weder Versprechen gemacht, noch Hoffnungen erregt — war es noch frei, so durfte ich es wohl mein zu nennen hoffen.

Und o Glück, ich fand mein Heidreich noch mit unverändertem Gefühle, mit der stillen, seelenvollen Neigung, die mich einst so lange und so sanft gefesselt.

Ich gründete in meiner Vaterstadt ein Material-, Spezerei-, Farbwaaren- und Wein-Geschäft und reichte meiner Jugendfreundin die Hand am Altar.

Nie habe ich diesen Schritt bereut; ich habe in der Liebe meiner Frau, Glück und Frieden, Trost und Ermuthigung, Halt und Stütze gefunden.

Durch ihre treue Mithülfe gedieh mein Geschäft zur Blüthe.

Oft bildeten Erinnerungen aus meinem Leben den Inhalt unserer Erzählungen, und sie, die Tochter des Thüringer Waldes, die nie außer den engen Grenzen ihres Heimathlandes gekommen, lauschte mit Antheil meinen Berichten. Es schien ihr kaum glaublich, daß ich König und Königin von Preußen, den

Digitized by Google

König von Holland, den der Niederlande, den von Schweden, den Sohn des letztern, die Großherzoge und Herzoge von Mellenburg und Weimar, den Churfürsten von Mainz, den Fürsten Blücher, Bernadotte als Prinzen von Porto Corvo, den Herzog Bernhard von Weimar, die Marschälle Mortier und Davoust, die Generale Olivier, Lefevbre, Molitor, Bülow, Schill, Winnig, Tettenborn, Perponcher, Dumerson und viele andere hohe und höchste Personen gesehen, und viele derselben selbst gesprochen habe.

Und eben so erregte ihr anthelinahmevolles Erstaunen die Beschreibung der Schiffe, von denen ich oft erzählen mußte.

Bei meinem so langen Aufenthalt in Brielle, in Hellevoetsluis, in Delfsiyl, Antwerpen und Rotterdam hatte ich, sowohl auf dem Wasser, als auf den Werften und auf dem Stapel viele tausend Schiffe gesehen, und kannte die Bauconstruction der stattlichen Linien- und Oorlogschiffe besser, als jene eines bürgerlichen Wohnhauses.

Einen besonders schönen Anblick gewährten die kön. holländischen Yachten, das Herrlichste aber, was in dieser Art das Auge sehen kann, ist der Anblick eines segelnden Linienschiffes, das in unbeschreiblicher Majestät vor uns dahingleitet.

Wie oft habe ich mit den bloßen Augen oder mit dem Fernrohr bewaffnet auf den Sandbergen bei Ter-Heiden die englischen mit vollen und einzelnen Segeln auf die Nordsee kreuzenden Schiffe betrachtet, und mich ergötzt, wenn die Sonne im Westen des unbegrenzten Meeres mit ihren letzten Strahlen, mit ihrem Gold jene Prachtschiffe überflammte, die in weiter, weiter Ferne wie leuchtende Wunder über sanftbewegte, kleine Wellen glitten.

Ein minder großartiges, aber leicht bewegtes Bild boten die zahllosen Fischerböte von Brielle, Hellevoetsluis, Schweningen und andern Küstenorten dar, welche unbekümmert um das mächtige englische Geschwader mit reger Emsigkeit die Fluthen durchschnitten — da wurden Netze und Angelfallen ausgeworfen, und fort und fort die harmlosen Bewohner des Meeres berückt.

Als ich jene Beobachtungen machte, meist bis zum Einbruch der Dunkelheit, war mein Herz oft sorgenschwer und kummervoll, mein Sinn war unzufrieden und sehnte sich von dannen.

Jetzt bin ich im friedlichen Kreise glücklicher Häuslichkeit und Familie geborgen und zufrieden — und da faßt noch immer mich, den alternden Mann bisweilen eine Sehnsucht an, wie ein Heimweh — und es kommen Augenblicke, wo ich mich wieder zu jenen Küsten sehne, wo ich das ewige Meer begrüßen und zu ihm, wie zu einer Gottheit beten möchte.

Jene Tage an jenen Küsten waren mir die glücklichsten während meiner zehnjährigen Abenteuererlaufbahn.

Wer das Meer nicht sah, hat das größte Wunder der Erde nicht gesehen.

Aber so ist das Menschenherz — es nährt ein ewiges Sehnen — den Alpenbewohner zieht es wieder nach den Firnen hin, dem Bewohner der Steppe wird es nicht heimisch, im Gebirge, der Lappe sehnt sich wieder nach dem Thrantopf in der elenden rauchigen Erdhütte — aber die Erinnerung des Schönen und Großen reicht auch dem Aermsten ihre Immortellen, sie kränzt den Hut des Wanderers mit Alpenrosen, schwingt über dem Haupt des Kriegers wehende Fahnen und über dem des einstigen Schiffers bläht sie schwellende Segel.

Kein Leben ist arm, das Erinnerung verschönt, und selbst die schmerzliche Erinnerung ist eine duftvolle Passiflore.

Preisausschreiben.

(Conv.-Bl.)

Mehrere Musikfreunde hier setzen durch den unterzeichneten Geschäftsbesorger hiermit einen Preis von vierzig Gulden rhein. auf diejenige Composition nachstehenden Gedichtes für gewöhnliche Singstimme und Klavierbekleidung, welche durch drei Preisrichter unter den einkommenden Bewerbungen als die preiswertheste erklärt wird.

Du Tropfen Thau, seh' ich dich an,
Kommt mir die Thräne süß und still,
Weil du so treu dein Blümlein liebst,
Wie ich wohl einmal lieben will.

Und trennt dich auch an jedem Tag
Von deinem Lieb der Sonnenschein,
Du kehrst am Abend stets zurück!
So muß wohl treue Liebe seyn.

Und stirbt dein Lieb vom Sonnenbrand,
Dann stirbst auch Du im letzten Kuß!
Ich seh' dich an und sinne still,
Wie solch ein Tod beglücken muß.

Oscar v. Redwitz.

Die Bewerbungen, jede von einem versiegelten Zettel begleitet, welcher Namen und Wohnort ihres Verfassers nennt und außen, wie jene, mit ein und demselben Sinnspruch oder Ziffer versehen ist, werden vor dem 1. August dieses Jahres und frei an den Unterzeichneten erbeten. Anders oder später einkommende Werke werden nicht angenommen. Die Preisrichter, drei anerkannt tüchtige Künstler, werden Ende

Digitized by Google

Juli von den Preisstellern erwählt. Die Preiszuerkennung, auch besondere Belobung ein oder der andern Bewerbung, werden, sobald sie ausgesprochen sind, unter Benennung der Verfasser, sowie der Preisrichter öffentlich bekannt gemacht. Das gekrönte Werk wird und bleibt gegen Behändigung des Preises an seinen Meister Alleineigenthum der Preisgeber; die übrigen — belobte mit diesfälliger Beurkundung versehen — werden auf kostenfreies Verlangen ihrer Einsender von mir zurückgegeben.

Mannheim im März.

A. Schüssler.

Assisenverhandlungen im großen politischen Prozesse.

(Fortsetzung.)

48. Zeuge: Johann Christian Fleischmann, Ackerer in Rockenhausen. Ich mußte mit meiner Fuhre 5 Fahrten thun, wozu ich von dem Gemeindediener Gerrmann bestellt wurde. Von wem er den Befehl dazu erhalten, weiß ich nicht. Bolza bescheinigte mir auf einen Zettel 4 Fahrten.

Auf Verlangen des Angeklagten Helm wird der Verwalter des Bezirksgefängnisses Johann Michael Kühenspieß declarationsweise vernommen. Derselbe erklärt: Schon früher gab ich dem Helm einige Arbeiten auf dem Bureau. Seit dem Monat September 1849 verwendete ich ihn zu dienstlichen Beschäftigungen. Er war ruhig, verschwiegen und man konnte ihm Alles anvertrauen, er verletzte niemals seine Pflicht.

Entlastungszeugen.

49. Zeuge: Joseph Kreichgauer, Friedensgerichtsschreiber in Rockenhausen. Von Hörensagen weiß ich, daß die Leute sagten, es herrsche doch seit dem Bestehen eines Cantonal-Ausschusses Ruhe und Ordnung. An seinem Eigenthum ist niemand verletzt worden; der Cantonal-Ausschuß hat sich der Requisition von Pferden widersetzt. Bolza erklärte mir einst, er sey nur so in die Sache gezogen worden; man könne doch dem Lumpengesindel nicht die Oberhand lassen. Grill äußerte: „Ich würde mich gerne zurückziehen, aber man hat Vermögen und darf der andern Parthei die Herrschaft nicht überlassen.“ Derselbe befaßte sich nur sehr ungern mit der Beschlagnahme der Kassen; ich hörte, wie er sagte: „Ich thue es nicht, ich will mit den revolutionären Sachen nichts zu schaffen haben.“

50. Zeuge: Valentin Rothley, Glaser, früher Adjunkt in Rockenhausen. Als bei der Rekrutirung des ersten Aufgebots die Leute sich weigerten, sagte Bolza, er stelle die Sache Jedem frei; doch sey es nöthig, daß man sich bewaffne, um dem allenfalls eindringenden Lumpengesindel entgegentreten zu können. Der Contonal-Ausschuß wurde durch die Mitglieder des Volksvereins gewählt und dann die verschiedenen Comissionen gebildet. Die Besitzer von Fuhren mußten der Reihe nach Fahrten leisten. Auf meinen Einquartirungsbilleten befand sich ein Kreutz und ich war doch ein Freund von Grill.

51. Zeuge: Friedrich Schmidt, Kaufmann und Gemeinderath in Rockenhausen. Der Cantonal-Ausschuß hielt Ruhe und Ordnung aufrecht, und beschützte das Eigenthum. Der Angeklagte Grill zog sich, sobald die prov. Regierung eingeführt war, sichtlich zurück. Er ist ein redlicher aufrichtiger Mann, Bolza ist nicht terroristisch, sondern ein Wirth der Späße macht; Heim ist von stillem ruhigem Charakter.

52. Zeuge: Heinrich Wagner, Adjunkt in Rockenhausen. In der Versammlung zum zweiten Aufgebot gab es Tumult wegen den Beamten. Die Angeklagten verhinderten durch ihr beruhigendes Benehmen alle Exzesse. Terrorismus habe ich bei ihnen nie wahrgenmmen, und kenne sie nur als achtbare, gefällige Leute.

Anwalt Golsen verzichtet auf die Abhör des Zeugen Jacob Hans von Rockenhausen.

53. Zeuge: Georg Hoster, Gastwirth in Dielkirchen. Im Jahr 1849 wurde im Alsenzthal durch Freischaaren desonders durch das Corps von Zitz, gewaltiger Terrorismus ausgeübt. Rockenhausen hatte viel durch Einquartierung und Requisitionen aller Art zu leiden, dadurch kamen die Angeklagten oft in große Verlegenheit. Sie hatten einen Theil des Proletariats gegen sich, und wurden von den Commissären Müller, Schlinke und Grün terrorisirt. Sie wollten auch ihre Stellen niederlegen, behielten sie aber auf unser Zureden, um die Gewalt nicht in fremde Hände gelangen zu lassen, denn die Freischaaren würden großen Zwang angewendet haben, während von uns stets mit Schonung verfahren worden ist. In dem Cantonalausschuß wurde nie aufregend gesprochen, ja es herrschte eine gewisse conservative Haltung. Grill blieb immer ruhig, während ihm von der Gegenpartei viele Beleidigungen zugefügt wurden, er ist ein braver, in seinen Geschäften ein reeller Mann; Bolza habe ich nur als redlich und ehrenhaft kennen lernen. Von Helm hörte ich, er sey ein rechtlicher, pünktlicher Geschäftsmann.

54. Zeuge: Carl Spieß, Gutsbesitzer auf dem Schmalfelderhof. Ich war Mitglied des Cantonalausschusses. Als der Befehl der provisorischen Regierung zur Rekrutirung und Steuererhebung eintraf, wollten Grill

Digitized by Google

und Bolza austreten; auf unser Zureden blieben sie, um Ruhe und Ordnung zu handhaben.

55. Zeuge: Johannes Steitz, Ackersmann auf dem Hengstbacherhof. Ich hörte, wie der Emissär Grün zu Bolza sagte, der Kantonalausschuß habe sich feig benommen und fragte, ob sie keine der provisorischen Regierung feindliche Leute im Kantone hätten? Bolza antwortete! Nein, und wenn wir auch solche hätten, würden wir sie nicht angeben. Als Grün die Post verlangte, gab ihm Bolza eine abschlägige Antwort.

56. Zeuge: Johann Philipp Wagner, Ackersmann und Ortsvorsteher in Rockenhausen. Der Kantonalausschuß suchte die Ordnung aufrecht zu erhalten. Die Fahrten mußten der Reihe nach geleistet werden.

57. Zeuge: Wilhelm Reiß, Schullehrer in Rockenhausen. Grill wurde zu dem, was er vornahm, von dem Emissär Grün veranlaßt; er äußerte sich oft gegen die provisorische Regierung. Als sich das Gerücht verbreitete, es würden die Geistlichen verhaftet, sagte Bolza, man solle sich schämen, Leute ohne alle Ursache ihrer Freiheit zu berauben. Helm ist ein ordentlicher, höflicher Mann, der sich alle Mühe gibt, seine Familie redlich zu ernähren. Zeuge beschreibt die Vorfälle bei der Rekrutirung; vom Standrecht habe er nichts vernommen.

58. Zeuge: Carl Schuhmacher, Schreiner in Rockenhausen. Ich hörte, wie ein Beamter der provisorischen Regierung dem Bolza, wegen Laxheit des Kantonalausschusses, die härtesten Vorwürfe machte. Den Angeklagten war die ganze Sache lästig und sie thaten Alles nicht eigenmächtig. Als Freischaaren das Wappen an dem Postwagen abkratzen wollten, verhinderte es Bolza.

59. Zeuge: Heinrich Dörrschuck, Hufschmied in Rockenhausen. Bei den Vorlesungen in den Vereinen, und auch bei der Beeidigung der Beamten, wurde immer gesagt, das Volk könne thun, was es wolle, zwingen könne man Niemanden.

60. Zeuge: Georg Breyhof, Schreiner in Rockenhausen. Bei der Rekrutirung verlangten die Leute die Beamten sollten sich zuerst einzeichnen lassen. Grill sagte, man könne diese nicht zwingen, ließ sie jedoch durch den Tiefenbach rufen. Als die Aufgeregtesten schrieen, man müsse ihnen, den widerspenstigen Kunz freigeben, erklärten Grill und Bolza, das könnten sie nicht. Vom Standrecht war keine Rede.

61. Zeuge: Philipp Graf, Bäcker in Rockenhausen. Deponirt im Wesentlichen wie der vorige Zeuge. Terrorismus sey nicht ausgeübt worden.

62. und letzter Zeuge: Valentin Opp, Ackerer und Gemeinderath in Rockenhausen. Gibt nichts Wesentliches in Bezug auf die Angeklagten an.

Die k. Staatsbehörde entwickelt die Gründe der Anklage und Anwalt Golsen trägt den allgemeinen Theil der Vertheidigung für Grill und Bolza vor.

Hierauf wurde die Sitzung geschlossen.

Sitzung vom 9. April.

Anwalt Golsen beendet seinen Vortrag und Anwalt Petri trägt die Vertheidigung des Angeklagten Helm vor. Nach den resp. Repliken wird die Sitzung geschlossen.

Sitzung vom 10. April.

Die Angeklagten werden befragt, ob sie persönlich noch Etwas zu ihrer Vertheidigung vorzubringen hätten? Auf deren verneinende Antwort erklärt der Präsident die Debatten geschlossen und stellt nach beendetem Resume bezüglich jedes Angeklagten 3 Fragen; sie betreffen die Mitwirkung und wissentliche Theilnahme an den drei verbrecherischen Attentaten und enthalten eine Reihe von, den Angeklagten zur Last gelegten, Thatsachen.

Nach einer Berathung von 1 Stunde geben die Geschwornen, durch ihren Vorstand Jacob Volz, Revierförster in Neuhemsbach, folgende Entscheidung ab: Die Erklärung der Geschwornen auf die vorliegenden 9 Fragen, den Hochverrath betreffend, ist: Nein, die Angeklagten sind nicht schuldig. Dahingegen erklären sie die drei Angeklagten für schuldig, die Steuerkasse in Bisterschied durch gemeinschaftliches Zusammenwirken in Beschlag genommen zu haben, jedoch ohne Gewalt. Nachtrag: Für den Angeklagten Helm nehmen die Geschwornen mildernde Umstände an.

Die königl. Staatsbehörde trägt an, in Anwendung des Art. 258 des Strafgesetzbuchs, die Angeklagten Grill und Bolza zu einer korrektionellen Gefängnißstrafe von 5 Jahren, den Angeklagten Helm zu derselben Strafe auf angemessene Dauer zu verurtheilen.

Die beiden Vertheidiger beantragen die Freisprechung der Angeklagten, weil die Thatsache, deren sie schuldig erkannt sind, nicht Gegenstand der Verweisung und Anklage sondern nur als Beweismoment für den Hochverrath in dem Verweisungs-Urtheil und dem Anklageakte aufgeführt sey, und weil diese Thatsache, wie sie durch die Geschwornen angenommen wurde, kein durch das Strafgesetzbuch verpöntes Vergehen bilde.

Das Assisengericht verurtheilt auf den Grund der Artikel 238, 463, 55 des Strafgesetzbuches und Art 365, 368 des peinlichen Prozedurgesetzes die Angeklagten Grill und Bolza zu einer korrektionellen Gefängnißstrafe von 3 Jahren, den Angeklagten Helm zu derselben Strafe auf die Dauer von 6 Monaten und sämmtlich solidarisch zu den Kosten.

Der Präsident bemerkt, daß ihnen das Gesetz die Befugniß gebe, Cassation gegen das ausgesprochene Urtheil nachzusuchen.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 30. Kaiserslautern, Donnerstag 17. April **1851.**

Das stumme Clärchen.

Aus dem Tagebuche eines Studirenden.

Von M. F.

1.

Die Musenstadt lag hinter mir. Seltsame Gedanken durchflogen mein Herz, als ich von dem letzten Hügel noch einmal zur ferne dämmernden Stadt hinblickte, in der ich zwei denkwürdige Jahre verlebt hatte. Der Blick in diese Vergangenheit machte mich etwas verstimmt.

Wie freundliche Gestalten zogen theure Erinnerungen an mir vorüber, wie schleichende Gespenster die bitteren Erfahrungen, die sich tief in die jugendliche Seele gruben. Die Blüthezeit des Volkes, seiner Freiheit goldener Traum, den in harmloser Begeisterung die Jugend geträumt, war an mir vorübergegangen, zerflossen war so schnell in der Gewalt der Ereignisse: aus seinen Trümmern rettete sich höchstens die Erinnerung an ein großes, aber unglückliches Vaterland. Doch in die finstere Nacht seiner Schicksale leuchtet ein leises Dämmerlicht, der Hoffnung Schimmer, die an bessere Zeiten mahnet und in den Herzen seiner Getreuen den schönen Glauben immer wenn auch fernen, doch erreichbaren glücklicheren Zukunft bewahrt und erneuert. —

Unter solchen Gedanken war vollends der Berg erstiegen. Theure Freunde hatten mich bis hieher begleitet; von dem Bande der Freundschaft umschlungen waren wir in schöneren Tagen vereint durch alle Stürme gegangen; sie wollten mit dem scheidenden Bruder auch noch diese einsame Stunde theilen.

Jedem fernen theuren Herzen noch eine Erinnerung, jedem nahen noch den Scheidekuß des Freundes, von Aller Munde ein lautes herzliches Lebewohl und in wenigen Augenblicken erschallten Thal und Hügel vom letzten Sang:

> Mag auch das Haus zerfallen,
> Was hat es denn für Noth;
> Der Geist lebt in uns Allen
> Und unsre Burg ist Gott!

Der Wagen rollte fort und trug mich rasch in die Ebene hinab. Aus den Augen waren Stadt und Freunde, aus dem Herzen Lust und Freude.

Also der Heimath zu, dacht' ich, und wie ein wehmüthiger Gedanke flog mir die Mahnung durch die Seele, daß es nicht mehr so sey, wie einstens. Einst hatte es Zeiten gegeben, in welchen das Bewußtseyn, der Heimath zuzueilen, mich doch so freudig gestimmt hatte, und jetzt war ich für diese Hoffnung so leer und empfindungslos, und wenn sich etwas meiner bemächtigt hatte, so war es höchstens der hoffnungslose Gedanke, daß ich dort nicht finden könne, was ich hier verloren!

Woher die Veränderung? wollte ich erstaunt mich selber fragen. Da regte sich lauter der Eindruck der eben vergangenen Scene; ich dachte wieder der entflohenen Tage, der verlebten Stürme, an denen sich meine Jugend geweidet, und diese schönen Erinnerungen noch überstrahlend trat vor meine Seele die freundliche Gestalt Louisen's — und die Frage war gelöst. — Ich hatte Freunde gefunden und in der Liebe des schönen Mädchens die Verwirklichung lieblicher Träume. Was Wunder, wenn ich — im Herzen andres Hoffen, andres Streben — mit leisem Bangen der Heimath zuwanderte, die ich so arm an solchen Wünschen verlassen.

Doch wenn die Wirklichkeit aus unsern Armen gestohlen, hält die Erinnerung den schönen Traum in der Seele zurück und von ihrem Zauber umschwebt wird die Vergangenheit zum freundlichen Bilde, in dessen Anblick sich stets die entflohene Lust erneuert. — Und diesen Trost nahm ich ja mit in die Heimath, auf deren Gefilden mir die Erinnerung einer Zeit lächelte, in der ich ohne diese Wünsche einstens so glücklich gewesen!

2.

Unter solchen Zweifeln und Hoffnungen verstrich langsam die Zeit meiner Fahrt, die mich durch einsame, bisweilen höchst öde Gegenden meinem Ziele näher führte. Aus dem blauen Nebelduft der Ferne erhoben sich grüßend alsbald die Gipfel der

Digitized by Google

freundlichen Berge, in denen ich allmählig die waldigen Höhen erkannte, die mein väterliches Thal beschirmten.

Der Abend der dritten Tagesreise nahte heran; nur eine Stunde noch, so war der letzte Berg überschritten und jetzt lag, vom Zauber der Abendsonne beleuchtet, in einsamer Feier die freundliche Gegend vor mir, in der ich noch unbekannt mit des Lebens ernsteren Stunden der Kindheit glücklichen Traum durchschwärmte. So friedlich tönte der väterlichen Heerde heimisches Geläute an mein Ohr, wie die Zauberklänge längst verrauschter Harmonieen, die den trunkenen Geist in eine ferne Welt verlockten.

Die schattigen Linden, die das väterliche Dach beherrschten, die beblümte Hausflur, auf welcher der fröhliche Knabe gespielt, die grünen Tannenhügel, wo ich oft auf einsamen Rasensitzen der scheidenden Sonne nachblickte, die lustigen Felsenhöhen, der stille See, an seinem Ufer noch der alte Kahn. — Alles lag in unendlicher Pracht vor mir, und ich — in dieser Anschauung verloren, war wieder ein Kind aus jener Vergangenheit, die jetzt meine träumende Seele erfüllte. —

Lange stand ich hier und überließ mich ganz dem Eindruck dieser schönen Empfindungen, in welche sich unwillkürlich jene bittere Schwermuth mischte, die so gern das Herz überfällt, wenn es unwiederbringlichem Glücke nachträumet. Die Sonne lächelte noch einmal von den Bergen herüber; ihre letzten Strahlen mahnten mich, fortzugehen. Mit unnennbaren Gefühlen flog ich den Berg hinab, der Schwelle meines Vaterhauses zu, und lag in wenigen Augenblicken — in den Armen der Meinigen. —

* * *

Nachdem die ersten Augenblicke des freudigen Widersehens vorüber waren, faßte die Mutter vertraulich meine Hand, und führte mich in das (mir) wohlbekannte Kämmerlein, das an das Wohnzimmer stieß.

Hier lag auf dem länglichen Bette eine bleiche Gestalt, auf deren noch jugendlichem Antlitze unverkennbar die Spuren bitterer Leiden thronten. Ein leises Weh spielte um die blassen Lippen, die halbgeöffnet dem stillen Beobachter den herben Schmerz zu klagen schienen, der ihrer Jugend blühende Kraft verzehrte.

Bei unserm Eintritt schlug sie die Augen auf und ihre Blicke trafen erschrocken mich; — Ein hörbarer Seufzer scholl durch die engen Räume, und von unserm erstaunten Anblick weg wandte sich ein thränenvolles Antlitz.

Ich war verwundert über die fremde Erscheinung, noch mehr aber über den sichtbaren Schrecken, der sie bei meinem Anblick erfaßte. In ihrem geheimnißvollen Blicke leuchtete ein sonderbares Gefühl, wie der erwachende Groll, womit ein tiefgekränktes Herz nach langen Jahren seinen unvergessenen Beleidiger wieder begrüßt.

Wir blieben lange in stummer Theilnahme vor ihrem Bette stehen; endlich winkte ich meiner Mutter, und wir verließen das Stübchen. Noch einmal wandte sich die Kranke gegen uns, sah mich mit starren Augen an und weinte wieder.

Der unbeschreibliche Eindruck dieser Scene erregte in mir die sonderbarsten Vermuthungen. Es war mir, als ob ihr Anblick nicht so fast die verheerende Wirkung eines körperlichen Leidens, sondern vielmehr das schreckliche Wahrzeichen vergangener Stürme verkündete, deren vergifteter Hauch oft schohnungslos Jugend und Lebensglück zerstöret.

Ich wollte eben mit Fragen in meine Mutter dringen, als sich die Thüre öffnete und ein großer hagerer Mann mit einem Schreiben in der Hand hereintrat. Es war der Ortsvorstand.

„Gott grüß Euch, Frau Mutter," begann er in treuherzigem Tone.

„Nicht wahr, heute ist's wieder der zehnte Tag, seit dem das stumme Clärchen bei Euch im Quartier ist?"

„Freilich" meinte die Mutter, und lud ihn ein, sich niederzusetzen.

Das stumme Clärchen! murmelte ich unzufrieden zu mir selber; stumm also das geheimnißvolle Wesen! — und eine stille Beschämung folgte meinen romantischen Gedanken. „Heute werdet Ihr wieder abgelöst," fuhr der Alte fort; muß den Zettel da zu Eurem wilden Nachbar hinübertragen; wird sich kaum nach dieser Veränderung sehnen die arme Närrin!"

Bei diesen Worten klopfte er mich mit seinen ehrlichen Augen verwundert an; es mochte ihm seyn, als ob er eine längst vergessene Gestalt wieder sähe, die er auf den ersten Augenblick wohl nicht mehr erkannte. Nach langer Betrachtung machte er endlich seinen Zweifel in einem herzlichen Händedruck Luft, den ich ihm eben so aufrichtig erwiederte.

„Also das stumme Clärchen holt ihr wieder ab?" richtete ich mich endlich mit einer vertraulichen Frage an ihn, nachdem er uns zuvor noch ein Klaglied vorgejammert, wie die Zeit so schnell vergehe, wie sie den einstigen Knaben zum kräftigen Jünglinge mache und fast mit jedem Jahre eine Silberlocke mehr von seinem ehrlichen Haupte verdränge.

„Ja, junger Herr," versetzte er mit wehmüthigem

Digitized by Google

Tone, hab' schon Manches erlebt die vielen Jahre, die mir der liebe Himmel schenkte, aber mit dem stummen Clärchen bleibt's doch immer eine räthselhafte Geschichte. Nicht wahr, Frau Mutter," und ein tiefer Zug folgte aus der Kanne, in der man ihm einen Trunk Bier vorgesetzt hatte. — „Ein halbes Jahr mag's ungefähr seyn, seit sie mit der alten Frau — Gott habe sie selig — in unsere Ortschaft gekommen ist. Beide bewohnten im Gemeindehäuschen da droben ein kleines Stübchen und lebten still und fast unbekannt in der Gemeinde fort, bis endlich vor ein paar Monaten der liebe Gott die alte Frau plötzlich zu sich nahm. Seitdem war das stumme Clärchen allein. Bald darauf fing sie zu kränkeln an und ist bis jetzt nicht mehr gesund geworden. Auf mein Zureden nahm sich die Gemeinde ihrer an; die wird sie verpflegen bis an das Ende ihrer Tage. Seither hat man nichts Besonderes von ihr gehört, und wenn man jetzt noch zuweilen vom stummen Clärchen redet, so zuckt man höchstens mitleidig die Achseln und denkt dabei, die wird wohl Niemanden mehr lange plagen!"

3.

Nach dieser kurzen Erzählung rüstete sich der Nachbar zum Fortgehen. „Die Sonne ist schon lang hinab, der Mond kommt erst um Mitternacht und ich hab noch ein gutes Stündchen bis zu meinem Gartenzaun, und meine alte Brigitt ist gleich voller Besorgniß, wenn's über den Bergen drüben schon finster wird und sie sieht mich noch nicht über's Gemeindebergl heraufsteigen.

„Ei, trinkt noch einen Schluck!" entgegnete ihm freundlich die Mutter. Wenns Euch zu spät seyn sollte, so schick' ich Euch einen tüchtigen Wegweiser mit und ihr dürft außer Sorgen seyn."

„Dank Frau Mutter, habs nicht vonnöthen; wegen des stummen Clärchens wißt Ihr, und damit Gott befohlen! —

Der Alte war fort. Lange noch hörte man seines Hundes Gebell durch die einsame Nacht, die ich jetzt unter den Linden, bis wohin wir ihn begleitet hatten, schweigend in ihrer erhabenen Ruhe betrachtete.

Die freundlichen Sterne! Von dieser Stelle hatte ich so oft in kindlicher Rührung zu ihnen emporgeblickt! Ahnungsvolle Sehnsucht nach unbekannten Idealen war meines Herzens vertraute Führerin, die den kindlichen Blick stets nach den goldenen Höhen führte, in deren wolkenloser Klarheit sich heute wieder mein trunkenes Auge weidete. Aber dieses ferne Träumen war zur süßen Wahrheit geworden, ich fühlte, daß ich nicht mehr so einsam nach ihrem himmlischen Glanze schaute und in der Seele erklang, wie Liederton ein leise mahnender Ruf, der mich unwiderstehlich zur Ferne hinzog.

Und doch es war das Gefühl der Wehmuth, das mich wieder in diese friedlichen Fluren bannte; eine stille Erinnerung sagte mir, ich hatte der Jugend ersehntes Glück gefunden, aber den Frieden der Kindheit verloren. — (Forts. folgt.)

Naturhistorisches für das Jahr 1851.

Unter dieser Ueberschrift und mit dem Motto: „Die Natur ist immer wahr", bringt ein norddeutsches Blatt über die vermuthliche Witterung des Sommers 1851 einen Artikel, in dem der Verfasser sich nicht zu den gewöhnlichen Wetter- und Klimamachern zählt, sondern seinen Witterungsglauben aus einer Quelle geschöpft zu haben behauptet, die „klar und lebendig an der Hand der Natur, Vernunft, Erfahrung und Geschichte sprudelt". Der Verfasser des Aufsatzes, ein alter praktischer Forstmann, also eine mit Luft und Wetter vertraute beachtenswerthe Autorität, glaubt, daß der Sommer von 1851 in Deutschland eben so heiß werde wie der von 1811 und die trockenen Jahreszeiten von 1822, 1834 und 1842 an durchschnittlicher Wärme übertreffen wird. Er basirt dies darauf, daß die Jahre 1849 und 1850 denen von 1809 und 1810, von 1820 und 1821, von 1832 und 1833, denen von 1840 und 1841 rücksichtlich der Näße und des hohen Wasserstandes entsprechen, — dann darauf, daß der Winter 1850 und 1851 in Bezug auf die gelinde Temperatur und anderweitige Eigenthümlichkeiten denen von 1810 bis 1811, 1821 bis 1822, 1833 bis 1834 und 1841 bis 1842 gleichkomme, — so wie er endlich als Argument anführt, daß den genannten heißen Sommern stets im Anfang des Jahres wie es auch jetzt der Fall ist, Erdstöße und zwar zuerst in der Nähe der Alpen vorhergingen. — Weitere Anzeichen für die Richtigkeit seiner Behauptung findet er in den sogenannten „Absspringen", — d. h. in den letztjährigen Zweigspitzen der Bäume — aller Pappeln, insbesondere aber der Rothtannen, die in diesem Jahre oft handhoch bei einzelnen Stämmen sich zeigen und die ähnlichen Vorkommnisse früherer Jahre bei weitem übertreffen. Diese „wunderbare Naturerscheinung" mache sich gegenwärtig besonders in dem Garten bei Sanssouci bemerkbar. Sowie aus dem Pflanzenreich, so schöpft er auch aus dem Thierreich seine Wahrnehmungen. So z. B. versammelten sich bereits am 21. Febr. 1851 kurz nach Sonnenaufgang unter großem Spektakel zwischen dem Fahrländer- und Krampnitzsee unfern von Potsdam die wilden Ganter mit den Gänsen aus dem Havel-

Digitized by Google

thal und zogen mittelst Westwind um viele Wochen früher als sonst in Ketten, dann einzelnen Gruppen, doch ununterbrochen zu tausenden gen Osten. Der Westwind hatte hier und weiter östlich Tags zuvor die Eiskruste von den Seeen nebst Gewässern zu Grund gesagt und verkündete dem anbrechenden deutschen Frühling durch seine gefiederten Bewohner in der lautesten vielstimmigsten Weltsprache ein baldiges Kommen. — Auch der Kater miaute bereits um 4 Wochen früher als gewöhnlich; die Füchsin ging längst zu Bau; die Schnepfen nisten bei weitem früher als sonst. Man könnte also, sollte der von Potsdam her verkündete heiße Sommer wirklich eintreten, auf ein gutes Weinjahr rechnen.

Die Flechtenheilanstalt in Cannstatt.

Der vierzehnte Jahresbericht der Heilanstalt für Flechtenkranke in Cannstatt, von Hofrath Dr. Veiel, besagt: „Diese Anstalt, bis jetzt die einzige Deutschlands, insofern einige ähnliche Institute, die in neuer Zeit vorzugsweise in Norddeutschland entstanden, wieder eingegangen sind, besteht seit 14 Jahren, in welchem Zeitraum 1253 Flechtenkranke aufgenommen wurden, von denen 905 vollkommen geheilt, entlassen werden konnten, 294 mehr oder weniger gebessert, und nur 54 erfolglos, wobei zu bemerken ist, daß die meisten Fälle äußerst hartnäckig und veraltet, zum Theil als unheilbar erklärt waren. Es kamen nach und nach alle Formen von Flechten in Behandlung. Im verflossenen Jahre wurden 120 Flechtenkranke in die Anstalt aufgenommen, von denen 94 vollständig geheilt, 23 gebessert und 3 ohne Erfolg entlassen. Darunter befanden sich 88 Nichtwürtemberger, und zwar 26 Preußen, 20 Bayern, 11 Badener. Die Cur erforderte im Durchschnitt 8 bis 9 Wochen, in einzelnen schweren Fällen 3 bis 4 Monate. Der Aufwand betrug in der Woche 12 bis 14 fl. Die Behandlung besteht theils im Gebrauch unseres Mineralwassers und der Mineralbäder, theils in der consequenten Durchführung sogenannter methodischen Curen, welche auch noch längere Zeit nach dem Austritt aus der Anstalt den Fortgebrauch gewisser Mittel verlangen, wenn ein zuverlässiger Erfolg erzielt werden will, zumal langjährige Erfahrung beweist, daß die meisten Flechten von den Eltern oder Großeltern herstammen, und somit tief im Organismus wurzeln. Uebrigens ist die Cur selbst viel leichter, als sich dieselbe manche vorstellen, da keine Hungerkost, sondern nur eine dem besondern Falle angepaßte Diät vorgeschrieben ist, und im übrigen die Kranken jede Freiheit genießen. Darüber sind alle einig, daß zu Hause eine solche Behandlung unausführbar ist, und wie viele bedauern so lange mit der ernstlichen Heilung eines Uebels gezögert zu haben, das, je länger es besteht, um so hartnäckiger und zu Recidiven geneigter wird."

Mittel, unfruchtbare Aepfel- und Birnbäume fruchtbar zu machen.

In einer landwirthschaftlichen Zeitschrift las ich vor etwa 15 Jahren: „Unfruchtbare Birnbäume werden fruchtbar, wenn, man im hohen Sommer an einem recht heißen Tage in der Mittagsstunde die Rinde bis auf's Holz und zwar von der Krone bis zur Wurzel ganz abzieht."

So unwahrscheinlich mir auch diese Behandlung vorkam, so fühlte ich doch Lust eine Probe zu machen. Es fehlte mir aber an einem unfruchtbaren Birnbaume. Einer meiner liebsten Jugendfreunde hatte in die Mitte des hiesigen Todtenhofes einen Apfelbaum gepflanzt. Dieser so nahe am Grabhügel des längst entschlafenen Freundes stehende Baum war mir ein liebes Andenken an Jenen. Von Jahr zu Jahr breitete er seine schön geformte Krone weiter aus, aber bis 1846 hatte nicht Eine Blüthe seine Zweige geziert. Kann man einen Birnbaum auf die angegebene Weise fruchtbar machen, so muß es wohl auch bei Apfelbäumen möglich seyn. So dachte ging ich an einem sehr heißen Tage in der ersten Woche des Monats Julius im hohen Mittag hinaus und schälte den erwähnten Baum von der Krone bis zum Boden bis aufs nackte Holz. Kaum war die Cur vollendet, so war mirs zu Muthe, als hätte ich ein Unrecht begangen. Besorgt wegen des Erfolges besuchte ich oft den mißhandelten Baum, hatte aber im Herbste die große Freude, ihn mit einer zarten schönen Rinde überzogen zu sehen. Im Frühlinge 1847 schmückten viele Tausend Blüthen und im Herbst eine Menge Aepfel den Baum. — Für solche, die einen ähnlichen Versuch machen wollen, erwähne ich noch, daß es nöthig ist, auf der Südseite die losgetrennte Rinde oben einige Tage lang fest zu lassen, damit sie wie ein Vorhang am Stamm hängen bleibe, weil sonst etwa ein Fünftel seines Umfanges keine neue Rinde bekommt.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. [illegible] Kaiserslautern, Donnerstag 1[illegible] April [illegible] 1851.

Das stumme Clärchen.

Aus dem Tagebuche eines Studirenden.

Von M. E.

(Fortsetzung.)

Unter traulichem Geplauder im Kreise der Meinigen war heute noch manche vergnügte Stunde vorgegangen. Das stumme Clärchen war mir wieder eingefallen. Die Erzählung des alten Schulzen vermochte nicht die geheimnißvollen Gedanken zu verdrängen, die der seltsame Gruß der bleichen Gestalt in meine Seele wälzte.

Ein Gespräch über die Unbekannte ward bald wieder angeknüpft. „Das Geheimniß ihres Schicksals wird sie mit ins Grab nehmen,“ versetzte mitleidig die Mutter nach einigen Fragen.

„Es ist grausam vom Himmel,“ nahm ich das Wort, „solch' Unglücklichen auch den letzten Trost zu nehmen, den ein gepreßtes Herz durch die Offenbarung seines Duldens bei theilnehmenden Seelen noch finden kann.“

„Ihr Schweigen ist beredter als Alles, was sie mir über ihr Unglück sagen wollte; in den wenigen Worten, die ihr das kindliche Dankgefühl ihrer schönen Seele für meine Theilnahme entlockte, habe ich zur Genüge die bittere Wahrheit gefühlt, die sie in ihrer verschwiegenen Brust verbirgt.“

„Wie, sie hätte mit Ihnen gesprochen?“

„Es sind nur wenige Augenblicke, in denen sie sich mir vertraulicher nähert.

„Das stumme Clärchen? Also nicht.“ —

4.

„Man kennt sie in der Gegend nur unter diesem Namen,“ fiel die Mutter belehrend in meine Frage; „wie die Menschen sie fanden, immer still und verschlossen, so halfen sie sich aus dem geheimnißvollen Räthsel durch den Glauben, daß sie stumm sei. Viele denken noch heute so, andere wissen es, ändern aber an der seltsamen Bezeichnung nichts mehr, die sich nun einmal durch den ersten Eindruck ihrer Erscheinung verbreitet hat.“

Diese unerwartete Erklärung erfüllte mich mit einer freudigen Empfindung; sie erweckte zugleich eine leise Hoffnung und den Zauber des ersten Eindruckes wieder, der mich unwillkürlich zu der duldenden Gestalt hinzog.

„Der vornehme Klang ihrer Sprache,“ fuhr die Mutter weiter, „ihr edles weibliches Betragen ließen mich bald auf eine vornehme Erziehung schließen; in dem gelassenen Muthe, womit sie stillschweigend, höchstens mit den Klagen der Thränen, ihr Unglück trägt, begegnet mir das Bild eines edlen Herzens, vor welchem ich Achtung trage.“

„Mir macht es Gram, so oft ich tröstend vor ihrem Bette stehe und ihr in das langsam erlöschende Auge blicke,“ begann sie nach einer kleinen Pause wieder. „Ein unseliger Traum — bei solchen Betrachtungen kann kein Mutterherz gerne verweilen — aber Kinder, geht noch einmal hinab zu ihr, und fragt, ob sie nach nichts verlange; die Nacht ist lang für den, der keinen Schlummer kennt.“

„Und warum,“ unterbrach ich sie, „haben Sie mich gleich nach den ersten Augenblicken zu ihr geführt?“

„Seit acht Tagen sprachen wir von der baldigen Hoffnung Deines Wiedersehens. Seitdem ist kein Tag vergangen, an dem sie nicht in stets geheimnißvollem Tone nach Deiner Ankunft fragte. — Wenn mich diese Fragen oft verlegen machten, so fühlte mein bekümmertes Herz doppelt den sichtbaren Schrecken, der sich bei deinem Eintritte auf ihren bleichen Wangen spiegelte. Kein Wort, nur Thränen, nur ein flüchtiger Seufzer — das Mutterherz hat ihn tief empfunden!“

„Ich kenne sie nicht,“ antwortete ich beruhigend, „ich habe sie nie gesehen! Vielleicht die erwachende Erinnerung einer vergangenen Zeit, vielleicht einer ähnlichen Gestalt — wer weiß, wie wunderbar oft menschliche Schicksale sind! Hoffen wir indeß, daß die nächste Zeit dies Räthsel löst.“

Digitized by Google

Ich hatte die bewegte Rührung meiner Mutter bemerkt, und wollte für heute nicht länger mehr davon sprechen. Was ich gesehen und gehört hatte, genügte mir. Ich sehnte mich jetzt zur Ruhe und begab mich auf mein Schlafzimmer. —

Nach langer Zeit bewohnte ich die bekannten Räume wieder, deren heimliche Stille so feierlich und erinnerungsvoll zu meinem Herzen redete. In der dunklen Weite da draußen klopfte die Grille ihr monotones Lied durch die schweigende Nacht, die Blätter der nledlichen Laube rauschten mir ihren melancholischen Gruß entgegen, so freundlich und wehmüthig, wie erwachte Geister aus der glücklichen Zeit, die ich wieder zu locken glaubte.

Noch lange beschäftigten mich die Bilder des vergangenen Tages, bis ich endlich mit dem trüben Gedanken einschlief, auch in der friedlichen Heimat gibt es Unglückliche. —

* * *

Der nächste Vormittag verging mit Besuchen bei meinen Freunden. Das stumme Clärchen war Gegenstand mancher Frage, womit ich alte Bekannte wieder begrüßte; ihre Antwort schaffte mir keine Klarheit in den wirren Zweifeln — noch heute wollt' ich mir selbst ihre Lösung holen.

Der Mittag war kaum vorüber, und vor dem Lager der Geheimnißvollen stand der kühne Träumer in gespannter Erwartung dessen, was sich ihm hier offenbaren sollte.

Ich traf sie wachend. Aus dem fast erloschenen Glanze ihres großen, herrlichen Auges leuchtete noch ein schwärmerischer Reiz, der an den Zauber vergangener Liebesgluth erinnerte; ein wehmüthiger Ernst breitete sich über die blassen Züge, auf denen sich unverkennbar der Ausdruck weiblicher Sanftmuth erhalten hatte.

Fast verlegen fragte ich nach ihrem Befinden. Eine leise kaum vernehmbare Antwort folgte.

„Sie haben gestern geweint, als ich mit meiner Mutter hier eintrat?“ fragte ich unentschlossen weiter.

Verzeihen Sie, wenn mich ihr Anblick an eine Gestalt erinnert, die ich verfluche.“ —

Sie wandte sich hinweg von mir. — Der feierlich ernste Ton, mit dem sie diese Worte gesprochen hatte, steigerte meine Verlegenheit. Ich konnte mich begnügen; allein ich hatte den Muth oder die Feigheit nicht, jetzt schon zu gehen, sondern näherte mich ihr vertraulich und sprach:

„Beruhigen Sie Sich; wer weiß ob der Unglückliche ihren Fluch verdient!“

Da wandte sich ihr Antlitz wieder zu mir; eine Thräne rollte über die bleichen Wangen; mit gebrochener Stimme antwortete sie: „O ich habe mich lange genug mit diesen Zweifeln gequält: ich bin ihrer los geworden, um ruhig sterben zu können.“

„So wär's die Erfahrung einer schmerzlichen Täuschung, die ihnen das Leben verbittert? Hoffen Sie, diesen Eindruck kann die Zeit verwischen.“

„Das werd' ich nie wünschen; ich will mir diese Erinnerung vergehen.“

„Und sie sind im Stande, sie zu verfluchen?“

„Ich kann mein Unglück nicht segnen.“

„Aber es vergessen!“

„Das ist nicht mehr möglich — ich habe mit dem Leben und seinen Ansprüchen nichts mehr gemein. In dieses Elend gebannt, umgeben von den Träumen vergangenen Glückes, wie von den Schaudern meines jetzigen Jammers — bleibt mein einziger Trost meine baldige Auflösung, und wenn etwas mein Scheiden aus dieser Welt noch trübet, so ist's der hoffnungslose Gedanke, daß ich die Meinigen nicht wieder sehe, die ich so tief gekränkt habe.“

Ein Strom von Thränen unterbrach ihre Worte.

„Verzweifeln Sie an Ihrer Genesung nicht,“ erwiderte ich tröstend; „die Kraft ihrer Jugend wird sie beschwingen.“

„Für mein Leiden gibt es keinen solchen Trost.“

„Die Rückkehr in den Kreis der Ihrigen —“

„Der bleibt mir ewig unzugänglich.“

„Kein Fehltritt ist so groß, daß seine Sühne unmöglich wäre.“

„Aber auch kein Fluch so gräßlich, als der, den Eltern auf ihr ungerathenes Kind geschlendert.“

„Des Kindes Reue nimmt ihn zurück.“

5.

„So werd' ich auch ferne von ihnen mit ihrer Versöhnung sterben. — Nein ich will, ich darf nicht zu ihnen, vor ihren Füßen müßte ich bekennen, daß selbst mein Unglück mein Herz nicht besserte. Die Schuld, die mich einst von ihnen gebannt, bewahre ich in der Brust bis zum Grabe.“

„Auch der beleidigten Liebe der Eltern bleibt ein wehmüthiges Angedenken, das niemals für ihr Kind verlischt. Wer weiß, ob sie Ihnen nicht längst verziehen!“

„Nimmermehr. Erwecken sie nicht Hoffnungen in mir, deren Erfüllung mich nur mit ihren bittern Vorwürfen vernichtern würde. Mein Geist sehnt sich fort aus dem düstern Gefängnisse dieses siechen Körpers nach einer besseren Welt. Ich erschrecke nicht

Digitized by Google

vor der Ewigkeit — mein Dulden habe ich dem Himmel anheimgestellt und für meine Schuld gebüßt genug."

„Diese trüben Gedanken vergrößern Ihr Unglück Ihre Verschlossenheit kann Ihren Schmerz nicht erleichtern; Sie verschmähen den Trost freundschaftlicher Theilnahme."

(Fortsetzung folgt.)

London, 11. April 1851.

Allgemeines zur bevorstehenden Weltausstellung.

Die Zeit kommt heran. Noch zwanzig Tage und der Hydepark sieht die Welt in seinem Raume. Wir wissen nicht wie die Dinge enden werden, und verschiedene Urtheile, verschiedene Ansichten hört man laut werden, wenn man gegenwärtig die Straßen von London durchwandert. Neben England, das offenbar den ersten und vorzüglichsten Nutzen aus der großen Weltindustrieausstellung zieht und entschlossen ist, den industriellen Kampf mit der Welt aufs entschiedenste durchzukämpfen, hofft vorzüglich der Deutsche in den kommenden Monaten sein Glück zu machen und mit staunenswerthem Starrsinn glaubt er die äußerste Anstrengung machen zu müssen, um mit augenblicklicher Aufopferung ein Ziel zu erreichen, das er sich lange schon mit den schönsten Farben ausgemalt hat. Wir theilen die sanguinischen Hoffnungen unserer Landsleute nicht und halten es für Pflicht, sie von hier aus darauf aufmerksam zu machen, daß auch in London selbst die Aussichten wegen unmittelbarer Vortheile mehr als getheilt sind. Die einen stellen sich auf diesen, die andern auf einen andern Standpunkt. Hier sieht man auf das Jahr 1851 als einen wahrhaften »annus mirabilis« und hält den Gedanken der großen Weltausstellung für die größte Idee des Jahrhunderts. Dort hält man Ausstellungen jeder Art für theilweisen Unsinn und nutzlosen Aufwand und kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß die große Weltausstellung keine Ausnahme machen werde. Während die meisten deutschen und französischen Blätter des Lobes und der Hoffnungen voll sind, hält ein amerikanisches Blatt, der „New-York-Weekly-Herald", den längst ausgesprochenen Gedanken fest, daß die große Londoner Ausstellung nichts anderes sey, als eine vortreffliche Spekulation Großbritaniens und daß sie für England einen beträchtlichen Gewinn abwerfe. John Bull, sagt das Blatt, ist eine herausfordernde und eingebildete Persönlichkeit und die Ausstellung, die er in Ausführung bringt, ist nur die von ihm selbst. Wie verschieden auch die Urtheile lauten mögen, so viel steht fest, daß die ganze civilisirte Welt ihre Abgesandte schicken wird, und schon laufen Schiffe von allen Himmelsgegenden in den Hafen von London ein, welche die verschiedenen Bewohner der Erde mit einander in Berührung bringen und von denen ein großer Theil hofft, Reichthümer mit in die Heimat zurückzubringen die ihm, wenn er je solche erlangen würde, von englischer Spekulation noch vor seiner Abfahrt gewiß wieder entlockt werden würden. England fürchtet sich nicht vor der Masse von Besuchern aus der Anzahl der Bewohner des Continents, weil es hofft, dem Festlande diejenigen Besonderheiten abzutauschen, die ihm bis jetzt die Concurrenz mit dem Ausland unmöglich machten und durch deren Gewinn es hofft, der Marktplatz für alle Nationen zu bleiben.

Mit unausgesetzter Mühe wird die Vollendung der großen „Halle der Nationen" betrieben und mit Zuversicht darf die Welt darauf rechnen, daß die Eröffnung der Halle am ersten des folgenden Monats stattfinde. Das Gebäude ist fertig und die Auffstellung der Gegenstände im Innern schreitet rasch vorwärts, so daß niemand mehr zweifelt, daß es in der vorbestimmten Zeit möglich seyn wird, die fremden Besucher in das kolossale Gebäude einzuführen.

Wir Deutsche thun wohl daran, uns für einen längeren Aufenthalt in London mit Mitteln zu versehen und nicht zu vergessen, daß die große Weltausstellung keineswegs ein bloßer Marktplatz ist, der seines Absatzes sicher ist. Ob von Seiten der deutschen Regierungen hinlänglich Sorge dafür getragen ist, daß ihre Staatsangehörigen ein geeignetes Unterkommen und die zweckmäßigste Weisung erhalten, wollen wir hier nicht entscheiden; die Aufstellung deutscher Geschäftslente in London, die ihr Sonderinteresse haben und mit dem besten Willen nicht Zeit und Muße genug finden, um sich ihrer Landsleute kräftig anzunehmen, scheint uns eine unpraktische, halbe Maßregel und es dürften in dieser Hinsicht Erfahrungen gemacht werden, die zu spät erkennen lassen, wie dringend wünschenswerth die Auffstellung unabhängiger, mit den Verhältnissen Londons bekannter und ausschließlich für das Interesse der deutschen Staatsangehörigen besorgter Männer, die der englischen Sprache mächtig sind, gewesen wäre. Was es heißen will, wenn man in einzelnen deutschen Ländern von Besuchern der Weltausstellung nach einem 14tägigen Aufenthalt Berichte verlangt, das möge die Erfahrung lehren und mögen uns unsere deutschen Lands-

Digitized by Google

leute Glauben schenken, wenn wir ihnen bei den Einrichtungen, wie sie bis jetzt getroffen worden, vorhersagen, daß sie, wenn sie sich nicht selbst und auf besserem Wege zu helfen wissen, mit bitterer Täuschung in die Heimat zurückkehren. Daß deutsche Professoren und Beamte zur Anstellung abgeschickt werden, finden wir vollkommen in der Ordnung, ob es aber nicht zweckmäßig wäre, diesen, und ganz besonders wenn sie der englischen Sprache nicht mächtig sind, gebildete Sach- und Verhältnißkundige an die Seite zu stellen, die sie in so mannigfachen Beziehungen zurechtweisen könnten, ist eine Frage, die von Seite der abgesandten Experten selbst seiner Zeit am besten beantwortet werden wird. Wir wünschen den bisher geschehenen Bemühungen den besten Erfolg und werden Ihnen versprochenermaßen berichten, wie die Verhältnisse sich gestalten und was das Resultat der großen englischen Speculation seyn wird.

Miscellen.

— Ganz Belgien ist auf einen großartigen Prozeß gespannt, der noch mehr Aufsehen machen wird, als der Prozeß Praslin, Görlitz, Lafarge u. s. w. Der schauerliche Vorfall spielt auf dem Schlosse Bitremont, das dem Grafen von Bocarmé gehört. Der Bruder der Gräfin, Gustav Fougnies, ein Mann von 28 Jahren, stand auf dem Punkte, sich zu verheirathen, als er sich ein Bein abnehmen lassen mußte. Da er ein großes Vermögen besaß, so wurde seine beabsichtigte Heirath von seinem Schwager und seiner Schwester ungern gesehen. Am Tage vor der Unterzeichnung des Ehecontracts speiste Fougnies in dem Schlosse. Man saß bis gegen Abend bei Tische. Als es dunkelte, hörte man Wehgeschrei im Speisezimmer, Gustav war erkrankt, bließ es, und nach einer halben Stunde — am Schlagflusse — gestorben. Es verbreiteten sich indeß bald allerlei Gerüchte, und der Graf wie die Gräfin Bocarmé wurden verhaftet. Der Graf hatte an seinem Körper offenbare Spuren von einem heftigen Kampfe; in dem Körper des Todten fand man Gift-Andeutungen, eine Krücke desselben war zerbrochen, und man konnte nur einzelne Stücke desselben wiederfinden, da sie wie das Halstuch und andere Kleidungsstücke des Unglücklichen, verbrannt worden war. Die Sache kommt in den nächsten Tagen vor die Assisen. Bereits sind über 200 Zeugen abgehört, und man spricht davon, daß eine entsetzliche, grauenvolle Geschichte an den Tag kommen werde.

Kaiser Nikolaus sandte vor einigen Jahren einen Spiegel von seltenster Größe und Schönheit mit einer Gesandtschaft als Geschenk an den Kaiser von China. Der Spiegel mußte die ganze unermeßliche Strecke von Petersburg bis Peking von Menschenhänden getragen werden. (Faktisch!) Nur wer die Straßen und Wege im inneren Rußland kennt, der kann die unglaublichen Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens begreifen. Der Herr aber wollte es, und der Spiegel kam unbeschädigt in China an. In der Zwischenzeit waren Mißhelligkeiten zwischen dem russischen Hofe und der Sonne des Reiches ausgebrochen, der Kaiser von China nahm weder die Gesandtschaft, noch deren Geschenk an, und ein Courier, der diese Ereignisse im Vogelfluge nach Petersburg meldete, fragte zugleich, was mit dem Spiegel zu geschehen habe. Auf demselben Wege und in der nemlichen Weise lautete der Befehl, solle der Spiegel zurückgebracht werden. Der Großfürst Michael, welcher gerade zugegen war, schlug dem Kaiser lächelnd eine Wette vor, daß derselbe nicht unzerbrochen zurückkomme. Der Kaiser ging darauf ein, und der Courier erhielt noch die Weisung, dem Führer des Transports bei Verlust der kaiserl. Gnade und strenger Strafe die größte Vorsicht zur Pflicht zu machen, dagegen ihm anzuzeigen, daß er im Falle der glücklichen Rückkehr eine große Belohnung zu erwarten habe. Mit namenloser Vorsicht wird das ungeheure Werk ausgeführt, und der Spiegel von 40 Menschen getragen, kommt glücklich und unverletzt auf dem Isaaksplatz in Petersburg an, wo der Kaiser mit seinem Bruder am Fenster steht und über die gewonnene Wette lacht. Auf der Treppe des Winterpalais stolpert indeß einer der Träger, fällt, reißt seinen Nebenmann mit zu Boden, dieser den nächsten, und — der kostbare Spiegel liegt in tausend Trümmern zerschmettert am Boden. Der Großfürst hatte seine Wette gewonnen!

— In Californien, dessen Metallschätze in der letzten Zeit durch sehr mächtige Silber-Minen und neu gefundene Quecksilber-Gruben bereichert worden sind, will man jetzt, jenseits der Sierra Nevada, am Pitch-Fluß, einige Meilen vom Gänse-See (Goose lake), einen über hundert Fuß hohen Berg, aus reiner Magnesia bestehend, gefunden haben. Mehrere Meilen weit sollen die Ufer des Flusses aus diesem Stoffe, mit Eisen vermengt, bestehen.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 32. Kaiserslautern, Donnerstag 24. April **1851.**

Das stumme Clärchen.

Aus dem Tagebuche eines Studirenden.

Von M. E.

(Fortsetzung.)

„Sie kann mein Elend nicht lindern. Jede Silbe meines Geständnisses verdammt einen theuren Namen. Unbekannt wie es bisher war, soll es bleiben. Wenn ich mehr Ihnen offenbarte, als ich wollte, und Sie glauben konnten, so rechnen Sie dieß dem lebendigen Eindrucke zu, womit Ihr Anblick alte Erinnerungen wieder mächtig in meiner Seele erneuerte." —

„Clara, des Menschen Unglück ist sein Wahn; seine Gewalt bethört oft die edelsten Herzen. Sehen Sie Sich wohl vor, daß Sie Sich nicht selbst betrügen. Die düstere Anschauung des Lebens, die Ihnen eine bittere Erfahrung aufdrängt, läßt Sie vielleicht die Liebe manches getreuen Herzens verkennen, das in der Ferne unverweilt Ihrer gedenkt."

„Seit sechs Monaten bin ich ohne Nachricht; dieses Stillschweigen läßt keinen Zweifel übrig."

„Wissen Sie, daß Ihr Aufenthalt dort bekannt ist?"

„Der läßt sich erforschen. Ich habe keinen Grund zu zweifeln, daß man mein Schicksal dort weiß, wo man mich treulos vergessen hat."

Die letzten Worte hatte sie sichtbar erschöpft gesprochen; ein tiefer Seufzer aus der freudenlosen Brust sagte mir, daß meine Lektion für heute zu Ende sey. Ihr thränenvolles Auge blickte sehnsüchtig durch das Fenster in die Ferne hinaus, gleich als wollte sie über den Hügeln dort Jemand erschauen, der sie von ihrem Gram erlöste.

Tief gerührt faßte ich die zarte, weiße Hand; der Puls schlug fieberhaft.

„Ihr Arzt wird Sie öfters besuchen," unterbrach ich die Pause, „ich werde dafür sorgen. Fügen Sie Sich seinen Anordnungen und dann vertrauen Sie auf die ewige Liebe dort oben, die die Menschen oft auf wunderbaren Wegen zu ihrem Ziele führt. Wenn fremdes Mitgefühl Sie bisweilen zu trösten vermag, so finden Sie hier theilnehmende Seelen, die in der Erleichterung Ihrer traurigen Lage gern eine schöne Pflicht erfüllen."

„Sie wissen, daß mich heute mein Schicksal wieder in fremde Hände liefert."

„Seyen Sie unbesorgt, Sie dürfen uns nicht verlassen, bis Sie wieder gesund sind."

„Ich danke Ihnen! die Liebe, die mir in diesem Hause widerfahren, bleibt mir unvergeßlich — sie hat mich in manchem verlassenen Augenblicke getröstet, — in Ihnen fand ich den würdigen Sohn Ihrer edlen Mutter!"

Der Blick, mit dem sie mir bei diesen Worten unverwandt in's Antlitz sah, flößte mir tiefe Wehmuth ein.

Sie weinte bitterlich: mein Herz fühlte, was in dem ihrigen vorging, — ich verließ sie. —

* * *

Das erste Verhör war also vorüber; ich hatte wenig Hoffnung, aber auch wenig Lust, in einem zweiten noch mehr zu erfahren. In den kurzen Offenbarungen las ich die Geschichte des unglücklichen Mädchens vollkommen.

6.

Die Aufregung, in welche sie die erweckte Erinnerung ihres stillbegrabenen Leides versetzte, hatte sie tief ergriffen. In den Armen des Schlummers lag sie, als meine Mutter mit einer Erfrischung zu ihr kam, — auf dem lebensmüden Antlitze das Bild einer Verblichenen. Ihr Traum war vielleicht, frei von den Banden der schrecklichen Wirklichkeit, in der ersehnten Ferne dort, wo man sie treulos vergessen hatte. Lange standen wir vor ihrem Bette und betrachteten sie stillschweigend in ungestörter Aufmerksamkeit.

Was mir in dieser grausam zertretenen Jugendblüthe begegnet, dacht' ich, was jetzt mit den Thrä-

Digitized by Google

nen der Reue die fürchterliche Täuschung entflohener Hoffnungen beweint, und in dem Bewußtseyn seiner Vernichtung ewig den Fluch erneuert, der die vergangene Lust verdammet, das ist Liebe! Nach den bittersten Stürmen feiert sie den Triumpf des glücklich vollendeten Kampfes mit den Eindrücken der Kindheit — in den Armen des Elends und der Verweisung!

Ich grollte dem Schicksale, noch mehr dem verworfenen Herzen, das in der Ferne, vielleicht wohlbewußt, mit dieser schrecklichen Schuld beladen umherging.

* * *

So war ein Tag meines Aufenthaltes in der Heimat vorüber.

Ein Brief von meinen Verwandten in S . . . lud mich unverzüglich in ihre Mitte, um den längst beschlossenen Plan einer Gebirgsreise mit mehreren Freunden in Ausführung zu bringen.

Morgen schon sollte ich fort; die Anstalten zu meiner Abreise waren bald gerüstet.

Meiner Mutter empfahl ich noch die Pflege des armen Wesens; ich konnte darauf rechnen, daß ihr Wohl einer eben so liebevollen, als mitleidigen Hand anvertraut war. — Bis zu meiner Rückkunft hoffte ich, sie vielleicht von ihren körperlichen Leiden hergestellt zu sehen; und mit diesem Erfolge konnte auch ihre kranke Seele gewesen.

Die Stunde meiner Fahrt war gekommen. Ehe ich in den Wagen stieg, eilte ich noch einmal in Clärchen's Kämmerlein, wo sie nachdenkend auf ihrem Bette lag. Ihre bloße Hand zitterte in der meinigen. Freundlich sprach ich zu ihr:

„Ich verlasse auf kurze Zeit meine Heimat. Leben Sie wohl indeß! Ich kehre bald wieder. Hoffen Sie dann, daß ich Ihr Schicksal nicht ohne thätige Theilnahme lasse."

„Was werden Sie thun können?"

„Mit ihrem Vertrauen die Zweifel lichten, die Ihr Leben so hoffnungslos umhüllt haben."

„Sie werden es vergebens versuchen; was ich dulde, ist bittere Wahrheit."

„So wird es mein Trost seyn, mit dem Urheber Ihres Unglücks zu rechten!"

„Mein Mund wird nie seinen Namen verrathen."

„Das Schicksal selbst kann ihn enthüllen!"

„Ich werde nie daran Schuld seyn."

„Edles Mädchen: Wer an dem Gram dieser Jugend Schuld ist, verdient keine solche Treue mehr."

„Aber mein ewiges Stillschweigen."

„Nimmermehr, wenn es die Heilung Ihres stillen Leidens verhindert."

„O ich kann darüber ruhig schweigen. Das Geständniß seines Namens würde nur Ihren Schrecken vermehren."

Eine unheimliche Pause folgte. Stärker fühlte ich den Druck ihrer Hand und wehmüthig schluchzte sie mir entgegen:

„Leben Sie wohl — ich sehe Sie nicht wieder, — ehren Sie das Andenken einer Unglücklichen" —

Die Mutter trat ein und mahnte mich, daß es Zeit sey — draußen stampfte der Kutscher ungeduldig vor dem Wagen, ich mußte fort — in wenigen Minuten hatte ich die Heimath aus den Augen verloren.

* * *

Am Abend des folgenden Tages erreichte ich S... Der herzliche Willkomm bei meinen Verwandten, das Wiedersehen der freundlichen Gestalten, in deren traulichem Kreise ich mich bald wieder heimisch fühlte, verscheuchte die düstere Stimmung, mit der ich die Heimath verlassen hatte.

In dem Anblicke der schönen Natur, die mich hier umgab, fand ich mich wieder vergnügter. Auf den Gipfeln der Berge, fernen Regionen näher, empfand ich das Wehen einer besseren Welt.

„Auf den Bergen ist Freiheit. Der Hauch der Grüfte.
Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte.
Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual."

Weit unter mir krochen die kleinen Gestalten, die Menschen mit ihrem Jammer; ich lächelte mitleidig zu ihnen hinab; an dem..... Herzen der ewigen Mutter Natur fühlte ich mich über sie und ihr Elend erhaben!

So lebte ich hier in dem beständigen Wechsel von harmlosen Freunden, ganz für die Genüsse, die mir Natur und Freundschaft boten; in die stillen Vergnügungen dieser freundlichen Tage mischte sich bisweilen eine freudenlose Erscheinung, — es war Clara's Bild.

Vierzehn Tage waren fast vergangen, zur Heimath zog mich oft die leise Mahnung, dort eine verlassene Seele zu trösten.

7.

Eines Morgens — es war Sonntag — überraschte mich ein Brief. Ich las neugierig — es waren die Schriftzüge meiner Mutter.

„— beiliegend überschicke ich Dir einen Brief, der gestern unter Deiner Adresse hier angekommen ist. Unter Thränen des tiefsten Mitleides schreibe ich Dir: Clara stirbt; für ihre Genesung ist keine Hoffnung

Digitized by Google

mehr. In ruhigen Augenblicken ruft sie oft nach Deinem Namen.

Ich forsche vergebens nach dem geheimnißvollen Grunde. Eile, wenn du die letzten Wünsche einer Sterbenden erfüllen willst. Leb' wohl.

Deine Mutter.

(Fortsetzung folgt.)

Nach London.

Die große Industrieausstellung in London, welche am 1. Mai beginnt und während fünf Monaten dem Publikum geöffnet bleibt, wird eine große Menge Reisende theils zur Erweiterung ihrer Kenntnisse, theils zum Vergnügen zur Reise nach London veranlassen. Diese Reise zu erleichtern, bei billigen und festen Preisen größtmöglichste Annehmlichkeit und zugleich die Gelegenheit zu bieten, die vielen Sehenswürdigkeiten Londons in kurzer Zeit zu sehen, ist der Zweck der „allgemeinen Reisegesellschaft" zur Londoner Industrieausstellung, welcher ihr durch die Bereitwilligkeit der betreffenden Regierungen und der Eisenbahn- und Dampfschifffahrtsverwaltungen erleichtert wird.

Von der belgischen Regierung beschützt und empfohlen, gelang es dieser Gesellschaft, mit den verschiedenen Eisenbahn- und Dampfschiffsdirectionen des kürzesten Weges nach London via Ostende-Dover Verträge abzuschließen, welche außer der großen Schnelle und Annehmlichkeiten der Extrazüge noch bedeutende Reductionen des gewöhnlichen Fahrpreises bieten. In London selbst hat die Gesellschaft mit den ersten Gasthöfen verbindliche und umfassende Verträge geschlossen, welche sie in den Stand setzt, stets eine bedeutende Zahl Reisende auf comfortabelste Weise unterzubringen und zu beherbergen, wobei ein bedeutendes Personal zu Begleitern und Führern den ankommenden Reisenden zur Disposition gestellt wird.

Die Gesellschaft hat keine Kosten gescheut, dem Publikum diese gewiß vollkommene Reisegelegenheit zu bieten, und die Preise in der Weise gestellt, daß selbst der Unbemittelte seinen Wunsch, die große Industrieausstellung zu sehen, befriedigen und die ihm durch die Reise entstehenden Kosten fest calculiren und im Voraus ordnen kann. Die Gesellschaft wird sich streng an die Vorschriften des Reglements und des Prospectus binden.

Reise nach Köln: Von den mit Köln durch Eisenbahnen verbundenen Hauptplätzen Deutschlands reisen, soweit es thunlich, die sich bildenden Gesellschaften mit Extrazügen nach Köln und sind zu diesem Zwecke mit den betreffenden Eisenbahngesellschaften die nöthigen Verträge geschlossen worden. Die für diese Züge erzielten Reductionen in den Eisenbahnfahrpreisen sind bei dem Agenten zu erfragen, welcher die nöthigen Einleitungen zu treffen hat und die Züge bis Köln durch einen Bevollmächtigten begleiten läßt. Für diejenigen Reisenden, welche auf dem Wasserwege nach Köln gelangen, ist eine Verbindung mit der Kölnischen Dampfschifffahrt geschlossen und werden die Theilnehmer ersucht, sich mit den betreffenden Agenten dieser Gesellschaft zu benehmen, welche feste Verträge abzuschließen bevollmächtigt sind. Die für diese Fahrten über Ostende von der Direction der Kölner Dampfschifffahrt bewilligte Ermäßigung der Passagierfahrten genießen nur die Theilnehmer der allgemeinen Reisegesellschaft. Die betreffenden Agenten werden den Reisenden die Abfahrtstage und Stunden der Eisenbahnen und Dampfschiffe, welche mit den Extrazügen von Köln in directem Anschluß stehen, mittheilen. Die Kosten für Verzehr und Logis bis zum Abgange von Köln werden von den Reisenden selbst getragen und dieselben ersucht, ihre erfolgte Ankunft baldmöglichst der Hauptagentur mitzutheilen.

Von Köln nach London: Auf dem Büreau zu Köln erfahren die Reisenden die Stunde der Abfahrt der Extrazüge und erhalten die nöthigen Anweisungen; den Extrazügen werden Begleiter beigegeben, die das Interesse der Theilnehmer zu vertreten haben. Auf den rheinisch-belgischen Eisenbahnen reisen die Inhaber von Billeten der ersten Kategorie im Wagen erster Klasse, die der zweiten und dritten Kategorie in Wagen zweiter Klasse. Jeder Reisende hat vierzig Pfund Bagage frei und für etwaiges Uebergewicht die gewöhnliche Eisenbahntaxe zu zahlen. Zur Vermeidung von Verwechselungen erhalten die Reisenden Zettel zum Anhängen an die Bagagestücke und werden dieselben ersucht, bei der Umladung über ihr Gepäck zu wachen. Der Extrazug fährt à grande vitesse, und werden nur die unumgänglich nöthigen Aufenthalte an einzelnen Stationen gemacht.

In Verviers nehmen die Reisenden ein entsprechendes Frühstück ein, und in Ostende ein Diener. Die Abfahrt von Ostende ist auf sieben Uhr Abens festgesetzt und wird die Ueberfahrt nach Dover in vier bis fünf Stunden gemacht. In Dover ist die Visite der Douane unmittelbar nach Ankunft, und nach Beendigung derselben die Abfahrt der Eisenbahnzüge nach London, wo dieselben um fünf Uhr Morgens eintreffen. In London werden die Reisenden durch Beamte des Unternehmens empfangen und erhalten

Digitized by Google

von denselben die Adresse und Anweisung für die Gasthöfe, wohin sie sofort durch Omnibus gebracht werden, und nachdem sie von ihrem Zimmer Beschlag genommen, zu dem sie erwartenden Frühstück sich einfinden.

Aufenthalt in London. Da die Einrichtung getroffen ist, daß jeder Gesellschaft von zehn Personen der ersten Kategorie ein Führer zugetheilt ist, so werden die Theilnehmer ersucht, sich möglichst schon auf der Reise in solche Gesellschaften zu formiren; den Herren der zweiten Kategorie wird auf je fünfzehn Personen, denen der dritten Kategorie wird auf je zwanzig Personen ein Führer beigegeben. Diese sowohl mit den verschiedenen Sprachen als Lokalitäten Londons durchaus vertrauten Führer und die Bedienung in den Gasthöfen sind von dem Unternehmen gestellt, und werden die Theilnehmer benachrichtigt, daß sie nichts dafür an die Betreffenden zu entrichten haben. Außerdem gewährt die Gesellschaft den Theilnehmern während des Aufenthaltes in London:

Erste Kategorie: Gasthof ersten Ranges, — jeder Reisende ein vorzügliches Zimmer und Bett. — Die Frühstücke bestehen aus: Kaffee oder Thee, Butter und Brod, zwei warme und kalte Fleischspeisen, Eier ꝛc. — Die Diner bestehen aus: Suppe, eine Fleischspeise, drei Fleischgerichte, drei Gemüse, süße Speisen, Dessert, Ale oder Porter, Sherry oder Portwein. Alle Gerichte sind bester Qualität und à discrétion.

Zweite Kategorie: Gasthöfe ersten Ranges (mindere Ansprüche.) Jeder Reisende hat ein gutes Zimmer und Bett. — Die Frühstücke bestehen aus: Kaffee oder Thee, Butter und Brod, Fleischspeise oder Eier. — Die Diner bestehen aus: Suppe, Fisch, zwei Fleischspeisen und zwei Gemüse, sowie Dessert. Ale oder Porter. Alle Speisen bester Qualität und à discrétion.

Dritte Kategorie: Beste Gasthöfe zweiten Ranges mit gutem Bett. — Die Frühstücke bestehen aus: Kaffee oder Thee, Butter und Brod, Fleisch oder Eier. — Das Mittagessen besteht aus: Suppe, zwei Fleischspeisen, zwei Gemüse, sowie Dessert, Ale oder Porter. Alle Speisen bester Qualität und à discrétion.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Die Zeitung von Galveston berichtet, daß die berühmte wilde Frau von Navidad gefangen ist. Eine Jagdgesellschaft gerieth zufällig in das Lager dieses seltsamen Wesens und nahm sie fest. Sie ist eine afrikanische Negerin, die seit fünfzehn Jahren ein Orangoutangleben in diesen Wildnissen führt. Ihre Nahrung während dieser Zeit bestand aus Eicheln, Nüssen und andern wilden Früchten. Gelegentlich stahl sie auch Speisen aus den benachbarten Ansiedelungen. Englisch sprach sie nicht, doch unterhielt sie sich fließend mit den Negern der nahen Pflanzungen.

An einem Abend der letzten Tage hört ein Berliner Hausbesitzer, daß unter dem Fenster seines nach dem Hofe gelegenen Arbeitszimmers ein schönes Quartett von acht Männerstimmen gesungen wird; bald erfährt er, daß ihm diese künstlerische Huldigung gilt, und lauscht am geöffneten Fenster, damit ihm, einem Freunde des Gesanges, kein Ton entgehe. Mit ungetheilter Aufmerksamkeit weilt er an seinem Platz bis zum Schluß des achten oder neunten Liedes — so viele hatten die unermüdlichen Ständchenbringer gesungen — und geht dann in den Hof, um den freundlichen Sängern seinen gerührtesten Dank auszusprechen. Unter vielen höflichen Reden wird der Dank abgelehnt und man versichert den würdigen Hausvater, „er habe gar keine Ursache zu danken“ — Eine Viertelstunde später geht der Hausbesitzer „zur Weißen“, kommt bei der geöffneten Thür einer zur ebenen Erde gelegenen Wohnung vorbei und ein Blick in dieselbe überzeugt ihn, daß dieselbe leer sey; auch die längst rückständige Miethe war nicht zurückgelassen. Während die unermüdlichen Sänger hinten über die gewöhnliche Dauer der Ständchen sangen, war der „faule“ Miether „vorn ausgerückt“; zu spät überzeugte sich der Geprellte, daß er „keine Ursache habe zu danken.“

Wie sonst nach dem Stein der Weisen, suchen jetzt die Naturkundigen nach einem Stoffe, der die körperlichen Schmerzen aus der Welt schafft. Ein französischer Arzt Aran behauptet, er habe den Schwefeläther und das Chloroform aus dem Felde geschlagen, sein neues unfehlbares und gänzlich ungefährliches Mittel heiße Chloräther. Es ist eine angenehm riechende Flüssigkeit, von der 10—20 Tropfen auf den schmerzhaften Theil selbst oder auf ein Leinwandläppchen geträufelt und ihm aufgelegt werden. Durch Versuche will der Arzt erprobt haben, daß die heftigsten rheumatischen, gichtischen und nervösen Schmerzen sich wunderbar schnell verlieren. Professor Wurzer in Bonn hat ebenfalls günstige Proben angestellt und veröffentlicht.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 33. Kaiserslautern, Samstag 26. April **1851**

Das stumme Clärchen.

Aus dem Tagebuche eines Studirenden.

Von M. E.

(Fortsetzung.)

Ein Brief unter meiner Adresse! das ist Robert's Hand, meines Jugendfreundes. Seit er vor zwei Jahren die Universität verließ, hatte ich fast nichts mehr von ihm erfahren. Als ich das Schreiben öffnete, glänzte mir ein goldverziertes Bild entgegen; es war das wohlgetroffene Porträt meines Freundes.

Ich betrachtete es lange und las dann:

Theurer Freund!

In das Stillschweigen unserer Trennung hat sich vielleicht die Erinnerung an Deinen fernen Freund begraben. Aber ich lebe noch, um zu fühlen, daß ich unglücklich lebe. — Die seligen Träume, die wir im Schooße unverdorbener Freundschaft genährt, die Hoffnungen, womit wir als Männer das Leben begrüßten, sind ewig dahin. —

Ein fürchterlicher Roman hat mein Lebensglück vernichtet. Ich bin so tief gesunken, daß mich selbst Freundschaft nicht mehr erheben kann. Diese Zeilen flehen auch nicht um Dein Mitleid; oder ehe mich mein stürmisches Loos noch weiter, vielleicht für immer von Dir trennet, such' ich noch einen besonnenen Augenblick, um dem Freunde meiner Jugend mein Lebewohl zu sagen. — Morgen verlasse ich mit mehreren Freunden Klagenfurt, meinen jetzigen Aufenthalt; mein Weg geht nach Ungarn — in dem Kampfe für die Freiheit einer unglücklichen Nation suche ich meines Leid's Vergessenheit oder sein Ende. Ich bin mit dem Leben quitt; der Schlachtendonner ist mir ein süßer Klang, wenn er den Seufzerruf übertönt, der ewig ein zerrissenes Bild vor meine Seele zaubert. Selbst der Trost ist mir ferne, was ich geliebt und verloren, hier im Glücke verlassen zu können. Ich habe den Frieden eines unschuldigen Wesens gestört, das jetzt vielleicht noch hoffnungslos seine Treue beweint, vielleicht schon ausgelitten hat. —

Mein Bildniß bewahre als Andenken an den verlassenen Freund, den die Erinnerung an die selige Zeit Deiner Freundschaft auch auf der Bahn seines namenlosen Unglückes begleitet. Robert.

8.

Stillschweigend legte ich den Brief hinweg; mit der Wärme eines freundschaftlichen Herzens fühlte ich den Schrecken seines Inhaltes.

Clära stirbt — Robert verzweifelt — bei diesem wehmüthigen Gedanken regte sich eine dunkle Ahnung und beleuchtete bald hoffnungsvoll, bald fürchterlich, das verworrene Bild, mit dem sich seit meiner Ankunft in der Heimath meine Seele beschäftigte. —

Auf dem Balkone des Hauses stand ich zufällig, als ich das verhängnißvolle Schreiben erhielt. Es war ein unheimlicher Morgen heute. Dichte Wolken verbargen der Welt der Sonne freundliches Licht, düster und schwer, wie die trüben Gedanken meines freudelosen Herzens. — Die Herbstluft wehte so kühl von den Bergen her, die wie Zaubergestalten, mit ihren kahlen Häuptern neugierig in die Welt hinausblickten. — Ich träumte dem unglücklichen Freunde nach, an den mich das Angedenken eines schönen Traumes fesselte; die Erinnerung an ihn stimmte mich so ernst und schwermüthig. —

Die Freuden meines Aufenthaltes waren dahin, es drängt mich jetzt zur Heimath fort. Ich wollte der Mahnung meiner Mutter folgen, und reiste den kommenden Tag von S... ab. —

In einer Ecke der Kutsche saß ich, in einen dichten Mantel gehüllt, und überließ mich ungestört meinen Betrachtungen.

Meine verstimmte Seele zerwarf sich bald mit dem Himmel und seinen Anordnungen, bald mit den Menschen und ihren Leidenschaften. — Die Natur bot mir wenig Zerstreuung; in ihrem Anblick fand ich das düstere Bild meines Innern wieder.

Je näher ich der Heimath entgegenfuhr, desto ängstlicher beschäftigte mich die Erwartung des Kom-

Digitized by Google

menden. Ueberall ſah ich Clara's Bild mit dem Todeswinken des brechenden Auges, das ſich nicht ſchließen kann, bis das verſchwiegene Herz den letzten Traum der Jugend in der Offenbarung ſeines Duldens überwunden. Mit den ſterbenden Lippen ruft ſie noch meinen Namen! Was kann die Unglückliche mir wollen? dacht ich, und wie ich einſt theilnehmend darnach forſchte, ſo erſchrack ich jetzt im Geheimen vor dem Gedanken, der Vertraute ihres letzten Geheimniſſes zu werden! —

Am Abende der zweiten Tagreiſe hielt die Kutſche vor dem Thore des väterlichen Hauſes.

Mit klopfendem Herzen entſtieg ich dem Wagen und eilte unbemerkt durch das Wohnzimmer in das vertraute Kämmerlein, wo durch das halbgeöffnete Fenſter die Abendröthe mit bleichem Schimmer die ſtillen Wände bemalte.

9.

Mein ängſtlicher Blick nahte ſich dem wohlbekannten Lager. Im friſchen Anzuge ſtand es da, hoch aufgebettet und — leer. Alles war ſtill: kein Seufzer tönte mehr entgegen, auch nicht der einer Sterbenden — Clara war heimgegangen!

Alſo zu ſpät, ertönte es in meiner Seele, zu ſpät? So nahe der Verwirklichung mancher trüben, mancher beſſeren Ahnung, ſah ich ſie ſo plötzlich vernichtet! Die Zweifel und Hoffnungen, mit welchen ich der Heimath mich wieder nahte, flogen wie Truggeſtalten hinweg; ich ſtand allein in meinem Wahne und kalt umwehte mich hier wie Todtenruhe, die Schauer der Einſamkeit. — „Der Reſt iſt Schweigen," ſagte Hamlet ſterbend; es gibt Augenblicke, in welchen man den Sinn ſolcher Worte verſteht und empfindet.

„Warum ſo ſpät?" unterbrach die Stimme meiner Mutter die unheimliche Stille. Ich kehrte mich um und grüßte ſie.

Mit einem verweiſenden Blicke ſprach ſie: „Der Ruf der Sterbenden iſt heilig; ihm zu folgen, iſt die Pflicht der Lebenden."

„Mutter! Ich begreife Sie nicht;" erwiederte ich erſtaunt, „ich habe keinen Augenblick gezögert!"

„Und doch ſo viel verſäumt!" entgegnete ſie geheimnißvoll.

„Von dieſer Stelle habe ich oft in die Ferne nach Dir geſpäht, indeß eine Unglückliche ſeufzte: Ich kann nicht ſterben, — ich habe noch ein letztes Wort an ihn — Sie hat es nicht mehr geoffenbaret; vielleicht bewahrt es der Inhalt dieſer Zeilen."

(Fortſetzung folgt.)

Nach London.

(Schluß.)

Tagestheilung in London. Reiſende der erſten und zweiten Kategorie. Erſter Tag: Am Tage der Ankunft nach dem Frühſtück empfangen die Theilnehmer die nöthigen Billete und begeben ſich mit ihrem Führer zur Induſtrieausſtellung, wobei ſie ihren Weg zu gleichzeitiger Beſichtigung des York'ſchen Monuments, St. Jamesgarten, königl. Buckingdampfpalaſtes, des Triumphbogens, Palaſt des Herzogs von Wellington und der Achillesſtatue in den Hydepark nehmen. Vom Induſtrieausſtellungsgebäude führt ſie der Rückweg zum Gaſthof durch den Regentspark und die Orfordſtraße.

Zweiter Tag: In ähnlicher Weiſe Beſichtigung der königl. Gemäldegallerie, St. Martinkirche, Trafalgarplatz, Horſe guards, Weſtminſterabtei und Brücke, Parlamentshaus und die Hauptſquares.

Dritter Tag: Dem Strand folgend erreichen die Reiſenden das Sommerſethouſe, Temple-Bar, St. Paulskirche, Palaſt des Lordmayors, Bank, Börſe, Monumente in der City, Generalpoſtamt, St. Gileskirche und die großen Bazars der Orfordſtraße.

Vierter Tag: Excurſion mit Dampfbooten auf der Themſe, Beſichtigung der hängenden Brücken zu: Charingcroſſ, Waterloo, Blackfriars, Southwark der Londonerbrücke, Zollamt, große Fiſchmarkt, Tower, Quais, Docks und des Tunnels. Rückfahrt zu den Gaſthöfen durch Dampfboote.

Fünfter Tag: Beſchäftigung des Coloſſeums, zoologiſchen Gartens, der Northweſtern-Eiſenbahnſtation, der vorzüglichſten Squares in der Umgebung des Parks, der Bazars, des Muſeums, des polytechniſchen Inſtituts.

Sechster Tag: Beſuch zu Greenwich, Blackwall, Marine, Invalidenhaus, der Werfte, Parks, Obſervatorium.

Siebenter Tag: Ausflucht nach Hamptoncourt, Kew, und dem herrlichen Richmondthal, wo ein Diner die Reiſenden erwartet, das Schloß zu Windſor. An jedem Nachmittage nach dem Diner empfangen die Reiſenden erſter und zweiter Kategorie Billete zu den erſten Theatern, Concerten, Reunionen und anderen öffentlichen Vergnügungsorten. Die Reiſenden haben das Recht, nach Belieben das Induſtrieausſtellungsgebäude an jedem Tage zu beſuchen.

Reiſende der dritten Kategorie. Beſichtigung Londons und ſeiner Sehenswürdigkeiten in gleicher Weiſe wie die erſte und zweite Kategorie, nur erhalten Reiſende dritter Kategorie keinen freien Eintritt zu den Theatern und Vergnügungsorten ꝛc.

Digitized by Google

Die Verwaltung hat sich bestrebt, die Aufenthaltszeit in London derartig einzutheilen, daß die Reisenden die Hauptsehenswürdigkeiten dieser Weltstadt in nicht ermüdender Weise und in kürzester Frist besichtigen. Um diesen Zweck zu erreichen, werden die Theilnehmer ersucht, nicht lange an den einzelnen Orten sich aufzuhalten, wogegen die Verwaltung verspricht, alles aufzubieten um den Wünschen und Ansprüchen der Reisenden zuvorzukommen.

Rückreise von London nach Köln. Nach der Rückkehr von Richmond wollen die Theilnehmer sich gegen 7 Uhr im Gasthofe einfinden und die Abreise vorbereiten. Die Omnibus der Gesellschaft werden sie um halb acht Uhr abholen und an die Eisenbahnstation bringen, von wo sie um acht Uhr nach Dover abfahren und bei der Ankunft daselbst das Dampfboot bereit finden, welches sie nach Ostende überfährt. In Ostende erwartet die Gesellschaft ein Frühstück, nach welchem sie mit einem Extraeisenbahnzug nach Köln zurückgeführt werden.

Allgemeine Bemerkungen. 1. Die Billete zur Rückreise von London nach Köln sind zwanzig Tage gültig. Die Reisenden werden ersucht, auf dem Büreau in London den Tag und die Stunde der Rückkehr auf dem Billete ausfüllen zu lassen. 2. Obschon die Verwaltung alle Vorbereitungen getroffen hat, die Seefahrt von Ostende nach Dover gleichzeitig mit einer großen Zahl Reisenden zu machen, so könnte doch in einzelnen Fällen bei allzu großem Zudrange es unmöglich werden, alle Theilnehmer gleichzeitig fortzuschaffen. Die Verwaltung behält sich dann das Recht vor, auf ihre Rechnung die Reisenden einen Tag in Ostende aufzuhalten oder durch discrete Dampfboote nach London zu bringen. 3. Auf dem Directionsbüreau zu London, 30 Golden Square, liegen die Hauptzeitungen Frankreichs, Englands, Belgiens und Deutschlands zur freien Benutzung für die Reisenden offen. Auch werden sich die dort stets anwesenden Beamten angelegen seyn lassen, alle Auskunft, Rathschläge und Anweisung den sie Befragenden zu ertheilen. Auf demselben Büreau liegt ein Beschwerdebuch offen und ersucht die Verwaltung die Theilnehmer dringendst, alle Klagen, die sie etwa gegen den Dienst oder die Beamten zu führen haben, durch Einschreiben in das Beschwerdebuch zur Kenntniß der Verwaltung zu bringen. Dankbar wird die Verwaltung jede Bemerkung anerkennen, die ihr Gelegenheit gibt, dem Unternehmen diejenige Vervollkommnung zu verschaffen, welche sie demselben wünscht.

Assisenverhandlungen.

Sitzung vom 22. April.

Joseph Ulzemer, 34 Jahre alt, Dienstknecht geboren und wohnhaft zu Sambach in Frankreich, vertheidigt durch den Herrn Rechtskandidat Herfeld.

Die zehnjährige Margaretha Rapp von Winden wurde am 7. Februar von ihrer Mutter nach Minfeld zu einem Färber geschickt, um für ihren Bruder Hosenzeug zu holen. Die Mutter gab dem Mädchen 22 Kreuzer mit und that das Geld in ein kleines Zuckerkistchen, damit es nicht verloren werde. Als das Mädchen ungefähr die Hälfte des Wegs zurückgelegt hatte, begegnete ihm ein fremder Mensch, der dem Mädchen, dessen Gruß er nicht erwiederte, durch seinen Anblick Angst einflößte. Nachdem der Fremde einige Schritte vorüber war, kehrte er wieder um und sagte zu dem Mädchen: es müsse Etwas von ihm gefunden haben. Auf dessen verneinende Antwort ergriff er das Mädchen und warf es trotz seines Schreiens in den Straßengraben; zugleich ergriff derselbe das auf der Erde liegende Kistchen und lief damit gegen Minfeld zu. Die Beraubte kehrte nach Hause zurück und berichtete ihrer Mutter den Vorfall, nachdem sie denselben schon einem Einwohner von Winden auf der Straße erzählt hatte.

Der Vater der Margaretha Rapp brachte später in Erfahrung, daß ein Bursche, wie ihn seine Tochter beschrieben, sich bei dem Ackersmann Peter Brunk zu Hegensweiler aufhalte und ein Zuckerkistchen mit dahin gebracht habe. Rapp ging am 10. Februar zu Brunk, wo er wirklich sein Kistchen fand; der Bursche aber war nach Kandel gegangen, um bei einem früheren Dienstherrn seine Kleider zu holen. Auf Veranlassung von Rapp wurde derselbe auf dem Rückwege verhaftet. Es war der Angeklagte.

In dem Verhör vor dem k. Untersuchungsrichter zu Landau erklärte der Angeklagte, er habe den dummen Streich gemacht, weil er auf der Straße 2½ kr. verloren und Hunger gehabt; er bat um gnädige Strafe.

Die Geschwornen erkannten den Joseph Ulzemer, welcher in Frankreich schon dreimal wegen Diebstahls schon einmal wegen Verwundung zuchtpolizeilich bestraft worden ist, des Diebstahls schuldig, mit Beseitigung der erschwerenden Umstände.

In Folge dieser Erklärung verurtheilte das Assisengericht denselben zu einer korrektionellen Gefängnißstrafe von 5 Jahren.

Digitized by Google

Zweite Sitzung vom 22. April.

Joseph Kautzmann, 25 Jahre alt, Taglöhner von Maikammer, vertheidigt durch den Hrn. Rechtskandidaten Münzinger, war angeklagt, am 21. December 1850, zur Nachtzeit aus dem unter dem bewohnten Hause des Jakob Friedrich Endlich bestindlichen Keller, mittelst Erbrechen der Kellerthüre einen Schubkarren gestohlen zu haben.

Der Angeklagte wurde, nachdem ihn die Geschwornen für nicht schuldig erkannt hatten, in Freiheit gesetzt.

Sitzung vom 23. April.

Georg Göbel, 42 Jahre alt, Taglöhner, geboren und wohnhaft in Neustadt. Vertheidigt durch den Hrn. Rechtskandidaten Herfeld.

Die Geschwornen erklärten den Angeklagten schuldig, im Laufe des Jahres 1850 eine bedeutende Quantität Waizen, so wie in der Nacht vom 2.—3. Dezember 1850 einen Maltersack voll Kartoffeln zum Nachtheile seines Dienstherrn, des Stärkefabrikanten Jakob Neubauer zu Neustadt, aus dessen Fabrik, die mit dem Wohngebäude zusammenhängt, gestohlen zu haben.

Das Assisengericht verurtheilte den Schuldigerkannten, der bereits eine fünfzehnmonatliche Gefängnißstrafe wegen Diebstahls erlitten hat, zur kriminellen Einsperrung auf 5 Jahre.

Miscellen.

Englischen Blättern zufolge ist kürzlich zu Jaffa in Syrien an der Nordseite des Hafens das Wrack eines Fahrzeuges ausgegraben worden, welches dem höchsten Alterthum anzugehören scheint. Ein englischer Gelehrter, Dr. Johnstohn, der es gesehen und näher untersucht hat, ist der Meinung, daß das Schiff aus der Zeit Königs David oder Salomon stamme. In Folge einer von der türkischen Regierung gegebenen Erlaubniß wird diese antiquarische Reliquie nach England gebracht werden, wo sie wahrscheinlich im britischen Museum zu London aufgestellt werden wird.

Freiburg, 16. April.

In einem geheimen Fache des Schreibsekretärs der gemordeten Frau Kapferer, welches von dem Mörder wahrscheinlich in der Eile nicht erbrochen werden konnte, indem man ebenfalls Spuren von Gewalt daran bemerkte, fand man, nebst einer bedeutenden Anzahl von Obligationen, auch ein eigenhändiges Testament derselben vom 5. Mai 1850, worin sie im Eingange sagt: „Durch die schrecklich traurigen Ereignisse, in welche auch mein unglücklicher Sohn Guido verflochten wurde, bin ich veranlaßt, ihn, der mit sonst Alles war, hiermit auf den Pflichttheil zu setzen; dagegen seine Stiefschwester Bertha zur Universalerbin zu bestimmen, mit der frommen, mütterlichen Bitte, ihren Bruder nie zu verlassen, oder im Falle seines frühern Todes die Armen an seine Stelle treten zu lassen.“ Diese wenigen rührenden und herzlichen Worte ehren die Erblasserin eben so sehr als die Erbin, auf welche Erstere hiedurch gleichsam ihre mütterlichen Pflichten, ihrem Stiefbruder gegenüber, der gegenwärtig als politischer Flüchtling im Auslande weilt, überträgt. Ferner machte sie noch folgende wohlthätige und fromme Stiftungen: Dem St. Martinsfond dahier 100 fl., mit der Pflicht, jährlich drei Messen zu lesen. Eben so dem Kirchenfond in Endingen 100 fl. Den Armen in Freiburg 200 fl., den Armen in Endingen 200 fl., den Armen in Villingen 200 fl.; dem Schuhmacher Lang 100 fl

Am 18. April ereignete sich in Frankfurt ein bedauernswerther Unglücksfall, welcher einen neuen Beweis liefert, wie vorsichtig man mit Pulver umgehen muß. Ein Kutscher hatte von einem ihm verwandten Leibjäger einer diplomatischen Person eine Partie englischer Zündnadelpatronen erhalten. Der Mann nun wollte das Pulver ausleeren und dasselbe und die Hülsen der Patronen, welche von Kupfer seyn sollen, verkaufen. Mann und Frau machten sich an die Arbeit und leerten das Pulver auf den Tisch. Als die letzte Patrone an die Reihe kam, konnte die Frau diese nicht gleich aufbringen und nahm einen Stricdraht zur Hülfe. In dem Augenblicke aber, wo sie mit dem Drahte hineinstach und die Zündnadel berührte, entzündete sich die Patrone und in deren Folge auch das andere auf dem Tische liegende Pulver (über zwei Pfund) und Fenster, Thüre, ja, sogar ein Gesach der Wand wurden mit einem ungeheuren, kanonenähnlichen Schlage in die Luft gesprengt und die Wohnung stand in einem Nu in hellen Flammen. Schnell aus der Nachbarschaft herbei geeilte Leute fanden die Frau brennend auf dem Boden liegend. Das Feuer wurde bald wieder gelöscht; die Frau und ihr Mann aber, besonders die erstere, trugen so starke Brandwunden davon, daß an ihrem Aufkommen gezweifelt wird. Beide wurden in das Hospital gebracht.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 34. Kaiserslautern, 1. Mai **1851.**

Das stumme Clärchen.

Aus dem Tagebuche eines Studirenden.

Von M. F.

(Fortsetzung.)

Mit diesen Worten überreichte sie mir ein wohlversiegeltes Schreiben, auf welchem mit zitternder Schrift mein Name stand.

Schweigend lehnte ich mich ans Fenster und erbrach mit leisem Beben den Brief. Das Zwielicht der Dämmerung warf seinen halben Schimmer in die verworrenen Züge, die eine sterbende Hand verriethen.

Mit Mühe las ich:

Edler Freund!

Die Stunde meiner Auflösung naht endlich — ich würde sie ruhig abwarten, wenn der Himmel mir den letzten Wunsch erfüllt hätte, Sie noch einmal zu sehen.

Ich kann im Grabe nicht Ruhe hoffen — ohne Vergebung; dieser Schrecken ermannt meine letzten Kräfte.

Ihnen vertraue ich den Rest meines irdischen Verlangens. Mein Schicksal knüpft sich an einen Namen, der Ihrem Herzen so theuer ist, wie er dem meinigen einst hold gewesen. Erschrecken Sie nicht vor diesem Geständniß — ich sterbe mit Thränen der Reue, aber ohne Groll gegen den, den mein Elend anklagt; es ist — Robert E., Ihr Freund! — Diese Wahrheit, so unglaublich, so fürchterlich sie Ihnen auch erscheinen mag, hat mir die letzten Stunden versüßt. Noch einmal hat mir der wehmüthige Termin gelächelt, als das Schicksal mich in den Schooß Ihrer theuren Familie führte, in der ich den Freund eines Unvergeßlichen erblickte. Ihr Name war mir längst bekannt, Ihre Freundschaft war der Gegenstand manches traulichen Gespräches in einer glücklicheren Zeit. Es war die Zeit meiner Wonne, so schnell ist sie verrauscht: nur mein Schmerz ist mir geblieben; bald wird auch dieser vorüber seyn! — Ich habe noch eine Bitte: Wenn Ihr Freund noch lebt, wenn ihm die Vergangenheit noch heilig ist, so versichern Sie ihn meiner letzten Vergebung. Sein Loos wird ein glücklicheres seyn; in den Freuden seines Glückes umgebe ihn zuweilen die Erinnerung — an ein gebrochenes Herz. Dieß ist mein letzter Wunsch; die Zuversicht seiner Erfüllung erleichtert mein Scheiden. Ich kann nicht weiter. — Leben Sie wohl, für Ihre Liebe segnet Sie — eine Sterbende.

Clara.

Ich war stumm. Mein gebeugtes Herz fand keine Sprache für das, was es empfand in diesem Augenblicke. Eine fürchterliche Pause folgte.

In keinem Laut des Entsetzens machte sich der Eindruck dieser Offenbarung Luft, die mir das fürchterlichste enthüllt hatte. Stillverloren starrte ich in die dämmernde Welt hinaus, wie ein Schwerträumender, den die Schreckensbilder seines Traumes in der Wirklichkeit wieder umgeben.

„Und dieser Elende," begann endlich die Mutter und wischte sich eine Thräne vom Auge, „dieser Elende, den der Fluch seiner Verworfenheit durch sein Leben verfolgt, wäre Dein Freund? Nein, so wahr Du mein Kind bist, das ist nicht möglich!"

„Und doch, er ist es!" erwiederte ich feierlich. Ueber dem Grabe ist Versöhnung; sprechen Sie nicht den Fluch über den, dem die Liebe hier mit sterbender Hand ihre Vergebung ankündigt!"

„Und glaubst Du, daß er darum weniger Schuld sey?"

„Urtheilen Sie nicht, Mutter! Nicht selten täuscht den befangenen Blick die einseitige Anschauung menschlicher Schicksale; wem es gegönnt ist, in ihre geheimnißvollen Tiefen zu schauen, der wird oft anders denken!

„Im Munde der Sterbenden ist keine Lüge. Möge Dich Freundschaft nicht verleiten, fremde Schuld auf das Haupt einer Unglücklichen zu wälzen, die als Betrogene sterben mußte!"

„Ich ehre das Andenken der Todten; ihre edle Seele offenbart sich noch in ihrer letzten Bitte. Aber

Digitized by Google

im Namen ihrer Liebe stelle ich Robert frei von dem Richterstuhle der kurzsichtigen Welt. Ist seine Schuld so groß, so gibt es für ihn ein Bewußtseyn des Vergangenen, und das Gewissen, das ihn anklagt, ist auch sein Richter. — Noch heute will ich an seine Angehörigen berichten, — unterdessen lesen Sie — ein Brief meines Freundes — vielleicht entschwindet Ihr Vorurtheil vor den Regungen des Mitleids gegen zwei Unglückliche."

10.

Ich eilte auf mein Zimmer. Die einbrechende Nacht hüllte die Natur allmälig in ihre schattigen Fittige und feierlich verhallten in der weiten abendlichen Welt die letzten Klänge der Aveglocke der heimatlichen Dorfkirche. — Ueberall dieselbe schauerliche Ruhe, die ich überall floh und in dem Sturme meines Innern wieder aufsuchte.

Das große Erlebniß der kurzen Tage zog noch einmal lebhaft an mir vorüber — ich folgte seinen einzelnen Zügen mit geheimem Schauder. —

In die Heimat war ich gekommen, mit der Gesinnung eines freimüthigen Herzens, in dem sich ein Plätzchen fand, empfänglich für menschliches Elend. Hier fand ich eine Leidende. Mein Interesse an ihrem Schicksale vergrößerte sich um so mehr, je geheimnißvoller die Erklärungen waren, womit sie meine Tröstungen erwiderte. Jetzt erst verstand ich ihren Inhalt, verstand den sichtbaren Schrecken, der ihr bei meinem Erscheinen noch einmal die bleiche Wange röthete; in diesem Anblick sprachen lauter zu ihrem Herzen wieder die alten Erinnerungen, die mit dem wohlbekannten Namen das alte Weh erneuerten. Roberts Geliebte, das arme Herz, das ihm auch im bittersten Unglücke ihre Treue bewahrte, — im Schooße der Meinigen hatte sie von den Stürmen des Lebens — ewige Ruhe gefunden. Das also war die Erfüllung der geheimnißvollen Ahnungen, das der unbekannte Zauber, der mich mit dem Bande des Mitleids so mächtig an die fremde Erscheinung fesselte! —

Nach einiger Weile erschien die Mutter. Ohne ein Wort zu sprechen, legte sie kopfschüttelnd Roberts Brief auf den Tisch und entfernte sich wieder. Ich wußte, was in ihr vorging, in ihrem Stillschweigen fand ich die Genugthuung, die meine Freundschaft für Robert verlangte. —

* * *

Die nächsten Tage verflossen in stillen Erinnerungen an das Vergangene, die die Erwartung einer baldigen Antwort von Robert's Familie stets neu belebte.

Meiner Schwester liebevolle Hand pflanzte auf Clara's Grab Nachtviolen und duftende Rosen, indeß manches Mütterlein, das durch den Kirchhof wanderte, still betend dort stehen blieb, und im Herzen einen frommen Gedanken, mit einem Tropfen Weihwasser die Ruhestätte einer Geheimnißvollen segnete.

Die Nachrichten, die ich nach einiger Zeit erhielt, lösten das tiefe Geheimniß.

Clara K . . . war die Tochter eines angesehenen Militärs, der in Wien bei dem Equitations-Corps in Garnison lag.

(Fortsetzung folgt.)

Die Nacht vom 24. Februar 1848.

(Erzählt von Marschall Bugeaud.)

In Paris circulirt seit dem Erscheinen des Buches „L'Abdication de Louis Philippe" die Abschrift eines höchst interessanten Briefes aus der Feder des Marschall Bugeaud über die Februar-Ereignisse. Derselbe ward nur in vertrauten Kreisen von Hand zu Hand gegeben, ist aber von einem belgischen Blatte gedruckt worden, und somit Gemeingut des Publikums geworden. Der Brief lautet folgendermaßen:

Mein lieber College!

Es war 2 Uhr Morgens, am 24., als ein Adjutant des Königs zu mir kam und mich in's Schloß entbot. Ich eilte hin und man bot mir den Oberbefehl über die Truppen und die Nationalgarde an. Ich begriff vollständig, daß es zu spät sey, aber ich hielt es für meiner unwürdig, abzulehnen. Man ließ die ehemaligen Minister Guizot und Duchatel holen, um meine Ernennung zu unterzeichnen. Alles dies raubte viel Zeit, und erst um 3 oder 3½ Uhr konnte ich mich mit den Truppen in Berührung setzen, welche sich auf dem Carouselplatze oder im Tuilerienhofe befanden. Ich versammelte rasch die Offiziere und Unteroffiziere, hielt eine Anrede an sie, die gewiß energisch war, und die von einigen Blättern wenig genau berichtet worden ist.

Die Truppen waren sehr demoralisirt; seit mehr als 60 Stunden hatte man sie in einer schüchternen und selbst schimpflichen Stellung vor der Emeute gehalten, die Füße im Koth, den Tornister auf dem Rücken, ruhig zusehend, wie der Aufruhr die Muni-

Digitized by Google

cipalgarden angriff, die Wachthäuser verbrannte, die Bäume fällte, die Lampen zerschlug und die Soldaten haranguirte. Die Letzteren hatten keine anderen Lebensmittel erhalten als drei Rationen Commisbrod, die bereits vollständig verzehrt waren; sie hatten durchgängig nur 10 Patronen per Mann, in den am besten ausgerüsteten Bataillonen nur 20. Auf dem Carouselplatze befanden sich nur 3 Kisten mit Patronen; in der Militärschule waren gar keine. Der einzige Vorrath war zu Vincennes, und er bestand aus nur 13 Kisten. Um diese Reserve kommen zu lassen, mußte man die ganze Insurrection und Tausende von Barrikaden passiren. Die Pferde der Cavallerie waren lendenlahm und hatten keinen Hafer. Die Mannschaften waren fast fortwährend zu Pferde gehalten worden.

Alle nach dem Bastillenplatze, nach dem Stadthause, nach den Boulevards, nach dem Pantheon detachirten Truppen hatten Befehl erhalten, bei Tagesanbruch sich auf die Tuilerien zurückzuziehen. Ich beeilte mich, ihnen zu befehlen, fest auf ihren Posten zu bleiben und sie zu versichern, daß mit dem Grauen des Morgens Colonnen nach ihrer Seite vorrücken würden, und daß man dann eine entschiedene Offensive ergreifen werde. Den Rest der Nacht benutzte ich, unsere Colonnen zu organisiren, und ich nahm jede Gelegenheit wahr, den Muth meiner Umgebungen aufzurichten. Es geschah nicht ohne Erfolg. Ich sah die anfänglich so niedergeschlagenen Gesichter allmälig beim Anblick meiner Maßregeln, meiner Weisungen und Befehle sich wieder beleben. Ich hatte indeß mindestens 150 Stabsoffiziere der Armee und der Nationalgarde um mich. Eine Menge von Generälen bot mir ihre Dienste an, es waren ihrer zu viele; jeder wollte meine Aufmerksamkeit fesseln und mir Betheuerungen machen; man raubte mir eine kostbare Zeit. Dazu nehmen Sie, daß man auf einmal mit hundert Nachrichten brachte und hundert Befehle von mir forderte. * * * *

Endlich, bei Tagesanbruch, um 5½ Uhr Morgens, marschirten vier Colonnen, vom besten Geiste beseelt, aber für einen langen Kampf nur schlecht mit Munition versehen, vom Carouselplatze ab. Die Chefs dieser Colonnen und viele der sie begleitenden Offiziere hatten Weisung erhalten, wie sie rasch die Barrikaden und größere Volksmassen angreifen, in die Häuser dringen sollten u. s. w. Auf allen Gesichtern las man Vertrauen, und da ich den Krieg als förmlich eröffnet betrachtete, so bezweifelte ich nicht, daß der Kampf sich augenblicklich entspinnen werde.

Eine der Colonnen marschirte über das Palais Royal, die Baak, die Straßen Monmartre, Poissonniere, St. Denis, St. Martin u. s. w. nach dem Stadthause zu.

Die zweite begab sich durch die Rue Richelieu, die Börse und die Boulevards nach dem Bastillenplatze.

Die dritte sollte rechts und links im Rücken der beiden ersten manövriren, um zu verhindern, daß hinter ihnen Barrikaden aufgeworfen würden.

Die dritte begab sich nach dem Pantheon, um General Renaud zu verstärken, welcher den Befehl über das ganze Corps übernehmen sollte, und welcher meine Instructionen hatte. Berittene Gendarmen begleiteten diese Colonnen, um mir ihre Berichte zu überbringen; die Reserve-Ordonnanzen wurden auf dem Carouselplatze unter den Befehlen des General Ruthieres organisirt.

Um 7 Uhr erfuhr ich amtlich, daß unsere Colonnen ohne Widerstand auf den bezeichneten Punkten angekommen seyen. Die Barrikaden waren gar nicht vertheidigt worden, und man hatte sie hinreichend beseitigt, um der Artillerie einen Weg zu öffnen.....

Um sieben Uhr kam eine Menge anständig gekleideter Bürger von verschiedenen Punkten, wo die Insurrection sich befand, zu mir geeilt und flehte mich mit Thränen in den Augen an, die Truppen zurückzuziehen, die das Volk nur aufreizten, und die Beschwichtigung der Emeute der Nationalgarde zu überlassen. Ich suchte ihnen die ganze Gefährlichkeit ihrer Rathschläge begreiflich zu machen, als die Herren Thiers und Barrot von Seiten des Königs mir den Befehl brachten, die sämmtlichen Truppen zurückzuziehen und nur die Nationalgarde anzuwenden, von der ich bis jetzt erst zwei bis drei kleine Pelotons, die sich auf dem Carouselplatze befanden, gesehen hatte. Ich widersetzte mich den Ministern wie den Bürgern; als aber der Herzog von Nemours kam und mir den Befehl des Königs wiederholte, glaubte ich eine solche Verantwortlichkeit nicht länger auf meinen Kopf nehmen zu können. Ich versammelte ein Dutzend Stabsoffiziere um einen Tisch und dictirte den Rückzugsbefehl etwa in diesen Worten:

„Auf Befehl des Königs und der Minister haben Sie sich auf die Tuilerien zurückzuziehen; bewerkstelligen Sie Ihren Rückzug in achtunggebietender Haltung, und wenn Sie angegriffen werden, so machen Sie Kehrt, ergreifen Sie die Offensive und handeln in Gemäßheit meiner Instruction von diesem Morgen.“

Dieser Befehl ward nach den verschiedenen Punkten gebracht von Stabsoffizieren der Nationalgarde und von Bürgern, die sich dem Geschäfte mit einem Diensteifer unterzogen, welcher mich nichts Gutes ahnen ließ. Dieser unselige Schritt ist es, durch den

Digitized by Google

Alles verloren ging, und Sie sehen, wovon die großen Dinge dieser Welt abhängen! Wären am Morgen die Barrikaden vertheidigt worden, so hätte der Kampf sich entsponnen und alles wäre ganz anders gekommen.

Ich vergaß Ihnen zu sagen, daß, nachdem ich alle meine militärischen Anordnungen getroffen hatte, ich nichts verabsäumte, um die Bevölkerung durch alle Mittel von dem Eintritte der Herren Thiers und Barrot in Kenntniß zu setzen. Mehr als 200 geschriebene Maueranschläge mit einer kurzen Proclamation waren von Polizeiagenten, Bürgern, vertheidigten Militärs durch die Straßen verbreitet worden. Auf einigen Punkten wurde die Ankündigung gut aufgenommen; auf anderen zerriß man die Anschläge und trat sie unter die Füße.

Gegen 9 Uhr suchten die Herren Thiers und Barrot mich von Neuem auf und stellten mir Herrn de Lamoriciere vor, der so eben zum Befehlshaber der Nationalgarde ernannt worden war. Ich empfing ihn herzlich, meine früheren Beschwerden vergessend; er hatte die Uniform eines Bürgergenerals aufgetrieben. Ich beeile mich, ihn in die Straßen zu schicken. „Da wir ja nicht kämpfen sollen," sagte ich ihm, „so wenden Sie ihre Popularität an, um wo möglich diese wüthenden Massen wieder zur Vernunft zu bringen." Ich muß sagen, daß er diese Sendung mit vieler Aufopferung erfüllte; auf einigen Punkten hatte er Erfolg: auf anderen ward er schlecht empfangen und lief Gefahr.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Dershawin, der berühmte russische Dichter und Minister Katharina's II., war gemeiner Soldat, als er ein Gedicht an die Kaiserin und damit sein Glück machte. Er sah die Kaiserin am Tage ihrer Krönung von der Parade zurückkehren, wo sie den Huldigungseid der Garderegimenter entgegengenommen hatte. Sie saß auf einem edlen schneeweißen Rosse; ihre goldene Rüstung funkelte mit blendendem Glanz in den Strahlen der Sonne; wie eine Kriegsgöttin ritt sie einher; ein zahlreicher Stab der höchsten Würdenträger umgab sie, als sie an der Schildwache vorbei ins hohe Portal sprengte. Diese Schildwache war Dershawin. Ungeduldig erwartete er die Zeit seiner Ablösung und kaum in sein Quartier zurückgekehrt ergriff er hastig die Feder und schrieb seine „Ode an die Kirgis-Kaisazkische Fürstin Feliza," angeblich verfaßt von einem Mursa (tatarischen Fürsten). Erst nach Jahren kam dieses Gedicht der Kaiserin vor Augen. Auf ein heftiges Schellen aus den kaiserlichen Gemächern tritt die Fürstin Dashkoff ein und findet die Gebieterin in Thränen. Wer ist der Verfasser dieses Gedichtes? fragt Katharina. O nenne mir ihn, den Mann, der mich so durchschaut, der so tief in meiner Seele gelesen und mein redliches Streben so erkannt hat. — Während dessen befand sich Dershawin bei dem Fürsten Wiäsemki, in dessen Kanzlei er subalterne Dienste verrichtete. Er hatte eben Packete geschnürt und Briefe versiegelt, als ein Postillon eintritt, und einen Brief nebst Packet an Dershawin abgibt, welches die Aufschrift trägt: Aus Orenburg von der Kirgisen-Fürstin an den Mursa. Das Packet enthielt eine goldene Dose mit der Kaiserin Bildniß in Brillanten reich gefaßt, nebst fünfhundert Ducaten, der Brief die Ernennung zum Hofrath und den Dank der Kaiserin. Bestürzt und verwirrt stand er noch vor diesem Räthsel, als die Thür sich öffnete und die Fürstin Dashkoff eintrat, die ihm alles aufklärte und ihm den Wunsch der Kaiserin, ihn baldigst zu sehen, mittheilte. Von der Zeit an war Dershawin seinem dunkeln Stande entrückt. Er bekleidete fortan die höchsten Ehrenstellen ward abwechselnd Minister der Finanzen des Innern und der Justiz, vor allem aber der größte lyrische Dichter seiner Zeit.

In Wien versammelte vor einigen Tagen ein Maueranschlag zahlreiche Gruppen von Lesenden um die Straßenecken. Er enthielt die Anzeige, daß ein 4jähriges Kind von einem angeblich 12 Jahre alten Mädchen vom Hause gelockt worden, und alle Nachforschungen, das Kind wieder ausfindig zu machen, vergeblich gewesen seyen. Wer irgend eine Spur auffinden würde, möge den tiefbetrübten Eltern sogleich davon Kunde geben. Man vermuthet allgemein, daß das Kind von einer Bettlerbande gestohlen worden.

Eine Verbesserung der Daguerreotypir-Kunst ist so eben in London von Herrn Beard erfunden worden, wodurch die Orditrung der Platte verhindert wird. Herr Beard überzieht dieselbe, nämlich mit einem transparenten Schmelz, der sie vor der Einwirkung der Luft schützt, ein Glas entbehrlich und die Colorirung des Bildes leichter macht. Ein Daguerreotyp nach Beard's Methode soll einem Oelbilde in Miniatur nichts nachgeben.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 35. Kaiserslautern, Samstag 3. Mai **1851.**

Das stumme Clärchen.

Aus dem Tagebuche eines Studirenden.

Von M. E.

(Fortsetzung.)

II.

Robert sah sie bei einem zufälligen Zusammentreffen in Schönbrunn zum erstenmale. Seit jenem Augenblicke erkannten ihn die Seinigen nicht mehr. Für sie und ihre mahnenden Stimmen war er verloren, er lebte nur mehr für einen unglückseligen Traum. Seine rastlosen Bemühungen, sich Clara zu nähern, gestalteten sich bei dem bekannten Stolze des kleinen Ublanen Oberst stets hoffnungsloser. Aber die Liebe bricht sich die Bahn durch die mancherlei Stürme und vor der Macht ihres Wahnes beugen sich oft die gewaltigsten Hindernisse.

Robert sah sie öfters. Die Vermittlung der Madame K. einer alten Tante Clara's, die in blinder Freundschaft für das engelholde Mädchen schwärmte, erwirkte eine geheime Zusammenkunft. Robert fand, was er suchte, in einem glücklichen Augenblick — in Clara's Erwiderung. — Die sichtbare Veränderung der letzteren, ihr stilles Gedankenleben, das in der Sehnsucht nach einem gefundenen theuren Herzen ihre einstige Munterkeit verwischte, und sie so gerne die lärmenden Zirkel fliehen hieß, in welchen sie nicht Liebe, nur die geistlosen Formen einer übertriebenen Etiquette fand, erregten alsbald die Aufmerksamkeit ihrer strengen Aeltern im hohen Grade. Clara hatte Vieles zu leiden, aber in den schwersten Prüfungen bewahrte ihr ergebenes Herz unversehrt die Liebe, die sie dem armen Jünglinge geschworen.

Da kam der Oktober 1848, und mit ihm die blutige Katastrophe, die in den Annalen von Wien ein denkwürdiges Beispiel der Nachwelt bewahren wird.

Nach einer beispiellos muthigen Gegenwehr von 3 Stunden, gegen das Feuer einer ganzen Colonne ward endlich die große Barrikade an der Jägerzeile erstürmt Damit war das mächtigste Bollwerk gefallen, das die Stadt von dieser Seite noch gegen den Andrang der Kaiserlichen schützte; mit seinem Sturze gehörte die Leopoldstadt den Truppen.

Die letzte Hoffnung, die sich demnach an den Halt dieses wichtigen Punktes knüpfte, sowie die Begeisterung der muthigen Führer, worunter Bem und der Anführer der Linzer Freischaar, der auf dem Kampfplatz auch als Opfer fiel, fanatisirte die Vertheidiger der Barrikade, meist Gardisten und Studenten bis zum Widerstande der Verzweiflung. Die Erbitterung der Truppen steigerte der Umstand, daß aus den Häusern, von den Dächern herab, auf allen Seiten in ihre Schaaren die tödtlichsten Schüsse fielen. So kam es, daß der Kampf nirgends erbitterter geführt wurde, als hier. Die gesprengten Gassen wimmelten bald von eingedrungenen Grenadieren. Eine endlose Verwirrung war's, ein Fluchen, Rufen, Verwünschen, Sturmgeheul der Soldaten, darunter wieder einzelne Schüsse von Truppen und Gardisten; hier ein jammerndes Weib, das Jemand zu suchen schien. Dort ein fliehender Legionär, mit entblößtem Calabreser, den Ausdruck der bangen Erwartung auf dem todesblaßen Angesichte; dort ein Proletarier mit zersträubten Haaren, die letzte Kugel gegen einen stürmenden Tschechen abfeuernd, überall derselbe schauerliche Anblick der letzten Wehr, der letzten Verzweiflung. — Am Ausgange der Rothen-Sterngasse entspann sich noch ein kleines, aber hartnäckiges Gefecht. Bei dem Eckhause der beiden Gassen stürzte, von einem Schuß gestreift, ein junger Legionär zusammen. Die Flintenkolben der Soldaten weckten ihn alsbald aus seiner Betäubung. In diesem Augenblicke ertönte ein durchdringender Schrei von einem obern Fenster des nächstenliegenen Hauses. Wenige Minuten darauf, während der Akademiker unter den Verwünschungen der Soldaten sich mühsam aufrichtete, drängte sich, ein weißes Tuch in der Hand, ein vornehm gekleidetes Mädchen mit bloßem Haupte an die Stelle hin. „Herr Lieutenant Rohmer!" rief sie mit hohler Stimme.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Nacht vom 24. Februar 1848.

(Erzählt von Marschall Bugeaud.)

(Fortsetzung.)

Die Herren Thiers und Barrot schickten sich an zu Pferde zu steigen, um die Menge anzureden, als der Maler Vernet zu mir kam und mir sagte: „Halten Sie Thiers zurück; ich habe so eben die Insurrection passirt; sie ist wüthend gegen ihn, und ich bin überzeugt, daß sie ihn in kleine Stücke zerhauen würde.“ Ich hielt Herren Thiers seines Sträubens ungeachtet zurück, und Herr Barrot ging allein sich dem Volke zu zeigen. Es erging ihm beinahe ebenso wie Herrn de Lamoriciere; er kam nach einer halben Stunde zu mir zurück und sagte: „Herr Thiers ist nicht mehr möglich, und ich auch nicht recht.“ Dann eilte er ins Schloß. Lamoricier kam etwas später wieder; er war nicht ohne Hoffnung, daß die Emeute sich beruhigen werde. Es war damals etwa 10 Uhr Morgens. Zwei Bataillone der 10. Legion, unter dem Befehle des Obersten Lemercier, debouchirten auf den Carouselplatz. Das war ein glücklicher Zufall. Ich eilte ihnen entgegen. Ich redete sie an; man applaudirte mir, aber dazwischen hörte man die Rufe: „Es lebe die Reform! Nieder mit Guizot!“ Der König kam heraus und ließ die beiden Bataillone Revue passiren. Er ward recht gut von ihnen empfangen.

Darauf stellte ich mich an die Spitze der beiden Bataillone und ließ sie an die Ausgänge aller Straßen vertheilen, welche in die Rue Rivoli münden. Man baute dort Barikaden; ich räumte sie durch die bloße Waffe der Ueberredung und durch die Anwesenheit der Nationalgarde.

Mehrere Bürger kamen, um mir dienstbeflissen anzuzeigen, daß ich große Gefahr laufe, getödtet zu werden. Ich achtete nicht auf sie, sondern setzte mein Werk fort, so lange ich noch ein Peloton Nationalgarde aufzustellen hatte. Ich kehrte auf den Carouselplatz zurück, mit einem gewissen Vertrauen, gestehe ich, daß, wenn wir rings um das Schloß her fest blieben, und wenn sich eine gewisse Anzahl Nationalgarde vereinigte, die Emeute sich beruhigen könnte, sobald die Massen den die Reform verbürgenden Ministerwechsel erführen. Später ist mir eingefallen, daß dies Vertrauen auf meiner Seite eine große Einfältigkeit des Augenblicks (simplicité de circonstance) war; denn ich wußte längst, daß man einen Feind nicht durch Retraiten und unruhige Massen, nicht durch Zugeständnisse einschüchtert.

Ein anderer Umstand beförderte diese Selbsttäuschung. Man zeigte mir an, daß eine ziemlich starke Colonne vom Palais Royal herankomme, um dem Könige eine Petition zu überbringen. General Lamoriciere war bei mir, ich schickte ihn ab, um zu versuchen, die Colonne aufzuhalten und ihr zu sagen, sie möge die Petition durch drei Delegirte überreichen lassen.

Er eilte sehr bereitwillig hin, kam aber bald wieder und sagte, man habe nicht auf ihn gehört und rücke vor; ich lief dem Haufen entgegen, traf ihn aber erst in dem Augenblicke, wo er dem bekannten, einsam stehenden Hause gegenüber auf den Carouselplatz debouchirte. Die Colonne machte auf meinen Ruf Halt. Ich harangirte sie zugleich energisch und pathetisch, und daß es mit Erfolg geschah, beweist, daß man auf mich zueilte, und mir die Hand reichte. Ein einziger als Nationalgardist gekleideter Mann sagte mir: „Sind Sie Marschall Bugeaud?“ — Ja, der bin ich. — „Sie haben unsere Brüder in der Rue Trasnonain morden lassen!“ — Du lügst, antwortete ich; denn ich war nicht dabei. — Er machte darauf eine Bewegung mit der Flinte; ich drängte auf ihn ein, um seine Waffe zu ergreifen; aber seine Nachbarn legten ihm Stillschweigen auf und riefen: „Es lebe Marschall Bugeaud! Ehre dem kriegerischen Ruhme!“ Ich hatte damals den Rittmeister Trochu, den Oberst Serny und den Artillerie-Capitän Tabar bei mir. Nachdem ich tausend Händedrücke ausgetheilt hatte, bestimmte ich die Colonne Kehrt zu machen; sehr viele von den Leuten versprachen mir, sie wollten in ihre Quartiere gehen und versuchen, die Ordnung herzustellen.

Wenige Augenblicke später vernahm ich Flintenschüsse vom Palais Royal und vom Louvre her. Ich wußte nicht, daß wir dort ein Detachement hatten; es mag damals 11 oder 11½ Uhr gewesen seyn; ich hatte keine Zeit, nach der Uhr zu sehen. Ich eilte zu einem Bataillon vom 5. leichten Regiment und sagte: „Da sie den Krieg anfangen, so nehmen wir ihn an; ich stelle mich an Eure Spitze.“ In diesem Augenblicke kamen zwei Adjutanten des Königs und zeigten mir an, daß Se. Majestät zu Gunsten des Grafen von Paris abdanke, daß man die Regentschaft proclamiren wolle, und daß Marschall Gerard mit dem Oberbefehl über die Truppen bekleidet sey. Nun befahl ich, dem Bataillon allein in der Richtung des Louvre vorzurücken, und da ich eine so außerordentliche Nachricht nicht glauben wollte, so eilte ich in's Schloß, um mich selber zu überzeugen.

Ich fand den König, seine Abdankung schreibend,

Digitized by Google

umgeben von einer zahlreichen Menge, welche ihn drängte, diesen Act zu vollziehen. Ich widersetzte mich nachdrücklich; ich sagte, dazu sey es zu spät; das werde keine andere Wirkung haben, als die Demoralisation der Truppen vollständig zu machen; es werde wieder geschossen, und es bleibe nichts übrig, als zu kämpfen. Die Königin unterstützte mich energisch; der König erhob sich, ehe er seine Schrift fertig hatte ..... aber ..... mehrere Personen riefen, er habe es versprochen und müsse sein Wort halten. Zahlreiche Rufe unterstützten diese Stimme; meine Stimme ward übertönt; der König setzte sich wieder zum Schreiben. Ich hörte inzwischen fortwährend Flintenschüsse und stürzte hinunter in den Hof, um mit der ersten gutwilligen Truppe in den Kampf zu gehen. Mein Pferd stand an der Thür; ich stieg auf und forderte alle Umstehenden auf, mir zu folgen. In diesem Augenblicke kam Herr Cremieux aus dem Schlosse, ergriff mich beim Beine und rief: „Gehen Sie nicht, Marschall! Sie würden sich nutzloser Weise tödten lassen; alles ist beendet;“ Ich machte mich los und eilte auf den Carouselplatz, fest entschlossen, die Offensive zu ergreifen. .... Aber, o Schmerz! o Erstarren! ich sah alle Truppen aufgelöst, in Peiotons nach rechts und links durch alle Ausgänge den Platz räumen!

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Die Gemeinde Gaulsheim in Rheinhessen hat ein wirklich interessantes Exemplar von einem Knaben aufzuweisen. Derselbe war vor etwas mehr als zwei Jahren verschwunden und nicht wieder aufzufinden. Er wurde bald darauf in Rheinbayern aufgegriffen und als taubstumm in die Armenanstalt zu Frankenthal gebracht, da in keiner Weise von ihm herauszubringen war, woher er sey. In dieser Anstalt befand er sich ein volles Jahr und obwohl der dortige Taubstummenlehrer mehrmals den Verdacht äußerte, der Knabe sey nicht taubstumm, so wußte dieser sich doch mit einem Geschick und einer Beharrlichkeit so zu stellen, die jetzt lebhaftes Staunen erregt, später entwich derselbe heimlich, und trieb sich lange Zeit im Badischen herum, immer den Taubstummen spielend. Zuletzt kam er in die trefflich eingerichtete Anstalt zu Pforzheim. Derselbe Verdacht, wie in Frankenthal, regte sich auch hier, und siehe da, vor einiger Zeit gab der Junge sein zwei Jahre lang consequezt festgehaltenes System auf, und spricht nun eben so gut als er hört. Die Willensstärke, die zu solchem Benehmen gehört, ist in solchem Alter gewiß eine seltene Erscheinung, und was könnte aus einem solchen Menschen werden, wenn diese sich auf das Gute richtete!

München besitzt eine sehr ehrenwerthe Damengesellschaft; sie besteht aus Frauen und Jungfrauen aus den höchsten Kreisen der Gesellschaft. An bestimmten Abenden — selbst das Theater hält sie nicht ab — kommen sie zusammen, nicht um zu spielen, zu singen oder zu tanzen, sondern um fleißig zu seyn, zu nähen, zu stricken und zu häkeln, und nicht einmal feine, vornehme, luxuriöse Arbeiten, sondern Kleider und Wäsche für — Arme.

Assisenverhandlungen.

Sitzung vom 30. April.

Peter Sutter, 21 Jahre alt, Schreiner, geboren und wohnhaft in Zweibrücken. Vertheidigt durch den Herrn Advokaten Gulden.

Der Angeklagte hatte schon vor mehreren Jahren mit einem Mädchen seiner Nachbarschaft, Namens Christiane Bähr, nähere Bekanntschaft, allein die beiderseitigen Eltern wollten ein so frühzeitiges Verhältniß nicht dulden, da sie nach den gewöhnlichen Lebenserfahrungen wohl einsehen mochten, daß dasselbe von keinem dauernden Bestand seyn werde. Sie untersagten daher ihren Kindern jeden Umgang, zumal da der Angeklagte ein leichtsinniger, unerfahrener Bursche ist, bei dem sich nichts weniger als eine ruhige Ueberlegung voraussetzen ließ.

Im Sommer 1849 wurde Sutter wegen groben Exzesse gegen eine Militärpatrouille zu einmonatlichem Gefängniß verurtheilt. Nachdem er diese Strafe erstanden hatte, begab er sich um Weihnachten auf die Wanderschaft und arbeitete in Mainz, später in Braunschweig. Von da unterhielt er mit Christiane Bähr einen Briefwechsel, wie er denn auch nach seiner Zurückkunft in Zweibrücken den Umgang mit derselben, trotz des elterlichen Verbots, heimlich fortgesetzt hat. Auf die ernstlichen Vorstellungen ihrer Eltern schrieb nun das Mädchen dem Angeklagten einen förmlichen Absagebrief, woran aber dieser nicht glauben wollte. Er wandte sich an Therese Huffong, welche die Correspondenz besorgte, um näheren Aufschluß, und erklärte, nach Schleswig-Holstein zu gehen, wenn

Digitized by Google

seine Geliebte auf ihrem Entschlusse beharren würde. Alle Bemühungen des Angeklagten waren jedoch vergebens; zugleich erfuhr er, daß Christiane Bähr, um ihren Vorsatz unabänderlich zu machen, mit Ludwig Heim eine Bekanntschaft angeknüpft hatte. So schien das frühere Verhältniß aufgelöst und Sutter war wirklich in das Schleswig-Holstein'sche Heer eingetreten; im Monat Februar d. J. kehrte er mit Abschied zurück.

Sutter zeigte sich nun, wenn die Sprache auf sein früheres Verhältniß mit der Christiane Bähr kam, nichts weniger als unbefangen; er besuchte häufig die Wirthshäuser, nahm aber an keinem Spiele Theil, blieb bei allen Gesprächen gleichgültig und man sah ihm an, daß er mit andern Gedanken beschäftigt war. Auch am 11. Februar d. J. hatte er mit seinen Cameraden verschiedene Wirthshäuser besucht, wo er mehr als die Andern trank, ohne jedoch sehr berauscht zu seyn.

Nach 7 Uhr Abends trat der Angeklagte ganz unerwartet, ohne zu grüßen, mit grimmigem Blicke, in die Bähr'sche Wohnung, als die Familie noch beim Nachtessen saß. Ein Camerad von ihm, Namens Daniel Dickes, befand sich im Zimmer. Auf die höfliche Einladung zum Sitzen, antwortete Sutter mit Betonung: „Mein Verweilen ist hier von kurzer Dauer." Darauf stellte er sich an den Ofen ohne auf die mit ihm eingeleitete Unterhaltung einzugehen. Als der Tisch abgeräumt war, setzte sich Christiane Bähr an das Spinnrad und lud den Angeklagten ebenfalls zum Sitzen ein.

Kaum hatte das Mädchen zu spinnen angefangen, so sprach endlich Sutter: „Es ist doch schrecklich, wenn man sein junges Leben so früh hingeben muß" — worauf er in demselben Augenblicke, mit dem Ausrufe: „Leb wohl, Christiane!" auf sie zuging und ihr mit einem Messer, dessen Klinge man in seiner Hand blinken sah, einen so heftigen Stoß auf die Brust versetzte, daß sie zu Boden stürzte und der Stuhl auf sie fiel. Unter dem Rufe: „Ach Gott ich bin gestochen!" raffte sich die Verwundete auf und hatte noch die Kraft, ein Nachbarshaus zu erreichen, wo sie zu Bette gebracht wurde und die erste ärztliche Hilfe erhielt.

Die ganze Familie Bähr fiel nach der That über den Angeklagten her. Während Jakob Bähr ihm eine Flasche auf den Kopf schlug und ihn dann mit Hilfe seines Vaters festhielt, entwandten ihm Juliana und Elisabetha Bähr das gebrauchte Instrument — ein Metzgermesser, das der herbeigerufenen Militärwache, welche den Angeklagten arretirte, übergeben wurde. Sutter glaubte seinen Rachedurst gekühlt — seine Geliebte tödtlich getroffen zu haben — er ließ sich ruhig mit Dickes wegführen.

Der nach der Christiana Bähr geführte Streich war in Bezug auf das Instrument, so wie auf die Richtung und Oertlichkeit äußerst gefährlich. Mütchen, Halstuch und Hemd waren durchstochen — das Messer drang anderthalb Zoll tief in die linke Brust, traf eine Rippe, sonst würde es in das Herz gedrungen seyn. Nur einem glücklichen Zufall ist es zuzuschreiben, daß der Streich nicht auf der Stelle tödtlich war, indem sich das Mädchen aus Instinkt während des Stoßes zu Boden fallen ließ, wodurch dessen Gewalt theilweise gebrochen wurde. Christiane Bähr mußte dennoch mehrere Tage zu Bette liegen und war in Folge der Verwundung sechs Tage krank und arbeitsunfähig.

In dem ersten Verhöre gab Sutter das Verbrechen, sowie das Motiv zu; in den spätern Verhören stellte er die dabei gemachten Aeußerungen in Abrede und wollte die Absicht, das Mädchen zu tödten, nicht gehabt haben. In der öffentlichen Sitzung behauptete er sogar, er sey am Abend des 11. Februar so betrunken und verwirrt gewesen, daß er gar nicht wisse, was damals vorgegangen. Als hat sich aber durch die Aussagen der Zeugen auf das Vollständigste ergeben, daß der Angeklagte seine frühere Geliebte freiwillig aus Eifersucht und Rache zu tödten versucht hat. Kurz vor der That sagte Dickes: „Ach, wenn ich nur in Brasilien wäre," worauf ihm Sutter antwortete: „Da könnte ich schon lange seyn, allein ich habe hier zuerst noch Etwas auszumachen." Auf die Aeußerung der Familie Bähr nach vollbrachtem Verbrechen: „Mörder, willst Du unser Kind umbringen? Du wirst gelöpft werden," antwortete der Angeklagte kalt und trocken; „Ja, darum bin ich gekommen, ich wollte sie umbringen, ich will gelöpft werden; schlagt mich todt, ich will todtgeschlagen seyn."

Die Geschworenen erkannten den Peter Sutter des Versuchs der freiwilligen Tödtung, jedoch ohne Vorbedacht, schuldig. In Folge dieser Erklärung verurtheilte das Assisengericht denselben zur Strafe der lebenslänglichen Zwangsarbeiten.

☞ Das Plauderstübchen von den Jahren 1847, 1848 und 1849 wird zu kaufen gesucht. Wer diese Jahrgänge abzugeben geneigt ist, möge bei der Expedition dieser Blätter die Anzeige machen.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 36. Kaiserslautern, Donnerstag 8. Mai **1851.**

Das stumme Clärchen.

Aus dem Tagebuche eines Studirenden.

Von M. C.

12.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Sie hier, mein Fräulein?“ erwiderte erschrocken der zunächststehende Grenadier-Offizier; „retten Sie Sich aus dieser Verwirrung; ich kann für nichts bürgen!“

„Wo ist mein Vater?“ fragte das Mädchen flüchtig und blickte scheu umher.

„Auf der Sct. Marxer-Linie,“ entgegnete der junge Mann; „seyen Sie unbesorgt, und eilen Sie in Ihre Wohnung!“

„Was soll mit diesem Verwundeten hier geschehen?“ fragte sie ängstlich weiter, indem sie mit der einen Hand auf den Legionär hindeutete, mit der andern den Arm des Offiziers umklammerte.

„Der ist Offizier der Legion, und — unser Gefangener!“

„Gefangen? Um Jesu willen! Ist keine Rettung möglich?“ jammerte verzweiflungsvoll das Mädchen.

„Keine!“ brummte der Offizier; — ein Schuß fiel; — er lag getroffen in seinem Blute.

In diesem Augenblick drängte sich wüthend der ganze Trupp nach der Seite hin, wo der Schuß herkam.

Das Mädchen war erschrocken in sich zusammengesunken. Als sie wieder zu sich kam, fand sie den Platz leerer. Ein alter Proletarier, das Gewehr über den Rücken gehängt, war eben daran, den Akademiker fortzuschleppen.

„Um Gotteswillen hieher!“ rufend zerrte sie den Alten an seinem kurzen Rocke und wies ihn auf die Thüre des nächsten Hauses; in wenigen Augenblicken schloß sie sich hinter ihnen — und nach einer Viertelstunde erwachte Robert in den Armen — seiner Clara; denn diese war das heldenmüthige Mädchen.

Robert erholte sich kaum; der wenig künstliche Verband der nicht gefahrlosen Wunde, dazu ein heftiges Wundfieber machten seine Lage bedenklich. So lag er bleich und hoffnungslos in dem Schooße seiner treuen Geliebten, der bei seinem jammervollen Anblick fast das Herz brach.

Unterdessen war es Abend geworden. Draußen ward es stiller; dem blutigen Tage folgte eine unheimliche Nacht. Der von manchem Feuer geröthete Himmel beleuchtete magisch die gelichteten Gassen, den blutigen Schauplatz eines Kampfes. In den Seufzerruf manches Unglücklichen tönte, von wehelosen Garden gesungen, ein schmerliches Lied: Lebe wohl ꝛc. ꝛc.

Gegen 11 Uhr ritt langsam, in seinen Mantel gehüllt, von seinem Adjutanten und einer Wache zu Fuß gefolgt, ein Uhlanenoffizier an den Posten der Soldaten vorüber, dem Hause zu, wohin man Robert gebracht hatte. Es war Clara's Vater.

„Wo ist die Verrätherin?“ rief er plötzlich haltend, und schlug mit seinem Säbel an die verschlossene Hausthüre, daß die ganze Gasse davon widerhallte.

Mehrere Minuten vergingen, bis man ihm öffnete. Was darin vorging, konnte man aus den kläglichen Rufen entnehmen, die herausstönten. —

Der Oberst, der nicht, wie der Grenadieroffizier meinte, auf der Sct. Marxer-Linie, sondern bereits in der Nähe des Wasser-Glacis campirte, hatte von der Scene des Abends insgeheim Wind bekommen, und war, nicht ohne Gefahr, noch zu seiner Wohnung geritten. Clara glaubte ihn auf der Linie und darum fern genug, um vor einer solchen Ueberraschung sicher zu seyn.

Robert ward von der Wache sogleich gefangen fortgeführt; Clara konnte nicht mehr gefunden werden. Sie war entflohen; die Wuth des ergrimmten Degen hätte sein eigen Kind nicht geschont, das seinen verachteten Feind in den Armen hielt.

Mit diesem Augenblicke begann die eigentliche Leidensgeschichte des unglücklichen Mädchens. Sie hatte sich aus der Mitte ihrer Familie geflüchtet, um nie wieder dahin zurückzukehren. — Man wußte nichts mehr von ihr. Nach ungefähr 3 Wochen erschien sie

Digitized by Google

mit einer alten Frau, wahrscheinlich ihrer Tante, die während der Belagerung Wien verlassen hatte, auf dem etliche Stunden von meiner Heimat entfernten Schlosse, das von dem alten Hartmann, wie man den Besitzer nannte, bewohnt war.

13.

Der alte Herr starb und nach wenigen Tagen vermochte die Ausweisungsandrohung des mißtrauischen Ortsbürgermeisters, der überall politische Gespenster sah, die beiden Fremden zur Veränderung ihres Wohnsitzes. Seit dieser Zeit lebten sie ruhig und unbemerkt in unserer Gemeinde, die ihrem freudelosen Daseyn eine friedliche Stätte gönnte.

Nach dem Ableben der Tante konnte sich Clara nur mehr kümmerlich fortbringen. Eine Unterstützung von fremder Hand, die bisher regelmäßig eintraf, war ausgeblieben; man meint, sie sey vom fernen Mutterherzen gekommen, das um diese Zeit der Gram in die Grube brachte.

So war Clara von der letzten Hoffnung verlassen, die sie noch an das Andenken der Ihrigen glauben machte. Zu dem tiefen Weh im Herzen gesellte sich der bittere Gedanke des Elends — nach kurzer Zeit war sie beiden erlegen. —

Die Briefe, die sich unter ihren wenigen Habseligkeiten vorfanden, konnten ihre Geschichte ergänzen. In dem einen las ich, mit grinsenden Zügen geschrieben, den gräßlichsten Fluch des Vaters, der für ewig von seinem Angesicht sein verrätherisches Kind verstieß. Vergebens sah ich nach einem zweiten von Aelternhand, ich fand keinen mehr; keine versöhnende Mahnung, keine Vergebung — mit diesem Gedanken mußte sie sterben!

Von Robert keine Zeile; nur einige Briefaufsätze an ihn, worin sich Clara mit der sicheren Hoffnung tröstet, den Ersehnten als ihren Erlöser bald in ihrem traurigen Asyle umarmen zu dürfen; sie hatte vergebens gehofft.

Sehen wir nach Robert. Ihn rettete aus seiner Gefangenschaft seine gefährliche Krankheit. Er war dem Tode nahe, die Aerzte erwirkten die Erlaubniß, ihn pflegen zu dürfen.

Das Haus an der Franzensbrücke, in dem sie gewohnt hatten, war zum Theil niedergeschossen, zum Theil niedergebrannt. Nach Roberts Genesung verließen sie eiligst Wien und begaben sich nach Klagenfurt, dem Geburtsorte seiner Mutter, von wo aus mir Robert auch seinen letzten Brief geschrieben.

Robert wurde nie mehr recht froh; die Sehnsucht nach einem verlassenen Herzen machte ihn nachdenkend und schweigend. Zweimal war er in Wien — ohne Erfolg. Der Oberst war zur Armee nach Ungarn; seine Familie lebte nicht mehr in Wien, die Tante war fort — Robert forschte vergebens; was er geliebt und verloren — er fand es nimmer. —

14.

Seit er nach Ungarn gezogen war, hatten die Seinigen nichts mehr von ihm gehört. —

Dieß war es, was ich mühsam zur Lichtung der wirren Schicksale Clara's sammeln konnte.

Diese Aufklärung, die Gedanken, die sich jedes dazu machte, frischten das Andenken an die Geheimnißvolle wieder auf; noch lange sprach man in meiner Heimat von dem stummen Clärchen und seinem seltsamen Geschicke.

* * *

Der Herbst war näher gerückt; bald rief mich meine Bestimmung wieder von der Heimat fort. Es verging kein Tag, an dem ich nicht meines fernen Freundes gedachte, und mich mit der Zuversicht tröstete noch einmal Etwas von ihm zu erfahren.

Unterdessen hatten sich die Dinge der Magyaren zur Entscheidung gedrängt; Ungarn, oder vielmehr Görgey hatte sich ergeben. — Das Kriegsgericht hatte bereits begonnen.

Ein trüber Oktobermorgen war's, als ein junger Offizier der deutschen Legion aus dem finstern Gefängnisse zum letzten Gang geholt wurde.

Muthig und gefaßt ging er seinem Schicksale entgegen, — es war der bleiche Legionär von der Jägerzeile — Robert E. — Er hatte die letzte Rolle des Dramas zu Ende gespielt.

Zwei Tage nach dieser Nachricht reiste ich ab. Mein letzter Besuch war am Grabe der Entschlafenen. Ein einfacher Grabstein mit einer sinnigen Aufschrift, das letzte liebevolle Werk der Gemeinde, zierte den Hügel. Die Erinnerung an zwei Liebende regte sich so laut in diesem ernsten Schweigen, das über den friedlichen Mauern schwebte. Es war die Ruhe des Grabes — nun hatten sie beide gefunden. —

Ein Jahr ist seitdem vergangen; Robert's Bildniß hängt jetzt verschleiert an der einsamen Wand meines Studierzimmers. Oft sehe ich es an, nie ohne geheime Rührung; in seinem Anblicke strahlt eine liebliche, aber auch eine wehmüthige Erinnerung. — „Sjnbgr."

Digitized by Google

Die Nacht vom 24. Februar 1848.

(Erzählt von Marschall Bugeaud.)

(Schluß)

Vermuthlich hatte, während ich im Schlosse war, Marschall Girard ihnen den Befehl ertheilt, sich in ihre Casernen zu begeben. Es war unmöglich, diese vielfältige Bewegung aufzuhalten; die Spitzen der Colonnen waren schon auf dem Kai oder in den benachbarten Straßen. Ich hob die Hände gen Himmel und ritt fort, begleitet von einem einzigen Officier, dem Artillerie-Capitän Tabar. Ich ritt über den Kai das Wasser entlang. Vor dem Palaste der Deputirtenkammer angelangt, fand ich die Umgebungen verödet, die Gitter geschlossen, ohne eine einzige Schildwache, ohne Hüter, ohne eine Seele. Ich glaubte um so eher, daß die Deputirten nicht beisammen seyen, als ich eine Menge von ihnen in und bei den Tuilerien bemerkt hatte. Ich wollte mich indeß vergewissern, als eine Bande von Meuterern, die über den Quay d'Orsay kam, zu rufen anfing: „Nieder mit Marschall Bugeaud!“ Ich ritt auf sie zu und sagte: „Wißt ihr, was ihr ruft? Ihr ruft: Nieder mit dem Besieger Abd-el-Kaders! Nieder mit dem Bezwinger der Araber und dem Eroberer Afrika's! Nieder mit dem Manne, der euch gegen Russen und Deutsche zum Siege führen will! Ehe ein Monat vergeht, werdet ihr vielleicht meiner Erfahrung und meines Muthes bedürfen.“ Diese Worte gewannen alles für mich, man rief: „Es lebe Marschall Bugeaud!“ und jedermann wollte mir die Hand drücken.

Beim Eintritt in die Universitätsstraße fand ich eine andere Bande, und derselbe Auftritt wiederholte sich. Diese beiden Diversionen machten, daß ich die Deputirtenkammer aus den Augen verlor. Ich überlegte mir wohl, daß der Palast von Niemanden bewacht sey, aber ich dachte, Marschall Gerard, der den Oberbefehl und über die 5 bis 6000 Mann auf dem Eintrachtsplatze zu verfügen hatte, werde wohl dafür sorgen. Ich ritt also zu Hause, um möglichst rasch meine Uniform abzulegen und nach der Kammer zu eilen. Einige Generäle, welche eintrafen, raubten mir eine halbe Stunde.

Als ich auf dem Platze des Palais-Bourbon anlangte, sah ich mehrere Deputirte ganz verstört herauskommen. Ihre Physiognomien waren unglaublich. Diejenigen, welche sprechen konnten, sagten: „Alles ist vorbei; man wird die Republik proclamiren.“ Ich eilte zu einer Abtheilung der 10. Legion, welche ihre Gewehre auf dem Platze zusammengestellt hatte, und die von dem, was vorging, nichts zu ahnen schien. „Wollt ihr die Republik?“ redete ich sie an. — Nein, zum Teufel, die wollen wir nicht! — „Nun wohl, so wollen wir in die Kammer einrücken, um die Regentin zu schützen und die Regentschaft proclamiren zu lassen.“ — Es waren etwa 150 Mann, befehligt von einem jungen Bataillonschef. In dem Augenblicke kam Oudinot aus dem Hofe, um dieselben Nationalgarden aufzusuchen. Sie griffen lässig zum Gewehr. Oudinot redete sie mit einer Wärme und einem Schwunge an, welche ihm meine ganze Achtung erwarben. Ich drückte ihm die Hand; wir traten in den Hof; ich nahm die Flinte eines Invaliden. Es war zu spät! Ein Dutzend Deputirte stürzte heraus und rief uns zu: „Alles ist vorbei! Die Herzogin geht durch den Präsidentschaftsgarten nach dem Invalidenhotel! Die Republik ist proclamirt!

Die Nationalgarden machten Halt; es war nichts mehr zu thun. Wir waren nicht stark genug, um die Dinge wieder ins Geleise zu bringen.

So fiel die Monarchie, welche dem Lande siebenzehn Jahre des Friedens und der Wohlfahrt gegeben hatte!!... Die Geschichte kennt nichts Schimpflicheres und Jämmerlicheres! . . . .

Ich habe nicht die ganze Wahrheit gesagt, aber auch nichts, was nicht buchstäblich genau und durch Tausende von Zeugen zu erhärten ist.

Ich weiß auf das bestimmteste durch mehrere Briefe von Officieren der Armee und der Nationalgarde, daß ich unter diesen grausamen Umständen in ihrer Achtung nicht gesunken, sondern gestiegen bin.

Ein unerhörtes Zusammenwirken von Umständen hat mich gelähmt; ich habe keinen Gebrauch von meiner Erfahrung und den kriegerischen Fähigkeiten machen können, welche die Natur mir gegeben hat. Ich hatte nur den Schatten des Oberbefehls. Die Minister, der König, die Prinzen, die Bürger, alles hinderte mich. Wie sehr hätte ich gewünscht, daß der Hof und die Regierung in Vincennes gewesen wären! Vor allen Dingen aber hätte ich den Oberbefehl vierzehn Tage eher haben müssen, um die Truppen vorzubereiten, sie mit meiner Art und Weise zu identifiziren, sie mit allen Erfordernissen zu einem solchen Kampfe auszustatten. In dieser Beziehung war Alles vergessen worden, ungeachtet meiner officiös wiederholten Mahnungen.

Keine Pläne für die mannigfaltigen Eventualitäten, weder für den Kampf noch für den Rückzug der Regierung; keine Instruction für die Truppen über die Art und Weise, wie sie agiren sollten; keine Niederlagen von Lebensmitteln auf den vornehmsten Punkten im Innern; keine Werkzeuge zum Gebrechen

Digitized by Google

der Thüren, zum Durchlöchern der Häuser, mit einem Worte Nichts, was die geringste Voraussicht bekundete! . . .

Marschall Bugeaud d'Isly.

Mittel gegen die Kartoffelkrankheit.

Bekanntlich werden in allen Zeitungen und Anzeigeblättern jahraus jahrein unzählige Geheimmittelchen für dies und das angekündigt und angepriesen, und es gibt, man wöchte fast sagen immer Narren genug, die sie um gutes Geld kaufen. Wenn dies nicht wäre, kämen derartige Ankündigungen sicherlich nicht so häufig vor. Die Sache lauft meist auf den Grundsatz eines bekannten lateinischen Sprichwortes hinaus, welches der Buchhändler Basse in Quedlinburg mit den Worten übersetzt: „Die Welt will geprellt seyn, also prellt man sie!“ Wie sehr man sich in dieser Beziehung in Acht nehmen müße, das beweist wieder ein jüngst angekündigtes Präservativ gegen die Kartoffelfäule. Es hieß, mit einem Pfund desselben könne man die Saatkartoffeln für einen ganzen Morgen zubereiten, daß sie unbedingt vor der Krankheit geschützt bleiben. Und das Pfund sollte nur 24 Kreuzer kosten. Gewiß wenig Geld für eine bedeutende Wirkung! Natürlich haben manche Oekonomen ihre Schöpsätzner springen lassen. Mittlerweile hat eine chemische Untersuchung, die ein pfälzischer Pharmazeut vorgenommen, ergeben, daß das Pfund seinen Kreuzer werth ist, indem die ganze Masse aus Torf und Torfasche besteht. Selbst der Buchhändler Basse von Quedlinburg würde bei dieser Gelegenheit sagen: „das ist doch unverschämt!“

Das Legen der Kartoffeln betreffend.

Der Redaktion ist von mehreren Seiten die Kunde zugegangen, daß die heuer gelegten und zerschnittenen Kartoffeln in Folge der anhaltenden Nässe häufig faulen; man erlaubt sich deßhalb, Alle, welche sich mit dem Anbau der Kartoffeln befassen, darauf aufmerksam zu machen, daß es bei diesen Witterungsverhältnissen und der Feuchtigkeit des Bodens sehr räthlich sey, nur ganze Kartoffeln zu legen, da diese nicht so leicht in Fäulniß übergehen, wie die zerschnittenen, was sehr natürlich ist, da sie durch die Haut einen Schutz gegen die Einwirkung der Fäulniß haben, während die verwundete Fläche schnell in Fäulniß übergeht. (Z. f. G. u. Lw)

Miscellen.

Vor wenig Tagen rollte ein eleganter Wagen um 2 Uhr Nachmittags vom Triumphbogen die mit Pariser Flaneurs angefüllten elyseeischen Felder herunter. Ein aufmerksamer Beobachter konnte bemerken, wie aus dem Strome der Lustwandelnden sich allmählig alle Blicke nach dem blonden Lockenkopf eines jungen Mannes richteten, der, im Wagen nachlässig zurückgeworfen, statt wie gebräuchlich das lebende Spalier der bunten Menschenmenge zu mustern, nachdenkend die Rauchwolken einer Havannacigarre vor sich hinblies. Eine äußerst sashionabel gekleidete Dame, dicht verschleiert, welche nach der Versicherung der später verhörten Zeugen soeben eine glänzende Equipage verließ, schien den schmauchenden Dandy zu erwarten. Auf ein Zeichen von ihr hält der modegemäß gepuderte Kutscher die Pferde an, und sie tritt hastig zu den Wagen. Mit einer die höchste Aufregung verrathende Stimme ruft sie dem jungen Manne zu: „Du hast mich verlassen, Unglücklicher, du sollst es bereuen.“ In demselben Augenblick entladet sie eine unter der Mantille verborgene Pistole gegen die — eigene Brust und sinkt mit dem Ausruf „Adieu!“ zusammen. Der bestürzte junge Mann springt sie auf, zieht sie in den Wagen und ruft dem Kutscher zu: „Hospital Beaujon im Galopp.“ Die Pferde jagen davon, ehe die bestürzten Zuschauer zur Besinnung kommen, um einzuschreiten. Den sorgfältigsten Nachforschungen der Behörde ist es noch nicht gelungen, die Spur der Acteure in diesem Drama von einer halben Minute aufzufinden; nur so viel ist gewiß, daß die unbekannte Dame nicht im Hospital Beaujon abgesetzt wurde.

Die elektromagnetischen Uhrwerke werden in Berlin wirklich in Ausführung gebracht werden. Der durch seine Leistungen in der Elektrotelegraphie bekannte Ingenieur Siemens hat sich mit einem Hofuhrmacher und einem Kaufmann in Verbindung gesetzt und man wird bald ans Werk gehen. Die Anlage einer solchen Uhr würde 28 bis 30 Thaler kosten und die jährliche Unterhaltung etwa 4 Thaler. Hierzu würden die Bewohner eines Hauses zusteuern wie jetzt zur Gasbeleuchtung in den Hausfluren. Dazu käme der ungeheuere Vortheil, daß Post-, Eisenbahn-, Stadt- und Hausuhren stets auf die Secunde übereinstimmten.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 37. Kaiserslautern, Samstag 10. Mai **1851.**

Eine Pfingstfahrt nach Rügen.

Reiseskizze von B.

1. Stettin. Das Haff.

Es war in Berlin. Einen trüben Winter hatte ich bei den Büchern gesessen, lang- und kurzweilige Collegia in den schallenden Sälen der Aula gehört. Jetzt war der Frühling wieder ins Land, sogar nach Berlin gekommen: in lichtem Grün prangten die Linden, blühende Obstbäume schauten vorsichtig über die Gartenmauern. Da hielt es freilich den Süddeutschen, der an ein stetes frisches Hineinleben in die Natur gewöhnt ist, nicht länger in dem staubigen Gewirr dieser gleichförmigen Straßen: die Pfingsttage waren da und kurz entschlossen saß im am nächsten Morgen in der langen Wagenreihe, die eine Ueberfülle naturdurstiger Berliner hinwegführen sollte nach Neustadt-Eberswalde, der „märkischen Schweiz.“

In raschem Flug jagt der Bahnzug über Aecker, Moor und Waldstecken, öd und einförmig, hinweg. Ermüdet langt man in dem ruhigen Stettin an, dessen belebter Hafen dem Binnenländer ein neues anziehendes Bild gewährt. Eine Menge von Lastschiffen drängt sich an das Ufer, runde schwarzbäuchige Briggs, deren Maste, Taue, Segel sich scharf vom Himmel abzeichnen. Matrosen klettern umher, schnüren die Segel an, die Wimpel flattern im Wind, zahllose Böte durchschneiden die breite Oderfläche; dazu das Lärmen und Treiben der Uferstraßen mit ihren Frachtwagen, Waarenhaufen, Matrosen, hastigen Reisenden, mit den gepuzten Häusern und flaggenden Gasthöfen, alle mit grünen Maien geziert: es ließ sich kaum ein frischeres, regsameres Gegenbild zu dem steifen, blasirten Berlin denken.

Unser „Prinz von Preußen“ brummte schon in der Ferne vor Ungeduld und blies unmuthig dicke Rauchwolken in die Luft; ein lärmendes Gewühl von Passagieren drängte sich unter dem dickenbesteckten Zeltdach des Verdecks auf und ab; der preußische Adler wehte stolz über dem Steuerrad. Da tönt die Glocke, langsam schiebt sich der Koloß vom Ufer hinweg und rauscht prächtig den Strom hinab, an langen Reihen ruhender Seeschiffe vorüber; und die Vergleute am Bugspriet jauchzen ihren lustigsten Walzer hinaus in den hellen sonnigen Tag.

Langsam zog die Stadt vorbei, dann Hügel mit freundlichen Dörfern gekrönt; das Papenwasser mit seinen dreieren Ufern wurde durchschnitten und bald zeigt die weit zurücktretende Küste, der hohe Wogenschlag und das schon fühlbare Schwanken des Schiffes, daß wir im großen Haff uns befinden. Meilenweit schweift der Blick über diese gewaltige Wasserfläche; in der Ferne tauchen kaum sichtbar die Thürme von Wollin hervor. So stundenlange Fahrt: dann treten rechts die gelben Hügelwände nahe heran, links die Insel Usedom; und geleitet durch schwarze und rothe Seetonnen, die wie seltsame Ungeheume auf dem Wasserspiegel schaukeln, steuert das Boot in die enge Swine hinein, zur Seite niedrige Binsenwiesen, dahinter Dörfer, Wälder und Windmühlen. Durchsichtig den Himmel widerspiegelnd liegen die grünen Oderwellen vor der Fahrt, Möven fliegen schreiend von den Ufern auf und ziehen mit krummen Flügeln über die Wasser. Mit Sonnenuntergang landete das Schiff an dem stillen Swinethünde; die Passagiere zerstreuten sich in die Gasthöfe und ein einsamer Abendgang am Gestade mit dem Blick auf die stattlich vor Anker liegenden Schiffe und die ruhig plätschernde Flut schloß den schönen Tag. Wind und Wogen trugen leise den Gruß der See zu mir herüber.

(Fortsetzung folgt.)

Der erste Katzenjammer.

Von Kopisch secundus. (Aus den Fliegd. Blättern.)

Der Noah morgens früh um acht
Aus seinem ersten Rausch erwacht,
Es jammert in dem Schädel fein,
Als wären tausend Katzen drein,
Er stöhnt und seufzet bitterlich,
Und ruft dem heil'gen Ullerich.

Digitized by Google

Sankt Ullerich trat zu ihm an:
Mit meiner Macht ist nichts gethan.
Den Magen kann ich dir vom Wein,
Von Katzen nicht den Kopf befrein.
Doch sey die Lehr' dir eingeprägt:
Trink mehr nicht, als ein Mensch verträgt.

Der Noah ruft in höchster Noth,
So hilf mir du, o Herre Gott!
Der Wein in meinem Haupte tost,
Als wie im Faß der junge Most.
Ich bin ein frommes altes Haus,
Und bitt' mir noch 'ne Gnade aus.

O gib mir eine Arzenei,
Die heilsam und erquickend sey,
Ich fühl' es, salzig muß sie seyn,
Nur sey sie nicht von einem Schwein,
Dieweil ein gottesfürchtiger Jud
Kein Schweinefleisch nicht essen thut.

Der Noah schrie ganz fürchterlich,
Darob erbarmt der Herre sich,
Und sprach: Verachtest du des Schweins,
Der du doch selber bist kein kleins?
Was ich erschuf, ist wohlgemacht.
Die Schweinefleischle nicht verachte!

Doch weil wer nie betrunken war,
Kein braver Mann ist offenbar,
So sey die eine Arzenei,
Die heilsam und erquickend sey,
Wenn die, als wie im Faß der Most,
Der Wein in deinem Haupte tost.

Da griff der Herr ins Himmelreich,
Und gab ihm einen Hering gleich.
Als den der fromme Noah roch,
Da sprang er auf vor Freuden hoch,
Und aß ihn auf ganz unverweilt
Und ward von aller Pein geheilt.

Und wieder Durst bekam er drauf,
Und aß noch manchen Hering auf,
So oft ihm Jammer war.
Drei hundert neun und vierzig Jahr.
Und annoch freut sich Jud und Christ,
Daß Hering gut im Jammer ist.

Assisenverhandlungen im großen politischen Prozesse.

(Fortsetzung des Zeugenverhörs.)

4. Zeuge: Friedrich Albert Horn, Steuer- und Gemeinde-Einnehmer in Altheim. Als ich im Jahre 1849 von einer benachbarten Gemeinde zurückkehrte, warnten mich viele Leute, daß ich arretirt würde. Da ich darauf nicht achtete, wurde ich an meiner Wohnung von Freischaaren verhaftet und nach Zweibrücken transportirt. Daselbst legte mir Schimmelpfennig einen Revers vor. Weil ich mich weigerte, denselben zu unterzeichnen, mußte ich mein Ehrenwort geben, mich nicht zu entfernen. Bei eingebrochener Nacht flüchtete ich über die französische Gränze. Als ich am 2. Juli zurückkehrte, wurde die Kassenverifikation vorgenommen. Es fehlten verschiedene Beträge, meinen Geldbeutel und Cigarrenspitze erhielt ich wieder. Die erhobenen Steuern hat Helfferich, so viel ich weiß abgeliefert, Bücher, Journale und Belege waren in vollkommenster Ordnung.

5. Zeuge: Louise Clemmenger, Wittwe von Georg Heck, Gastwirthin in Zweibrücken. Der Einnehmer Horn von Altheim wohnte einige Zeit in meinem Hause. Nach dessen Flucht kamen zwei fremde Herren und fragten nach demselben. Auf meine Bemerkung, daß Horn sich am Abend vorher entfernt habe, baten sie mich, ihnen dessen Zimmer zu zeigen. Sie ließen die Kasse, in welcher sich jedoch kein Geld befand, durch einen Schlosser öffnen. Weil ich vernommen hatte, daß man beabsichtige, die Kassen zu holen, hatte ich dem Einnehmer gerathen, das Geld in Sicherheit zu bringen. Während die Herren in dem Zimmer des Einnehmers beschäftigt waren, kam auch Helfferich. Nach einer Weile begegnete mir derselbe auf der Treppe und sagte mir betrübt und mit Thränen in den Augen, er habe die Einnehmerei angenommen, aber nur deßhalb um die Kasse und Papiere nicht in fremde Hände gelangen zu lassen. Dies habe er auch dem Controleur gesagt. Ich selbst hatte ihn ersucht, die Papiere zu übernehmen, weil ich das Zimmer nicht länger entbehren konnte.

6. Zeuge: Heinrich Rabung. Adjunkt in Altheim. Am 8. Juni 1849 wurde der Einnehmer Horn durch Freischaaren verhaftet. Am andern Tag kam der Angeklagte als provis. Einnehmer mit Freischaaren und nahm die Kasse und Papiere des Einnehmers in Beschlag. Ich mußte die Leute, welche den Angeklagten mit seinen Freischaaren todtschlagen wollten, beruhigen. Am 11. kam Helfferich abermals und wollte Steuern erheben, es bezahlte aber Niemand. Er flüsterte mir ins Ohr, die Leute hätten recht, wenn sie nicht zahlten, daraus schloß ich, daß er einer von den unsrigen sey, nämlich, daß er zum König halte. Er betrug sich sehr ordentlich und willigte sogleich ein, daß wir die Gemeindegelder zurückbehalten durften.

7. Zeuge: Adam Buchheit, Gemeindediener in Altheim. Als der Angeklagte in Altheim war, mußte ein Schmied die Tischschublade, worin der Einnehmer Geld hatte, öffnen. Man fand 48 fl., die dem Adjunkten übergeben wurden. Ich mußte später ausschellen, daß der provis. Einnehmer da sey, es kam aber Niemand um zu zahlen. Der Angeklagte sagte, wenn Horn nicht komme und es fehle Etwas in der Kasse, so würden dessen Mobilien versteigert.

8. Zeuge: Jakob Müller, Straßenwärter in Altheim. Am 11. Juni kam der Angeklagte als provis. Einnehmer in mein Haus, wo auch der Einnehmer Horn wohnte. Ein Schmied öffnete die Tischschublade. Die darin aufgefundenen 48 fl. wurden bei dem Adjunkten deponirt.

9. Zeuge: Georg Laturell, Ackersmann in Altheim. Der Angeklagte nahm die Kasse, welche ein Freischärler öffnete, in Beschlag, er behielt jedoch nur die dem Staate gehörigen Gelder.

10. Zeuge: Johann Adam Firmery, Gemeindeschreiber in Altheim. Es kamen bewaffnete Freischärler, welche das Zimmer des Einnehmers versiegelt

Digitized by Google

ließen. Wer die Siegel später wieder abnahm, weiß ich, aus persönlicher Wahrnehmung, nicht. Die Freischüler hatten auch den Auftrag, den Einnehmer Horn, welcher denunzirt worden war, zu verhaften.

11. Zeuge: Daniel Weiler, Ackersmann in Walsheim. Die Schelle ging, der provisorische Einnehmer sey da. Ich leistete meine Zahlung gegen Quittung. Die bezahlte Summe wurde mir später gut geschrieben. Der Angeklagte betrug sich lieblich wie ein Ehrenmann.

12. Zeuge: Nikolaus Krämer, Ackersmann allda;

13. Zeuge: Georg Brengel, Ackersmann allda;

14. Zeuge: Jakob Nagel, Ackersmann in Niedergailbach;

15. Zeuge: Nikolaus Rauch, Ackersmann daselbst;

16. Zeuge: Nikolaus Krämer, Ackersmann daselbst;

17. Zeuge: Jakob Oberringer, Schuster daselbst; — deponiren sämmtlich im Wesentlichen wie der vorhergehende Zeuge.

18. Zeuge: Peter Schlick, Nachtwächter in Bliesdahlheim. Ich erhielt vom Bürgermeister den Auftrag, den Adjunkten von Walsheim und Niedergailbach bekannt zu machen, daß der provisorische Einnehmer eintreffe, um die Steuern zu erheben. Es bezahlten auch mehrere Leute an denselben.

19. Zeuge: Friedrich Zahm, Ackersmann, früher Adjunkt in Walsheim. Der Bürgermeister benachrichtigte mich, daß der prov. Einnehmer komme, was ich bekannt machen ließ. Der Angeklagte kam auch wirklich und erhob Steuern von mehreren Personen, die aus Furcht vor den Freischärlern zahlten.

20. Zeuge: Friedrich Seel, Schlosser in Zweibrücken. Ich war beim ersten Aufgebote. Ein gewisser Schenkenberger commandirte mich mit ihm zu gehen. Wir kamen nach Altheim, wo ich den Angeklagten auf dem Bureau des Einnehmers traf. Derselbe hieß mich als Schlosser die Kasse öffnen. Wir zogen nach Brenschelbach und wieder zurück nach Altheim. Von da aus ließ mich Helfferich in seiner Chaise, worin sich auch Schenkenbacher mit der Kasse befand, fahren. In Zweibrücken angekommen brachten wir die Kasse in die Wohnung Helfferich's. Wir mußten sie aber während dessen Abwesenheit wieder holen und auf die Bürgermeisterei tragen.

21. Zeuge: Joseph Fortner, Schiefertecker in Zweibrücken. Schenkenberg kommandirte uns zu einem Ausmarsche, ohne zu sagen wohin. In Altheim erklärte uns derselbe, er habe vom Civilkommissär Weisung, die Kasse des Einnehmers Horn zu holen. Wir brachten auch die Kasse nach Zweibrücken und stellten sie in der Wohnung des Angeklagten nieder.

22. Zeuge: Wilhelm Günther, Buchbinder in Zweibrücken. Als die Kasse in Altheim geholt werden sollte, bewog mich Schenkenberger den Zug mitzumachen. In Altheim traf ich den Angeklagten. Schenkenberger trug die Kasse fort. Mehrere Freischaaren hatten sich der Pfeifen des Einnehmers Horn zum Rauchen bedient. Auf meine Bemerkung, daß dies nicht in der Ordnung sey, veranlaßte Helfferich dieselben, die Pfeifen wieder an Ort und Stelle zu bringen.

23. Zeuge: Wilhelmine Seel, Ehefrau des Bäckers Sorg in Zweibrücken. Eines Tags im Jahr 1849 kehrten mein Bruder und ein gewisser Schenkenberger bei mir ein. Nach einer Weile kam der Bruder des Schenkenberger und forderte beide auf, mit ihm die Kasse bei Helfferich, in dessen Hause wir wohnen, zu holen. Ob die Frau Helfferich die Kasse gutwillig herausgegeben hat, weiß ich nicht.

24. Zeuge: Jakob Auerbacher, Sattler und Wirth in Zweibrücken. Einige Tage vor dem Einrücken der Preußen war ich auf der Wache. Da sah ich wie einige Freischaaren eine Kiste auf die Adjutantur brachten. Gleich darauf kam der Angeklagte und beschwerte sich sehr, daß man die Kasse in seiner Abwesenheit aus seinem Hause geholt habe. Auf meine Bemerkung, daß man eine Kiste auf die Adjutantur getragen habe, ging er dahin, kam aber bald zurück und war sehr entrüstet über die Art und Weise, wie man gegen ihn verfahren sey.

Nach Abhör sämmtlicher Belastungszeugen wird die Sitzung geschlossen.

Sitzung vom 7. Mai.

Entlastungszeugen.

25. Zeuge: Gottfried Stengel, Bürgermeister in Zweibrücken. Das Verhalten des Angeklagten war immer ehrenwerth. Im Jahr 1846 — zur Zeit der Noth — unterstützte er mich während 8 bis 9 Monaten. Er leistete damals bedeutende Dienste, war gefällig und unverdrossen. Der Herr Regierungspräsident Alwens und der verstorbene Landcommissär gaben ihm die beste Hoffnung auf eine Einnehmerstelle.

Zeuge gibt eine allgemeine Schilderung der politischen Zustände in der Stadt Zweibrücken, und fährt dann fort: Während der Aufruhrperiode und bis der Angeklagte die Einnehmerstelle übernommen hatte, kam er häufig auf das Stadthaus; er geurte sich nicht mit den Behörden zu verkehren, und war auch damals bescheiden und höflich. Obgleich er die Mannschaft der Bürgerwehr instruirte, wurde er dennoch nicht zum Offizier gewählt, weil man ihn für einen Aristokraten ansah.

26. Zeuge: Ludwig Schmidt, Bierbrauer und Adjunkt in Zweibrücken. Ich kannte den Angeklagten stets als einen braven ordentlichen Mann. Er hielt sich fern von der Bewegung, so daß man ihn für einen Aristokraten hielt. Nachdem die gesetzliche Ordnung wieder hergestellt war, äußerte er sich in meiner Gegenwart, er habe die Einnehmerstelle nur auf Anrathen seiner Vorgesetzten übernommen, damit die Papiere in keine fremde Hände kommen sollten, und nicht um der prov. Regierung zu dienen.

27. Zeuge: Ludwig Theobald, Gastwirth in Zweibrücken. Während der Periode der Bewegung war ich oft in Gesellschaft des Angeklagten und fand ihn immer als ordnungsliebenden Mann. Er sprach sich nie für die Bewegung aus, sondern sehr conservativ und äußerte, es sey besser, wenn er die Papiere der Einnehmerei übernehme, als wenn sie in fremde Hände kämen.

28. Zeuge: Ludwig Heck, Gastwirth in Zweibrücken. Ich war Hauptmann der Compagnie der Bürgerwehr, in welcher der Angeklagte zuerst als Feldwebel und dann als Lieutenant gewählt wurde. Derselbe hat

Digitized by Google

sich an der Bewegung nicht betheiligt, sondern war stets unserem König zugethan. Noch ehe die Truppen wieder eingerückt waren, sprach er sich öfters dahin aus, daß er die Cassenverwalterstelle nur übernommen habe, um die Papiere zu retten.

29. Zeuge: Gottfried Dingler, k. Appellationsgerichtsrath in Zweibrücken. Ich traf zuweilen mit dem Angeklagten in dem Wirthshause von Stähler — eines meiner Verwandten — zusammen. Ich habe nie, wenn die Sprache auf Politik kam, eine Aeußerung von demselben gehört, aus welcher hätte geschlossen werden können, daß er mit der Bewegung sympathisire. Sein Charakter war immer ehrenwerth.

30. Zeuge: Gustav Adolph Schuler, kgl. Notär in Zweibrücken. Ich war oft in Gesellschaft mit dem Angeklagten, ich hörte nie, daß er sich über Politik äußerte. Sein Schweigen könnte wohl als Mißbilligung Desjenigen was exaltirte Schreier vorbrachten, angesehen werden. Sein Benehmen war ruhig und anständig — sein Privat-charakter ist ehrlich und redlich.

31. Zeuge: Ludwig Höpfner, Seifensieder in Zweibrücken. Ich kenne den Angeklagten schon lange Zeit; seine politischen Ansichten waren gegen die Bewegung. Am Tage wo er die Kasse holte, sprach er sich dahin aus, daß er die Einnehmerstelle nur übernommen habe, um diese sammt den Papieren dem Staate zu retten.

32. Zeuge: Philipp Laurent, Geschäftsmann in Zweibrücken. Ich kenne den Angeklagten schon 8 bis 9 Jahre als einen braven Mann. Im Jahre 1849 erzählte mir Hellferich auf der Straße, er habe die erledigte Einnehmerstelle zu Altdeim angenommen. Auf meine Bemerkung, daß er dies nicht hätte thun sollen, gab er die Erwiederung, er habe es nur auf Anrathen seiner Vorgesetzten gethan. Ob er dies bei seiner Arrestation wiederholte, kann ich nicht bestimmt sagen. Ich sah später, wie einige Leute die Kasse, welche sie im Hause des Angeklagten geholt hatten, auf das Stadthaus trugen. Alsbald kam Hefferich zu mir und beklagte sich, daß man ihm die Kasse genommen habe.

Helfferich war Anhänger der k. Regierung und man hielt ihn für einen Angeber, weil er häufig zu dem verstorbenen Landkommissär ging.

33. Zeuge: Christoph Helwig, Bierbrauer in Zweibrücken. Ich war zugegen als der Angeklagte im Bureau des Einnehmers Horn die Papiere übernahm. Er errichtete ein Inventarium und Protokoll, welches ich als damaliger Stadtrath mit unterzeichnete. Helfferich benahm sich bei der ganzen Sache ordentlich und höflich.

34. Zeuge: Johann Bruch, Posamentier in Zweibrücken. Im Monat Juni 1849 beorderte mich der Angeklagte eines Tages die Wache zu beziehen, weil er sich nach Altheim begeben müsse. Als ich mich auf der Hauptwache befand, fuhr gegen Abend ein Wagen mit Freischaaren in den Kasernhof. Man sagte, sie hätten in Altheim die Kasse geholt. Kurze Zeit nachher trugen auch wirklich einige Mann eine Kasse auf das Stadthaus. Später kam Helfferich und klagte, wie schändlich es sey, ihm die Kasse zu nehmen. Er ging auf das Stadthaus und brachte von da einige Pakete Geld zurück, die er mir mit der Bemerkung zeigte, er habe doch wenigstens die Gemeindegelder gerettet.

35. und letzter Zeuge: Carl Eisenmenger, Eigenthümer in Zweibrücken. Meine Tochter erzählte mir, sie habe den Personen, welche die Papiere der Einnehmerei in Beschlag nahmen, gesagt, es sey ihr sehr angenehm, wenn diese Papiere aus dem Zimmer geschafft würden, weil ihr dasselbe zu anderm Gebrauch nöthig sey.

Nach den Vorträgen der Staatsbehörde und des Vertheidigers befragt der Präsident den Angeklagten, ob er persönlich noch Etwas beizufügen habe.

Der Angeklagte: Meine Herren Geschwornen! Sie haben meine Vertheidigung gehört. Ich bitte Sie, den Irrenden, der bei seinen Handlungen kein Verbrechen begehen wollte, keine eigennützige Absicht hatte, nicht als Schuldigen zu betrachten. Berücksichtigen Sie die meinem Vaterlande vieljährig geleisteten Dienste; berücksichtigen Sie bei Ihrem Wahrspruch meine untergrabene Existenz, mein zerstörtes Familienglück; zertrümmern Sie es nicht gänzlich. Sie alle sind Familienväter, ich lege mein Schicksal vertrauensvoll in ihre Hände. Im festen Vertrauen auf Ihre Gerechtigkeitsliebe sehe ich einem günstigen Wahrspruch entgegen, der mich nach einer 22 monatlichen Haft wieder in die Arme einer trauernden langersehnten Familie zurückführen wird.

(Schluß der Sitzung.)

Sitzung vom 8. Mai.

Der Präsident resumirt die Verhandlungen und stellt sodann den Geschwornen 3 zu beantwortende Fragen. Sie beziehen sich auf die hochverrätherischen Attentate.

Nach einer Berathung von ¾ Stunden geben die Geschwornen ihre Erklärung durch den Vorstand Johannes Göbels, Gutsbesitzer von Herrlingshausen dahin ab, daß der Angeklagte nicht schuldig sey. Derselbe wird sofort in Freiheit gesetzt.

Der Präsident: Helfferich! Sie sind als nicht schuldig erklärt. Sie werden aber fühlen, daß Sie gefehlt haben. Ich meines Theils glaube, daß die Geschwornen Sie in Berücksichtigung Ihres ehrenhaften redlichen Charakters freigesprochen haben. Sie waren früher ein treuer, loyaler Beamter, werden sie nun auch nach erlangter Freiheit ein ruhiger, ordnungsliebender Bürger.

(Schluß der Sitzung.)

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 38. Kaiserslautern, Donnerstag 15. Mai **1851.**

Eine Pfingstfahrt nach Rügen.

Reiseskizze von B.

(Fortsetzung.)

2. Meerfahrt.

Mit trüben Gesichtern tauchten die Reisenden am andern Morgen aus den Gasthöfen hervor, von der Schiffsglocke herbeigerufen, und füllten das frischgewaschene Verdeck. Oder hatte es gar die Nacht geregnet? Der Morgen war unfreundlich und kalt, der Himmel mit grauen Wolken umzogen. Grund genug, mißmuthig zu werden!

Mit dem Schlag fünf stieß das Boot ab; kurze Zeit nur umschlossen die beiden Hafendämme, der eine auf der Spitze einen unbedeutenden Leuchtthurm tragend, das Fahrwasser. Aber schon sah man in der Ferne höhere Wellen mit weißen Kämmen daherbrausen und nun lenkte das Schiff — sein Schwanken und Schäukeln schon bewies es — in das offene Meer hinaus. Ein kalter Wind strich über das Deck: Himmel, Meer, Küsten grau und farblos. Ein Schwarm froher Studiosen, standen wir vornen beim goldenen Prinzen von Preußen, Burschenlieder hinausstngend in den kühlen wolkigen Morgen. Das Schiff schwankte heftig; rechts und links polterte die gesammte Sängergesellschaft an die Wände; krachend schlugen die Wogen an das Vorderthell und plötzlich brausten die ersten Sprizwellen über das Bord, anfangs zu unserm größten Behagen, bis wir denn doch zuletzt, übernaß, die Nachbarschaft des warmen Schlotes suchten, um getrocknet uns wieder durchnässen zu lassen.

Der Himmel wurde heller: endlich trat die Sonne hervor und beleuchtete fernerhin das Meer und die weit zurückgetretenen Küsten. Durchsichtig grün mit weißen Schaumkronen jagten die Wellen des brausenden Kielwassers rückwärts, dunkler gefärbt die breiten Wogen, die in langen Bändern vor dem Wind heranflogen, um machtlos unter dem Kiel zu zerrinnen oder in wüthendem Anprall einen salzigen Schauer über das Deck zu werfen. Zu Myriaden Funken zerstäubte das von den Rädern gepeitschte Wasser und glühende Regenbogen flammten unvermuthet in der weißen Tropfenwolke auf, ein reizendes Schauspiel, das ich später, freudig überrascht, am prächtigen Handeckfall wiederfand.

Die Seekrankheit hatte schon zahlreiche Opfer gefordert und dabei das schöne Geschlecht nicht verschont: hier saß eine Gruppe, gläsernen Auges, gedankenlos starrend, auf ihren Stühlen; andere standen langgereiht am Bord und schienen unter seltsamen Grimassen die heilige Meerflut eifrigst zu studiren. Ich bin überzeugt, daß wenn man nicht gerade besonders unglücklich organisirt ist, durch stete Bewegung, durch fortgesetztes Hinwenden des Geistes auf diese bewegte kräftige Natur man sich das fatale Uebel fern halten kann; wer sich aber träumend niedersetzt, der wird leicht in eine gefährliche Gedankenlosigkeit hinübergeschaukelt, die zumeist mit jenen schlimmen Meeresstudien schließt. Auf die angeführte Weise hielt wenigstens ich mich von der Seekrankheit völlig frei; aber durchnäßt, vom vielen Schauer ermüdet, ruhte ich eine Weile in der Kajüte aus.

Sonnenschein und blaue Luft begrüßten mich, da ich die rieselnde Schiffstreppe wieder hinaufstieg. Keine Wolke stand am Himmel, aber rings kochte tobender Aufruhr. Grade entgegen stürzten sich die Wogen dem rlugenden Kiel, der sich mit Mühe Bahn brach, bald hoch auf einer Wellenspitze emporschwebend, bald wieder tief in dies durchsichtige Gestrudel hinabtauchend. Ein brauner Rauchschweif zog weithin über das sonnenglänzende Meer. Ein unnennbarer Reiz liegt in dieser wilden Empörung, diesem Auftauchen und Zerrinnen unzähliger Wogen, diesem Schaumsprühen und Vorbeijagen, das wie in wahnsinniger Lust das Menschenschifflein auf und ab schleudert: und in dies tobende Wüten klangen die kecken Melodieen unsrer Bergleute. Ohne Aufhören könnte man auf das wunderherrliche Meer hinausschauen, an den warmen Schlot gelehnt, an welchem die Spritzschauer in weißen Salzstreifen herabrannen. (Fortsetz. folgt.)

Digitized by Google

Miscelle.

Tausend Schritte vom londoner Glaspalast finden die Reisenden einen Tempel des Schlaraffenlandes. Auf der Kensington Road nämlich erhebt sich Soyers gastronomische Universität mit ihrem Ausbund von Speisen und Leckereien, oder, wie es der große französische Kochkünstler getauft hat, das Sympositum, gegen welches Kroll, Domayer, Very, Frères, Provençaux sich im Staube verkriechen müssen. Soyer hat zum Empfange seiner Anbeter einen geschichtlich interessanten Palast gemiethet, Gore House, einst die Residenz des Admirals Rodney, dann die Wohnung des Menschenfreundes Wilberforce und zuletzt das gastliche Haus der geistreichen und schönen Gräfin Blessington. Der Unternehmer hat für die feenhafteste Augenweide gesorgt, wenigstens lassen die wunderbaren mythologisch-geschichtlichen und philsiatischen Namen, mit denen die zahllosen, von Gemälden, Bildsäulen und andern Verzierungen wimmelnden Hallen, Grotten, Lauben, Seufzerbrücken und Brautkämmerchen belehnt worden sind, mehr als gewöhnliche Wunder erwarten. Da ist ein Atelier de Michel-Ange, ein Toiletten-Cabinet á la Pompadour, ein peruvianisches Wäldchen, eine Avenue des Amours, ein Zigeuner-Pavilon mit überraschenden Schauerbädern ꝛc., endlich eine Barons-Halle mit einer Tafel für 1500 Gedecke. In der Garküche wird man täglich 200 Lendenstücke sich in Reihe und Glied am Spieße drehen sehen. Die Aristokratie Englands hat beschlossen, eine Reihe von 20 Banketten in der Barons-Halle zu geben. Eingeweiht wird das Sympositum am 10. Mai durch ein Mahl des Gesundheits-Vereins (!) unter dem Vorsitz des nicht blos gastronomisch gebildeten Grafen von Carlisle.

Assisenverhandlungen im großen politischen Prozesse.

Sitzung vom 10. Mai.

(Fortsetzung des Zeugenverhörs)

15. Zeuge: Carl Barthels, Einnehmer der Grundenkasse in Mittelberbach. Zöller, Pfeiffer und Köz kamen auf mein Büreau um die Kasse zu holen. Ich bemerkte ihnen, daß ich wohl 4000 fl. hätte, diese Summe sey aber zur Auszahlung der Arbeiter nöthig. Sie erklärten hierauf, solches Geld wollten sie nicht wegnehmen. Als die Bergleute sich bedrohlich versammelten und sie Unannehmlichkeiten befürchteten, begaben sie sich unter meinem Schutze hinweg.

16. Zeuge: Peter Barth, Steuereinnehmer, früher in Mittelbach jetzt in Anweiler. Zöller, in Begleitung von Pfeiffer und Köz, verlangten die Steuerkasse. Es befand sich kein Geld darin. Nachdem ich die Bücher abgeschlossen, zeigte es sich, daß ich mit 115 fl. im Vorschuß blieb. Ich hatte die Sache so eingerichtet, um dem Staate die Gelder zu retten. Zöller verglich die Rechnungen, unterzeichnete den Abschluß in den Büchern und entfernte sich dann mit seinen Begleitern.

17. Zeuge: Matthäus Weilacher, Gendarme, früher in Waldmohr jetzt in Glanodernheim. Deponirt über die Entwaffnung der Gendarmen durch den Cantonalausschuß zu Waldmohr. Zöller habe dabei den Stationscommandanten durch Drohungen gezwungen, die Waffen und dienstliche Papiere herauszugeben.

18. Zeuge: Peter Kieser, Schullehrer in Kübelberg. Die Gemeinde Kübelberg nahm, mit Ausnahme einiger Individuen, keinen Antheil an der Bewegung, weßhalb man glaubte, daß der Kantonalausschuß von Waldmohr sehr erbittert gegen sie sey. Zeuge erzählt nun, daß von Homburg aus mehrere Executionszüge in die Gemeinde gesandt worden seyen. Von dem Angeklagten weiß er nur anzugeben, daß derselbe sich gegen ihn mißbilligend über einen gewissen Rappler ausgesprochen, der den Leuten verwehren wollte zur Kirche zu gehen.

19. Zeuge: Elisabetha Frisch, Ehefrau des Abjunkten Jacob Schmidt zu Kübelberg. Im Monat Mai 1849 kamen zu verschiedenen Malen die Bürgerwehr von Homburg, unter Commando von Helwig und Löb, nach Kübelberg, um meinen Mann zu verhaften. Da derselbe abwesend war, sagte Helwig, er müsse innerhalb zwei Tagen vor der prov. Regierung erscheinen, um sich zu vertheidigen. Die Eingedrungenen durchsuchten mein Haus, durchstachen die Betten mit den Säbeln und legten mir 12 Mann als Execution ein. Von dem Angeklagten kann ich nichts sagen.

20. Zeuge: Barbara Hinden, ohne Gewerb in Boppard wohnhaft. Mein Onkel, der Pfarrer Ebert zu Kübelberg, bei welchem ich mich im Jahr 1849 aufhielt, empfing von dem Cantonalausschusse zu Waldmohr ein Schreiben, worin er wegen seinem Verhalten gegen die prov. Regierung verwarnt und bedroht wurde. Später kamen Freischaaren und auch Bürgerwehr von Homburg, um ihn zu verhaften. Da er abwesend war, durchsuchten sie das Haus nach Waffen. Mehrere quartierten sich bei uns ein, ließen sich gut aufwarten und zechten die ganze Nacht hindurch. Sie drohten, 6 Wochen da zu bleiben, wenn mein Onkel sich nicht stelle. Die Homburger Bürgerwehr benahm sich roh, die Andern waren ordent-

Digitized by Google

lich. Mehrere Personen aus Kübelberg wurden als Arrestanten in das Pfarrhaus gebracht. Von dem Angeklagten kann ich nichts Bestimmtes angeben, wir schlossen aber aus obenerwähntem Schreiben, daß er die Exekution veranlaßt haben möge.

21. Zeuge: Catharina Schmidt, Haushäkterin bei Pfarrer Scharfenberger in Brücken. Die Homburger Bürgerwehr fragte nach dem Pfarrer. Da derselbe nicht anwesend war, durchsuchten sie das ganze Haus. Nach ihrer Entfernung vermißten wir eine kleine Quantität Pulver und einen Limburger Käse.

Der Angeklagte wiederholt seine Erklärung, daß ihm diese Executionszüge gänzlich fremd seyen. — Es werden mehrere Aktenstücke und Correspondenzen verlesen. —

22. Zeuge: Gustav Weiß, Student von Schönenberg. Der Angeklagte war Rekrutirungscommissär in Schönenberg, als ich looste. Ich sowohl als meine Mutter wurden später verhaftet; ich kann aber nicht sagen, daß der Angeklagte sich dabei betheiligte.

23. Zeuge: Jacob Pflüger, Bürgermeister zu Sand. Der Angeklagte suchte mich kurz vor dem 2. Mai 1849 zu bewegen, mich für die prov. Regierung, welche bald ins Leben treten werde, zu erklären und in den Cantonalausschuß zu treten. Ich machte auch später die mir von dem Cantonalausschuß zugekommenen Anordnungen bezüglich der Rekrutirung und der Steuern bekannt. Bei der Rekrutirung betrug sich Zöller sehr ordentlich; als Gerichtsbote hörte ich nicht über ihn klagen.

24. Zeuge: Daniel Morgenstern, Bürgermeister in Breitenbach. Der Angeklagte fordert mich auf, dem Volksverein beizutreten. Auf meine abschlägige Antwort erklärte er, daß er meine Wirthschaft nicht mehr betrete, und kam auch nicht mehr in mein Haus.

25. Zeuge: Daniel Friedrich Ballreich, prakt. Arzt in Waldmohr. Ich erhielt von dem Cantonalausschuß, dessen Vorstand Zöller war, die Aufforderung, als Arzt der Rekrutirung beizuwohnen. Trotz meiner Weigerung mußte ich in der Gemeinde Altenkirchen in Abwesenheit des Cantonarztes funktioniren. Zöller wollte die Rekrutirung in einer Kirche abhalten, was ich nicht zugab; auch beschwerte er sich über die vielen Freigebungen. Unmoralisches kann ich von demselben nicht sagen, im Gegentheile muß ich einen Zug von ihm erzählen, der ihm Ehre macht. In Altenkirchen saß die Wittwe des Schullehrers von Kirchmohr, die mit ihren Kindern und ihrem alten Vater ins Preußische flüchten wollte. Sie war von Bauern verhaftet worden, weil ihr Mann zum Pfalzvereine gehörte. Zöller widersetzte sich diesen Bestien mit männlichem Muthe, befreite die arme Frau und gab ihr einen Geleitsbrief.

26. Zeuge: Jakob Böhnlein, Ackersmann in Frohnhofen. Als vormaliger Bürgermeister war ich in Altenkirchen, wo Zöller und Helwig die Rekrutirung vornahmen. Ich wurde gezwungen, die Frau des flüchtigen Schullehrers von Kirchmohr, der zu einem Pfalzverein gehörte, zu verhaften. Auf mein Verwenden befreite sie Zöller aus den Händen der Bauern und gab ihr ein Geleitsschreiben.

27. Zeuge: Theobald Munzinger, Bürgermeister in Niedermiesau. Der Angeklagte kam in unsere Gemeinde, um einen Volksverein zu gründen und Unterschriften für die Eingabe an die Ständeversammlung wegen Einführung der Reichsverfassung zu sammeln. In unserer Gemeinde wurden auch 195 fl. an freiwilligen Beiträgen erhoben. Zöller und Helwig von Homburg nahmen die Rekrutirung vor; es wurde dabei kein Zwang angewendet.

28. Zeuge: Theobald Becker, Bürgermeister in Obermiesau. Ich erhielt von dem Cantonalausschusse zu Waldmohr den Auftrag, die Bürgerwehr zu errichten und einen Volksverein zu bilden. Die Rekrutirung wurde von dem Angeklagten und Helwig vorgenommen.

29. Zeuge: Friedrich Scherer, Ackersmann und Adjunkt in Waldmohr. Ich war zugegen, als die Salzkasse in Beschlag genommen wurde. Das Benehmen des Angeklagten im Allgemeinen war so, daß es mir keine Furcht einflößte.

30. Zeuge: Conrad Hirthes, Bürgermeister in Limbach. Am 8. Juni 1849 nahmen Zöller und Helwig die Rekrutirung vor. Sie betrugen sich ganz human und die Verhandlung hatte in aller Ordnung statt. An demselben Tage stellte mir Zöller einen Akt zu, der im Namen Sr. Maj. des Königs ausgefertigt war.

31. Zeuge: Karl Aug. Sailer, Forstwart in Waldmohr. Als ich einen Platz zum Scheibenschießen vorschlug, sagte der Angeklagte zu mir: „Ihr habt gar nichts mehr zu reden.“

Der Angeklagte behauptet, dies sey nur ein Scherz gewesen.

32. Zeuge: Nikolaus Blum, Ackersmann in Waldmohr. Ich war zugegen, als der Salzfactor Emich den Angeklagten fragte, warum er seine Entlassung erhalten habe. Zöller erwiederte, wenn der Domäneninspektor Mathy seine Amtsführung gehörig verifizirt hätte, wäre er längst abgesetzt worden. Zöller soll auch den Befehl gegeben haben, Morgens um 6 Uhr Sturm zu läuten.

Angeklagter stellt Letzteres entschieden in Abrede.

33. Zeuge: Karl Guttenberger, Notär in Wald-

Digitized by Google

mohr. Bezüglich der Wirksamkeit des Angeklagten als Vorstand des Cantonalausschusses kann ich nur sagen, daß er die Anordnungen der prov. Regierung mit großem Eifer vollzog und überhaupt ihre Zwecke beförderte.

Zeuge deponirt hinsichtlich der Entwaffnung der Gendarmerie, Wegnahme der Salzkasse, Aufforderung der Beamten zur Eidesleistung — im Wesentlichen übereinstimmend mit früheren Zeugen.

(Schluß der Sitzung.)

Sitzung vom 11. Mai.

34. Zeuge: Johann Nikolaus Eckerle, Ackersmann und Adjunkt in Oberderbach. An dem Tage, wo die Preußen einrückten, hörte ich in Mitteldorbach, daß der Angeklagte in unserer Gemeinde verhaftet und mißhandelt worden sey. Zu Hause erzählte mir meine Tochter, die Weibsleute hätten denselben durch das Dorf verfolgt, und er habe gebeten, man möge ihn doch nicht todtschlagen — lieber todtschießen. Die Erbitterung war so groß, weil Zöller als Gerichtsbote den Leuten muthwillige Kosten gemacht haben soll; deßhalb erhielt er auch den Namen: „der glühige Haspel.“ Ich selbst kann nicht sagen, daß er die Leute mehr drängte, als nöthig war.

35. Zeuge: Joh. Jakob Pirrong, Ackersmann in Oberderbach. Im Jahr 1847 kam Zöller in meine Behausung. Bald darauf fuhr ein Wagen voll Lumpen an, den derselbe saisirte. Da die betheiligte Frau Einwendungen machen wollte, warf sie Zöller zur Thür hinaus. Auf der Straße warf er die hochschwangere Frau, die sich ihre Lumpen nicht wegnehmen lassen wollte, gewaltsam zur Erde.

Der Angeklagte behauptet, die Frau nicht mißhandelt zu haben. Ueberhaupt habe er immer die Widersetzlichkeiten der Leute lieber verziehen, als Protokolle dagegen errichtet.

Entlastungszeugen:

36. Zeuge: Christian Schleppi, Ackersmann in Altstadt. Im Jahr 1849 war ich zugegen, als in Waldmohr der Cantonalausschuß gewählt wurde. Der Angeklagte sprach dabei für die Reichsverfassung. Von einem Schwur gegen die Fürsten habe ich nichts gehört. Als Gerichtsbote wurde Zöller für einen braven Mann gehalten.

37. Zeuge: Karl Zimmermann der Aeltere, Ackersmann in Glan-Münchweiler. Bei der Rekrutirung, welche der Angeklagte in unserer Gemeinde vornahm, lief Alles sehr ruhig ab. Davon, daß er überhaupt terroristisch verfahren sey, oder den Leuten zu große Kosten gemacht habe, habe ich nichts vernommen.

38. Zeuge: Heinrich Bollinger, protest. Pfarrer zu Altenkirchen. Zeuge bestätigt, daß der Angeklagte die verhaftete Frau des Schullehrers von Kirchmohr, mit der Aeußerung, Recht und Gesetz müßten aufrecht erhalten werden, in Freiheit gesetzt hat.

39. Zeuge: Elisabetha Schröer, Ehefrau des Adjunkten Wagner zu Sand. Mein Sohn war Conscribirter. Da wir denselben zu Hause sehr nothwendig hatten, bat ich dem Angeklagten 50 fl. um dessen Befreiung zu erwirken. Zöller antwortete, er thue es nicht um viele tausend Gulden; er sey von höheren Männern bestellt und müsse ehrlich handeln.

40. Zeuge: Philipp Jakob Brandt, Gerichtsbote in Lauterecken. Ich weiß, daß der Angeklagte seine Akten während der Periode der Bewegung in derselben Form und in demselben Stiel wie früher gefertigt hat, indem er sich immer als kgl. Gerichtsbote betrachtete.

41. Zeuge: Gustav Holzbacher, Gerber in Altenkirchen. Es wurde im Cantonalausschuß der Beschluß gefaßt, die Militärcommission, anzugeben, sie möge 50 Mann Executionstruppen in den Canton schicken, weil die jungen Leute nicht exerciren wollten. Auf Verwenden von Notär Guttenberger war der Angeklagte sogleich bereit, diesen Beschluß nicht abzusenden. Die Volksvereine wurden nicht von Zöller, sondern von mir ins Leben gerufen und ich glaube, wenn ich am 25. Mai in Waldmohr gewesen wäre, ich mich auch an der Wegnahme der Salzkasse betheiligt haben würde. Die Mitglieder zum Cantonalausschuß schlug der Schullehrer Lang von Breitenbach und nicht Zöller vor. Das Zwangsanleihen schrieben wir auf Befehl von Hertle aus. Ich erinnere mich dunkel, daß ich den Angeklagten bewog, das desfallsige Ausschreiben zu unterzeichnen.

42. Zeuge: Carl Zimmermann, jun. Rothgerber in Glanmünchweiler. Ich war Mitglied des Cantonalausschusses. Zöller sprach immer sehr gemäßigt und sagte, man müsse auf gesetzlichem Wege bleiben. Wir waren sämmtlich gegen eine prov. Regierung; Zöller machte sogar den Vorschlag, bei deren Proclamirung auszutreten. Er behauptete, wenn die Reichsverfassung angenommen sey, zerfalle die prov. Regierung von selbst.

43. Zeuge: Friedrich Moritz Pletsch, protestantischer Pfarrer in Großkarlbach. Ich stand bis zum Jahre 1847 in Waldmohr und lernte den Angeklagten als einen Mann kennen, der vielen Sinn für höhere Interessen der Menschheit und Religion besitzt. Ich habe nie etwas Unsittliches von demselben gehört. Er lebte in bester Eintracht mit seiner Familie und, trotz seiner beschränkten Verhältnisse, gab er seinen Kindern eine sehr gute Erziehung. Für arme und Nothleidende war er stets bereit Opfer zu bringen, was beweist, daß Eigennutz ihm fremd ist.

Der Angeklagte verzichtet auf Abhör der übrigen von ihm vorgeladenen Zeugen. Der Präsident verliest jedoch, kraft seiner discretionären Gewalt, deren in der Voruntersuchung abgegebene Erklärungen.

Nach dem Vortrag der k. Staatsbehörde, zur Unterstützung der Anklage, wird die Sitzung geschlossen.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 39. Kaiserslautern, Samstag 17. Mai **1851.**

Eine Pfingstfahrt nach Rügen.

Reiseskizze von B.

(Fortsetzung.)

So eilte das Schiff vorwärts. Ein Lootse flog bei dem kleinen Alland Ruden, dem armen Rest einer versunkenen Insel, in einem Segelboot heran und lenkte vorsichtig durch die Sandbänke, welche Seetonnen und schwankende Birkenmaien inmitten des Meeres anzeigten. In der Ferne tauchten die gelben Felswände Rügens aus der Flut empor; die Halbinsel Mönchgut breitete, da wir gemach vorbeiglitten, ihre zackigen Vorgebirge und Buchten auseinander; zur Linken ging die waldige Insel Vilm vorüber und das Boot fuhr stolz in die Bucht von Putbus ein, die ruhig, von mäßigen Anhöhen umgeben, vor uns lag. Von der Landungsbrücke tönte mißklingende Militärmusik zur Begrüßung des Schiffes, welches die gewohnten Pfingstgäste von Berlin brachte; unsere Bergleute antworteten sofort eifrigst, so daß die Passagiere während der etwas langwierigen Ceremonie des Anlegens und Aussteigens von den gräulichsten Klängen des Wetteifers geplagt wurden. Diese Höllenmusik und die begleitenden Böllerschüsse dienten wenigstens vortrefflich zur Wiedererweckung der Seekranken; jenseits der Landungsbrücke trennte sich die Reisegesellschaft, um nach ein paar fröhlichen Tagen sich zur Heimfahrt wieder zu vereinigen.

3. Putbus. Das Jagdschloß.

Rügens seltsam zerrückelte und zerfetzte Gestalt ist bekannt: doch will ich versuchen, einen Ueberblick über dieses Labyrinth von Meerbusen und Felsspitzen zu geben. Der Haupttheil der Insel, auf welchem Putbus gelegen ist, ist ein freundliches wohlgebautes Hügelgelände. Im Osten liegen ihm drei Halbinseln, langsam mit flachem Rücken ansteigend und dann plötzlich mehre hundert Fuß tief steil sich in die See hinabsenkend; im Süden das zerrissene Mönchgut, dessen Bewohner noch vollständig ihre alten Sitten und Bräuche bewahrt haben; dann das bewaldete Jasmund, das mit der Stubbenkammer senkrecht ins Meer hinabfällt, und auf Wittow Arcona mit seinem Leuchtthurm, Rügens und Deutschlands nördlichste Spitze. Ein vielbuchtiger Meerbusen, der Jasmunder Bodden, hat sich von Norden her tief zwischen den Kern der Insel und die Vorgebirge eingedrängt und dieselben zugleich durch schmale Dünenwälle verbunden. Ebenso hat von Osten her das Meer sich in zwei gewaltigen halbkreisförmigen Bogen zwischen die drei Hochflächen hineingewühlt.

Putbus ist ein freundlicher Flecken mit städtischen Häusern. Langsam ansteigend führte der Weg etwa eine halbe Stunde hinauf durch grünende Saatfelder. Sachse, Schlesier, Hannoveraner, Rheinländer, hatten wir uns ein halbdutzend junger Leute zusammengefunden, um gemeinsam die Insel zu durchstreifen. Unser Hotel Bellevue liegt in der Mitte des schönen Halbrundes von Häusern, die einen pappelbepflanzten Rasenplatz einschließend hinabschauen zur Bucht. Nach langem Warten erkämpften wir ein Beefsteak und eine Flasche Franzwein, nach längerem einen Wagen, der uns nach dem auf den Vorderbergen von Mönchsgut erbauten Jagdschloß bringen sollte. Der Weg war hübsch: duftende Repsfelder, Wiesengründe, frischgrünender Wald; die Gesellschaft heiter und belebt.

Drei hohe Thürme geben dem Jagdschloß des Fürsten Putbus, einem schönen Bau ganz modernen Styls, ein ritterliches Aussehen: den Blick beschränkt unten noch die Buchwaldung, welche das Gebäude rings umgibt. Eine schwindelerregende Wendeltreppe in durchsichtigem Eisenguß führt zur Spitze des Hauptthurmes hinauf. Die Aussicht ist prachtvoll. Die ganze Insel mit ihren Fluren und Wäldern seltsam zerrissen und gezackt; dazwischen tritt nun das blaue Meer in unzähligen Windungen und Buchten herein, den sonnigen Frühlingshimmel zurückstrahlend, mit dem es in duftiger Ferne zusammenfließt. Wie auf einem künstlichen Teppich die Farben in einander gewoben, sind Meer und Land in ihrer innigen Verschlingung doppelt reizend.

Digitized by Google

Vom Jagdschloß stiegen wir durch das Gehölz hinab nach dem Strand, um hier, dem Haidmond des Prorer Wyks folgend, hinüberzuwandeln nach Jasmund. Niedrige Sandhügel, mit dürrem Gras bewachsen, schlossen zur Linken den Blick; rechts schweifte er weit hinaus über das Meer, welches spielend dem Land zuwogte, in leisen Wellen zu meinen Füßen zerrinnend; braunen Seetang, unzählige kleine Muscheln, glatte Feuersteine säumten das sandige Ufer. Die schmale Haide ist der bezeichnende Name dieser Landzunge. Bei dem Bauernhause Neu-Mucran verläßt der Pfad die See. Die Sonne war untergegangen. Wir ruhten eine kurze Zeit und die alte Bäuerin gab uns Brod; die letzte Orange, die ich von Stettin mitgenommen, wurde vertheilt, eine köstliche Labung nach dem harten Marsch. Unsere Wirthin war nie auf Stubbenkammer gewesen: sie meinte, es müsse dort wohl schön seyn, da so viele Fremde hingingen; doch wußte sie wenigstens, daß der Weg immer „grat ut“ (grad aus) gehe. Es ist seltsam, daß derjenige sich am wenigsten um die Schönheiten der Natur bekümmert, welchem der Genuß derselben am bequemsten geboten ist.

Noch drei Stunden bis Stubbenkammer! Also frisch landeinwärts über Moorwiesen, durch stille Weiler, an einsamen Hünengräbern vorbei, bis wir wieder in prächtigen Buchwald, eintraten. Bergauf und ab schritten wir rüstig fort, immer „grat ut;“ ich war noch so an das Schaukeln des Meeres gewöhnt, daß der dunkelgrüne Grasboden mir unter den Füßen auf und nieder zu wogen schien. Eine lichte milde Nacht; der Mond war durch das Gezweig aufgegangen und beschien die weißen Baumstämme, die kleinen Teiche zur Seite des Wegs; ein eigenthümlicher geisterhafter Reiz lag in dieser nächtlichen Wanderung durch den stillen Wald. Endlich gegen elf Uhr stiegen wir den letzten Hügel hinan, übermüdet; die hellen Fenster des Wirthshauses leuchteten uns gastlich entgegen; singend, Lichter in den Händen, zog noch eine Schaar von Studenten nach dem Herthateich hinüber. Wir aber konnten uns endlich in aller Behaglichkeit ausruhen bei gutem Seefisch und schlechtem Nierfteiner; denn mit diesem stolzen Namen belegte man ein Gebräu aus Wein, Zucker, Wasser und Branntwein, das unsern Rhein nie gesehen hatte und doch freudig die Gedanken vom Strande der Ostsee zu den heimischen Rebenhügeln hinübertrug.

(Fortsetzung folgt.)

Pfälzer Viehversicherungsverein.

Unter den Vereinen, welche gegenwärtig die Aufmerksamkeit des Publikums in der Pfalz in Anspruch nehmen, verdient ganz gewiß der „Pfälzer Viehversicherungsverein“ eine der ersten Stellen. Es hieße, Wasser ins Meer tragen, wollte man heut zu Tage noch den Beweis dafür verlangen, von welch' bedeutendem Einflusse auf den Ackerbau, und hiedurch auf die Wohlhabenheit der Bevölkerung ein allgemein vorhandener guter Viehstand ist, ja man kann ohne Uebertreibung hinzufügen, wie ohne einen guten Viehstand eine gute Bodenkultur bei uns gar nicht möglich ist. Man kann noch weiter gehen und behaupten, daß die Viehversicherungsvereine, so barock dies auch lauten mag, einen wesentlichen Einfluß auf Bildung und Gesittung des Volkes ausüben. Denn wer wollte bezweifeln, daß die Armuth und namentlich die Verarmung die kräftigsten Unterlagen für Rohheit und Verbrechen sind? Es ist deßhalb eine nicht wenig erfreuliche Erscheinung, daß der im April 1849 in der Pfalz gegründete „Pfälzer Viehversicherungsverein“ eine immer größere Ausdehnung vorzüglich in einzelnen Gegenden des Kreises gewinnt und es kann nur Unbekanntschaft mit dem Bestande des Vereins selbst oder mit seiner Wirksamkeit seyn, wenn in andern Gegenden zur Zeit noch wenig Viehbesitzer dem Vereine beigetreten sind. Die Zahl der bis zum 1. April 1851 beigetretenen Mitglieder betrug die Zahl von dreitausend und ein und siebzig mit einem Gesammtversicherungscapital von sieben mal hundert sechs und zwanzig Gulden. Seitdem sind neu zugekommen zweihundert Viehbesitzer mit vier und dreißig tausend dreihundert Gulden Versicherungscapital. Der Verein wirkt durch 22 aufgestellte Agenten und fand bis jetzt am meisten Anklang im Kanton Edenkoben, während die Kantone Hornbach, Homburg, Otterberg, Kaiserslautern, Obermoschel und Bergzabern sehr wenig, die Kantone Kusel, Lauterecken, Wolfstein und Dahn gar nicht betheiligt sind. Die Bewohner dieser Kantone sollten sich mit der Wirksamkeit des Vereins etwas vertrauter machen; sie sollten, falls sie den Angaben, welche vom Vereine selbst ausgehen, nicht vertrauen wollen, sich in den am meisten betheiligten Bezirken direkt über den Verein erkundigen und sie würden gewiß ihr eigenes Beste zu fördern, in großer Zahl einem Vereine beitreten, der schon in der kurzen Zeit seines Bestehens so Wesentliches geleistet hat. Es wurden nämlich bis zum 1. April 1851 für nicht weniger als 327 Thiere Entschädigung geleistet im Gesammtbetrage von beinahe neunzehntausend Gul-

Digitized by Google

den! Mögen die Viehbesitzer, welche dem Vereine nicht angehören, sich die Frage stellen, wie oft des Jahres sie in Besorgniß kommen, dieses oder jenes Stück Vieh möge Noth leiden oder verunglücken; mögen die Andern, welche vom Unglücke wirklich heimgesucht wurden, bedenken, daß durch einen verhältnißmäßig geringen Aufwand ihnen die Möglichkeit gegeben war, den vielleicht empfindlichen Verlust beinahe ganz zu decken! Jene konnten sich den Kummer und die Sorge, diese die Trauer um den wirklichen Verlust auf so leichte Art ersparen! Dabei mögen sich die Viehbesitzer ins Gedächtniß zurückrufen, wie häufig aus einem vereinzelten Unglücksfalle, der vom speculirenden Schacher nach allen Seiten ausgebeutet wurde, der gänzliche Ruin eines Haus- und Viehstandes entsprungen ist, während doch durch den Beitritt zu einem so nützlichen Verein all' das Elend hätte erspart werden können! Die Leser erinnern sich vielleicht, daß am 15. April letzthin bei Lanzkirchen im Kanton Bliestkastel ein Pferd durch den Blitz erschlagen wurde. Dieses Pferd war bei dem Vereine zu 250 fl. versichert, und der Schaden welcher durch den Verlust des Pferdes entstand, ist bereits gedeckt. Welcher Viehbesitzer ist sicher, daß seinen Thieren nicht Gleiches oder Aehnliches widerfahre? Darum tretet Alle bei, denen es möglich ist; und es ist Allen möglich, denn die jährlich zu entrichtende Prämie ist nicht bedeutend und wird gerade durch den vermehrten Beitritt verringert!

Ueber den Werth des weißen und schwarzen Brodes.

Der Armenpflegschaftsrath des 9. Arrondissements in Paris hat die Frage: Ob den Armen und den Soldaten schwarzes oder weißes Brod gereicht werden soll? zu einem gutachtlichen Berichte gegeben. Bei der Beantwortung derselben wurde der Gegenstand von allen Seiten beleuchtet. Von chemischer Seite wurde nachgewiesen, daß die Kleie eine sehr nahrhafte Substanz ist, der Gehalt des Waizens durch die Entfernung derselben an Stickstoff, Fett, Stärkmehl, Salzen, aramatischen und wohlschmeckenden Bestandtheilen geschwächt werde und es ein rein eingebildeter Vorzug ist, den man dem weißen Brode gibt. Wollte man von allen Nahrungsmitteln die Faser entfernen, weßhalb man doch eigentlich die Kleie absondert, so müßte man lediglich vom Extracte derselben leben, und es steht sehr in Frage, ob dieser der Gesundheit entspräche. Wenigstens hat Magendie dargethan, „daß ein Hund, welcher nach seinem Belieben Weißbrod aus reinem Waizenmehl fressen kann, nicht über 50 Tage lebt, während ein solcher mit Kommißbrod ohne Störung ganz gut fortlebt." Millon, der in diesem Sinne sein Gutachten gab, ist der Ansicht, daß das Mehlverfahren so zu verbessern sey, daß man die Kleie nicht zu sondern brauche.

Miscelle.

Nach dem Pariser Feuilleton der „Independance" hat eine respectable Wittwe in der Rue du Bac ein Etablissement gegründet „pour faire subvre les maris." Eine solche Beaufsichtigung des sittlichen Lebenswandels eines Ehemannes kostet 13 Frs. täglich; es scheint, daß man auch Aufträge zur Beaufsichtigung von Frauen in der Rue du Bac annimmt — ja, es ist unzweifelhaft, wenn folgende Anekdote wahr ist: Madame F. begibt sich zu der industriösen Wittwe, um einen Schmetterling von Gemahl beaufsichtigen zu lassen. Die Tageskosten summiren sich ohne Erfolg. Höchlich erfreut darüber, fordert Madame F. endlich ihre Rechnung. Sie hatte 65 Frs. nach ihrer Berechnug zu zahlen; aber zu ihrer Verwunderung erhält sie eine Note über 156 Frs. Sie protestirt ... Es kommt daher, sagt die Wittwe, weil Ihr Gemahl mir sieben Tage vom vorigen Monat schuldig geblieben ist — er hat sich seitdem bei mir nicht wieder sehen lassen. — Wie! er ließ mich beaufsichtigen? — Welche Abscheulichkeit! — O nein, Sie nicht, es war Demoiselle F. vom Theater Montansier, die er überwachen ließ!

Eine sehr hübsche Erfindung sind die Gesundheits-Spitzen oder Rauchverlängerungs-Cigarrenröhre von Moritz Kneppler und Comp., in Wien. Der Rauch gelangt nämlich durch einen innerlichen Spiralgang so angenehm und abgekühlt zum Munde, als hätte er ein langes Pfeifenrohr passirt. Die Spirale durch eine einfache Vorrichtung niemals übelriechend werden, alle ätzende, narkotische Feuchtigkeit, welche sich bei Tabakspfeifen blos zum Theile im Wasser-

Digitized by Google

sacke ablagert, wird absorpirt und bequem abgesondert. Das Aroma der Cigarre wird daher rein von jedem ätzenden Beigeschmacke erhalten, und das allerkleinste Cigarrenstümpfchen kann, ohne das geringste Brennen oder Beißen zu verursachen, verraucht werden. Die äußere Form ist beiläufig die einer gewöhnlichen Meerschaumspitze. Wie wir vernehmen, erfreut sich diese Erfindung bereits großen Beifalls, namentlich von Seiten der Aerzte.

Die Insel Ferro besitzt Bäume, welche Wasser geben. Diese Insel hat überhaupt nur drei Quellen, die noch dazu in Gegenden am Strande sprudeln, die fast unzugänglich sind. Zum Ersatz dafür hat ihr die Natur Bäume gegeben, die sie mit Wasser versorgen. Sie sind von mittlerer Höhe und haben lange, gerade, immergrüne Blätter. Man hält sie für eine Gattung der Laurus indica. An den Wipfeln derselben sieht man gewöhnlich einen Nebelstreif, der die Blätter in solchem Grade mit Wasser tränkt, daß sie fast ununterbrochen tröpfeln. Das Wasser ist frisch und klar.

Karlsruhe, 8. Mai. Nach den Beobachtungen unseres kenntnißreichen Meteorologen, Herrn Professors Stieffel, sollten wir vom 9. Mai an bessere Witterung erhalten und diese soll bis zum 20. dauern, worauf wieder starke Abkühlung folgen würde. Der Juni würde mehr naß und kühl, als trocken werden, die Monate Juli und August vermuthlich trocken und warm, doch nicht heiß seyn. Hinreichender Regen dürfte für die Feldfrüchte gedeihlich seyn, doch die ganze Temperatur keine Aussicht auf ein gutes Weinjahr geben. Das laufende Jahr wird sich dem Anschein nach, dem Jahre 1809 ähnlich gestalten. Es waren damals nur 16 Tage, wo die Wärme im Sommer auf 20 Grade kam und daneben 40 Regentage. Uebrigens ist heuer noch nichts verdorben, denn die dem Körper empfindlichen Winde sind den Früchten weniger schädlich, als ruhige Kälte. Das Ungeziefer ist vertilgt, Rauben und Maikäfer, wie jene kleine Thiere, die den Wurm ins Obst bringen, sieht man nirgens mehr; Futterkräuter gedeihen im Ueberfluß; das Korn steht hoch und saftig und das Obst kann noch eine gute Mittelernte geben. Gibt es doch schon ein altes Sprichwort, welches sagt: Mai kühl und naß — Füllt Scheuer und Faß. Hoffen wir, daß es sich auch dießmal erfüllt;

Assisenverhandlungen im großen politischen Prozesse.

Sitzung vom 12. Mai.

Anwalt Gulden trägt die Vertheidigung des Angeklagten vor. (Schluß d. Sitzung.)

Sitzung vom 13. Mai.

Nach der Replik der k. Staatsbehörde und theilweisen Replik des Vertheidigers wird die Sitzung geschlossen.

Sitzung vom 14. Mai.

Nach Beendigung der contradiktorischen Vorträge des Vertheidigers und der k. Staatsbehörde befragt der Präsident den Angeklagten, ob er persönlich noch Etwas vorzubringen habe?

Der Angeklagte: Meine Herren Geschworne! Ich habe nur Weniges zu bemerken. Mein sittlicher Charakter ist von verschiedenen Seiten angegriffen, aber auch vollkommen gerechtfertigt worden. Ich stehe nun vor ihrem Richterstuhl, nachdem ich 700 Tage im Gefängniß zugebracht. Sie haben über mein Leben, meine Ehre und Freiheit zu entscheiden. Möge der Allmächtige Sie erleuchten, damit Ihr Ausspruch mit der ewigen Wahrheit und Gerechtigkeit übereinstimme.

Der Präsident resumirt die Verhandlung und stellt den Geschwornen 3 auf das Verbrechen der Mitwirkung und wissentlichen Theilnahme am Hochverrath bezügliche Fragen.

Nach einer Berathung von $^3/_4$ Stunden geben die Geschworne durch den Vorstand, Heinrich Adam, Adjunkt in Dierbach, ihre Erklärung dahin ab, daß der Angeklagte nicht schuldig sey. Derselbe wird sofort in Freiheit gesetzt.

Fortsetzung der Sitzung vom 14. Mai.

Heinrich Louis, 44 Jahre alt, geboren zu Aschaffenburg, Dammwart in Ludwigshafen.

Vertheidiger: Herr Rechtskandidat Gugel.

Urtheils-Geschworne:

1) Becker, 2) Hofmann, 3) Knoll, 4) Abel, 5) Grundhöfer, 6) Osthof, 7) Adam, 8) Rheinhardt, 9) Thomann, 10) Brand, 11) Velten, 12) Grusius.

Nach Verlesen der Verweisungsurtheile und eines Theils des Anklageakts wird die Sitzung geschlossen.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 40. Kaiserslautern, Donnerstag 22. Mai **1851.**

Bos von Waldeck.

Es leuchten die Fackeln im festlichen Saale,
Es sitzen die Ritter beim fröhlichen Mahle
Dort auf dem Schlosse, dem Rheingrafenstein.
Wie glänzet ihr festliches, schimmerndes Kleid
Von Silber und Golde, von Perlengeschmeid,
Wie schäumet der edle, der liebliche Wein!

Hell klingen die goldnen, die riesigen Becher
Hoch in den kräftigen Fäusten der Zecher,
Und aus der Ritter fröhlichen Reih'n
Braust donnernder Jubel zur Wölbung hinauf,
Des Felsens Nachhall wecket er auf,
Und schmetternde Hörner gellen darein.

Da erhebt sich der Rheingraf mit lachendem Munde
Und blicket umher in die festliche Runde:
Verstummt ist plötzlich die jubelnde Schaar,
Denn einen Stiefel mächtig und lang
Der Ritter hoch in den Händen schwang
Und er strich sich des Bartes lockiges Haar.

Jetzt spricht er: „Jüngst war auf stattlichem Rosse
Ein Eilbot' hier aus Rüdesheim's Schlosse,
Der ließ mir den Stiefel, der wackere Mann;
Den Stiefel nun füll' ich mit edelem Wein:
Dem soll Dorf Hüffelsheim eigen seyn,
Der mit einem Zuge leeren ihn kann.

Ihr Ritter kennt Furcht ja nimmer und Grauen,
Ihr werbet auch dies euch zu wagen getrauen,
Ihr edelen Herr'n, frisch auf, frisch auf!
Erkämpfet, erringet euch muthig den Preis,
Es gilt ja kein Kriegen so blutig und heiß,
Es ist ein leichterer, fröhlicher Kauf."

Doch alle die Ritter, sie schwiegen verlegen,
Es blicken zur Erde die tapfersten Degen,
Und keiner von allen will wagen sein Glück;
Wohl Mancher in Kampf und Gefahren ergraut,
Der muthig dem Tode in's Auge geschaut,
Jetzt bebet er scheu und zagend zurück.

Nur Bos von Waldeck, er rief: „Ihr Herren,
Gebt mir den Stiefel, ich will mich nicht sperren.
Auf euer Wohlseyn leere ich ihn."
Er setzet den Stiefel wohl an den Mund
Und er leert ihn mit einem Zug auf den Grund
Und wirft in den Sessel lachend sich hin.

Da brauset der Jubel wild durch die Halle,
„Es lebe der Bos!" so rufen sie Alle,
„Er lebe, er lebe, der tapferste Mann,
Der im Fechten und Trinken mächtig und groß!"
Und der Ritter spricht: „Herr Ritter Bos,
Dorf Hüffelsheim ist euch eigen fortan." (Frankf. D.)

Eine Pfingstfahrt nach Nügen.

Reiseskizze von B.

(Fortsetzung.)

4. Stubbenkammer. Der Herthasee.

Schon in dämmernder Frühe wurde das Haus geweckt und die Gäste erhoben sich langsam unter schwerem Seufzen über den natursinnigen Hausknecht: brummend, ungemüthlich stand man auf; kaum vollständig angezogen, mancher seltsam vermummt, traten wir hinaus. Schon sah der Morgen leicht durch die Bäume herüber, leicht geröthet lagen dünne Wolken über dem Meer, das mattblau, eine ungeheure Fläche, sich weithin ausdehnte. Die Wolken wurden heller, glühender; sie hoben sich und schwammen in leichten, golden angestrahlten Flocken hoch am Himmel hin, über welchen sich eine Reihe der wunderherrlichsten Farbentöne vom reinsten tiefblau durch grün und weiß legte. Langsam stieg die Feuerscheibe der Sonne aus dem Meer hervor: alles wurde licht, der Aether glänzender, die Kreidefelsen ringsum leuchteten, Stämme und Laubkronen der Buchen waren vergoldet; durchsichtig lag die endlose See da, drüber gespannt eine schimmernde Funkengarbe.

Beim Frühstück fand sich die Reisegesellschaft wie-

Digitized by Google

der zusammen, nachdem der erste Rausch der Begeisterung verflogen war: wir entdeckten in unserer Herberge ein allerliebstes Schweizerhaus, anmuthig zwischen den Bäumen gelegen. Dann gings hinab in den Seestrand, durch üppiges Gehölz, aus dem blühende Kirschen- und Schlehenäste sich herüberbogen; Veilchen, Primeln, vielfarbige Anemonen schauten aus dem Gras, ein kleines Bächlein sprang zur Seite des Wegs hinab. Vom Ufer aus zeigt sich erst die gewaltige Höhe dieser Kreidefelsen, die abenteuerlich zerklüftet in die Luft starren. Einen eigenthümlichen Eindruck hatte es mir am vorhergehenden Abend gemacht, von der Stubbenkammer aus das Reisigfeuer zu betrachten, welches auf der gegenüberstehenden Felsspitze brennt und plötzlich herabgestoßen als glühender Regen an der steilen Wand hinunterstürzt. So mit dem Blick links nach der grünen Höhe, rechts auf das zwischen die rund ausgewaschenen Steine hereinschäumende Meer, saß ich und zeichnete, während die Berliner Gymnasialjungend umher sich gewaltige eisförmige Feuersteine zum Andenken auflas, groß wie Bombenkugeln, und endlich die ganze Bescheerung kluger Weise wieder tosend ins Meer warf.

Droben sagten wir dann nach kurzem Besuch auf der schwindelnd jähen kleinen Stubbenkammer unserm lieben Schweizerhaus Lebewohl, zahlten vergnügt die wohlgesalzene Rechnung — wie es überhaupt nichts einfältigeres gibt, meines Denkens, als auf Reisen sich über eine Rechnung zu ärgern — und wanderten hinüber zum Herthasee, einem kleinen Teich, der fast auf der höchsten Spitze der Insel liegt, dunkel zwischen freundlichem Gehölz, von Vergißmeinnicht üppig umblüht; daneben die Harthaburg, ein ziemlich enger Ringwall, welcher der Sage nach den von Tacitus erwähnten Wagen der Göttin beschämte. Noch steht man die Thoröffnung nach dem See; aber die alten Geheimnisse deckt der Wald sorgsam und freundlich zu und versöhnt uns mit der blutigen Vorzeit.

(Fortsetzung folgt.)

Eine englische Assisengeschichte.

Eine ungeheure Menge drängte sich, es sind jetzt ein Paar Monate, an die Eingänge des Assisensaals von Old Bayley in London. Schnell sind alle für die Zuhörer bestimmten Räume überfüllt, eine dichte Masse bedeckt, Kopf an Kopf, selbst die halbe Treppe.

Um den Glockenschlag 12 Uhr tritt der Oberrichter, Lord Tindal ein; das Gericht ist bereit.

Der Angeklagte wird hereingeführt, seine Gegenwart erregt überall und sichtbar große Neugierde, aber auch große Theilnahme. Die zwei Advokaten, die seine Vertheidigung übernommen, drückten ihm die Hand, und richten aufmunternde und tröstende Worte an ihn. Der Angeklagte ist von mittlerer Größe, von schmächtigem Körperbau, seine blauen und sanften Augen senkt er zu Boden. Aus allen seinen Zügen spricht Traurigkeit und Resignation. Seine Stimme ist weich; seine Sprache, seine Bewegungen zeugen von einer sorgfältigen Erziehung und contrastiren lebhaft mit der Armseligkeit seiner Kleidung.

Der Präsident: Angeklagter! Euer Name, Euer Alter, Euer Stand?

Der Angeklagte; George Hammand, 41 Jahre alt, Porträtmaler.

Der Präsident: Angeklagter! Ihr kennt die furchtbare Anklage, die auf Euch lastet! Ihr habt mit Vorbedacht einen Mord begangen an dem Seiltänzer George Baldwin. Erkennt Ihr Euch für schuldig?

Der Angeklagte: Es ist wahr, ich habe ihn getödtet. Es ist ein Unglück, das ich bedaure; aber in meiner Seele und in meinem Gewissen halte ich mich für unschuldig.

Der Präsident: Ihr habt die Richtigkeit der That eingestanden, ob ihr schuldig seyd, werden Eure Mitbürger, Eures Gleichen, die hier sitzen, aussprechen. Gott sey Euch gnädig, — setzt Euch.

Der Staatsanwalt verliest nun den Anklageakt und schließt mit den Worten, daß er wohl erkenne, es verdiene kein Angeklagter mehr Theilnahme, als Hammond, aber die Verurtheilung sey nothwendig, denn das Sich selbst Recht verschaffen, dürfte in gebildeten Staaten nimmer in dem Grade geübt werden. Der Gerichtshof werde übrigens Hammond der Gnade der Königin empfehlen.

Der Präsident: Angeklagter! Ihr dürft zuerst sprechen, habt Ihr zu Eurer Vertheidigung was zu sagen?

Der Angeklagte: Mylord! ich will nur mein Leiden erzählen. Es sind jetzt ungefähr 5 Jahre, da verlor ich meine 3jährige Tochter, das einzige hinterlassene Pfand einer heißgeliebten Gattin, die der Allmächtige nach seinem Willen mir genommen hat. Ich sagte, ich verlor das Kind, aber ich sah es nicht sterben, wie ich seine Mutter habe sterben sehen: es verschwand, es wurde mir geraubt. O! es war ein herrliches Kind, und nun es fort, was hatte ich noch auf Erden zu lieben! Meine Herren, was ich gelitten, verwag ich nicht zu beschreiben, Sie begreifen es auch gar nicht. Alles was mein war, habe ich

Digitized by Google

für Nachsuchungen ausgegeben, in Zeitungen überall fruchtlos geforscht. Meubles, Bilder, Kleider, Alles ward zu Geld gemacht. So habe ich 5 Jahre lang, allein, zu Fuß mein Kind in allen Städten, in jedem Dorfe der drei Königreiche gesucht. Hatte ich kein Geld mehr, dann malte ich wieder Bilder, dann kehrte ich wieder nach London zurück und fing mein Forschen und Anzeigen in allen Zeitungen wieder an. Endlich, den vierzehnten April, an einem Freitag, ging ich über den Viehmarkt von Smithfield. Mitten auf dem Platze sah ich eine Seiltänzertruppe ihre Kunststücke produciren. Ein Kind stellt sich eben auf dem Kopfe auf dem Seile. Ein Strahl der Seele der Mutter muß in diesem Augenblicke meine Seele berührt haben, daß ich in dieser Stunde mein armes Kind wieder erkennen konnte! Ja, es war wirklich mein armes Kind. Seine Mutter wäre vielleicht darauf hingestürzt und hätte es in ihre Arme geschlossen, aber ich, — mir schwindelte es plötzlich vor den Augen. Rasend werfe ich mich auf den Anführer der Truppe! — Wie das Nachfolgende geschah, durch mich, sonst so gutmüthig bis zur Schwäche, weiß ich nicht. — Ich packe ihn, reiße ihn zu Boden, ich würge ihn, ich — er war todt. Später glaube ich, reute es mich, es gethan zu haben, jetzt aber, jetzt thut es mir leid, daß er nur Ein Leben hatte.

Der Präsident: Angeklagter, das sind aber nicht christliche Gefühle, die Ihr da aussprecht; mäßigt Euch im Interesse Eurer eignen Sache; wenn Ihr wollt, daß Euch Gott und die Jury verzeihe, müßt auch Ihr Verzeihung üben.

Der Angeklagte: Mylord, den Spruch der Jury weiß ich nicht, aber Gott hat mir schon verziehen, das fühle ich in meinem Innern. O! Ihr kennt den Umfang des Elends nicht, das dieser Mann auf mich gebäuft hat. Mitleidige Menschen führten mein Kind in's Gefängniß zu mir — aber das war nicht mehr meine Elise, das war nicht mehr das engelreine, liebliche Kind von ehemals; nein, Mylord, es war an Leib und Seele verdorben: ruchlos, wie die Menschen, mit denen es geiebt, war es geworden, es erkannte mich nicht mehr, ich selbst verging im namenlosesten Schmerze! Der Mensch hat mir nicht die Liebe meines Kindes geraubt, er hat auch die Seele desselben getödtet, und ich, ich habe ihn nur einmal tödten können!

Der Obmann der Jury: Mylord, unser Wahrspruch ist schon gefaßt.

Der Oberrichter: Ich begreife, meine Herren, das lebhafte Interesse, das Sie für den Angeklagten fühlen; aber das Gesetz muß seinen Lauf haben. Sie werden noch das Resumé des Staatsanwaltes hören, und dann in das Berathungszimmer sich zurückziehen.

Endlich zieht sich die Jury zurück. Nach einem Momente kehrte sie wieder zurück und der Obmann spricht: Nichtschuldig.

Man muß den armen Hammond unter Escorte fortführen. Es sind Frauen, die ihn im Triumphe tragen wollen, die ihn mit Thränen, mit Händedrücken begraben, und eine ungeheure Menge begleitete ihn mit unaufhörlichen Hurrahs bis an seine bescheidene Wohnung.

Assisenverhandlungen im großen politischen Prozesse.

Sitzung vom 17. Mai.

(Fortsetzung des Zeugenverhörs.)

11. Zeuge: Wilhelm Lutz, Bürgermeister in Herrheim am Berg. Ich wurde mehrmals aufgefordert, unsere junge Mannschaft exerziren zu lassen; endlich kam Sahner mit 60 Mann Execution. Später sollte ich verhaftet werden, worüber mir Scheuermann sein Bedauern ausdrückte.

12. Zeuge: Georg Kauschinger, kgl. Forstmeister in Dürkheim. Einige Wochen nachdem ich nach Dürkheim kam, brach die Revolution aus. Ich kannte nur den Angeklagten Sauerbeck als damaligen Bürgermeister. Ich habe ihn nie für einen Anhänger der revolutionären Partei angesehen; dafür bürgt auch sein ehrenwerther Charakter. Als Sauerbeck seine Stelle im Cantonalausschusse niederlegen wollte, wurde er von mir und dem Rentmeister Weigel ersucht, noch zu bleiben, da ja die Sache nicht mehr lange dauern könne. Ich muß noch bemerken, daß mir der Cantonalausschuß eine Anzahl Bewaffneter zum Schutze der Waldungen stellte, weßhalb damals gar keine Frevel verübt wurden. Scheuermann sandte mir auch zwei Bürgerwehrmänner zum Schutze des Forstamts. Bezüglich der übrigen Angeklagten kann ich aus eigener Wahrnehmung nichts angeben.

13. Zeuge: Philipp Baumann, Bürgermeister in Leihstadt. Am 7. Juni 1849 kam Oberst Clement mit einigen hundert Mann in die Gemeinde und ließ mich von Schützen umringen. Da ich plötzlich von Unwohlseyn befallen wurde, mußte ich mich in meine Wohnung begeben. Scheuermann kam zu mir und erklärte, sie seyen nicht gekommen, um Personen oder Eigenthum zu verletzen, doch wurden einige Gewehre weggenommen. Ich kann Scheuermann, Sauerbeck und Eppelsheim wegen ihres Verfahrens gegen die arme Gemeinde Leihstadt nur loben.

14. Zeuge: Peter Freiermuth, Adjunkt in Leihstadt. Am Frohnleichnamstag 1849 kam Oberst Clement

Digitized by Google

mit einem Corps Bewaffneter. Scheuermann, der auch dabei war, machte mir Vorwürfe wegen schlechter Handhabung der Polizei und verlangte auch meine Flinten. Ich lieferte deren zwei gegen Schein aus; auch anderen Leuten wurden Flinten weggenommen.

Der Angeklagte Scheuermann erklärt hierauf, daß nicht er die Flinten verlangt, sondern nur den Willen des Oberst Clement kund gegeben habe.

15. Zeuge: Johannes Freiermuth, Ackersmann in Leihstadt. Es kamen Freischaaren und nahmen mich in Verhaft; am folgenden Tag wurde ich wieder freigelassen. Ich vermuthete, daß ich arretirt worden bin, weil mein Sohn sich nicht bei der Rekrutirung stellte. Wer den Verhaftsbefehl gegeben, weiß ich nicht.

16. Zeuge: Andreas Schanno, Ackersmann in Leihstadt. Ich wurde durch Freischaaren verhaftet, weil mein Sohn sich der Conscription entzog. Auf dem Rathhaus sagte Scheuermann zu mir: „Es ist traurig, daß man so mit euch verfahren muß. Wenn es für die Fürsten gilt, seyd Ihr gleich bei der Hand, aber für die Freiheit wollt Ihr nichts thun.“ Ich wurde nach Dürkheim geführt, und als mein Sohn sich am folgenden Tag stellte, in Freiheit gesetzt.

17. Zeuge: Peter Neu, Ackersmann in Leihstadt. Am Frohnleichnamstag 1849 wurde ich wegen meines abwesenden Sohnes verhaftet und nach Dürkheim geführt. Meine Frau lamentirte so sehr, daß Scheuermann den Befehl gab, sie hinwegzubringen; roh behandelt hat er sie nicht.

Der Angeklagte Scheuermann erklärt, daß er die arme jammernde Frau wegführen ließ, weil ihr Anblick ihn schmerzte. Er habe in Leihstadt nur den Dollmetsch von Clement gemacht.

18. Zeuge: Michael Dehé, Lehrer in Neustadt. Am Frohnleichnahmsfeste des Jahres 1849 begegnete mir auf der Straße ein Zug bewaffneter Freischaaren, welche Arrestanten mit sich führten. Ich erhielt die Warnung, daß man mich auch arretiren werde, weßhalb ich die Flucht ergriff und steckbrieflich verfolgt wurde. Als ich mich später in Dürkheim stellte, wurde ich eingesperrt. Nachdem sich Scheuermann für mich verwendet und ich den verlangten Eid geleistet hatte, ließ man mich ziehen. Meine Verhaftung hatte vermuthlich deßhalb statt, weil ich öfter gegen die Bewegung aussprach.

19. Zeuge: Peter Lingenfelder, Schullehrer in Seebach. Der Angeklagte Scheuermann las bei einer Volksversammlung in unserer Gemeinde die Grundrechte vor und sprach den Wunsch dabei aus, daß die Fürsten diese Grundrechte annehmen möchten.

20. Zeuge: Jakob Reibold, Bürgermeister in Freinsheim. Deponirt nichts Erhebliches in Bezug auf die gegenwärtigen Angeklagten.

21. Zeuge: Heinrich Hubach, Aktuark in Erpolsheim. Die Rekrutirung wurde in unserer Gemeinde vorgenommen und es sind auch Pferde requirirt worden. Die Requisition ging von Sauerbeck, Scheuermann und Eppelsheim aus. Ersterer sagte mir, die Pferde würden bezahlt und er wünsche, daß dies sogleich geschehe. Ueberhaupt behandelten mich Sauerbeck und Scheuermann, mit denen ich persönlich in Berührung kam, sehr ordentlich. Man war froh, daß solche Männer in den Cantonalausschuß kamen.

22. Zeuge: Johann Hubach, Kiefer in Erpolsheim. Meine Pferde wurden requirirt, abgeschätzt und mir ein Schein darüber ausgestellt. Sauerbeck war mit diesem Verfahren sehr unzufrieden, er äußerte sich, er wolle mit der Geschichte nichts zu thun haben, wenn die Herren reiten wollten, möchten sie auch die Pferde bezahlen.

23. Zeuge: Johannes Becker, Gutsbesitzer in Erpolsheim. Ich lieferte ein Pferd nach Dürkheim gegen einen Schein über 176 fl. Das Pferd erhielt ich nicht wieder. In Bezug auf die Angeklagten kann ich nichts angeben. (Schl. d. Sitz.)

Sitzung vom 18. Mai.

24. Zeuge: Georg Kirchner, Gutsbesitzer in Bobenheim a. B. Mehrere Befehle des Kantonalausschusses wurden bei uns nicht vollzogen. Da kam Oberst Clement mit 125 Mann, die einquartirt wurden, holten die junge Leute zur Rekrutirung ab und führten sie nach Dürkheim. Die Burschen, die zu Hause was zu thun hatten, kamen alsbald wieder. Die requirirten Pferde wurden nach der Retirade zurückgeschickt; auch wurden auf Anordnung des Cantonalausschusses 20 Spieße angefertigt. Zwangsanleihen wurden nicht erhoben.

25. Zeuge: Jakob Sippel, Bürgermeister in Dackenheim. Hauptmann Schuster kam mit 40 Mann Freischaaren, um die jungen Leute zu holen und verhaftete sogar eine Frau, deren Sohn nicht zu Hause war. Später kam Piris, um Flinten zu holen; er zwang mich, Haussuchungen vorzunehmen; 14 Flinten wurden weggenommen. Von den Angeklagten kann ich nichts sagen. Am zweiten Pfingstag wurde ich bei einer Schlägerei im Gesicht von einem jungen Mann verwundet. Auf meinen Bericht an den kgl. Friedensrichter kam eine Abtheilung Bürgerwehr von Dürkheim und hielt Ordnung.

Zeuge Gobron: Scheuermann hat Befehl hiezu gegeben.

26) Zeuge: Friedrich Schuster, Bürgermeister in Kallstadt. Wir hatten drei Mal Execution, das erste Mal, weil die jungen Leute nicht exercirten, das zweite Mal, weil sie nicht zur Rekrutirung nach Dürkheim gingen und das dritte Mal, weil sie desertirten; der zweiten Execution mußten 32 fl. bezahlt werden, die dritte war unter dem Befehle von Trommershausen, der sehr grob und drohend war. Auf Befehl von Clement, Scheuermann und Catoir mußten wir Sensen und Blousen anschaffen. Graf und Löb kamen und forderten mich in barschem Tone auf, mit zum Einnehmer zu gehen, um Kassesturz vorzunehmen; der Kassebestand von 166 fl. wurde von Graf mitgenommen. Von allen Pferden, die zur Musterung nach Fremsheim gebracht wurden, war nur eines, das einem unbemittelten Manne gehörte, brauchbar; als Scheuermann dies hörte, strich er es von der Liste. (Forts. folgt.)

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 41. Kaiserslautern, Samstag 24. Mai **1851.**

Eine Pfingstfahrt nach Rügen.

Reiseskizze von B.

(Fortsetzung.)

5. Arcona. Der Bodden.

Die Sonne stand noch nicht hoch, als wir unter den Buchen heraustraten, um noch Arcona zu erreichen, das fünf Stunden weit drüben lag jenseits der blauen Bucht, an welcher im Halbkreis der Pfad auf der Höhe hinführte, zur Rechten durch dichtbelaubten Schlehdorn geschützt; über uns jubelten die Lerchen. Dann senkt sich der Weg hinab zum Ufer: links breiten sich Dünen, auf denen der Strandhafer kümmerlich hinkroch; hin und wieder die Hütte eines Fischers, wie die an langen Schnüren aufgereihten, vom Wind geschaukelten Häringe bewiesen; rechts die See, die ihre klaren Wogen in anmuthiger Tändelei bis zu unserem Pfad herüberwarf. So ging's stundenlang fort über den linden Sand oder auch weniger erquicklich über plumpe Rollsteine oder ausgeworfenen Tang, der verzweifelt kräftig duftete. Doch erfrischte immer wieder der köstliche Seewind und der Blik auf diese herrliche bewegte Fluth, auf der hier und dort ein weißes Segel tanzte; besonders von der Höhe gesehen leuchtete sie in wunderbarem wechselnden Farbenglanze, in der Ferne verschwimmend mit dem blauen Himmel, tiefgrün nach der Küste zu, purpurn am Strand, wo der Tang den Grund mit seinen braunen Zweigen überkleidete. Dann flogen auch wieder alle die Farben blitzartig wie die Falten eines Schillerkleides auf den Wogen hin und her. Ueberhaupt aber kann sich auch die lebhafteste Fantasie keinen Begriff machen von dem großartigen Eindruck, den die einfache Majestät des ruhigen, die entsetzliche Wuth, die wahnsinnige Wildheit des aufgeregten Meeres gibt. Ein seliges Vergessen, eine entzückte Trunkenheit ergreift uns bei dem Hinausblick auf diese Wogen, die mit ihrem ewigen Wiegenlied alle kleinen Sorgen der Menschenbrust in süßen Schlummer singen. Stundenlang kann man so auf dem Felsen sitzen, durchschauert von Seeluft und Meeresbrausen, hinblicken über diese tanzenden Wellenhäupter, ohne Gedanken, nur im glücklichen Anschauen dieser überwältigenden Schönheit und Größe. Nur einmal noch habe ich diesen Vollgenuß des Naturbewußtseins empfunden: als der erste schöne Februartag den verhüllenden Wolkenschleier hob, dessen Schwinden ich wochenlang erwartet, und plötzlich die zackige Kette der Berner Alpen in diendenden Schneegewande vor mir lag!

Schief ansteigend hebt sich das vielfach zerklüftete und eingesunkene Vorgebirg Arcona aus der Meerfluth, die tief unten im Ufergeröll braust und tost: in weitem Halbrund zieht sich rechts die Bucht bis zu den waldgekrönten Kreideklippen von Jasmund. Acht Meilen in die Runde sendet der auf der höchsten Erhebung erbaute Leuchtthurm sein Licht über das Meer bis hinüber zu Möna, der nächsten dänischen Insel, die nebelbleich, kaum sichtbar, am Horizonte auftaucht. Hier auf der äußersten Landzunge lag ehemals die starke Wendenveste Arcona mit dem hochverehrten Nationalheiligthum des Svantevit. Thomas Kantzow, fürstlich pommer'scher Geheimschreiber zu Wolgast zu Luther's Zeit, gibt in seiner Pomerania eine Schilderung der Stadt: „Dieselbe war (ich verändere die Rechtschreibung) gelegen auf der Insel Wittow, denn das Land Rügen ist noch in andere Insein getheilt, auf einem hohen Berge am Meer, und war von Norden, Osten und Süden von Natur fest: denn der Berg war steil herab und so hoch, daß man kaum mit einem Pfeilschuß die Höhe der Mauern erreichen mochte. Vom Niedergange aber war sie mit einem Walle von fünfzig Ellenbogen hoch befestigt, welches Walles unterste Hälfte von Erde und Lehm war, und die andere Hälfte aber war von Planken und Bretten, dazwischen Erde geschüttet war und auch einige Blockhäuser gemacht waren. Von Nordnordwesten war ein hübscher Brunnenspring, daraus die Bürger Wasser holten. Und es war nur ein Thor, durch das man durch den Wall in die Stadt kommen mochte, und sonst keins mehr, und das Thor hatten sie jetzt (zur Zeit der Belagerung) mit dem Wall überschüttet, daß die Feinde nirgends konnten daran kommen. Mitten in der Stadt war ein hübscher freier Platz; darauf stund ein schöner Tempel, den die Rügianer vor allen andern Tempeln in großer Ehrwürde hielten. Darin stund ein scheußlich groß Bild des Abgottes Svantewit, welches mit der Größe aller Menschen Gestalt übertraf. Das hatte vier

Digitized by Google

Häupter, davon zwei auf die Brust und zwei auf den Rücken sahen, doch so, daß einem däuchte, daß von den vordersten und hintersten eins stets zur Rechten, und das andere zur Linken sehe. Die Häupter hatten, nach Art der Rügianer, kurz abgeschnittene Haare und Bärte; und der Abgott hatte in der rechten Hand ein Horn von Metall gemacht, welches der Pfaff alle Jahr voll Getränks pflegte zu gießen, und daraus zu weissagen des nachfolgenden Jahres Frucht- und Unfruchtbarkeit ꝛc.“ — König Waldemar I. von Dänemark mit den Fürsten von Pommern und Hülfsvölkern Heinrich's des Löwen belagerte und erstürmte 1168 nach hartem Kampf die Heidenburg. Nur der eingesunkene Wall, der von Primeln umblüht das äußerste Landeckchen einschließt, mahnt an die einst mächtige Stadt, jetzt das Bild der tiefsten Einsamkeit. Kühe grasen, wo einst des Lichtgottes Tempel stand. Schreiend kreisten die Möven um die Klippen, die See ward schieferblau, der Wind raste durch die Schluchten herauf, und das Unwetter trieb uns vom „Heidenwall“ hinein zum Leuchtthurmwärter, einem förnigen alten Seemann, der keinen seiner Gäste ungehudelt ließ. Vor der Spitze des Thurms schweift der Blick weit hinaus über das stille Wittow, die Inseln und die bewegte See. (Schl. folgt.)

Assisenverhandlungen im großen politischen Prozesse.

Sitzung vom 17. Mai.

(Fortsetzung des Zeugenverhörs.)

37. Zeuge: Rösch, Bürgermeistereischreiber in Dürkheim. Der Kantonalausschuß wurde im Interesse der Stadt gebildet, und rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen. Der Wunsch der besseren Bürger war, daß die Angeklagten in dem Kantonalausschuß bleiben sollten, damit nicht die extreme Partei an das Ruder komme. Die Beschlagnahme der Kassen wurde lange verweigert, endlich war dem Drängen der prov. Regierung und von Clement nicht länger zu widerstehen.

Sauerbeck machte im Interesse der jungen Leute ein expreße Reise in's Badische und nach Frankreich, um dieselbe zurückzubringen. — Gegen Eppelsheim zog eine Rotte Bewaffneter in das Stadthaus und bedrohte ihn, weil er dem städtischen Einnehmer Henel gesagt hatte, er solle zu Hause bleiben und nicht nach Ludwigshafen mitziehen. Bei der Beeidigung der Rekruten auf die Reichsverfassung, rief einer, „ich schwöre auch Tod den Tyrannen; Eppelsheim verwies solche Aeußerungen, da es sich nur von Durchführung der Reichsverfassung handle. Oefters sollte das Rathhaus gestürmt, und der Cantonalausschuß gestürzt werden. Der Beschluß des Stadtraths vom 7. Mai wurde nicht von Eppelsheim verfaßt. Graf und Catoir waren in Frankenthal, brachten von dort einen Beschluß des Stadtraths mit und der Frankenthater Beschluß wurde nur abgeschrieben.

38. Zeuge: Carl Henel, städtischer Einnehmer in Dürkheim. Als ein bewaffneter Zug unternommen wurde, befragte ich mich bei Eppelsheim, ob ich auch mit müsse. Derselbe sagte, ich solle zu Hause bleiben. Deßhalb wurde er von der exaltirten Partei gehaßt und angefeindet; mir wurde das Haus gestürmt. Als einst ein Trupp Forstfrevler die bezahlten Strafgelder gewaltsam aus meiner Kasse nehmen wollte, war Scheuermann einer der ersten, welcher mir Schutz gewährte. Wenn die Mitglieder des Cantonalausschusses nicht in ihrer Stellung geblieben wären und der Müller Graf an das Ruder gekommen wäre, so hätten wahrscheinlich 90,000 statt 4000 fl. zum Zwangsanlehen bezahlt werden müssen.

39. Zeuge: Philipp Christian Römmich, protest. Stadtpfarrer und Schulinspektor zu Dürkheim. Man hielt es für ein großes Glück, daß solche Männer wie die Angeklagten, in den Cantonalausschuß traten, und wir sind ihnen Dank schuldig für ihre Selbstverleugnung. Es würde eine große Calamität gewesen seyn, wenn die Gewalt in andere Hände gekommen wäre. Als durch den Müller Graf die Glocken weggenommen werden sollten, um zum Guß von Kanonen benützt zu werden, verwendete sich der Cantonalausschuß — besonders Eppelsheim — dafür, daß wir unsere Glocken behielten. Zeuge äußert sich bezüglich des Charakters der Angeklagten in derselben günstigen Weise, wie frühere Zeugen.

40. Zeuge: Valentin Fleischmann, protestant. Stadtpfarrer in Dürkheim. Ein Haufen Menschen, worunter mancher Betrunkene, wollte zur Nachtzeit Sturm läuten, auch wurde in der Nähe meiner Wohnung häufig geschossen. Auf meine Beschwerde gab mir der Cantonalausschuß Sicherheitswachen, so daß ich nicht die geringste Beleidigung erlitt. Als ich einst in Angelegenheiten unserer Schullehrer im Cantonalausschuß war, kam Sauerbeck in großer Bestürzung und forderte den Oberst Clement auf, Schutz zu gewähren, weil die exaltirte Partei den Cantonalausschuß gewaltsam stürzen wolle. Den Angeklagten Scheuermann kenne ich seit 20 Jahren als einen guten Mann von Monarchischen Gesinnungen; er war stets für Aufrechthaltung der gesetzlichern Ordnung. Zeuge führt mehrere Thatsachen hiefür an.

41. Zeuge: Carl Heinrich Wolf, Bürgermeister in Wachenheim. Ich wurde von Sauerbeck, nebst mehreren anderen Personen, aufgefordert, ihn im öffentlichen Interesse nach Kaiserslautern zu begleiten. Sauerbeck sprach sich sehr mißbilligend über das Herbeiziehen so vieler Fremden und das Verschwinden der schwarz-roth-goldenen Farben aus.

42. Zeuge: Ludwig Kerlinger, Gutsbesitzer in Ungstein. Ich war Mitglied der Rekrutirungs-Commission in Dürkheim. Wir beschäftigten uns blos mit Ziehung der Loose. Meines Wissens wurden keine Verhaftungen vorgenommen. Dieses würde auch nicht in unseren Befugnissen gelegen haben. Scheuermann war nicht Mitglied der Commission.

43. Zeuge: Dr. Johann Wilhelm Herberger, königl. Cantonsarzt in Dürkheim. Es wurden durch Blenker mehrere Personen von Frankenthal als Geiseln nach Dürkheim gebracht. Sauerbeck verwendete sich für sie und so gelang es ihm auch ihre Freilassung zu bewirken. Ueberhaupt hat der ganze Cantonalausschuß nur in lobenswerther Weise ge-

Digitized by Google

wirkt. Zeuge erklärt auf Befragen, er glaube nicht, daß Dr. Joachim sich bemüht habe, auf eine unhonorige Art seine Praxis zu vermehren.

Der Angeklagte Joachim: Sie sehen also, meine Herren, daß die Bemerkung des Herrn Friedensrichters Godron in dieser Beziehung unrichtig ist.

44. Zeuge: Georg Wagner, Sattler zu Dürkheim. Ich stand als Bürgerwehrmann Wache, wie Stöhr, Hammel und Hamm wegen der Kasse bei dem Einnehmer Specht waren. Stöhr bekümmerte sich nicht um die Sache, sondern entfernte sich ehe das Geld gezählt war.

45. Zeuge: Johann Theodor Reiß, Restaurateur und Geschäftsmann in Dürkheim. Ich ging mit Stöhr als derselbe auf dem Rentamte die Kasse wegnahm; wir waren nicht bewaffnet. Stöhr äußerte, der Auftrag sey ihm sehr unangenehm, und benahm sich äußerst freundschaftlich gegen den Rentmeister.

In Leistadt wurden die Verhaftungen auf Befehl des Oberst Clement vorgenommen; Scheuermann tröstete die Verhafteten. Ueberhaupt mußte Scheuermann alle Verhafts- und Transportbefehle auf die strenge Ordre von Clement, der keinen Widerspruch duldete, ausfertigen. Die Bobenheimer Bursche wurden ebenfalls auf Befehl des Clement verhaftet, Scheuermann verwendete sich für ihre Freilassung. Eppelsheim war bei keiner Verhaftung gegenwärtig und sprach sich auch gegen die Entwaffnung der Gendarmerie aus.

46. Zeuge: Dr. Georg Friedrich Koch, prakt. Arzt in Wachenheim. Als Stöhr auf das Rentamt ging, um die Kasse mit Beschlag zu belegen, begegnete er mir auf der Straße. Er schien niedergeschlagen und äußerte, daß ihm der deßfallsige Auftrag sehr unangenehm sey. Er habe denselben aus persönlicher Rücksicht für den Rentmeister übernommen, damit derselbe nicht durch einen Andern mehr belästigt werde.

47. Zeuge: Conrad Diligert, Winzer in Dürkheim. Ich arbeitete in meinem Wingert. Bursche aus Bobenheim, die von der Conscription in Dürkheim kamen, fingen Streit mit mir an und verwundeten mich. Die Thäter wurden von Freischaaren arretirt und wir gingen zusammen auf das Rathhaus. Nachdem Oberst Clement mich der Pflege des Dr. Joachim übergeben hatte, ließ er die Beschuldigten einstecken. Scheuermann und Eppelsheim sah ich damals nicht.

48. Zeuge: Georg Diligert, Sohn des vorigen Zeugen. Bestätigt die Aussage seines Vaters.

49. Zeuge: Ludwig Friedrich, Schiefferdecker in Dürkheim. Mehrere Burschen aus Bobenheim wurden gefangen auf das Rathhaus gebracht. Da sie sich etwas unartig betrugen, machte Oberst Clement von der Reitpeitsche Gebrauch und ließ sie in Arrest führen. Scheuermann und Eppelsheim waren nicht anwesend.

50. Zeuge: Wilhelm Herbrandt, Kaufmann in Dürkheim. Ich ging mit auf das Rathhaus, als die Conscribirten von Bobenheim dahin geführt wurden. Mit Ausnahme von Georg Spielmann waren die Burschen betrunken. Oberst Clement gab Einem Ohrfeigen und befahl dem Scheuermann, die Arrestanten in das Gefängniß bringen zu lassen, worauf dieser erwiederte, das sey nicht seine Sache. Eppelsheim äußerte sich mißbilligend über die Rohheit des Oberst Clement. Eppelsheim hat auch die Gendarmen in Schutz genommen und vorgeschlagen, sie nur einen einfachen Revers unterzeichnen zu lassen.

51. Zeuge: Ludwig Fitz, Gutsbesitzer in Dürkheim. Ich war bestellt, die freiwilligen Beiträge einzukassiren. Dr. Joachim lieferte an mich eine Summe von 200 bis 300 fl. ab, die er, laut Auftrags, in Kaiserslautern in Empfang genommen hatte.

52. Zeuge: Georg Philipp Roßtäuscher, Fuhrmann in Dürkheim. Ich wurde nebst meiner Fuhre von Blenker gewaltsam ins Badische mitgenommen. In Rastatt bin ich von Dr. Joachim gespeißt und unterstützt worden. In Offenburg verwendete er sich für mich, daß ich wieder heimfahren durfte.

53. Zeuge: Johannes Frank, Fuhrmann in Dürkheim. Ich mußte mit dem Dürkheimer Bataillon bis nach Rastatt fahren, wo ich und noch ein Knecht arretirt wurden. Dr. Joachim machte uns frei und gab Jedem einen Kronenthaler Reisegeld. Auch einem gewissen Kirch gab er 1 fl. 30 kr zur Heimreise aus seinem Sack.

54. Zeuge: Sebastian Lendner, Sergeant im 12. Infanterieregimente, zu Landau in Garnison. Ich hatte den Befehl, beurlaubte Mannschaft in die Festung Germersheim zu führen. In Mannheim wurde ich arretirt und vor Blenker geführt. Dr. Joachim, bei dem ich im Jahre 1848 logirte, verschaffte mir die Freiheit. An meiner Verhaftung betheiligte er sich nicht. Ich hatte ihm anvertraut, daß ich im Besitze von 300 fl., die dem Regimente gehörten, sey.

55. Zeuge: Jakob Lang, kath. Pfarrer in Forst. Kurz vor dem Einrücken der Preußen erhielt ich mehrere Warnungen, daß ich verhaftet würde. Ich entfernte mich aber nicht von meiner Stelle, sondern ging nach Dürkheim um mir Aufklärung zu verschaffen. Scheuermann, mit dem ich über die Sache sprach, erklärte mir, er wisse von einer gegen mich vorzunehmenden Verhaftung nichts. Wenn aber eine solche anbefohlen werden sollte, wolle er mich vorher durch einen expressen Boten warnen lassen. Er äußerte nun, er habe seine Stelle nur angenommen, damit der Canton nicht durch Andere terrorisirt werde. Als man mir von Dürkheim, wo ich geistliche Funktionen zu verrichten hatte, keinen Wagen mehr sandte, stellte mir Scheuermann seine Chaise zur Verfügung.

56. Zeuge: Georg Böhm, Adjunkt in Wachenheim. Nachdem ich die Warnung erhalten hatte, daß man mich verhaften werde, wendete ich mich an Scheuermann. Derselbe erklärte sehr höflich, daß, wenn ein solcher Antrag vorkommen sollte, er sich widersetzen werde.

57. Zeuge: Emanuel Mayer, Kaufmann in Dürkheim. Ich war am 11.—15. Juni 1849 Commandant der Stadtwache. Es wurde ein Postillon als Arrestant auf die Wache gebracht und nach Verlauf von einigen Stunden durch Freischaaren nach Neu-

Digitized by Google

stadt geführt. Scheuermann sah ich damals nicht. Derselbe war Hauptmann der Bürgerwehr, wurde aber bei einer spätern Wahl nicht mehr gewählt, hauptsächlich, weil er königlich gesinnt sey. Wirklich trug er in einer schwarz-roth-goldenen Cocarde die weiß-blauen Farben und war der Erste, der wieder eine weiß-blaue Fahne an seinem Haus aufsteckte. Zeuge deponirt über die politischen Verhältnisse in der Stadt Dürkheim. Es seyen Placate gegen Mitglieder des Cantonalausschusses angeschlagen worden. Man habe den Cantonalausschuß aufheben, besonders Scheuermann und Stöhr, als Beamte, daraus entfernen wollen. Als man dem Bürgermeister Sauerbeck zur Satisfaktion einen Fackelzug gebracht, sey Scheuermann gewählt worden, um demselben die Gesinnungen des bessern Theils der Bürgerschaft auszudrücken.

58. Zeuge: Heinrich Krapp, Geschäftsmann in Dürkheim. Ich war bei dem Zug, den Oberst Clement nach Leistadt führte. Clement machte dem Bürgermeister Vorwürfe, Scheuermann begleitete denselben tröstend gegen seine Wohnung. Er erklärte, wir seyen nur gekommen zum Schutze des Eigenthums und der Personen. Die Verhaftungen geschahen auf Befehl Clement's, Scheuermann ließ Niemanden verhaften.

59. Zeuge: Friedrich Sahner, Bäcker in Dürkheim. Ich war mit dem Zuge in Leistadt und sah, wie Oberst Clement mehrere Leute in barscher Weise verhaften ließ. Scheuermann suchte zu beschwichtigen; er trug viel dazu bei, daß die Sache so ruhig ablief.

60. Zeuge: Georg Adam Sauer, Ackersmann zu Weisenheim am Berg. In Leistadt gab Oberst Clement den Befehl zu den Verhaftungen. Wir selbst suchten oft bei Scheuermann Schutz gegen denselben.

61. Zeuge: Georg Peter Goergens, Gutsbesitzer in Leistadt. Am Frohnleichnahmstag wurden mehrere Verhaftungen vorgenommen, Oberst Clement gab den Befehl dazu. Scheuermann tröstete die Verhafteteten und den Bürgermeister; er verfuhr gegen Niemand mit Härte. Der Adjunkt übergab ihm einige Gewehre, ich hörte aber nicht was dabei gesprochen wurde.

62. Zeuge: Daniel Ruth, Lehrer in Leistadt. Mein Schwager, der Schullehrer Schwinn, leistete den Eid früher als wir andern, weßhalb sein Haus mit Steinen beworfen und ihm manche Beleidigung zugefügt wurde. Da ihm vom Bürgermeister kein Schutz gewährt werden konnte, zeigte er die Sache dem Cantonalausschuß zu Dürkheim an. Es kam nun ein bewaffneter Zug, unter Commando von Oberst Clement, nach Leistadt. Scheuermann ermahnte die Leute vom Pferde herab zu einem gesetzmäßigen Verhalten. Die Verhaftungen wurden auf Befehl von Clement vorgenommen, Scheuermann verhielt sich unbetheiligt. Ich kenne Scheuermann von meiner Kindheit an als einen guten gemüthlichen Mann. Was er that, geschah aus Liebe zum Volke.

63. und letzter Zeuge: Carl Wilhelm Schwinn, Lehrer in Leistadt. Ich wurde vielfach beleidigt, weil ich den Eid leistete. Man fügte mir Schaden zu und bewarf endlich am 6. Juni 1849 mein Haus mit Steinen. Als ich die Sache bei dem Civilkommissär anzeigte, ordnete dieser, ohne mein Willen einen bewaffneten Zug nach Leistadt an. Oberst Clement ließ Verhaftungen vornehmen, Scheuermann ermahnte blos die Leute zur Ordnung.

(Schluß der Sitzung.)

Sitzung vom 19. Mai.

Der Präsident verliest die in der Voruntersuchung von dem nicht erschienenen Zeugen Bonafegla gemachte Aussage.

Nach dem Vortrag der k. Staatsbehörde und eines Theils des Vortrags von Dr. Herrmann für den Angeklagten Stöhr wird die Sitzung geschlossen.

Sitzung vom 20. Mai.

Dr. Herrmann beendet seinen Vortrag. Anwalt Glaser trägt die Vertheidigung des Angeklagten Scheuermann — Anwalt Golsen die Vertheidigung der Angeklagten Sauerbeck, Eppelsheim und Joachim vor. (Schluß der Sitzung.)

Sitzung vom 21. Mai.

Nach den resp. Repliken von Seiten der königl. Staatsbehörde und der Vertheidiger befragt der Präsident die Angeklagten, ob sie persönlich noch Etwas zu ihrer Vertheidigung vorzubringen hätten? Auf die verneinende Antwort derselben wird die Sitzung geschlossen.

Sitzung vom 22. Mai.

Der Präsident erklärt, da von keiner Seite mehr eine Aufklärung gewünscht wird, die Debatte geschlossen und stellt, nachdem er die Verhandlungen resumirt hat, für jeden Angeklagten 3 auf das Verbrechen des Hochverraths bezügliche Fragen.

Nach einer Berathung von 30 Minuten geben die Geschwornen durch den erwählten Vorstand, Carl Osthof, Revierförster in Schönenberg, ihre Erklärung dahin ab, daß sämmtliche Angeklagten nicht schuldig seyen. Dieselben werden auf der Stelle in Freiheit gesetzt.

Der Präsident: Sie sind sammt und sonders freigesprochen. Kehren Sie nun zu ihren Familien, zu ihren Freunden und Bekannten zurück. Ich hoffe, daß Sie dasselbe tadellose Leben, wie vor der Zeit der Bewegung führen werden. Sauerdeck! Sie genießen in Dürkheim und der Umgegend hohe Achtung — besitzen vielen Einfluß. Ich bitte Sie im Namen der Regierung, welche Ihre gute Gesinnungen früher schon anerkannte und im Namen aller ruhigen bessern Bürger, diesen Einfluß anzuwenden, damit Ruhe und gesetzliche Ordnung in unserem Lande aufrecht erhalten werden. Dieselbe Bitte stelle ich auch an die übrigen Freigesprochenen.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 42. Kaiserslautern, Donnerstag, 29. Mai **1851.**

Eine Pfingstfahrt nach Rügen.

Reiseskizze von G.

(Schluß.)

Zu Nachtquartier zu Altenkirchen, wo Rosegarten gelebt und gedichtet, schlief ich ein unter den schrillen Klängen der Francaise, die von einer Handvoll Rügianer und hübscher Rügianerinnen mit seltsamen Sprüngen getanzt ward. Ein eigenthümlicher Gedankensprung von der germanischen Hertha, von Svantevit und den Wenden zum modernen Contretanz!

Die Morgenfrühe fand uns am Strand des Jasmunder Bodden, dieses tief ins Land hineingewühlten Meerbusens. Ein Dutzend prächtiger rothhaariger Fischerköpfe umlagerte uns und bot Schwefelkies, versteinerte Muscheln, Adlersteine zum Kauf an. Endlich erschien unser Fährmann, im Fischeranzug, den Nordwester auf dem Kopf. Die drei braunen Segel aufgezogen, steuerte das kleine Boot in die See. Der Wind blies grad entgegen: es mußte lavirt werden; nun kam gar im Westen ein Gewitter herauf und ein reichlicher Regenguß jagte die gesammte Reisegesellschaft in den engen niedrigen Kasten am Vordertheil, eigentlich zur Aufbewahrung der Taue bestimmt in welchem kaum zwei Hunde, geschweige denn sechs ungeduldige Studenten Platz finden konnten, und davon bekamen noch einige die Seekrankheit: angenehme Position! Glücklicherweise dauerte sie nicht lange; die Sonne lockte uns wieder aus dem verzweifelten Kasten, das Gewitter schwieg, der Wind schlug um und wie ein Vogel flog nun das leichte Boot an den Vorgebirgen und Busen vorbei. In der Ralswyker Bucht stiegen wir aus, nicht ohne gehörig zu lachen über unsern dicken Offenbacher Apotheker, der seinen Regenschirm, wie er erzählte, schon auf dem Simplon, am Comersee und wer weiß wo noch verloren und immer wieder gefunden hatte, und auf Rügen dies Abentheuer zu großer Ergötzlichkeit seiner Reisegefährten in zwei Tagen zweimal bestand.

6. Heimfahrt.

Durch regenfeuchtes Gehölz und Ackerland voll Lerchenschlags führte der Weg nach Bergen, wo eine treffliche Table d'hôte, sogar mit Tafelmusik die gesunkenen Kräfte wieder herstellte. Die Rundsicht vom nahen Rugard, einer der höchsten Erhebungen der Insel, durch einen Ringwall als ehemalige Burg bezeichnet, machte nach dem Jagdschloß und den übrigen glänzenden Punkten nicht den erwarteten Eindruck, wenn auch der Blick über diese zahlreichen Halbinseln und Buchten gar reizend ist. Putbus und das gute Hotel Bellevue war bald erreicht, Städtlein und Park durchstreift, Ansichten eingekauft und damit der beruhigende Abschluß gefunden.

Auf dem Dampfboot stellten sich andern Tags die früheren Reisegenossen wieder ein, sogar unsere Bergleute, all des Wiedersehens froh, mit vergnügtem Bericht über die geschauten Herrlichkeiten. Das helle Putbus, das grüne Vilm, links die zerklüfteten Felswände von Rügnut blieben zurück; ein scharfer Nordwest blies dem Schiff in die Seite, das lustig im frischen Morgen dahin brauste. Die Sonne stieg höher. Dann ging's wieder vorbei am niedrigen Ruden. Allgemeiner Frohsinn vereinigte die selten noch von der Seekrankheit geplagte Gesellschaft. Ein Andenken müssen wir der Ostsee doch hinterlassen! rief ein heiterer Hallenser. Gesagt, gethan! Ein Zettel ward mit Sinnsprüchen in verschiedenen Sprachen beschrieben und alle erstaunten über diesen unerwarteten Reichthum der vertretenen Nationalitäten: Deutsche, Franzosen, Engländer, Polen, Tschechen, Russen, Schweden, Dänen brachten ihre Reime, ein paar Philologen sorgten für griechische, lateinische hebräische, Sanskritinschriften; sogar einige Hieroglyphenbildchen, Männlein, Schlangen und Geier, aus Lepsius ägyptischem Colleg aufgelesen, zierten das verhängnißvolle Blatt, das endlich in eine wohlverkorkte Flasche eingeschlossen ward. Dann großer Festzug: voran der „Oberpriester," unser Hallenser Blondkopf, einen Birkenmaien als Weihwedel schwingend, die Bergleute mit Musik hinterdrein, zum Schluß die ganze frohe

Digitized by Google

Schaar; verwundert schauten die rothjackigen Schiffsjungen zu. So ging's einigemal um das Verdeck, dann schleuderte der Oberpriester am Bugspriet stehend mit einigen sehr feierlichen Worten die Flasche weit hinaus in die Fluth; ein dreifaches jubelndes Hurrah, schmetternde Fanfaren unserer Musik schollen zum Abschied über das herrliche, sonnenleuchtende Meer.

Mit günstigem Wind flog das Dampfboot dahin; bald bog es wieder zwischen die Hafendämme von Swinemünde ein; rasch ward das Haff durchschnitten, in der Ferne tauchte Stettins Mastenwald empor. Das Schiff legte an und der Abend sah uns wieder in den heißen Straßen Berlins.

Eine erste Liebe.

(Novellette von Elise.)

Im stillen Klostergarten
Eine bleiche Jungfrau ging.
Der Mond beschien sie trübe,
An ihrer Wimper hing
Die Thräne zarter Liebe.
Uhland.

Ein furchtbares Gewitter entlud sich in den späten Nachmittagsstunden eines heißen Junitages über Wien und dessen reizvoller Umgebung. Die schwarzen Wolkenmassen hingen tief und drohend hernieder. Blitz auf Blitz zuckte herab und der Donner rollte mit erschütternder Gewalt. Endlich nach langem Wüthen schien der Zorn des unsichtbaren Riesen sich zu sänftigen, seine Stimme wurde matter und aus den Flammenaugen fielen die schweren Thränentropfen eines erquickenden Regens. — Allmälig lichtete sich der Himmel, funkelnde Sternlein wagten sich hervor und zuletzt kam Vater Mond siegreich dahergeschritten in seinem hellen Lichtmantel, als wollte er den Menschen verkündigen: Seyd ruhig — ich bin da — es ist alles vorüber.

In einem schmalen hohen Häuschen aber, das ganz versteckt in einer engen Gasse lag — waren noch Fenster und selbst die Läden dicht geschlossen. Drinnen im kleinen Stübchen brannte Licht und zwei weibliche Gestalten saßen angstvoll aneinandergeschmiegt im dunkelsten Winkel. — Es waren Schwestern, Mädchen von achtzehn und neunzehn Jahren, die einzigen Kinder eines fleißigen stillen Bürgers, dessen Aushängeschild mit dem prunkenden, farbenreichen Bilde ihn als zur ehrsamen Zunft der Haarkräusler gehörig, bezeichnete. Die größere der beiden Gestalten erhob sich jetzt öffnete Läden und Fenster, löschte die Kerze aus und sagte beruhigend: Komm, Doretta — keine kindische Furcht mehr — das Unwetter ist, der heiligen Mutter sey Dank, gnädig vorübergegangen. — Komm nur ans Fenster und zögre nicht, es ist gar zu süß jetzt draußen. — Und Doretta kam — und das Mondlicht erhellte die jungen Gesichter und freute sich ihrer und wollte gar nicht weiter gehen. — Doretta, die jüngste, trug ein krauses dunkles Lockenköpfchen zur Schau, ein volles bräunliches rundes Gesicht, brennende Augen und einen kirschrothen kleinen Mund. Ihre etwas üppige Figur war unter mittlerer Größe und ihre Bewegungen heftig und voll versteckter Leidenschaftlichkeit. — Johanna, die älteste Schwester, war anzusehen wie Maienglöcklein und Kornblumen, so zart und weiß war die Farbe ihres Angesichts, ihres Halses und ihrer Hände, so dunkelblau die großen klaren Augen. — Sie trug das schneeweiße Häubchen der Wiener Bürgermädchen damaliger Zeit — denn man schrieb die Jahreszahl 1759 — und der Puderstaub, der eben in diesen Jahren üblich war, hatte nur leicht das Goldblond ihrer reichen Locken berührt. —

Nach einer Pause ertönte wiederum die sanfte Stimme der schlanken Johanna: Wo nur der Haydn bleiben mag? — er ist doch sonst um diese Stunde längs zu Haus — die gnadenreiche Mutter möge ihn zur rechten Zeit in ein schützendes Asyl geleitet haben, als das Unwetter heranzog! — Doretta erwiderte nichts, ihre Brust hob sich unruhig und die dunklen Augen schienen die weiteste Ferne durchbohren zu wollen. — Da trat der ehrsame Bürger und Friseur Keller herein — ein kleines behendes Männlein mit scharfen Zügen und ruhelosen aber freundlichen grauen Augen. — In der Hand hielt er eine tüchtige Lockenperrücke, welche er eifrig mit Puder stäubte und dabei rief: Nun Kinderchen — ist unser Hausgenoß — der junge Bursch noch nicht da? — In seinem Dachstübel ist er nicht — bin schon einmal hinaufgeklettert — dächt' er wär bei euch. — 'S ist doch seltsam, wie der lose Springinsfeld, der lustige Musikant mir ans alte Herz gewachsen ist — kann ich mich doch um den Fant sorgen — wenn er einmal ein Stündlein länger ausbleibt — wie ein Vater um seinen Sohn. — Und wenn ich mich nicht sorgte, thäten's meine Mädei — weiß der Himmel, er hat's uns allen angethan! — Ist's etwa nicht so? — he? — schloß er lachend. — Ein reizendes Erröten war Johanna's Antwort — Doretta murmelte einige unverständliche Worte, warf hochmüthig den Kopf zurück und ging zornig vom Fenster weg.

Wer weiß, wo er wieder einmal hängen geblieben seyn mag — der sonderbare Junge — fuhr der Vater nach einem Weilchen nachdenklich fort. — Viel-

Digitized by Google

leicht hat ihn der alte häßliche italienische Singmeister, wie heißt er doch —: Porpel? — Porpora, Papa! verbesserte Johanna sanft. — Nun meinetwegen — Porpora — wieder mitgeschleppt und läßt sich Noten abschreiben von ihm. — Beim heiligen Josef — was der Haydn alles thut für dies Musikantenvolk und für seine eigne Schüler — es ist nicht zu beschreiben und nicht zu glauben! Wie ein gejagtes Reh hüpft er ja den ganzen Tag herum, von einem zum andern, zu jedem Dienst um gotteswillen bereit — ich glaube, er putzte dem Meister Gluck, von dem sie jetzt so viel Geschrei machen, die Stiefel, wenn dieser ihm ein Stücklein vorspielen wollte. — Um der herzlieben Musika willen thut Josef Haydn alles — sagte er mir einmal. — Aber all seine Dienste — all sein Eifer, sein Spielen in den Singstunden Porpel's — sein Componiren — nichts — nichts birgt ihm auch nur einen Kreuzer ein! Kein Mensch bezahlt ihn — weil er von keinem etwas verlangt! — Ich habe, so lange er bei uns wohnt, — und das ist doch schon eine hübsche Weile — noch keinen Pfennig Miethe oder Kostgeld von ihm eingenommen — ich kann's auch, Gott sey Dank — abwarten, aber setzt ihr nur, daß der junge Mensch sich je deßhalb kümmerte und sich etwas klingendes zu verdienen suchte? — Habt ihr je ein sorgenvolles Gesicht an ihm erblickt — oder auch nur eine schwermüthige Miene? — da tritt er stets zur Thür herein mit einem Gesicht, daß man denken sollte, soeben habe unser allergnädigster Kaiser ihm sein ganzes Reich geschenkt. Und fragt man erstaunt: Nun, Haydn, was ist denn glückliches geschehen? — da lacht er, daß einem das Herz aufgeht und sagt: Porpora hat mich gelobt — oder Gluck hat mir über die Wange gestreichelt — oder ich habe eine schöne Blume gefunden. — oder der Himmel war heute so herrlich blau und die Sonne schien so hell. Sitzt er nicht oben in seiner Dachstube an seinem alten wurmstichigen Spielkasten, als ob er auf einem Königsthron säße, und vergißt über seine drolligen Sonaten von dem Cantor Bach, von dem er so oft spricht, Essen und Trinken? — Und dabei diese ewig frohen Augen! — 's ist mit wahrlich oft, wenn der junge Mensch so vor mich hintritt und mir Gutenmorgen sagt, als ob er mir einen Blumenstrauß aus Herz würfe, — und ich muß an mich halten, daß ich ihm nicht um den Hals falle. — Kinder, ich sage euch — auf diesen Josef Haydn, hat der liebe Herrgott ganz besondere Liebe geworfen — der wird entweder noch wunderbare Dinge auf Erden vollbringen, oder er stirbt bald, — eins von beiden geht aber sicherlich in Erfüllung. —.

(Fortsetzung folgt.)

Milch für Seereisen zuzubereiten.

Die Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins in Karlsruhe erhielt aus Bremen folgende Notiz über ein Verfahren, die Milch für den Gebrauch auf Seereisen zuzubereiten: Recht gute, ganz frische Milch wird in einem zinnernen Kessel gegeben, dieser in einen Kessel mit Wasser gesetzt, welches fortwährend im Kochen erhalten wird, die Milch beständig gerührt, bis nur die Hälfte des Gewichts übrig geblieben ist. Dann wird auf 1 Pfd. Milch 1/4 oder 1/6 Pfd. Zucker darin aufgelöst. Hierauf werden Flaschen von der Größe wie man sie wünscht (die von gutem gleichmäßigem Glase seyn müssen) damit angefüllt, sehr gut und vorsichtig verkorkt, der Kork fest gebunden und dann die Flaschen in einen Kessel mit kaltem Wasser gelegt auf dessen Boden ein alter Sack, Stroh oder dergleichen befindlich, und zwei Stunden lang ununterbrochen gekocht. Nach dem Erkalten werden die Flaschen herausgenommen und aufbewahrt. Wenn man will, kann man die Milch beim Gebrauch mit gleicher Menge Wasser wieder verdünnen.

Ueber dies Verfahren wurden durch Herrn v. Babo in Weinheim Versuche angestellt und darüber Folgendes bemerkt: Um eine Maß von zum Gebrauch auf Seereisen tauglicher Milch nach erwähnter Art herzustellen, bedarf man

2 Maß Kuhmilch, zu 4 kr. pr. Maß macht	8 kr.
wenigstens 1 Pfd. Zucker	20 „
2 Flaschen mit Korkpfropfen	14 „

macht einen Gesammtaufwand von 42 kr. und wenn durch Wasserzusatz diese eine Maß verdickter Milch wieder zu den ursprünglichen zwei Maß hergestellt wird, stellt sich die Maß der behufs der Verwendung verdünnten Milch auf 21 kr., jedoch ohne die Kosten für Brennmaterial und die auf die Anfertigung verwendete Arbeit. Mit dieser dürfte die Maß der verdickten Milch nicht unter 48 kr. und die Maß der mit Wasser versetzten nicht unter 24 kr. zu stehen kommen.

Die Direktion der Centralstelle in Karlsruhe hat von so zubereiteter Milch in kaltem und abgesottenem Zustande allein für sich und dann in Untermischung mit gekochtem Kaffee gekostet. Hiebei zeigte sich, daß die nach obiger Weise zubereitete und dann mit Wasser gemischte Milch einen der frischen Kuhmilch durchaus gleichen Geruch hatte. Der Geschmack der Milch ist dem einer recht rahmigen Kuhmilch gleich, die durch Zusatz von Zucker versüßt wurde. Mit Kaffee genossen, in welchen kein Zucker gethan werden

Digitized by Google

darf, weil die Milch schon süß ist, hat man den gleich angenehmen Geschmack, als ob der Kaffee mit einer sehr guten frischen Milch gemischt worden wäre. Für sich allein also schmeckt die Milch ganz wie gewöhnliche mit Zucker versetzte frische Kuhmilch, und in Untermischung mit Kaffee oder Thee (wenn solche nicht gesüßt wurden) ist durchaus kein Unterschied in dem Geschmack zwischen dieser und frischer Milch wahrzunehmen.

Miscelle.

Der Londoner „Herald" meldet, daß es nach dem Berichte eines englischen Missionärs, des Herrn Macdougall in Sarawak, auf der Insel Borneo noch Menschenfresser gebe. Ein im Innern wohnender Stamm nämlich, die Kayans, pflegt jenem Berichte zufolge noch bis heute das Menschenfleisch zur Nahrung jedem andern animalischen oder vegetabilischen Stoffe vorzuziehen. „Stammesgenossen tödten sie zwar nie, wohl aber Feinde oder deren Weiber und Kinder, lösen mit einem 18 Zoll langen Messer das Fleisch von den Knochen, mit den Füßen beginnend und so weiter nach oben, braten und verzehren es. Für einen besonderen Leckerbissen gilt das Hirn, welches sie sehr sorgfältig aus der Schädeln nehmen und in einem großen Baumblatte gelind schmoren; es bildet die „bonne bouche" ihres scheußlichen Mahles. Sobald sie sich für den Augenblick gesättigt haben, braten, resp. räuchern sie den Rest auf Vorrath und genießen nicht eher wieder andere Speise, als bis dieser aufgezehrt. Nach jedem Gefecht sieht man stets Schaaren von Kayans auf dem Schlachtfelde erscheinen, um die Leichname der Gebliebenen zur Consumtion abzuholen. . . . . Abgesehen von diesem horriblen Gebrauch sind die Kayans „a very good people," und weit gesitteter und betriebsamer, als die Dyaks (ein wegen seiner Wildheit berüchtigter Volksstamm der Insel Borneo.) Man kann unangefochten unter ihnen leben, da sie Fleisch von Weißen nie essen, freundlich, gastfrei und durchaus ehrlich in Handel und Wandel sind. Ich bin eben beschäftigt, das Material zu einem Wörterbuche der Kayansprache zu sammeln." . . . . Dies das Wesentlichste aus der Erzählung des Herrn Macdougall, die Bürgschaft für die Wahrheit darf wohl füglich ihm selbst und dem „Herald" überlassen bleiben.

Das kleine Parlament im Wirthshause.

Beim vollen Schoppen saßen jüngst
Ein Schuster und ein Schneider,
Sie sprachen über Politik,
Reformen und so weiter.
Sie wußten Rath in jeder Art
Und musterten die Staaten;
Sie jagten fort und setzten ab,
Und bauten Barrikaden. —

Sie schlugen grimmig auf den Tisch
Und machten neue Rechte,
Sie schrieen: „Wir sind souverän,
Und keines Herren Knechte!"
Auch ward der Arbeitslohn erhöht,
Gesang'ne frei gelassen.
So tranken stark sie in den Zorn,
Es war hier nicht zu spaßen.

Sie machten schnell ein Reichsgesetz,
Für Schuster und für Schneider!
Die Paragraphen drehten sich
Um Stiefel, Schuh und Kleider.
Hier ging mit Stimmenmehrheit durch
Der Antrag eines Jeden.
So kam die Mitternacht herbei,
Bei tiefdurchdachten Reden.

Der Wirth, mit freundlichem Gesicht,
Belobte seine Gäste,
Und sprach: „Ihr habt in Allem recht,
Stets wünsch' ich euch das Beste;
Längst war dies meine Ansicht schon.
Die Zeit muß besser werden!
Für was quält man mit Arbeit sich
Und plagt sich müh' auf Erden?

„Nur hätte ich jetzt meine Herr'n,
Recht höflich vorzuschlagen,
Weil's spät ist, unser Parlament
Bis morgen zu vertagen."
Doch wollten Zwirn und Knieriem sich
Für permanent erklären,
Und meinten, daß pro patria
Den Schlaf sie gern entbehren.

Nur einen ein'gen Schoppen noch
Laß't uns für heute trinken,
So hieß es jetzt, — auf Deutschlands Wohl,
Weil goldne Zeiten winken. —
Der Wirth, ein Kreuzbrav guter Kerl,
Gewähnte noch die' Bitte.
Dann schwankten beide wohlgelaht
Zu Haus nach deutscher Sitte.

Der Gastwirth schloß die Thür' nun ab.
Und schaute nach den Kassen,
Was diesen Tag sein Parlament
Ihm huldvoll hinterlassen.
Er war zufrieden, dankte Gott,
Für unsre durst'gen Zeiten;
„Herr," sprach er, „laß noch lang die Welt,
Für's Recht beim Schoppen streiten!"

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 43. Kaiserslautern, Samstag, 31. Mai **1851.**

Eine erste Liebe.

(Novellette von Elise.)

(Fortsetzung.)

Kaum waren diese prosetischen Worte den schmalen Lippen des eisigen Redners entflohen, als ein leises Klopfen an der Thür ertönte und auf des Hausherrn hastiges „Herein“ — Josef Haydn auf der Schwelle erschien. Seine leichten Kleider troffen, wie seine schönen hellbraunen Haare, er zitterte sichtlich vor Nässe und Kälte an allen Gliedern, doch trug er die schlanke Gestalt wie triumphirend hoch aufgerichtet und auf seinem lieben kindlichen Angesicht lag solch ein Glanz, solch eine fiebrische Freude, daß Johanna ängstlich aufsprang, zu ihm hinlief und mit wankender Stimme fragte: Haydn, was habt Ihr? — Was ist Euch begegnet? — O etwas wunderherrliches, liebste Johanna — antwortete der Jüngling begeistert — etwas gar seliges! hört nur — hört. — Und Ihr müßt auch hören, Vater Keller, und Doretta auch — und dabei zog er die Widerstrebende mit sanfter Gewalt in die Mitte des Zimmers und erzählte nun hastig und aufgeregt:

Ich hatte mich diesen Nachmittag bei einem meiner Schüler, dem die liebe Musika nicht recht in Finger, Kopf und Herz hinein will, ein wenig lange verweilt, dem Meister Porpora aber gestern versprochen, am heutigen Abend sieben Uhr bei ihm einzusprechen und einige neue Arien abzuholen, die ich gern ein wenig studiren wollte, um sie in der nächsten Singstunde des Meisters recht wacker zu begleiten. — Die Wohnung Porpora's liegt von dem Hause meines Schülers gar weit entfernt; ich eilte flüchtigen Fußes dahin — traf aber den Meister nicht zu Hause. Nachdem ich ein Stündlein geduldig auf seine Rückkunft vergebens gewartet, entfernte ich mich, um später noch einmal nachzufragen, und schleuderte ein wenig vor den Thoren umher. Da war es recht bang und glühend, kein Lüftchen regte sich — die Blumen senkten tief die Köpfchen, die Bäume athmeten kaum und kein Vöglein ließ sich blicken — Zum Himmel aufschauend gewahrte ich, wie schon die segnende Hand des Herrn herannahte, und hörte von fern das leise Murmeln seines Donners. — Da beschleunigte ich meine Schritte — gedachte eurer Sorge — und flog fast, euer liebes Haus zu erreichen. Durch eine Seitengasse eilend hörte ich plötzlich die vollen Töne eines gar schönen Klaviers. — Ihr könnt euch denken, daß ich stehen bleiben mußte — zumal da mir einfiel, wer da in dem großen grauen Hause wohnte. — Ich drängte mich dicht an die Mauer, grade unter das geöffnete Fenster, aus welchem die Klänge nieder wallten. — Was ich da hörte — ihr Lieben — das läßt sich nicht beschreiben in Rede und Worten — das trage ich still in der tiefsten Tiefe meiner Brust. — Eine riesengroße, wunderherrliche Seele offenbarte sich da unter Donner, Sturm und Blitzen dem überseligen Lauscher und drang ringend, strebend, kämpfend, unaufhaltsam und siegend durch alle Schrecken der Natur — durch all den wilden Aufruhr der Elemente in den hochhelligen klaren Himmel. Es war der hehre Meister Gluck, der da spielte. — Als er geendet, war es still und klar geworden rings umher — ich sah, daß sich die hohe Gestalt aus dem Fenster neigte, — ich erkannte das edle ernste Angesicht — die tiefdenkenden Augen schweiften fragend weit — weit hinaus. — Großartige Schöpfergedanken künftiger Wunderwerke erfüllten wohl in diesem stillen Augenblicke seine Brust. — Ich aber segnete mit Thränen des Dankes und der Wonne den Herrlichen — und schlich langsam zu euch — Seele und Herz voll Entzücken.

Aber nun muß ich mich wohl ein wenig niederlegen — die Regengüsse haben mich vielleicht zu sehr abgekühlt; — mich fröstelt und meine Hände brennen doch wie im Fieber. —

Ja liebes Kind — eilt Euch — wechselt sofort Eure Kleider sagte der alte Keller besorgt — schnell ins Bett, — Johanna muß für ein Glas glühenden

Digitized by Google

Weines sorgen! — Das Mädchen, zu tief bewegt von Haydn's Erzählung, vermochte keine Silbe zu erwidern, — sie stand auf, nickte dem Vater beistimmend zu und warf auf den scheidenden Jüngling einen innigen thränenfeuchten Blick. — Doretta sagte kühl: gute Ruh — Unbesonnener! und der junge Mann verließ das Stübchen.

Am andern Morgen war große Sorge und Trauer im Hause des ehrsamen Bürgers und Haarkräuslers Keller — Josef Haydn lag an einem heftigen Fieber daniederdarnieder. — Der herbeigerufene weise Doctor mit der verschobenen Perrücke und großen grünen Brille erklärte zwar die Krankheit anfänglich nur für eine Erkältung, am dritten Tage schüttelte er jedoch schon bedenklich das Haupt und meinte, der neunte Tag dürfte eine sehr schlimme Entscheidung bringen. Ganze Krüge voll Medicin von jeglicher Farbe, ellenlange Pflaster und dicke Pillen wurden nun dem armen Kranken eingeflößt, aufgelegt und beigebracht — vergebens. — Josef Haydn wollte nicht genesen oder erwachen — sondern lag ohne sich zu regen fort und fort mit heißflammenden Wangen und fliegendem Athem da, und fantasirte selig lächelnd von himmlischen Harmonien und singenden Engeln. — Oft mußte er wohl zaubervolle Melodien vernehmen, denn zuweilen riefen seine fieberzuckenden Lippen begeistert: o wie wunderbar süß sind diese Klänge — o wie selig froh ist diese Weise! — und brach bei solchen Worten in Thränen des Entzückens aus.

Die schöne Johanna saß stundenlang heiß weinend an dem Lager des Bestinnungslosen und rang die feinen Hände in tödtlicher Angst. Auch Doretta schlich zuweilen ins Kämmerlein, sagte aber nie ein mitleidiges Wörtchen, warf einen verzehrenden Blick auf den Kranken, zog die Stirne finster zusammen, kehrte sich um und ging hastig wieder hinaus. — Vater Keller wankte drostlos umher, puderte alle Perrücken schlecht und vergaß seine besten Kunden zu bedienen. Denkst du wohl an meine Prophezeiung, — sagte er dann und wann mit dumpfer Stimme zu seiner ältesten Tochter — siehst du — er muß sterben! — So kam der gefürchtete neunte Tag heran, und wirklich änderte sich sofort das Aussehen des Kranken. — Die Röthe der Wangen und Lippen verschwand und machte einer leichenfarbe Platz — der Athem wurde leise und stockend — näher und näher rauschte der Flügelschlag des Todes.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Zwei fashionable Engländer stiegen an dem äußersten Ende des in Versailles abgehaltenen Marktes aus einem eleganten Tilbury und stellten ein reich verziertes Kistchen voll Napoleonsd'or vor sich hin, die sie den Umstehenden zu 1 Fr. das Stück anboten. Es sammelt sich rasch ein dichter Menschenknäul. Von den schon so oft gewitzigten Gaffern will aber Niemand anbeißen und den beiden geheimnißvoll schmunzelnden Verkäufern bietet man für ihre goldenen Lockvögel höchstens sarkastische Witze an. In demselben Augenblick hält eine elegante Equipage mit 2 Gentelmanns hinter dem Menschenhaufen an. „Ist das nicht Lord Harris?“ ruft unvorsichtig der eine davon, die Verkäufer lorgnettirend. „Ja, wahrhaftig!“ erwiederte der andere; „er hält also richtig seine Wette gegen Sir Bathurst.“ „Was für eine Wette?“ „Er hat gewettet, daß er auf offenem Markte 1000 Louisd'or zu 1 Fr. das Stück ausbieten und in 2 Stunden nicht 50 absetzen werde. Fahren wir weiter, um ihm das Spiel nicht zu verderben.“ Es war aber schon zu spät. Einige der Umstehenden haben das vertrauliche Gespräch belauscht und die 1000 Louisd'or wurden demoffenbar ganz verblüfften Lord Harrys in einem Nu abgenommen. Lord Harrys stieg dösgelaunt mit einem kräftigen „Goddam“ in sein Tilbury und glücklichen Käufer gingen lachend auseinander. Eine halbe Stunde darauf wurden die für 1 Fr. erstandenen — Spielmarken für 2 Sous das Stück ausgeboten. Die Polizei spürt dem Lord Harrys jetzt nach.

Die Tiefe des Oceans.) Der verstorbene Amerikaner Lieutenant Bache, dessen Tod mit Recht beklagt werden muß, war voriges Jahr mit seinen Observationen im Golfstrom beschäftigt, und das Ergebniß seiner Forschungen war sehr viel schätzbares Wissen, betreffend die Temperatur, Tiefe und Strömungen des Golfwassers. Es wurden Peilungen (Wassermessungen) angestellt, eine bis zu der außerordentlichen Tiefe von 1500 Faden (9000 Fuß) und eine andere von 2000 Faden (12,000 Fuß), doch ohne den Meeresboden zu erreichen. Bei der ersten Peilung erfuhr man, daß das Wasser bei einer Tiefe von 1500 Faden nur 87 Grad betrug, während es an der Oberfläche 82 Grad enthielt. Für die zuletzt erwähnte Peilung wog das Loth (Senkblei) 80 Pfund, und das Tau (die Leine) brauchte 39 Minuten, um auszulaufen. Es verstrichen 2½ Stunden, ehe man dasselbe wieder eingeholt, d. i. eingezogen hatte.

Digitized by Google

Assisenverhandlungen im großen politischen Prozesse.

Sitzung vom 26. Mai.

Fortsetzung des Zeugenverhörs.

16. Zeuge: Sebastian Ruff, Straßenwärter in Laumersheim. Die Frau des Jakob Eberle von Laumersheim bat mich, mit ihr nach Grünstadt zu gehen und behilflich zu seyn, daß ihrem Manne ein ihm weggenommenes Pferd zurückgegeben werde. In Grünstadt sagte uns Louis, er wisse von der Sache nichts, ließ jedoch dem Eberle sein Pferd wieder geben, und stellte ihm einen Sicherheitsschein zur Rückreise aus.

17. Zeuge: Johannes Keck, Schuhmacher in Grünstadt, deponirt bezüglich des Zuges nach Obersülzen. Er habe scharfe Patronen erhalten, womit er seine Flinte geladen. Der Angeklagte Louis habe nicht commandirt, und keinen Befehl gegeben, Jemanden zu arretiren, namentlich nicht den Reinhard Puder von Laumersheim anzuhalten.

Die Staatsbehörde nimmt den Antrag gegen den Zeugen Keck einen Verhaftsbefehl zu erlassen, indem hinreichender Verdacht vorwalte, daß derselbe falsches Zeugniß ablege.

18. Zeuge: Reinhard Puder, Ackersmann in Laumersheim. Ich wurde benachrichtigt, daß meine Pferde weggenommen werden sollten, weßhalb ich mit denselben die Flucht ergriff. In Obersülzen wurde ich arretirt und in das Schulhaus eingesperrt, wo bald noch mehrere Leute als Arrestanten eintrafen, denen man auch, wie mir, die Pferde genommen hatte. Wir wurden bedroht, standrechtlich erschossen zu werden. Da ein Lärm entstand, die Preußen seyen in der Nähe, gab es Tumult, und es gelang mir, zu entwischen. Meine Pferde wurden nach Grünstadt geführt, am andern Morgen bekam ich sie wieder. Von Louis persönlich kann ich nichts sagen, weiß auch nicht, wer den Befehl zu meiner Verhaftung gab.

19. Zeuge: Jakob Eberle, Ackersmann in Laumersheim. Es kam die Nachricht, die Freischaaren würden alle Pferde nehmen. Ich wollte mit zwei auf das hessische Gebiet flüchten, wurde aber zu Obersülzen arretirt und ins Schulhaus gesperrt. Meine nach Grünstadt geführten Pferde erhielt ich am folgenden Tag durch Louis wieder.

Es werden die Aussagen der nicht erschienenen Zeugen Jakob Eberle, Sohn, von Laumersheim und Peter Bigart von Colgenstein vorgelesen.

20. Zeuge: Johannes Eberle, Ackersmann in Laumersheim. In Obersülzen wurden meine Pferde, die ich flüchten wollte, weggenommen und nach Grünstadt geführt. Am folgenden Tag gab mir Louis solche zurück.

21. Zeuge: Johannes Bachmann, Ackersmann in Dirmstein. Als ich meine Pferde flüchten wollte, begegneten mir Freischaaren. Sie gaben Feuer auf mich, so daß ich die Kugeln pfeifen hörte. Von dem Angeklagten kann ich nichts sagen.

22. Zeuge: Franz Buscher, Feldschütz in Dirmstein, deponirt über die Vorfälle bei Besetzung der hessischen Gränze. Gibt nichts in Bezug auf den Angeklagten Louis an.

23. Zeuge: Johannes Probeck, Ackerer in Dirmstein. Ebenso. (Schl. d. Sitz.)

Sitzung vom 27. Mai.

Anwalt Petri erklärt, daß er auf die Abhör zweier Entlastungszeugen verzichte.

24. Zeuge: Johannes Brems, Hafner in Dirmstein, deponirt über die Besetzung der hessischen Gränze durch Freischaaren. Gibt bezüglich des Angeklagten nichts an.

25. Zeuge: Abraham Janson, Bürgermeister in Dirmstein, deponirt über die Ereignisse im Allgemeinen, kann nichts von dem Angeklagten angeben, und erklärt, denselben nicht zu kennen.

26. Zeuge: Christoph Puder, Ackersmann in Laumersheim. Es wurden mehrere Pferde durch die Freischaaren zweggenommen und nach Grünstadt geführt. Wir Eigenthümer gingen zu Louis, welcher die Pferde zurückgab, aber dabei sagte, ich müßte als Strafe eine Fahrt nach Dürkheim thun. Da ich Gegenvorstellungen machte, bekam ich meine Pferde sogleich und Louis gab mir noch einen Sicherheitsschein.

Der Angeklagte Louis erklärt, daß ihm die Wegnahme der Pferde fremd gewesen, und kein Befehl dazu von ihm ausgegangen sey.

27. Zeuge: Jakob Rosenberger, Stadtschreiber in Grünstadt. Ich hörte, daß der Angeklagte von einem gewissen Major Friedberger den Befehl erhalten habe, mit dem zweiten Aufgebot der Grünstadter Bürgerwehr die hessische Gränze zu besetzen. Als man dem Louis bemerkte, es sey doch nicht recht, die verheiratheten Männer voranzustellen, erwiederte er, dies seyen auch seine Gedanken; doch habe die Sache nicht viel zu bedeuten, denn ehe die Preußen nach Dirmstein kämen, seyen sie wieder zu Haus. So war es auch; am Abend rückte die Mannschaft wieder ein. Ich erfuhr, daß Pferde weggenommen worden seyn sollten, kann aber aus persönlicher Wahrnehmung darüber nichts angeben.

28. Zeuge: Carl Traub, k. Polizeikommissär, früher zu Grünstadt, jetzt in Ludwigshafen, deponirt über die Vorfallenheiten zu Grünstadt im Jahr 1849

Digitized by Google

im Allgemeinen, und kann bezüglich des Angeklagten aus eigener Wahrnehmung nichts angeben. Er habe aber gehört, daß derselbe bei seiner Wahl in einer Kirche von der Kanzel herab die Worte gesprochen, die Reichen müßten Geld hergeben.

Der Angeklagte behauptet, niemals solche Aeußerung gemacht, oder die Kanzel bestiegen zu haben. Diese Behauptung wird von Zeugen auf Befragen bestätigt.

29. Zeuge: Johann Peter Dümmler, k. Rentbeamte in Grünstadt, deponirt über ein Kostenverzeichniß des Angeklagten und fügt bei: Ich habe Louis bis zum Jahr 1840 in Germersheim als einen braven redlichen Mann gekannt. Ueber seine politische Gesinnungen kann ich nichts angeben.

Auf Antrag von Anwalt Petri verliest der Präsident die Aussagen mehrerer in der Voruntersuchung vernommenen Zeugen.

Entlastungszeugen.

30. Zeuge: Christian Becker, Bürgermeister und Gastwirth in Grünstadt. Am 13. Juni 1849 brachte man mehrere weggenommene Pferde in mein Haus. Am andern Morgen wollte ich auf Ersuchen der Eigenthümer mit Louis sprechen. Derselbe kam aber zu mir, und die Pferde wurden zurückgegeben. Er sagte zu einem Manne, er meine derselbe könne eine Fahrt nach Dürkheim thun. Als aber Einwendungen gemacht wurden, bestand Louis nicht darauf.

31. Zeuge: Gabriel Leopold, Handelsmann in Grünstadt. Ich befand mich wegen Geschäften in der Wohnung des Angeklagten. Da trat ein Fremder ein, und befahl demselben, im Namen des pfälzischen Volkes und der provisorischen Regierung, die bessische Gränze zu besetzen. Louis weigerte sich und sagte, er könne doch unmöglich die Preußen zurückhalten. Darauf erwiderte der Fremde: „Ihr müßt unter persönlicher Verantwortlichkeit.“

32. Zeuge: Johannes Oehlert, Wirth in Grünstadt. Ich war bei dem Zuge in Obersülzen und mit dem Angeklagten einquartirt. Auf ein Zeichen mit der Trommel ging ich aus dem Quartier. Louis blieb bei den Eheleuten Laise zurück. Am Schulhause wurden mehrere Leute mit Pferden arretirt, Louis war nicht dabei und hat auch keinen Befehl dazu gegeben.

33. Zeuge: Ludwig Haffner, Rothgerber in Grünstadt. Der Angeklagte nahm die Wahl als Chef der Bürgerwehr nur auf vieles Zureden an. Derselbe erhielt den Befehl vom Obercommando, die bessische Gränze zu besetzen, und sagte bei dieser Gelegenheit, man solle nur zum Scheine einen Spaziergang machen, weil ihm der Befehl, unter persönlicher Verantwortlichkeit, zugekommen sey. Bei den Verhandlungen vor dem Zuchtpolizeigerichte zu Frankenthal, wo mehrere Leute wegen der Arrestationen in Obersülzen bestraft wurden, hat es sich klar herausgestellt, daß der Angeklagte sich an diesen Arrestationen nicht betheiligte.

34. Zeuge: Ludwig Eulenkamp, Fabrikarbeiter in Grünstadt. Der Angeklagte forderte mich auf, den Zug nach Obersülzen mitzumachen, er sagte es sey ein Spaziergang und geschehe nur zum Scheine. Als beim Auszuge Einige Patronen verlangten, verweigerte sie Louis, mit dem Bemerken, es dürfe durchaus nicht geschossen werden. In Obersülzen wurden Leute mit Pferden arretirt; Louis war aber nicht dabei und gab auch keinen Befehl dazu.

35. Zeuge: Joseph Müller, Kaufmann in Grünstadt.

36. Zeuge: Franz Nippchen, Blechschmied allda.

37. Zeuge; Alexander Rehb, Blechschmied allda.

Waren bei dem Zuge in Obersülzen und bestätigten, daß die Vorgänge daselbst ohne Zuthun des Angeklagten statt hatten.

38. Zeuge: Heinrich Laise, Oekonom in Obersülzen. An dem Tage, wo die bessische Gränze besetzt wurde, war Louis mit 6 andern bei mir im Quartier. Ich hörte, daß er das Schießen streng verbot. Im Laufe des Gespräches beschwerte sich Louis darüber, daß man ihn zu Grünstadt als Commandant wählte und er habe die Stelle nur angenommen, um Unannehmlichkeiten zu entgehen. Ein Mann meldete, es hätten Unordnungen stattgehabt — es seyen Leute mit Pferden arretirt worden; daraufhin ging der Angeklagte aus meinem Hause weg und ich weiß nicht, was weiter vorgefallen ist.

39. und letzter Zeuge: Jakob Andres, Leinweber in Obersülzen bestätigt, daß der Angeklagte bei den Vorfällen in Obersülzen keinen Befehl gegeben hat.

Der Präsident verliest zwei in jeder Hinsicht sehr günstige Leumundszeugnisse, ausgestellt von dem k. Oberappellationsgerichtsrath Herrn Piris zu München und dem Landtagsabgeordneten, Herrn Bezirksrichter Boye, welche den Angeklagten in ihren früheren Aemtern als Staatsprokurator und Friedensrichter kennen zu lernen Gelegenheiten hatten.

Nach den Vorträgen der k. Staatsbehörde und des Vertheidigers wird die Sitzung geschlossen.

Sitzung vom 28. Mai.

Der Angeklagte wird, nach den gegenseitigen Repliken, befragt, ob er persönlich noch Etwas vorzubringen habe. Auf dessen verneinende Antwort resumirt der Präsident die Verhandlungen und stellt 3 auf das Verbrechen des Hochverraths sich beziehende Fragen. Nach einer Berathung von 10 Minuten geben die Geschwornen durch ihren Vorstand Jakob Velten, Ackersmann in Neisenberg ihre Erklärung dahin ab, daß der Angeklagte nicht schuldig sey. Derselbe wird auf der Stelle in Freiheit gesetzt.

Der Präsident: Louis! Sie haben gehört, daß Sie von den Geschwornen als nicht schuldig erklärt worden sind. Ich kann jetzt sagen, was ich früher nicht durfte, daß ich Sie ehemals als unbescholtenen stillen Mann kannte. Führen Sie nun dasselbe untadelhafte Leben und es wird wieder Ruhe und Freude bei Ihrer Familie einkehren. (Schl. d. Sitz.)

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 44. Kaiserslautern, Donnerstag, 5. Juni **1851.**

Eine erste Liebe.

(Novellette von Elise.)

(Fortsetzung.)

Noch diese Nacht beschließt der Arme sein junges Leben, — oder ich verdiene nicht des hochgelehrten Aeskulaps Jünger zu heißen — hatte der weise Doctor mit zuversichtlicher Miene gesagt. — Johanna hörte diese Worte, kaltes Entsetzen durchbebte sie. — Aufgeregt — halb besinnungslos vor Verzweiflung — zitternd vor Schmerz eilte sie in ihre abgelegene Kammer und warf sich dort vor dem kleinen Marienbilde auf die Knie. — Lange rang sie wortlos vor dem Angesicht der gnadenreichen Mutter — endlich aber rief sie laut: Heilige Himmelskönigin — o laß den Geliebten genesen! — Bedarf es eines Opfers — nimm mich an — nimm mein blühendes Leben! — Heilige Maria sieh! — ich gelobe dir, mich deinem Dienste zu weihen für ewig — eine fromme Klosterjungfrau zu werden, — den Schleier zu nehmen als Braut deines Sohnes. — Gesegnete Jungfrau — erhöre mich — nimm mein Gelübde an — ach erbarme dich meines Jammers, schenke Genesung dem Leidenden — rette, o rette den Sterbenden!

Und als sie so gebetet im namenlosen Weh ihres gequälten Herzens, erhob sie wieder die Augen und da war es ihr, als ob die Blumen in dem glänzenden Krüglein vor dem Marienbilde, — die soeben noch verwelkt die Köpfchen gesenkt — wieder frisch erblüht sie strahlend anlächelten, — Süße Freude durchströmte ihr kindlich gläubiges Herz — Maria nimmt mein heiliges Gelübde an, jauchzte sie. — Liebster Vater — sagte sie am Abend heimlich und aufgeregt, als sie mit ihm allein war — wird unser Haydn gesund, dann erfülle ich der seligen Mutter Lieblingswunsch und nehme den Schleier im Kloster der heiligen Ursula. Ich habe es heute vor Gott und der heiligen Jungfrau gelobt! — Der Angeredete seufzte und lächelte zu gleicher Zeit: Herzliebes Töchterlein, deine Nachgiebigkeit kommt zu spät — sein Leben ist dahin — der Doctor hat es ja gesagt.

Aber Josef Haydn genas — trotz des Doctors — und zwar eben so rasch als er erkrankt war; sein Kinderlächeln und seine glückseligen Augen kamen wieder, und auch allmälig die entschwundenen Kräfte. — Wer war wohl glücklicher als die schöne Johanna? — Saß nun der Heimlichgeliebte nicht ganze Tagelang bei ihnen im kranken Stübchen, — durfte sie ihn nicht schwesterlich pflegen und seinen Sessel ans Fenster rücken in den warmen Sonnenschein — oder frische Rosen in seine matten Hände legen? — Gehörte ihr nicht jeder Dankesblick der theuren Augen, jedes Freudelächeln des geliebtesten Mundes? — Und wie lauschte sie so stolz, wenn die vielen Boten kamen von all den vornehmen Männern und Frauen und sorgliche Nachfrage hielten nach dem Wohlbefinden des jungen Haydn. — Kam doch der alte Porpora mit dem faltigen dunkelbraunen Antlitz und den großen Glutaugen in eigener Person, um seinen „Birbante", so nannte er zuweilen in einem Gemisch von Scherz und Aerger den dienstfertigen jugendlichen Musiker, zu besuchen. Recht weich und mild war er aber, als er den schwachen bleichen Jüngling sah, der ihm nur mit Mühe die Hand zum Grüße entgegenzustrecken vermochte. — Wie liebevoll klang sein bedauerndes: „proveretto" oder gar das innige „mio caro figlio." — Das fühlte auch der Kranke und erglühte vor Glück wie ein Lilienblatt im Abendroth.

War er dann mit Johanna allein, so sprach er selig von der hohen Freude seines Herzens, mit solchen Meistern Umgang pflegen zu dürfen, und von seiner geliebten hochheiligen Musika, und von seinen himmelanfliegenden Plänen und Hoffnungen. — Dann und wann versuchte er auch wieder zu componiren und manche reizvolle Sonate, manch frisches, frohes Quartett, manch liebliches Liedchen blühte auf in der stillen Krankenstube unter den blauen Augen der schönen Johanna. — Diese aber kämpfte im tiefsten Herzen gar schweren Kampf. — Der Geliebte zeigte ihr jetzt so klar und deutlich die reine Zärtlichkeit seiner ganzen Seele, — seine Liebe brach hervor aus seinen hellen Augen, schwebte auf dem Hauche seines Mundes — durchbebte alle seine Worte. — O, wie

Digitized by Google

wand sie oft im Stillen die Hände und es war ihr, als müsse sie vernichtet zusammenbrechen unter der Doppellast ihres Glücks und ihres schweren Gelübdes. — Sie gedachte der düstern Klostermauern und weinte brennende Thränen ganze Nächte lang. — Schmerzlich fühlte sie, wie weit sich allmälig Doretta von ihr entfernte — obgleich sie keinen Grund für diese Entfremdung zu errathen vermochte. — Doretta sah bleich und finster aus — vermied sichtlich die Schwester, den jungen Hausgenossen, ja selbst ihren Vater, und verschloß sich oft halbe Tage lang in ihr Kämmerlein.

Eines Morgens als eben die ganze Familie versammelt war, kam ein großes Schreiben an den „Musiker Josef Haydn“ von einem seiner vornehmsten Gönner — vom edlen Grafen Morzin. Es war eine förmliche Ernennung zum Musikdirector der ausgezeichneten Kapelle des Grafen.*) — Diese Anstellung soll nur ein kleiner Dankesbeweis seyn, schrieb Morzin — für die schöne Simfoni in D, die mein lieber, und geschickter Haydn vor kurzem für meine Kapelle componirt hat.

(Schluß folgt.)

Miscelle.

Berlin, 31. Mai. Berlin, meldet die „Lith. Corr.“, feiert heut ein Fest, selten in seiner Art, wie der Gefeierte einzig! Die Sprache der Parteien verstummt am Fuße des Denkmals des großen Königs und das mächtige Gefühl der Nationalität ist allein rege. Stolz blickt heute ein jeder auf die preußischen Farben, auch der, dem sie sonst als das Zeichen einer Partei gelten. Stolz weht heut das schwarz-weiße Banner, die Nation feiert heute einen Ehrentag — freudig gedenkt sie ihrer glorreichen Geschichte und dankbar verehrt sie das erhabene Haus, dem ihr Friedrich der einzige entsprossen. Hoffnungsvoll und muthig blicken wir in die Zukunft, der Geist des großen Königs ist nicht todtes Erz geworden und wie sein Genius diese Monarchie in den Tagen einer schweren Zeit wunderbar erhalten und gekräftigt hat, so wird dieser fortlebende Geist uns auch ferner nicht zu Schanden werden lassen. — Das heutige Fest fiel auf einen sonnigen Maitag, wie wir deren in diesem Jahre so wenige gehabt haben. Schon am frühen Morgen waren die Straßen durch die festlichen Vorbereitungen belebt und gegen 8 Uhr sah man bereits einzelne Gewerke nach ihren Sammelplätzen ziehen. Um 9 Uhr füllten sich die Tribunen am Opernplatze, von denen die zwischen dem Opernhause und dem prinzlichen Palais mit Kränzen, Fahnen und Wimpeln geschmückt waren. Bald marschirte die Krongarde und das Cadettencorps auf, um ihren Platz zu beiden Seiten des verhüllten Standbildes zu nehmen; zur linken desselben war auch der Domchor aufgestellt. Nach kurzer Pause folgten die Deputationen der hiesigen und auswärtigen Truppentheile, welche sich in einer langen Reihe zu beiden Seiten des Opernplatzes bis über die Schloßbrücke ausdehnten. Gegen 10¾ Uhr langten die aus Friedrichs des Großen Zeiten noch bei jetzigen Regimentern befindlichen Fahnen, geführt von Sr. k. Hoh. dem Prinzen Friedrich Wilhelm und begleitet von einer Compagnie Leibgarde, beim Denkmale an und bildeten einen Halbkreis um dasselbe. Nach kurzer Zeit folgte der Festzug der verschiedenen Deputationen, voran das Festcomite, welches den von allen Seiten freudig begrüßten Altmeister Rauch in seiner Mitte führte, dem auch Se. k. Hoh. der Prinz von Preußen leutselig grüßend die Hand reichte; sodann folgten die hohen Staatsbehörden, das Staatsministerium, die hohe Generalität, die Beamten der einzelnen Ministerien, die Vertreter der Geistlichkeit, der Universität, der Stadtbehörden, die einzelnen bürgerlichen und Provinzialdeputationen, unter denen auch zwei Hallonen in ihrem Nationalkostüm sich befanden. Die Invaliden wurden aus der Universität geführt und ihnen Feldstühle zur Seite des Denkmals gestellt. Gegen 12 Uhr erschien Se. Maj. der König zu Pferde, umgeben von den Prinzen des k. Hauses und mehreren Fremden Fürsten und wurde vom Jubel der Anwesenden empfangen. Ihre Maj. die Königin und die Prinzessinnen des k. Hauses waren auf dem Balkon des Pallais des Prinzen von Preußen anwesend. Als Se. Maj. der König vor dem Denkmal Platz genommen, richtete der Ministerpräsident in kurzer Rede an den König die Bitte, den Befehl zur Enthüllung zu ertheilen. Dies geschah, und in einem Moment fiel die Hülle von dem großartigen Denkmal. Tausendstimmiger Jubelruf erscholl, die Glocken der Stadt ertönten und 101 Kanonenschüsse wurden gelöst. Der König richtete einige begeisterte Worte an die Umstehenden, die ein weittönendes Echo fanden. Sodann wandte sich Se. Maj. an den Schöpfer des Monuments, ihn in freundlichen Worten und mit Händedruck begrüßend; dann umritt er das Denkmal, verweilte in leutseligem Gespräch bei den Invaliden und redete zu manchem aus den Deputa-

*) Es war dies die erste vorübergehende Anstellung Haydn's: schon im folgenden Jahre 1760 wurde er Kapellmeister des Fürsten Esterhazy mit 400 Gulden Gehalt.

Digitized by Google

tionen und der Umgebung. Gegen 12½ Uhr nahm Se. Maj. die Parade über die Truppen ab, welche einen imposanten Anblick gewährte. Die Truppen marschirten vom Lustgarten aus bei Sr. Maj. (an der Universität), dann am Denkmal vorüber, die Linden entlang. Die Gewerke kamen dann von den Linden her und marschirten nach dem Lustgarten. Der Vorbeimarsch der Truppen und Gewerke währte mehrere Stunden. — Im Gefolge Sr. Maj des Königs befand sich auch ein Offizier, der noch unter dem großen Friederich gedient hat — General v. Hiller. — Den Veteranen, die noch den Fahnen des dem gefeierten Helden folgten, wandte sich seitens des Publikums die ungetheilteste Aufmerksamkeit zu — zahlreiche Hochs begleiteten die greisen Krieger, wo sie sich blicken ließen. Als einige von ihnen Nachmittags die Linden entlang fuhren, wollte der Jubel kein Ende finden.

Assisenverhandlungen im großen politischen Prozesse.

Sitzung vom 30. Mai.

Fortsetzung des Zeugenverhörs.

45. Zeuge: Ludwig Hertel, Bereiter bei dem Landgestüt in Zweibrücken. Es kam ein Schreiben von dem Civilcommissär an den nun verstorbenen Direktor, ich müsse in Hornbach requirirte Pferde mustern. Meine Weigerung blieb unbeachtet und ich faßte den Entschluß, über die französische Gränze zu flüchten. Dies war aber nicht nöthig, denn der Angeklagte Sutter erklärte uns in Hornbach, daß keine Pferde bestellt worden seyen und fuhr mit uns zurück bis nach Althornbach.

46. Zeuge: Christian Müller, Feldschütz in Althornbach. Im Monat Juni 1849 beauftragte Schimmelpfennig den Sutter, mehreren Ortsvorständen den Befehl zu überbringen, daß Waffen angeschafft und die Aufgebote marschfertig gemacht werden müßten. Den Sutter habe ich stets als einen braven wohlthätigen Mann gekannt.

47. Zeuge: Christian Stauch, Leinenweber in Althornbach. Sutter beauftragte mich und noch einen andern Mann ins Badische zu gehen und unsere ausmarschirte Buben zu holen. Er gab uns 27 fl. Reisegeld, und sagte, wenn wir die Buben nicht zurückbrächten, würde er selbst ins Badische gehen. Sutter war stets ein guter Mann, der jedem Armen Wohlthaten erzeigte. Zu Allem was er im Jahr 1849 that, war er gezwungen.

48. Zeuge: Ludwig Schmitt, Ackersmann in Althornbach. Sutter schickte mich mit Christian Stauch ins Badische, um unsere jungen Leute zu holen, und gab uns Reisegeld aus seinem Sacke.

49. Zeuge: Georg Reuter, Taglöhner zu Ingweiler. Schimmelpfennig sagte mir, er habe die Bürgermeister von Steinhausen und den umliegenden Ortschaften benachrichtigen lassen, daß sie, wenn die Ausrüstung der Aufgebote nicht stattfinde, standrechtlich behandelt werden würden.

50. Zeuge: Gottfried Schmidt, Dienstknecht in Wedenheim. Es ist mir bekannt, daß Schimmelpfennig einen Boten nach Kleinsteinhausen sandte, mit der Drohung von Execution, wenn die Ortsvorstände die Mannschaft nicht sendeten.

51. Zeuge: Daniel Römer, Bäcker und Wirth in Großsteinhausen. Am 11. Juni 1849 kam Sutter in mein Haus, legte ein Papier vor und sagte, es sey nöthig, daß das erste Aufgebot marschire, sonst könnte die Gemeinde mit Execution belegt werden. Er bemerkte bei dieser Gelegenheit, seit Einsetzung der prov. Regierung gefalle ihm die Sache nicht mehr, denn er versäume durch die vielen Aufträge seinen Ackerbau.

52. und letzter Zeuge: Friedrich Brüderle, Adjunkt in Althornbach. Seitdem Sutter in unserer Gemeinde ist, hat er sich immer gut betragen; auch in der bewegten Zeit hat er Niemanden terrorisirt. Da ich mich wenig um die Politik bekümmerte, kann ich aus eigener Wahrnehmung sonst nichts angeben.

Nach Vernehmung sämmtlicher Zeugen wird die Sitzung geschlossen.

Sitzung vom 31. Mai.

Nach den kontradiktorischen Vorträgen und da von keiner Seite mehr eine Bemerkung gemacht wird, resumirt der Präsident die Verhandlungen und stellt für jeden Angeklagten drei auf das Verbrechen des Hochverraths bezügliche Fragen. Nach einer Berathung von 10 Minuten geben die Geschwornen durch ihren Vorstand, Heinrich Brandt, Gutsbesitzer in Dirmstein, ihre Erklärung dahin ab, daß die Angeklagten nicht schuldig seyen. Sutter wird in Freiheit gesetzt, Bohl aber in Verhaft behalten, weil er noch eine korrektionelle Gefängnißstrafe zu erleiden hat.

Der Präsident: Ihr seyd freigesprochen. Ihr werdet aber fühlen, daß Ihr Euch gegen das Gesetz verfehlt habt. Sutter! Ich hoffe, daß Ihr Euch nun wieder Eurem schönen Berufe — dem Ackerbau — widmen und als ruhiger ordentlicher Bürger leben werdet, statt Euch mit Dingen zu befassen, die Euch in eine solche Lage gebracht haben. Ein Gleiches erwarte ich auch von Bohl, wenn er seine Freiheit wieder erlangt haben wird.

(Schluß der Sitzung)

Sitzung vom 1. Juni.

Ludwig Moses, (genannt Wolf) 32 Jahre alt, Maler, geboren zu Speyer, zuletzt wohnhaft in Straßburg.

Vertheidiger: Herr Anwalt Gink.

Urtheils-Geschworne:

1) Henigst, 2) Steinbacher, 3) Brandt, 4) Abel, 5) Will, 6) Osthof, 7) Groß, 8) Adam, 9) Velten, 10) Knoll, 11) Strasser. 12) Grundhöfer.

Nach Verlesen der Verweisungsurtheile und des Anklageakts wird zum Zeugenverhör geschritten.

1. Zeuge: Friedrich Kreuzer, früher Polizeikommissär in Speyer, jetzt k. Friedensrichter in Germersheim. Angeklagter Moses ist der Sohn eines fallirten Kaufmanns, der nach Amerika auswanderte; er besuchte mit mir das Gymnasium in Speyer und ging später in den Handelsstand über. Zu dieser Zeit ist er wegen Entwendung zu einer Gefängnißstrafe von 13 Monaten verurtheilt worden, weßhalb er flüchtig

Digitized by Google

gegangen ist. Nachdem die Verjährung dieser Strafe eingetreten war, kam er als Maler und Daguerreotypist nach Speyer. Zur Zeit der provisorischen Regierung kam er nochmals dahin und zwar in Uniform eines französischen Nationalgardisten. Ich hörte, daß er von der provisorischen Regierung zum Oberlieutenant ernannt worden sey. Eines Tages kamen seine Frau und vier Kinder nach Speyer in außerordentlich dürftigen Umständen und es wurde für sie Geld gesammelt. Später bekam ich Nachricht, daß Angeklagter Moses in Rastatt den Verhandlungen des Standgerichts unterliege, worauf ich namentlich das auf sein Indigenat Bezügliche dahin mittheilte. Ich verhörte ihn summarisch und ließ ihn der kgl. Staatsbehörde vorführen.

2. Zeuge: Carl David, Lederhändler in Speyer. Der Angeklagte lebte mit Frau und Kindern zu Straßburg in den dürftigsten Verhältnissen; er kam nach Speyer und suchte bei seinen Verwandten die Mittel um nach Amerika auswandern zu können, wohin seine Eltern bereits vorangegangen sind. Da er keine Hilfe fand, ging er weg und kam später in der Uniform eines französischen Nationalgardisten zurück. Ich hörte im Jahr 1849, daß Moses in Kaiserslautern zum Oberlieutenant ernannt worden sey. Derselbe hat eigentlich gar keine politische Grundsätze, ihm war es darum zu thun, auf irgend eine Weise Subsistenzmittel für seine Familie zu erhalten, welche er als Maler nicht mehr erwähnen konnte. Er ist ein unüberlegter Schwätzer; ich bin überzeugt, daß er mit Handlungen renomirte, die er nicht verübt hat, denn ich kannte ihn nie als einen Helden. Wie kann er schießen? Er hat sein Lebtag keine Kanone in den Fingern gehabt!

Als Moses bei einem Anverwandten zu Worms in der Lehre stand, betrug er sich sehr gut. Während eines Besuches in Speyer aber hat er sich in Gesellschaft mehrerer jungen Leute betrunken und sie sollen nun in einem Quincaillerieladen Etwas entwendet haben. Nach eingeleiteter Untersuchung ergriff Moses, auf Anrathen eines Ferkelstechers, die Flucht, obgleich sein Vater Caution geleistet hatte. Die übrigen Theilnehmer wälzten nun alle Schuld auf den Abwesenden und er wurde wegen Diebstahls verurtheilt.

3. Zeuge: Johann Martin Schmeißer, aus Staufenberg, bad. Kanonier, in Garnison zu Karlsruhe. Ich lag während der Blokade von Rastatt als Festungskanonier im Cavalier I. Fort A. Wir schossen mit 18Pfündern gegen die Preußen im Rauenthalerwald, gegen die Kuppenheimer Brücke und gegen das Dorf Niederbühl. Major Jakobi von den Freischaaren, der commandirte, richtete manchmal selbst unsere Kanonen. Moses commandirte auch, ich weiß aber nicht, ob er Etwas davon verstand, weil ich damals noch Recrut war. Dieser Major Jacobi und unser Obercommandant Heilig wurden später standrechtlich erschossen.

4 Zeuge: Siegmund Riedinaer von Rothenfels, bad. Kanonier zu Carlsruhe. In Rastatt wurde der Angeklagte von unserem Vorgesetzten — dem Major Heilig — als Oberlieutenant vorgestellt; er commandirte abwechselnd mit Major Jacobi im Cavalier I. Fort A. Auf Commando von Moses feuerten wir nach einem Bahnwarthäuschen in welchem sich Preußen befanden. Nach dem Aufall gegen Niederbühl sagte uns der Angeklagte, er sey mit dabei gewesen und habe in diesem Dorfe — welches damals zum Theil abbrannte — in etliche Häuser Feuer gelegt.

Der Angeklagte stellt in Abrede, eine solche Aeußerung gemacht zu haben und behauptet, er habe nicht nach Niederbühl kommen können, weil die Preußen darin gewesen seyen.

5 und letzter Zeuge: Georg Höhn, von Ellenz, bad. Kanonier in Garnison zu Karlsruhe. Der Angeklagte war zu Rastatt unser Offizier. Es waren mehrere Commandanten im Cavalier I. Fort A. und ich weiß nicht mehr, ob wir auf sein Commando feuerten. Er erzählte uns nach dem Aufall gegen Niederbühl, er sey auch dabei gewesen.

(Schluß der Sitzung.)

Sitzung vom 2. Juni.

Nach den Vorträgen der k. Staatsbehörde und des Vertheidigers resumirt der Präsident die Verhandlungen und stellt 3 auf das Verbrechen des Hochverraths bezügliche Fragen; sodann eine besondere Frage, ob der Angeklagte sich der Führung und Leitung bewaffneter Banden in der Weise wie sie im Art. 96 des Strafgesetzbuches vorgesehen ist, schuldig gemacht habe.

Nach einer Berathung von 25 Minuten erklären die Geschworenen durch ihren Vorstand Heinrich Henigst, Kaufmann in Zweibrücken, der Angeklagte sey des Verbrechens des Hochverraths nicht schuldig. Sie erklärten denselben aber mit 7 — 5 Stimmen schuldig, das in der vierten Frage enthaltene Verbrechen verübt zu haben. Das Assisengericht tritt der Majorität der Geschwornen in der Art bei, daß der Angeklagte für schuldig erklärt ist.

Die kgl. Staatsbehörde trägt auf Todesstrafe an. Der Angeklagte und sein Vertheidiger machen keine weitere Bemerkung.

Das Assisengericht, in Anwendung des Art. 96 des Strafgesetzbuches und des Artikel 368 des Gesetzbuchs über das peinliche Verfahren, verurtheilt den schuldigerkannten Ludwig Moses zur Todesstrafe und zu den Kosten.

Der Präsident: Moses! Sie haben gehört, daß Sie von den Herren Geschworenen schuldig erkannt und zu der höchsten Strafe verurtheilt worden sind. Tragen Sie Ihr Schicksal mit Ergebung. Sie können die Gnade des Monarchen, an dessen Herz sich keiner vergeblich noch gewendet hat, anflehen, und der Hoffnung Raum geben, daß die über Sie verhängte Strafe gemildert werden wird. Uebrigens gibt Ihnen das Gesetz die Befugniß, Cassation gegen das ausgesprochene Urtheil nachzusuchen.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 45. Kaiserslautern, Samstag, 7. Juni **1851.**

Eine erste Liebe.

(Novellette von Elise.)

(Schluß.)

Haydn faltete die Hände und sagte langsam und tief ergriffen: O du gnadgütiger Gott, wie liebe ich dich! — Wie will ich dir danken und dein Lob singen mein Lebenlang! — Und dann sanken seine verklärten Augen auf die in Thränen schwimmende Geliebte und sein Mund hauchte überselig: Johanna — herzliebes Mädchen — jetzt darf ich dir alles sagen — jetzt dürfen wir glücklich seyn! — Doretta verließ plötzlich das Zimmer, Johanna aber stürzte vor dem Hochgeliebten nieder, streckte ihre zarten Arme verzweifelnd zum Himmel und rief mit herzzerreißendem Ton: Josef — Josef — wirf deine süßen Träume von dir — für uns blüht kein Liebesglück hienieden — wir müssen scheiden — scheiden für diese Erde! — Ich habe es der heiligen Mutter gelobt, Ende dieses Jahres nehme ich den Schleier! Nach diesen Worten sprang sie auf und eilte hinaus, — Vater Keller aber umfaßte den halbohnmächtigen Haydn, drückte ihn mitleidig an seine Brust und erzählte ihm schluchzend das unwiderrufliche Gelübde des zärtlichsten Herzens.

Als Johanna matten Schrittes in ihr Schlafkämmerlein schlich, um sich neue Kraft zu erringen im stillen Gebet zum furchtbar schweren Werk der Entsagung, hörte sie ein schwaches Geräusch in der Bodenkammer ihres Freundes. Eine seltsame Ahnung durchzuckte sie, ihre ganze Stärke kehrte wieder, sie flog fast unhörbar die Stiegen hinauf und erblickte durch die halb offene Thüre ihre Schwester, die eben ein Fenster aufgerissen und sich auf die niedere Brüstung geschwungen — sichtlich in der Absicht sich hinabzustürzen auf die Straße. — Ein Schrei entfloh den Lippen Johanna's — aber in demselben Augenblick war sie auch mit der Schnelligkeit des Blitzes am Fenster und riß die erschrockene Frevlerin herab.

•

Wenige Monden später wurde im Kloster der heiligen Ursula eine junge schöne Nonne eingekleidet, die den Namen Maria erhielt, und zwei Tage darauf feierte der Musikdirector Josef Haydn seine stille Hochzeit mit Doretta Keller.

Der Abschied Haydn's von seiner so innig Geliebten war ein heilig rührender gewesen. Als der erschütterte junge Mann der scheidenden frommen Schwärmerin gelobt, aus Liebe zu ihr und um der Liebe willen, die Doretta für ihn fühle, dieser die treue Hand zu reichen, als er auch mit bewegtem Herzen von der Schuld gesprochen, die er durch dieses Bündniß seinem väterlichen Freund und Hausherrn wenigstens zum Theil abzutragen im Stande sey, küßten sich die Liebenden zum ersten und letztenmal. — Sey treu deiner hochheiligen Musika, schluchzte dann das reizende Mädchen mit brechendem Herzen, aber vergiß auch meiner nicht und habe Geduld mit Doretta. Heute über ein Jahr — nicht eher, mein Lieb — komm zu mir an das Sprachgitter, sage mir kein Wort, sieh mich nur still an, und wenn du glücklich bist mit deinem Weibe, so trage ein frisches Sträußlein in der Hand — bist du's aber nicht, Josef, lieber Josef — nun dann zeige mir den welken Leichnam dieses weißen, blühenden Rosenknöspleins, das ich dir hier scheidend reiche. — Und nun leb' wohl, du Herzgeliebter, Gott und alle Heiligen mögen bei dir seyn.

•

Nach Ablauf eines Jahres erschien ein schlanker, jugendlicher Mann vor dem Sprachgitter des Ursulinerklosters, leise nach der Schwester Maria fragend. Da wankte eine geknickte, zarte Gestalt herbei, da schaute ihn ein marmorbleiches, ach unendlich müdes, verweintes Antlitz an aus dem wallenden Nonnenschleier. Haydn erkannte nur mit Mühe und heißen Thränen seine einst so blühende Johanna. Still zog er ein verdorrtes Knöspchen hervor, hob es empor und küßte es inbrünstig. Da seufzte die kranke Nonne schmerzlich, sie drückte ihre Stirne an das Gitter und schaute dem Geliebten forschend und tief in die Augen. Da war wohl noch das heitere herrliche Blau, aber die lachende Kinderfreude war daraus verschwunden und seine Linien geheimer Sorgen, nur dem Blicke

Digitized by Google

der Liebe bemerkbar, waren um den lieblichen Mund gezeichnet. Und die Schwester Maria schaute lange und unverwandt in das Angesicht des theuren Mannes und seine Augen gruben sich so fest in ihre Züge, als wollte er nimmer, nimmer von ihnen lassen. Dann aber grüßten sich die beiden Liebinnig — lautlos — und haben sich auf Erden nie wieder gesehen. — Eine Woche später begruben sie die junge Nonne.

*

Ob wohl Haydn, der ewig junge, sternklare, herrliche Haydn, dessen selige Melodien für unsere Herzen geworden, was die duftenden, lachenden Blumen und das Grün des Waldes und Sonnenstrahlen und Frühlingsluft unsern Augen und unserm Leben, ob wohl dieser frohe, lebendige Preisgesang auf den gütigen Vater da oben und seine wunderschöne Welt bis an das Ende seines Segens- und Lichtlebens ein Andenken an diese seine Jugendliebe bewahrte? Ob sein Herz mitten in der unerquicklichen Oede einer unglücklichen kinderlosen Ehe noch gern von Liebe und Geliebtseyn träumte?

*

Nehmt die zaubervollen, reizenden „Jahreszeiten“ in die Hand, erinnert euch, daß Josef Haydn neunundsechzig Jahre alt geworden, als diese strahlende Wunderblühte seinem Schöpfergeiste entsproß, und labt eure zweifelnden Seelen an dem morgenfrischen Bilde der süßen unschuldigen Liebe von Hannchen und Lucas.*)

Miscelle.

Ein amerikanisches Blatt meldet folgende wunderbare Wirkung, welche Jenny Lind's Zaubertöne sogar auf die Thierwelt zu üben vermögen. Die schwedische Nachtigall sang das bekannte Echolied; als sie die Worte: „Komm, Kine“ (Name einer Kuhe) melodisch wirbelte, brüllte eine ehrwürdige, in einem Nachbarstall mildende Mutter der Heerde plötzlich ganz deutlich: Ich komme schon! Nähere Untersuchungen, die man über dieses Naturphänomen anstellte, ergaben, daß der Großvater, mütterlicher Seits, dieses wunderbaren Thiers aus Schweden eingeführt worden ist.

*) Im Jahr 1800 starb Doretta Haydn, die jüngere Tochter des Friseurs Keller. Daß die ältere, von Haydn geliebte, ins Kloster gegangen, ist ebenfalls Thatsache.

Assisenverhandlungen im großen politischen Prozesse.

Sitzung vom 3. Juni.

Nach beendigter Vorlesung des Anklageakts und Wiederholung desselben durch den Präsidenten wird der Angeklagte summarisch vernommen.

Derselbe erklärt im Wesentlichen: Ich habe mich an dem Barrikadenbau zur Abhaltung der Preußen nicht betheiligt, denn es wäre Wahnsinn gewesen, sich den Truppen widersetzen zu wollen. Man beabsichtigte nur eine Demonstration gegen die Preußen, weil sie die Reichsverfassung nicht beschworen hatten. Ich bin auf Befehl des Notärs Kissel, unseres Obersten, in das Seminarium gegangen, um Exzesse zu verhindern, was mir auch gelungen ist. Ich habe die Wegbringung der Militäreffekten nicht verhindern helfen und das vorräthige Pulver nur auf Befehl des Cantonalausschusses, im Interesse der Sicherheit der Stadt, nach Neustadt verbracht. Den Zug ins Badische habe ich gezwungenerweise mitgemacht, dort den Eid auf die Reichsverfassung geleistet, aber Niemanden, der nach Hause gehen wollte, abgehalten. Den Zug nach Landau machte ich als Unteroffizier mit.

Es wird nun zur Abhör der 27 erschienenen Zeugen geschritten.

1. Zeuge: Franz Nickel, k. Friedensrichter in Speyer, schildert die politischen Zustände im Jahr 1849. Alles, was in Speyer geschehen, sey in Folge physischen Zwanges durch das eingedrungene fremde Gesindel hervorgerufen worden. Zeuge fährt fort: Am 8. Mai 1849 versammelte sich eine Masse bewaffneter Menschen, an deren Spitze sich der berüchtigte Heren befand. Man wollte die anrückenden Preußen nicht in die Stadt lassen. Auf die Vorstellung einer an den Commandanten gesendeten Deputation, daß es zu Blutvergießen kommen werde, zogen die Truppen nicht in die Stadt.

Mehr als den Kampf mit den Preußen, befürchtete ich an jenem Tage Plünderung durch das Gesindel, denn sogar Weiber und Kinder waren mit Mistgabeln ꝛc. bewaffnet und fingen schon an, in den Häusern Geld zu erpressen. Ich kenne den Angeklagten, der aus einer der achtbarsten Familien stammt, seit 14 Jahren. Er war mir immer als ein anständiger Mann bekannt. Wenn er sich an der Bewegung betheiligte, so geschah es aus politischer Schwärmerei. Ich halte ihn nicht fähig ein gemeines Verbrechen zu begehen und glaube nicht, daß er mit dem berüchtigten Heren, gegen den er sich sogar äußerte, je gemeinschaftliche Sache machte.

2. Zeuge: Ludwig Zöller, Seminatpräfekt in Speyer.

Digitized by Google

Am 8. Mai 1849 kam ein Haufen zum Theil bewaffneter Leute in das Seminarium und forderte die Waffen, welche die k. Regierung den Seminaristen gegeben hatte. Auf meine Weigerung, die Waffen herauszugeben, drohten Sie mit Gewalt. Ich befahl nun dem Hausmeister, die Gewehre auszuliefern, worauf Heren sagte: „Das Rest ist ausgenommen.“ Der Angeklagte, welcher zwar den Säbel gezogen hatte, forderte keine Waffen, sondern war sehr höflich und verhinderte die Rohheiten einiger Anderen, welche die Seminaristen mit Mistgabeln bewaffnen wollten. Er blieb im Hause bis Alle weg waren und versprach die fortgeschleppten Seminaristen in jeder Weise zu schützen.

3. Zeuge: Johann Baptist König, Hausmeister im Seminarium zu Speyer. Am 8. Mai 1849 drang ein Haufe Volks mit Sensenmännern in das Seminarium und verlangten angeblich im Namen des Bürgermeisters Waffen. Ich bemerkte, nur die kgl. Regierung habe das Recht, die Waffen zu verlangen. Auf Befehl des Präfekten und weil man die Thüren erbrechen wollte, überlieferte ich 55 Stück Gewehre, wovon ich 18 zurückerhielt. Der Angeklagte benahm sich bei dieser Gelegenheit artig und höflich, wie sich nur ein gebildeter Mensch benehmen kann.

4. Zeuge: Johann Baptist Fischer, Lehrer in Wolmesheim. Als ich im Jahr 1849 Seminarist zu Speyer war, drang ein Volkshaufe, worunter viele zerlumpte Kerle sich befanden, in das Seminarium und verlangte unsere Waffen. Ein Bierknecht, der bereits abgeurtheilt ist, setzte mir eine Sense auf die Brust und forderte mich auf, mit zu den Barrikaden zu gehen. Heren betrug sich am schändlichsten. Von Weltz kann ich nichts sagen, als daß er auch dabei war.

5. Zeuge: Albert Wilhelmi, Schulgehilfe in Ogersheim. Als durch einen Volkshaufen die Waffen im Seminarium weggenommen wurden, hörte ich wie Weltz den Präfekten in sehr anständiger Weise bat, die Seminaristen mit zu den Barrikaden gehen zu lassen.

6. Zeuge: Friedrich Kreutzer, k. Friedensrichter in Germersheim. Ich kam im Jahr 1848 als Polizeikommissär nach Speyer und war später öfter in der Bierbrouerei des Angeklagten, die von Gästen aus allen Ständen besucht wurde. Derselbe hatte wohl Umgang mit seinen demokratischen Jugendfreunden und war auch Mitglied eines demokratischen Vereins, doch hielt er sich passiv und ich hörte nie, daß er Reden gehalten hatte. Am 8. Mai, als die Preußen einrücken wollten, war die Aufregung wie in einer brennenden Stadt. Es wurden in der Verwirrung Barrikaden errichtet, wobei ich den Angeklagten jedoch ganz unthätig, bemerkte; Heren dagegen reizte die Leute auf. Später wollte ich um Unglück zu verhüten, die Wirthshäuser, in welchen sich viele Betrunkene befanden, räumen lassen. Da ich aber die dazu nöthige Polizeimannschaft nicht hatte, ersuchte ich den Angeklagten um Beistand, den er mir sogleich gewährte und auch versprach, mich stets in Handhabung der Polizei unterstützen zu wollen. Ob Weltz sich bei Verhinderung der Wegbringung von Militäreffecten betheiligte, kann ich nicht sagen, da ich bei diesen Vorgängen nicht gegenwärtig war. Weltz besitzt einen ehrenhaften, tadellosen Charakter und wurde wegen seinem guten Herzen allgemein geliebt. Die Reichsverfassung war sein Ideal, Eigennutz und Ehrgeitz sind ihm fremd.

7. Zeuge: Franz Daniel Rauch, Bahnhofverwalter in Speyer. Zufolge einer Requisition des Cantonalausschusses fuhr ich einen Transport Pulver nach Neustadt. Dabei waren Heren, Weltz, Vogel, Flad und noch einige Andere. Von Schifferstadt aus mußte ich den Heren wieder mit zurücknehmen, weil die Uebrigen erklärten, sie wollten mit einem so schlechten Kerl in Neustadt nicht erscheinen.

8. Zeuge: Jacob Spieß, Taglöhner in Speyer. Als die Militäreffekten weggebracht werden sollten, widersetzte sich die Volksmasse und lud eigenmächtig die Wagen ab. Weltz sah ich dabei nicht und kann auch nicht sagen, ob er sich bei der Wegbringung des Pulvers betheiligte.

9. Zeuge: Friedrich August Hofmann, Buchbinder in Speyer. Ich kann von Weltz nichts Nachtheiliges sagen, im Gegentheile nur alles Gute. Zu dem Pulvertransport wurde er ebenso wie ich und mehrere Andere commandirt.

10. Zeuge: Georg Friedrich Kissel, k. Notär in Speyer, deponirt über die Vorfälle in Speyer als die preußischen Truppen einrücken wollten, und fügt bei: Ob ich den Angeklagten mit mehreren andern Bürgerwehroffizieren in das Seminarium gesandt habe, um Exzesse zu verhindern, als die Waffen dort weggenommen wurden, kann ich mich nicht mehr erinnern. Ich habe nicht gehört, daß Weltz sich an den Unordnungen bei Wegbringung der Militäreffecten betheiligte. Das vorräthige Pulver wurde im Interesse der Sicherheit der Stadt weggebracht. Obgleich die Escorte ohne mein Vorwissen commandirt wurde, war ich doch froh, daß der Angeklagte dabei war, denn man konnte sich auf ihn verlassen und bewacht mußte das Pulver werden. Weltz ist ein braver, solider, ehrenhafter Mann, der ein bedeutendes Vermögen besitzt, daher großes Interesse für Erhaltung der Ordnung hat. Er legte auch eine solche Gesinnung, während ich Commandant der Bürgerwehr war, bei allen Gelegenheiten an den Tag.

11. Zeuge: Michael Göll, Weinhändler in Speyer, deponirt über die Widersetzlichkeiten bei der Wegbringung der Militäreffecten; kann bezüglich des Angeklagten nichts angeben, als daß er denselben als ruhigen, braven Mann kannte.

12. Zeuge: Christoph Seibel, Kutscher in Speyer, deponirt wie der vorige Zeuge.

13. Zeuge: Ludwig Laba, Controleur an der Kreiskasse zu Beureuth, früher in Speyer. Bei Wegbringung der Militäreffecten gab es zu Speyer

Digitized by Google

einen bedeutenden Tumult. Die bepackten Fuhren wurden durch die Volksmenge gewaltsam in den Kasernhof zurückgebracht. Schon vor dem Auflauf sah ich den Angeklagten mit einigen Genossen in der Nähe der Kaserne und vermuthete daher, daß das Wegbringen der Effekten nicht möglich sey — eine Vermuthung, die sich auch bestätigte. Ich bin überzeugt, daß wenn der Angeklagte, der selbst auf einen der Wägen stieg, mit seinen Bekannten dem Fortkommen förderlich statt hindernd gehandelt hätte, die Effekten glücklich nach Germersheim gebracht worden wären.

14. Zeuge: Bartholomäus Bummier, Maurer zu Speyer. Ich zog mit der Mobilgarde unter Hauptmann Moos aus. In Berghausen wählten wir den Angeklagten Weltz zum Lieutenant.

15. Zeuge: Franz Sick, Sohn des Gastwirths Sick in Speyer. Ich war beim ersten Aufgebot. Als der Angeklagte zum Lieutenant gewählt wurde, wollte er die Stelle nicht annehmen. Wir drängten ihn aber dazu, damit wir keinen Fremden zum Offizier bekommen sollten. Jenseits des Rheins sah ich den Angeklagten nicht mehr.

Auf Antrag der k. Staatsbehörde wird Anton Gaukel, Gendarm in Zweibrücken declarationsweise vernommen. Derselbe sagt aus: Als ich am verflossenen Sonntag, Abends 7 Uhr, mich im Arrestlokale befand, sah ich mehrere Personen, die mir von Speyer aus bekannt waren, sich nähern. Sie riefen: „Weltz! die Partie steht gut, bis Mittwoch Abend sind wir beisammen." Ich wies sie vom Gefängniß weg. Da sie keine Folge leisteten, drohte ich die Patrouille hinaus zu schicken, worauf sie sich entfernten.

Entlastungszeugen.

16. Zeuge: Franz Dafferner, Schreiner in Speyer. Am 8. Mai 1849 hörte ich, wie der Kommandant Kissel dem Angeklagten den Befehl gab, mit 20 Mann Bürgerwehr in das Seminarium zu gehen, damit bei der Waffenabholung daselbst durch Heren und Consorten keine Exzesse verübt würden.

17. Zeuge: Jakob Schäfer, Steinhauer in Speyer deponirt wie der vorige Zeuge und fügt bei: Lieutenant Flad commandirte zur Escortirung des Pulvers im Namen des Commandanten, so daß die Bürgerwehrmänner glaubten, der Befehl komme von Kissel.

18. Zeuge: Jonas Lauz, Geometer in Speyer, erzählt die Vorgänge bei Wegnahme der Waffen im Seminarium, woraus er die Schlußfolgerung giebt, daß Weltz erst in das Gebäude gekommen sey, als die Waffen schon abgegeben waren. An der Widersetzlichkeit gegen die Wegbringung der Militär-Effekten habe sich derselbe nicht betheiligt, im Gegentheile dem escortirenden Offizier Schutz angeboten.

19. Zeuge: Carl Becker, Schullehrer in Elschbach. Am 8. Mai 1849, als die Waffen im Seminarium abgeholt wurden, betrug sich Weltz sehr anständig und bat den Präfecten höflich, er möge uns Seminaristen gegen die Preußen ziehen lassen. Ich hörte später, daß einige Seminaristen den vorübergehenden Angeklagten gerufen hatten, um zu bewirken, daß sie mitziehen dürften. Da uns von mehreren Leuten angekündet war, daß wir mit ihnen zu den Barrikaden müßten, sagte Weltz, man bezwecke nur einen passiven Widerstand, die große Menschenmenge solle den Preußen imponiren.

20. Zeuge: Georg Krämer, Wagenfabrikant in Speyer. Oberst Kissel hatte mich zur Escorte des Pulvers commandirt; später sagte er, ich könne zu Haus bleiben, Lieutenant Flad werde die Escorte übernehmen.

20. Zeuge: Georg Friedrich Uslaub, Oeconom in Speyer. Es ging das Gerücht, die niedere Volksklasse wolle das vorräthige Pulver wegnehmen oder in die Luft sprengen. Da kein sicherer Aufbewahrungsort vorhanden war, brachte Lieutenant Flad mit mehreren Bürgerwehrmännern das Pulver nach Neustadt; einen kleinen Rest ließ ich in mein Gartenhaus legen. Den Angeklagten Weltz kenne ich von Jugend auf; er ist ein braver ordentlicher Mann und in sehr guten Familienverhältnissen.

(Schluß der Sitzung)

Neuestes aus München.

München, 3. Juni. Der Cassationshof hat die Opposition der von dem Spezialgerichte Verurtheilten verworfen. Bezüglich des subsidiären Antrags wegen eines Begnadigungsgesuchs durch den Gerichtshof, geht die Entscheidung dahin: „Der Cassationshof hält sich geradezu hiefür nicht unbefugt, allein, weil um ein Begnadigungsgesuch zu begründen die Einsicht aller Acten, der Würdigung aller materiellen Vorkommnisse nothwendig ist, muß er es den Parteien überlassen ꝛc." Eine weitere Verhandlung über die Opposition kann also nicht mehr stattfinden. Es wurde sonach übergegangen auf die Verhandlung der eingelegten Cassationsrecurse der von dem Assisengerichte Verurtheilten. Indessen kam es heute nur zur Berichterstattung, das Plaidoyer wird erst morgen beginnen und mehrere Tage andauern. (S. Z.)

München, 3. Juni. Der Gegenstand des Gespräches ist hier ein heute frühe um 6 Uhr vorgefallenes Pistolenduell zwischen einem ausgezeichneten Mitgliede der Abgeordnetenkammer und einem Reichsrathe,*) welche beide in der Pfalz wohl gekannt sind. Dem Vernehmen nach erhielt das Mitglied der Abgeordnetenkammer beim zweiten Gange einen Schuß in die rechte Brust. Glücklicherweise aber sollen keine edlen Theile verletzt seyn und die Kammer wie das ganze Vaterland ist dadurch von einem Verluste bewahrt worden, der im wahren Sinne des Wortes ein unersetzlicher gewesen wäre. Die Ursache des Zweikampfes soll in einer Aeußerung liegen, welche bei der jüngsten Berathung des Notariatsgesetzes in der Abgeordnetenkammer gefallen war und wodurch sich jener Reichsrath für beleidigt hielt. (P. Z.)

*) Nach der Speyerer Zeitung waren es die Herren: Abgeordneter v. Lerchenfeld und Reichsrath Fürst v. Wrede. Die Red. des Boten.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 46. Kaiserslautern, Donnerstag, 12. Juni **1851.**

Die Hütte an der See.

(Eine holländische Geschichte.)

Traurig sah es in der elenden Hütte der guten, doch unglücklichen Martha aus. Traurig war ihr Herz gestimmt bei dem Nachdenken über ihren fast hoffnungslosen Zustand. Mit erneuerter und stets zunehmender Gewalt schütteite ein heftiger Sturm aus Nordwesten die ohnehin schon baufällige Wohnung, jetzt vielleicht ihre letzte Zufluchtsstätte.

Es war ein dunkler November-Abend und der durch alle Ritzen pfeifende Wind hatte sie so sehr erstarrt, daß es ihr Mühe kostete, einige verdorrte Baumzweige aufzusammeln, um sie auf das glimmende Feuer zu werfen. Voll ängstlicher Erwartung sehnte sie sich nach der Rückkehr ihres Mannes und Sohnes, beide fortgegangen, um am Strande die mögliche Beute aufzusuchen, die die See in ihrer Wuth vielleicht ausgeworfen hatte. Die gute Frau war bleich und entstellt, und das Geheul des Sturmes verschlang die bangen Seufzer, die dann und wann aus ihrem vollen Gemüth aufstiegen. Sie warf ihre thränenvollen Augen auf die armselige Lagerstätte ihres dreijährigen Sohnes, und schien zu fragen, ob sie sich über die Geburt dieses ihres Lieblings nicht eher zu betrüben, als zu erfreuen hätte. Beurtheilen wir die gute Frau deßhalb nicht! — Sie hatte schon so viel gelitten, ihr Vertrauen war schon so sehr erschüttert, daß es kein Wunder war, daß es für einen Augenblick wankte. Auch sie hatte einst glücklichere Tage erlebt.

Als Tochter eines wohlhabenden Fischers mit dem arbeitsamen Marten verlobt, hatte die Zukunft auch ihr fröhlich zugelächelt. Jauchzend hatte eine Schaar der Dorfbewohner sie zur niedrigen, doch wohleingerichteten Wohnung ihres Gemahls geführt. Fröhlich hatten die Flaggen vom Mast und Takelwerk von Marten's Fischerzeug geweht zur Ehre ihrer Hochzeit, und nun — welch ein unerwarteter Abstand! Der früher so emsige Marten war kein liebender Gatte, kein treuer Hausvater, kein braver Christ mehr. Die Mühseligkeiten und Entbehrungen jenes kleinen, doch oft gefahrvollen Gewerbes, hatten ihn, nach dem Beispiel Anderer, Ersatz und Erquickung in dem körper- und seelverpestenden Trank suchen lassen, dem eine blinde Menge die heilsamsten Wunderkräfte zuschreibt. In wenigen Jahren war der unglückliche Marten der tiefstgesunkene aller Dorfbewohner. Schnell ward das Haus, sein Schiff und Hausgeräth die Beute seiner Gläubiger, und eine elende Hütte an der See, mit einer Frau und drei Kindern, die an allem Nöthigen Mangel litten, machte jetzt seinen ganzen Besitz aus. War es denn wohl zu verwundern, daß das Herz von Martha, bei dem Gedanken an ihre trostlose Lage, mit tiefer Wehmuth gefüllt war? Ihr Mann, bis zur niedrigsten Stufe sittlicher Verdorbenheit gesunken, täglich bemüht, ihren 14jährigen Sohn Govert in der Lehrschule der Bosheit zu erziehen! Konnte sie daher wohl anders, wenn sie an ihren jüngsten Sohn dachte, als mit Schaudern auf ihn blicken, bis jetzt rein und unschuldig, doch wer weiß, wie schnell Vater und Bruder auf der Lasterbahn nachfolgend? Nur eines ihrer Kinder hatte sie dem zunehmenden Elend entziehen können. Es war ihre einzige, ihre geliebte Tochter, das würdige Ebenbild ihrer braven Mutter, welcher sie in ihrem achtzehnten Jahre in einer benachbarten Stadt einen guten Dienst besorgt hatte. Diese war denn auch der einzige Trost inmitten ihres trübseligen Herzeleids.

Seufzend richtete sie ihre thränenden Blicke nach oben — als die Thüre mit wüster Gewalt geöffnet wurde, und Vater und Sohn fluchend hereinstürzten, und sich an den Heerd niederwarfen.

„Werfe was Holz an den Heerd, Frau! denn meine Fäuste sind erstarrt von der Kälte, und ich werde sie noch wohl diese Nacht nöthig haben, wenn meine zwei guten Fernröhre, die ich an meiner Stirn trage, sich nicht irren."

Ich hoffe, Marten, daß du deine Hände zur Rettung von unglücklichen Mitmenschen (wenn es nöthig seyn sollte) anbieten wirst, ohne dich an ihren Habseligkeiten zu vergreifen!"

Digitized by Google

Wohlan, du dummes Weib, wirst du denn nie klüger werden; weißt du noch nicht, daß ihnen von allem diesem kein Heller zukommt? Sie besitzen nicht viel mehr als ihre Kleidungsstücke, die Ladung ist für Rechnung der Assecuradeure, und diese kümmert es wenig, ob einige reiche Geldsäcke die Kosten bezahlen. Bergen wir die Sachen und geben sie an, so schmilzt der ganze Bettel unter den Händen der Strandvögte, Substituten, Notäre, Mäkler u. s. w., die alle gemächlich auf ihren Kissen ruhen und uns, die bei jedem Wetter Tag und Nacht längs des Strandes herumstreifen, und unaufhörlich unser Leben wagen, mit einem elenden Trinkgelde und einem „Gott lohn's Euch“ nach Hause senden, sehr zufrieden mit unserer dummen Ehrlichkeit. Kurz und gut! was die See auswirft, kommt uns und Niemanden sonst zu!“

„Marten! Marten! Darfst du dich des Eigenthums Anderer bemächtigen, weil Einige sich daran vergreifen?“

„Schweig und schwatze nicht länger! Govert, reich mir die Flasche; wir werden wohl eine Herzstärkung nöthig haben.“

„Lieber Mann, du hast heute schon zu viel getrunken; sorge doch, daß du deine Sinne beisammenhältst; vielleicht bedarfst du derselben eben so sehr wie Deiner Hände.“

„Höre, Frau! Es wird diese Nacht vielleicht Wasser genug verschluckt werden; wir wollen uns lieber an dem Schiedamer halten, nicht wahr, Junge?“

Plötzlich drang der Knall von zwei kurz aufeinander folgenden Schüssen durch das Geheul des Sturmes. Martha erbleichte, doch Vater und Sohn sprangen von ihrer Bank. Mit roth geschwollenem Gesicht und wild stierenden Augen erfaßte die Hand des alten Seemannes krampfhaft sein Beil, gebot Govert sich mit Tauwerk, Kuhfuß und sonstigen Geräthschaften zu versehen, und stürzte mit seinem Sohne aus der Thüre.

Martha, die Unglückliche Martha, sank auf ihre Knie und bat Gott um Erbarmen und Gnade für Beide.

(Schluß folgt.)

Die letzte Unterredung Friedrich's des Großen mit Friedrich Wilhelm III.

Die letzte Unterredung, welche der verstorbene König Friedrich Wilhelm III. mit seinem Groß-Oheim, Friedrich dem Großen, kurz vor dessen Tode hatte, hat der erstere an einem Sommerabend des Jahres 1823 seinem Biographen, dem Bischof Eylert, in Potsdam im Parke von Sanssouci selbst folgendermaßen erzählt:

„Eben auf dieser Stelle hier, auf dieser Bank war es, wo ich ihn zum letzten Male sah und sprach. Mich beglückte sein Wohlwollen, das in Zärtlichkeit überging. Er prüfte mich in den wissenschaftlichen Gegenständen, in welchen ich damals unterrichtet wurde, namentlich in der Geschichte und Mathematik. Ich mußte in französischer Sprache mit ihm reden, dann zog er aus der Tasche Lafontaine's Fabeln, von denen ich eine übersetzte. Zufällig war es gerade eine solche, die ich beim Informator eingeübt hatte und die mir geläufig war. Dies sagte ich, als er meine Fertigkeit lobte. Sein ernstes Gesicht erheiterte sich, er streichelte mir sanft die Wangen und setzte hinzu: „So ists recht, lieber Fritz, nur immer ehrlich und aufrichtig! Wolle nie scheinen, was Du nicht bist; sey stets mehr, als Du scheinst!“ Diese Ermahnung hat auf mich einen unauslöschlichen Eindruck gemacht und Verstellung und Lüge sind mir von Kindesbeinen an zuwider gewesen und geblieben.“

Als mich Friedrich entließ, sprach er: „Nun Fritz werde was Tüchtiges per excellence. Es wartet Großes auf Dich. Ich bin am Ende meiner Carriere und mein Tagwerk ist bald abgewirt. Ich fürchte, nach meinem Tode wirds pêle mêle gehen. Ueberall liegen Gährungsstoffe und leider nähren sie die regierenden Herren, vorzüglich in Frankreich, statt zu clamiren und zu exstirpiren. Die Massen fangen schon an, von unten auf zu drängen, und wenn dies zum Ausbruch kommt, ist der Teufel los. Ich fürchte, Du wirst mal einen schweren, bösen Stand haben. Habilitire, rüste Dich, sey firm, denke an mich. Wache über unsere Ehre und unseren Ruhm. Begehe keine Ungerechtigkeit, dulde aber auch keine!“

Unter solchen Aeußerungen war er in Sanssouci bis zum Ausgange gekommen, wo der Obelisk steht. „Sieh ihn an, sprach er zu mir. Schlank, aufstrebend und hoch, und doch fest in Sturm und Ungewitter. Die Pyramide spricht zu Dir: „ma force est ma droiture.“ Der Culminationspunkt, die höchste Spitze überschauet und krönt das Ganze; aber trägt nicht, sondern wird getragen von Allem, was unter ihr liegt, vorzüglich vom unsichtbaren, tief untergebauten Fundament. Das tragende Fundament ist das Volk in seiner Einheit. Halte es stets mit ihm, daß es Dich liebe und Dir vertraue; darin nur allein kannst Du stark und glücklich seyn.“ Er maß mich mit festem Blick von der Fußsohle bis zum Scheitel, reichte mir die Hand, küßte mich und entließ mich mit den Worten: „Vergiß diese Stunde nicht!“ Ich habe sie nicht vergessen.“

Digitized by Google

Miscellen.

Darmstadt, 4. Juni. Der in dem großh. Artillerie-Corps dienende Corporal Mischlich, ein junger Mann von 20 Jahren, und seine Geliebte Stromberg, ein Mädchen von 18 Jahren, verließen am letzten Himmelfahrtstage zusammen die Stadt und schlugen den Weg nach Kranichstein durch den Wald nach Messel ein, wo sie, dem Anscheine nach ganz vergnügt, in einem dortigen Wirthshause einkehrten und bei einem Glase Wein und einigen Gerichten auf den langen Spaziergang sich ganz behaglich zu erholen schienen. Niemand ahnete die finsteren Entschlüsse, mit denen sie nach Mesel gekommen waren, und mit welchen sie diesen Ort Nachmittags verließen und dem Walde wieder zuwanderten. Sie waren in der Absicht hineingegangen, um aus demselben nicht wieder zurückzukehren. Ein von Mischlich zurückgelassener Brief, wie auch der Umstand, daß er vor seinem Weggange einige Kugeln gegossen hatte, machten es nicht mehr zweifelhaft, daß die räthselhafte Geschichte einen traurigen Ausgang genommen habe. Der ausgedehnte Wald wurde nun nach allen Richtungen durchsucht, und erst gestern Abend gelang es, das unglückliche junge Paar in einem Distrikt des Reviers Koberstadt unter einer Eiche zu entdecken, wo zwei sichere Pistolenschüsse zwei Leben fast gleichzeitig vernichtet hatten. Der junge Mann lag in den Armen seiner hingemordeten Geliebten welche mit großer Gemüthsfassung den Tod von ihres Liebhabers Hand erwartet zu haben scheint, da wie man erzählt, auf ihrem Hut eigenhändig geschrieben stand: „um 8 Uhr.“ Ueber die Veranlassung zu diesem tragischen Ereigniß weiß man bis jetzt nichts Näheres, blos wahrscheinlich ist, daß eine bis auf den höchsten Punkt getriebene, vielleicht durch phantasieaufregende Lectüre noch mehr genährte, schwärmerische Liebe das exaltirte junge Paar hinüber führte.

Unter Friedrich dem Großen fand jährlich im Juni die sogenannte Ministerrevue statt. Sämmtliche Minister des Generaldirektoriums und die Regiedirektoren kamen zusammen, um Abschluß über Einnahme und Ausgabe zu halten und ihre Etats sich erneuern zu lassen. Es war dies jedesmal ein schwerer Tag für die Minister. Sie standen im Halbkreis versammelt morgens im Schlosse zu Sanssouci, und in stummer Ehrerbietung blickten aller Augen nach der Thür, durch die der Herr eintreten sollte. Er ließ nicht lange auf sich warten: er trat ein, lüftete ein wenig den verschobenen dreieckigen Hut und sagte mit sonorer Stimme: Bon jour, Messieurs! Dann trat er näher in den Kreis und fixirte jeden der Minister mit seinem gestrengen durchbohrenden Blick vom Scheitel bis zur Fußsohle. Diese Revue dauerte kaum einige Minuten, dann kam das Examen. Dieses geschah außer der Reihe. Der König wollte wissen von dem Befragten, wie in seinem Departement die Geschäfte stünden und ob sie im letzten Jahre vorgerückt seyen. Erfolgte eine bestimmte thatsächlich belegte Antwort, so war er zufrieden und schloß das Examen mit den Worten: Eh bien! Zu einem Minister aber, der auf die Anfragen stockte und nicht genügende Antwort ertheilen konnte, sagte er: Herr, das sind leere Ercüsen! Finde ich Ihn das nächstemal wieder auf einem faulen Pferd, so werde ich Ihn nach Spandau schicken! Merk' Er sich das! Und dabei klopfte er ihn mit der Krücke dreimal sehr empfindlich auf die Achsel,

Gemeinnütziges.

(Mittel gegen die Lungenseuche.)

Aus sehr glaubwürdiger Quelle wird versichert, daß die Lungenseuche in Oesterreich, Schlesien und Galizien größtentheils (mit Ausnahme bei nur sehr alten schwachen Kühen) mit nachfolgenden Mitteln kurirt werde. Man nimmt Morgens und Abends gewöhnlich ein Loth Potasche, löst sie in Wasser auf, und gibt dieses Getränk den kranken Thieren Morgens früh nüchtern und Abends ein die zwei Stunden vor dem Abendfüttern zu saufen. Die es nicht saufen, denen wird es eingegossen oder dem Futter beigemenkt. Es wird dieses Mittel nicht präservative, sondern curative bei diesen Thieren angewandt, und es wird versichert, daß dieses Mittel in einem Stalle von 60 Stück Rindvieh, wovon die meisten an dieser Krankheit gelitten hatten, alle, bis auf eine einzige alte magere Kuh, gerettet habe. Bemerkt muß noch werden, daß nach dem Einguß von aufgelöster Potasche die Thiere 1 — 2 Stunden ganz steif mit ausgestrecktem Halse und Kopfe dastehen, als wenn sie sich nicht rühren könnten; nach dieser Zeit aber kommen sie wieder vollends zu sich und es erscheinen nach und nach alle Symptome der wiederkehrenden Gesundheit.

Digitized by Google

Assisenverhandlungen im großen politischen Prozesse.

Fortsetzung der Sitzung vom 6. Juni.

Entlastungszeugen.

Anwalt Gink erklärt, daß der Angeklagte auf die Abhör zweier Entlastungszeugen verzichte.

11. Zeuge: Jakob Friedrich Dennhard, Bürgermeister in Berghausen. Zur Zeit als die Truppen in Berghausen waren, machte der Angeklagte im Auftrag von Major Oßwald eine Anforderung von 200 fl. an die Gemeinde. Auf meine Vorstellungen schickte er mich zu Oßwald, mit der Bemerkung, es sey ihm lieb, wenn die Leistung uns erlassen würde. Oßwald ging aber nicht darauf ein, und wir mußten zahlen. Die Mobilgarde betrug sich sehr gut, denn Moos duldete keine Excesse; er forderte mich auf, ihm sogleich Anzeige zu machen, wenn Unordnungen vorfallen sollten, und verhinderte auch, daß die armen Leute Einquartirung bekamen.

12. Zeuge: Raimund Geschreiber, früher Gemeindeschreiber in Berghausen, wohnhaft in Speyer. Moos beklagte sich bei mir, daß er von Oßwald den Befehl erhalten habe, von der Gemeinde 200 fl. zu verlangen, indem er sich dadurch schwere Verantwortung zuziehen könne. Ich rieth ihm, eine bloße Abschrift von dem Oßwald'schen Befehl zu übermachen, was er auch that. Ich habe es dem Moos zu verdanken, daß ich nicht mit dem Aufgebote marschiren mußte.

13. und letzter Zeuge: Carl Lichtenberger, Kaufmann in Speyer. Als bei dem Zuge nach Rheinsheim der Brückenkopf gestürmt werden sollte, widersetzte sich der Angeklagte und wurde deßhalb von Major Oßwald verhaftet. Auf das allgemeine Murren der Compagnie erhielt er jedoch seinen Säbel wieder. Indem wir nach Speyer zurückkehrten, wollte Moos die Hauptmannsstelle niederlegen, behielt sie aber auf unser dringendes Zureden. In Berghausen wurden auf Befehl Oßwald's Barrikaden erbaut und Geiser erhoben, Moos betheiligte sich dabei nicht; überhaupt widersetzte er sich immer wenn wir in den Kampf gehen sollten. Er las uns in Lußheim ein Schreiben vor, des Inhalts, daß wir nach Hause zurückkehren könnten, was auch Viele thaten. Oßwald gab in Berghausen den Befehl, daß Alle, von Germersheim Ankommende arretirt werden sollten. Moos nahm im Badischen an keinem Gefechte Theil und wäre gerne zurückgekehrt, wenn nicht beide Ufer des Rheins besetzt gewesen wären.

Nach den Vorträgen der k. Staatsbehörde und des Vertheidigers resumirt der Präsident die Verhandlungen und stellt 3 auf das Verbrechen des Hochverraths bezügliche Fragen. Nach einer Berathung von 5 Minuten geben die Geschwornen durch den erwählten Vorstand Carl Osthof, Revierförster in Schönenberg, ihre Erklärung dahin ab, daß der Angeklagte nicht schuldig sey, worauf derselbe in Freiheit gesetzt wird.

Der Präsident: Moos! Sie sind freigesprochen. Sie werden aber, als ein Mann, der die Gesetze kennt, einsehen, daß Sie eine ungesetzliche Stellung eingenommen haben. Ich zweifle nicht, daß die Herren Geschwornen berücksichtigten, wie sie auch in dieser ungesetzlichen Stellung zum Schutze der öffentlichen Ordnung beigetragen haben.

Mit dieser Prozedur sind die Verhandlungen der gegenwärtigen außergewöhnlichen Assisen-Session geschlossen.

Neuestes aus München.

München, 7. Juni. In der gestrigen Sitzung des Cassationshofes suchte der königl. Generalprokurator die Disjunctionsordonnanz aus dem Gesichtspunkte eines instructiven Actes des Assisenpräsidenten, der der Kritik des Cassationshofes nicht unterliege, zu rechtfertigen und bestritt den Cassationsrecurs von Schmidt und Zinn als unbegründet. Bezüglich Grills und Bolzas erklärte er deren 3. und 4. Cassationmittel für begründet; er beantragte Cassation des Urtheils und Freisprechung der beiden Verurtheilten, (mit einem Vorbehalte neuer correktioneller Verfolgung der Beschuldigten). Hinsichtlich der Recurse von König und Mattern wird auf Verwerfung angetragen. Nachdem die Advokaten Riedl und Golsen replicirt hatten, und mehrere Erwiederungen von beiden Seiten erfolgt waren, wurden die Debatten gegen 1 Uhr geschlossen. — Der Ausspruch des Urtheils ist vertagt in eine der nächsten Sitzungen.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 47. Kaiserslautern, Samstag, 14. Juni **1851.**

Die Hütte an der See.

(Eine holländische Geschichte.)

(Schluß)

Der Schiffbruch.

Es war Nacht. Durch den heftigsten Sturmwind fortgerissen, wurden die Wogen der See abwechselnd hoch in die Lüfte geschleudert, oder in einen tiefen Abgrund niedergestürzt, um endlich an den Dünen unserer vaterländischen Küste, dem natürlichen Bollwerk unserer Sicherheit, mit Wuth und Alles vernichtender Kraft auseinander zu stieben. Die Scheidewand zwischen dem dichtbewölkten Firmament und der Oberfläche des Oceans hatte für das menschliche Auge aufgehört zu bestehen. Ein undurchdringlicher Nebel des in Staubwolken aufgewirbelten Seewassers schien beide zu vereinen. Inmitten dieses Chaos der Verwirrung und ungestümen Gewalt kämpfte der „Admiral Nelson," eine englische Kauffahrtei-Fregatte den letzten Kampf mit dem wüthenden Element.

Vergebens hatte der Ober-Steuermann auf die nahe Gefahr aufmerksam gemacht, vergebens angerathen, abzuhalten vom Strande, um bei Zeiten die offene See zu gewinnen. Einige Gläser Grog hatten sowohl das Gesicht des Lootsen, als dasjenige des Capitäns geblendet. Sie hatten in einem der Küstenfeuer einen sichern Hafen zu erkennen geglaubt, und nun, da sie den Irrthum entdecken, war es zu spät. Entsetzlich wurde nun ihr Zustand. Schon von zwei ausgeworfenen Ankern waren die Ankertaue wie Spinngewebe auseinandergeflogen; vergeblich wurden alle Segel gereefft; man warf das dritte Anker aus, doch auch dies verschwand und damit der Muth der ganzen Besatzung. Es war ein schrecklicher Anblick auf dem Deck des bedrohten Schiffs. Der Wunsch der Selbsterhaltung hatte Alles, was Leben hatte, nach Oben eilen lassen. Der Capitän gab unter den schrecklichsten Flüchen, ach! zu spät seine Befehle; sein Lootse, sehend, daß Alles doch verloren war, ließ ihn gewähren.

Noch war ein Theil der Mannschaft eifrig bei den Pumpen beschäftigt, um des gewaltig hereindringenden Wassers, die Wirkung des fortwährenden Stoßens des Kiels, Meister zu werden; da wurde auf einmal der große Mast, durch die Gewalt des Sturms gesprungen, über Bord geworfen, in seinem Fall das Boot zermalmend, die letzte Stütze und Hoffnung der Schiffbrüchigen.

Das allgemeine Entsetzen über dies Unglück, das alle weitere Rettung unmöglich machte, war so groß, daß man kaum bemerkte, daß ein Theil des Schiffsvolks, welches durch diesen Fall auf eine jämmerliche Weise verstümmelt war, laut um Hülfe schrie. Die Verzweiflung war allgemein. Da man alle weiteren Bemühungen für fruchtlos hielt, so dachte ein Jeder nur an eigene Erhaltung bei dem Anblick der Schrecknisse des Todes.

Gleich einer Statue, mit starren Blicken durch die Kälte erstarrt, hielt ein Mann von weitvorgerückten Jahren seine in Ohnmacht gefallene Tochter krampfhaft mit seinen Armen umschlossen; wankend klammerte er sich an dem Schiffsbord fest; doch eine gewaltige Sturzsee riß ihn mit seiner theuern Last in den schäumenden Abgrund, welche bald von Beiden keine Spur zurückließ. Hier lagen einige wenige knieend, und mit gefalteten Händen um Rettung flehend und ihre Seele Gott befehlend. Andere gaben in den schauderhaftesten Flüchen den entsetzlichen Beweis ihres weitgehenden Leichtsinns und ihrer Bosheit. Sie hatten die Branntwein- und Weinfässer aufgeschlagen und bemühten sich, die letzten Spuren menschlichen Gefühls zu betäuben, indem sie in der äußersten Ungebundenheit schwelgten. Der Ober-Steuermann, mit der Todesfarbe auf seinem Antlitz, überblickte dies Schauspiel mit Schaudern, indem er an die erwähnten Gläser Grog dachte, die Ursache all dieses Elends, und mußte mit bittern Groll seine und des Capitäns Befehle unbeachtet sehen. Kurz war dies für die Menschheit so entehrende Schauspiel; ein erneuerter Sturm erhob sich und warf das Wrack so gewaltig auf eine Bank, daß der Vorderstreven ganz zermalmt wurde. Noch

Digitized by Google

ein Augenblick, und Seufzer, Gebete und Verwünschungen erstickten in den schäumenden Wellen, welche die jetzt zerstreuten Ueberbleibsel des Wracks nach allen Richtungen zerstoben. Der „Admiral Nelson“ existirte nicht mehr.

Der Strand.

Die tiefste Dunkelheit hatte alle Rettungsversuche von Seiten der Strandbewohner unmöglich gemacht. Mit allen dahin zielenden Mitteln waren viele derselben mit wahrhaft menschlichem Gefühle dem Strande zugeeilt, um dem rettungslosen Fahrzeuge und dessen Mannschaft Hülfe zu bringen. Doch, ach! ihre Wünsche wurden nicht erfüllt, und in passivem Zuschauen mußten sie das rückkehrende Tageslicht abwarten, ehe etwas ausgerichtet werden konnte. Doch bevor der Tag anbrach, waren ihre Bemühungen schon fruchtlos.

Die tiefste Dunkelheit, so traurig für die Wohlgesinnten, war eine willkommene Erscheinung für den verstockten Böswicht, dessen niedrige Habsucht schon auf die Beute lauerte, die die Wellen ihm in die Hände schieben würden. Längs einer langen Strecke des Strandes, in Schlupfwinkeln oder hinter den Dünen versteckt, waren die sogenannten Strandjäger auf ihren Posten. Unter diesen bekleidete unser Marten mit seinem Sohne Govert eine würdige Stelle. So weit wie möglich vom Dorf entfernt, ohne die Richtung aus den Augen zu verlieren, wo sie glaubten, daß das in Noth sich befindende Schiff sich befinden müsse, erwarteten sie in gespannter Hoffnung den Ausgang. Dunkel und trübe war die Nacht bei dem Geheul des Sturmes; dunkel und trübe das Gemüth des alten Seemanns gestimmt. Doch die Hoffnung reicher Beute hielt ihn wach, und die Flasche, die Govert ihm von Zeit zu Zeit reichen mußte, erstickte die letzten Aufwallungen seines erwachten Gewissens. Endlich brach der so lange erwartete Augenblick an. Die wüthende See hatte gesiegt und warf hier und dort die letzten Ueberbleibsel des verunglückten Schiffes an den Strand. Fässer, Kisten, Balken und Wrackholz bedeckten auch schnell die Stelle, wo Marten sich verborgen hatte. Eine geraume Zeit war er mit Govert beschäftigt, Alles, dessen er habhaft werden konnte, nach den Dünen zu schleppen, doch nur zu oft machte die See ihm seine Beute streitig, indem sie das bereits an den Strand geworfene zurück in ihren Abgrund riß. Unglaublich war bei der Anstrengung, aber groß war auch die gewonnene Beute. Endlich begriff er, daß es gerathen sey, zurückzukehren, um die geretteten Sachen so schnell wie möglich in den Dünen zu vergraben und vor Aller Augen zu verbergen. Schon war er bereit dies auszuführen, als noch einmal die Wogen einen neuen Gegenstand (im ersten Augenblick mühsam zu unterscheiden) an den Strand warfen.

„Vater,“ rief Govert, der zuerst herangeeilt war, es ist eine Leiche, und soweit ich bei der Dunkelheit unterscheiden kann, verwundet und blutend.“

„Sieh, ob etwas davon zu holen ist, Junge.“

„Ja wohl, Vater, ich habe schon eine Uhr.“

„Gut, ich bin sogleich bei Dir.“

Nun war bald die Reihe an Marten. Selbst die Leiche untersuchend, bemerkte er, daß ein Riemen um den Leib festgeschnallt, etwas von größerer Härte bedeckte. Den Riemen loszumachen und sich der darunter befindlichen Brieftasche zu bemächtigen, war für Marten das Werk eines Augenblicks. Kaum war der Riemen aufgeschnallt, als ein tiefer Seufzer dem Mund der gewähnten Leiche entquoll, Marten zauderte einen Augenblick, dachte an das bereits Geborgene und was er nun in Gefahr stand zu verlieren. Drohend erhob er den Arm und ein dumpfer Schlag des Beils auf das Haupt des unglücklichen Schiffbrüchigen beendigte die Sache. Stumm vor Entsetzen starrte Govert mit todtenbleichem Angesicht auf seinen mit Blut befleckten Vater, dachte an seine gute Mutter und zitterte.

* * *

O, Ihr Alle, die Ihr kalt bleibt bei den gräßlichen Folgen der Trunksucht, besucht die Seen und den Strand des gebildeten und christlichen Europa, wenn der Sturm heult, wenn die Ueberbleibsel der verunglückten Schiffe den Strand bedecken, gewahrt das Schauspiel das sich Euch dort zeigt, und das größtentheils die Wirkung geistiger Getränke ist, damit Euer Gefühl erwache und die Liebe zu Euern Mitmenschen Euch treibe, Euch zu bemühen, das unglückbringende Uebel mit aller Macht zu bekämpfen.

Genrebild aus dem Harz.

(Aus dem Leben gezeichnet.)

Auf der Harzburg zwischen den kümmerlichen Trümmern der Vergangenheit saßen zwei Männer, ein ältlicher Herr und ein Jüngling, friedlich bei einer Flasche Wein. Die ersten schönen Septembertagen waren eben über das Land gezogen; das Auge schweifte mit Entzücken von den tiefgrünen Wiesen zu dem bereits leise angebräunten Walde, der zu den Füßen der Gäste rauschte, und weiter hinauf zu dem

Digitized by Google

Bergriesen, über das nackte Felsgestein und die tannenumdunkeln Schluchten hinweg. Die flackernde Sonne färbte das um die Spitze des Brockens flatternde Gewölk, bis es wie ein rosiger Schleier von dem Haupte einer stolzen stattlichen Schönheit herniederwehte, nicht dicht genug, um die Züge zu verhüllen, wohl aber sie mit einer zauberhaften Hülle zu umgeben, die das Auge neugierig nach dem höchsten Adel der Gestalt zu spähen reizt. Der alte Herr hatte eine Weile in das Gewölk geschaut. Dann wandte er sich hastig um. „Es ist wie ein Alpenglühen," sprach er; „der alte Bursche da oben hat's oft genug erlebt; und schaut es immer wieder. So sind die ewigen Berge. Ja, mein Junge; es ist mir, als flöge diesen Herbst auch um mein Haupt ein Alpenglühen, — das letzte vielleicht. Es ist mir so wohl, so federleicht zu Muthe. Die Bilder meiner Jugend tauchen so frisch, so lebendig aus der Vergangenheit hervor, all meine Streiche, all meine Tollheiten kommen wie liebe alte Bekannte auf mich zu, als müßte ich zu einem Jeden sagen: Sieh, bist du auch wieder da? Guten Tag, alter Gesell; hab Dich lang nicht gesehen. Du mußt aber in meiner Erinnerung wie der Falkner Bergmann im Eisenschacht gelegen haben; so frisch und jugendlich siehst Du aus." Er erhob das Glas. „Auf die Jugend und ihre Tollheiten, Roderich!" Die Gläser klangen zusammen, und der Alte fuhr fort: „Es war aber auch ein anderes Leben in der Welt und im Gebirge. Eure Schulmeisterei preßt die Jungen jetzt von aller Ursprünglichkeit leer wie eine Citrone. Ihr bepackt sie so mit Schulstaub, daß die Pflänzchen kaum einen Athemzug von Gottes frischer Luft erhaschen können. Wie sollen sie denn da dem Sturm des Lebens nachher begegnen. Und das ewige Gängeln und Quängeln! Das Leben ist so mechanisirt, daß so ein Bursche beständig an der Leine geführt wird. So wird er zwar gut für die Reitbahn, aber kein Roß, das im freien Feld alle Hindernisse überwindet, und jauchzend die Nüstern der Freiheit der Wildniß entgegenstreckt. So wird den Jungen zu bequem gemacht. Jetzt werden ihnen alle Wege gewiesen; wir mußten sie uns selbst suchen; aber das übte Auge und Ohr, das gab rüstige Arme und flinke Beine. Und das Gebirge! Daß Gott erbarme! Sieh da hinaus, Roderich! Als ich ein Knabe war, wie Du, wer wußte in meinem geliebten Harz etwas von eleganten Gasthöfen, diesem Ausschlag der Civilisation, von Kellnergeschmeiß, von Billard und Beefsteak. Wir haben übernachtet in Köhlerhütten, in Bergmannsschenken; wir haben verkehrt mit den treuen prächtigen Herzen, die unter dem blauen Kittel schlagen, und den Schatz einfältiger Mährchen im tiefsten Grunde trugen wie eine Goldader, zu der man nur die Wünschelruthe besitzen mußte. Aber das Gebirge lag noch in seiner ganzen Jungfräulichkeit. Es war noch nicht entweiht von den Fußtritten der Magdeburger Philister, der Berliner Schneider und Handschuhmacher. Wer sich damals zwischen Felsen und das Harzvolk wagte, der mußte ein kindlich poetisches Herz im Busen tragen; denn die Felsen waren holperig und das Volk war grob. Ach das ist jetzt alles civilisirt."

Der Alte stieß einen tiefen Seufzer aus, und sah dabei so wehmüthig komisch aus, daß Roderich, dem solche Reden eben nicht neu waren, in ein herzliches Lachen ausbrach.

„Lache nur, lache nur, mein Junge," fuhr der Alte gutmüthig fort. „Was ich sage, ist doch wahr. Das Volk war grob, aber vom ächtesten Stahl. Es ist Manchem schlecht bekommen, der seinen Spaß damit zu treiben versucht hat. Aber wir waren auch Burschen, die den Teufel nach einem tüchtigen Hieb fragten. Aber einmal wäre mirs fast schlimm ergangen. Das war dazumal —"

Er unterbrach sich selbst und lächelte in der Erinnerung vor sich hin.

„Erzähle Onkel, erzähle," bat Roderich.

Es könnte eine moralische Erzählung geben, mit der Ueberschrift: „Man soll sich vor schlechten Witzen hüten," zu Nutz und Frommen ausgelassener Jugend. Ich will Dir erzählen, Neffe, aber nur unter der Bedingung, daß Du mirs drucken lässest. Denn sieh, es ist jetzt Mode geworden, solch Zeug alles in die Welt zu schicken. Der Auerbach hat einen kühnen Griff gethan in das Volksleben. Aber seine reizenden Schwarzwaldkinder haben staatsverbrecherische Tendenzen im Kopf. Es muß ein Gegengift gefunden werden. Der Bruder Wildenhahn hat den Anfang gemacht. Seine Erzgebirgskinder sind zwar entsetzlich langweilig. Der Mann muß sie alle gähnend geschrieben haben. Aber die Moral ist die Hauptsache. Und daran sollst Du Dich auch halten, wenn Du meine Historia aufschreibst. Also, Hütet Euch vor schlechten Witzen!

Du weißt, daß ich mich in meiner Jugend ein paar Jahre in dem Bergstädtchen C. herumgetrieben habe. Ich war, was man jetzt einen jungen Taugenichts nennen würde, aber meine Orgel konnte ich damals schon behandeln, wie kein Zweiter im ganzen Harzwalz. Es war eine schöne Zeit. Das Herz behnte und weitete sich, als wolle es die Brust zersprengen. Ich studirte den Freischütz für ein Liebhabertheater ein. Für mich selbst hatte ich natürlich den Max behalten; warum? lache nicht, Junge. Agathe hatte gar zu

Digitized by Google

schöne, fromme, liebe Augen. Da der Organist des Städtchens seit längerer Zeit krank darnieder lag, so wurde ich zu seinem Amtsverweser ernannt, und begleitete mit meinen Klängen alle die fröhlichen und traurigen Ereignisse des kleinen Erdenlebens, Hochzeiten, Kindtaufen, Leben und Sterben. Eines Morgens saß ich ruhig auf meinem Stübchen, übte meine Partie und dachte an Agathens Augen. Ein lauer Frühlingswind wehte durch das geöffnete Fenster und trieb einzelne weiße Blüthen herein. Draußen zwitscherten die Spatzen und der Buchfink wiederholte das einmal eingelernte Pensum in kurzen Zwischenräumen. Da klopfte es leise und schüchtern an meine Thür. Das Notenblatt flog in die Ecke, ich drapirte meinen Schlafrock, so würdevoll es eben gehen wollte, und rief: Herein! Die Thür öffnete sich für ein junges frisches Harzmädchen von etwa 17 Jahren. Sie trat verlegen, den Blick zur Erde gesenkt näher, indem ein dunkles Roth ihre Wangen färbte.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Es gab bekanntlich einmal in Holland eine so leidenschaftliche Tulpenliebhaberei, daß nicht selten einzelne Zwiebeln mit 5000, ja 10,000 fl. bezahlt wurden. Die Liebhaberei ist sammt dem Hazardspiel, das sich an dieselbe knüpfte, längst geschwunden; aber die Kunstgärtnerei hat durch jene merkwürdige Manie einen mächtigen Impuls zum Fortschritt erhalten. Sie leistet jetzt in Betreff der Zucht der schönsten Spielarten von Pflanzen und hinsichtlich der künstlichen Vermehrung derselben außerordentliches, und es kommen noch Beispiele von Pflanzenkäufen vor, welche lebhaft an die holländische Tulpenliebhaberei erinnern. So hat kürzlich der Kunstgärtner Alfred Topf in Erfurt, Mitglied der Akademie für Acker- und Gartenbau in Metz, eine Pflanze acquirirt, welche nur in einem einzigen Exemplar vorhanden ist, und für dieselbe 10,000 Francs gezahlt. Es ist dies eine Magnolia, die ein glücklicher Blumenliebhaber in Vicenza in Oberitalien gezogen und an Herrn Topf abgetreten hat. Die Blume ist von außergewöhnlicher Größe und vom herrlichsten Colorit (carmoisnroth und weiß fleischfarbig); ihr Duft erfüllt ganze Gärten mit süßem Aroma. Als baumartiger Strauch dauert die Magnolia auch in Deutschland den Winter über aus. Das prachtvolle Exemplar erregt die Bewunderung aller Besucher. Hr. Topf hofft, in zwei bis drei Jahren drei- bis vierhundert Pflanzen von seinem Exemplar zu ziehen, und hat schon jetzt eine Subscription auf dieselben eröffnet; die stärksten Pflanzen, vier Jahre alt, kosten im Subscriptionspreise 150, minderstarke (dreijährige) 80, zweijährige 50 und einjährige 25 Thlr. Derselbe hat eigens Reisende für Holland, Belgien, England, Frankreich, Deutschland und Rußland engagirt, welche die Subscriptionen besorgen. Wir hören, daß das Unternehmen dem thätigen und speculativen Kunstgärtner ein lohnendes zu werden verspricht.

Eine merikanische Zeitung enthält folgenden Pfuff: „Mein einziger Sohn, die Stütze meines Alters, war von den Indianern durch Scalpiren seiner Kopfbedeckung beraubt worden. Bei seiner Anlage von Rheumatismen zog ihm dies eine solche Erkältung zu, daß ich ihn nach kurzem Krankenlager auf der Todtenbahre sah. Mein Schmerz war grenzenlos. Da fiel mir als letztes Mittel eine Goldberger Rheumatismusflette in die Augen, die mein Sohn an jenem unglücklichen Tage nicht getragen hatte. Ich legte ihm dieselbe um und hatte die große Freude, ihn wieder aufstehen zu sehen. Ebenso rasch, als sich die Folgen der Erkältung verloren, heilten seine Kopfwunden, wahrscheinlich in Folge des starken galvanoelektrischen Stromes. Dem Erfinder kann ich meinen Dank nur durch den Wunsch ausdrücken, daß er den wohlverdienten Dank der gesammten Menschheit reichlich erhalten möge. Valladolid, den 3. Januar 1851. Käsig."

München. Unsere berühmten Mechaniker, der Optiker Bir, dessen physikalische Instrumente, Augengläser und Reißzeuge einen europäischen Ruf haben; dann Mannhardt, dessen Thurm-Uhren, hydraulische, Schrauben-, lithographische und Würfpressen, Münz-Durchschnitte, Hammerwerk- und Bohr- wie Schrauben-, Räderschneide- und Eisenbobel-Maschinen ꝛc. weltbekannt sind, — haben einen erfindungsreichen Kunstgenossen im Münchener Mechanikus August Knocke gefunden. Derselbe fertigt s. g. Pedalpauken, die durch eine Pedalbewegung rück- wie vorwärts in jede beliebige Tonart gestimmt werden können. Ein Zeiger auf einem angebrachten Tonblatt, worauf jede Tonart bemerkt ist, zeigt wie der Zeiger bei einer Uhr dem Pauker die gewünschte Tonart an, so daß diese Pauken sofort jeder erforderlichen Tonart zu entsprechen vermögen. Ebenderselbe hat nach seinem eigenthümlichen Verfahren die Kapsel- und Zündnadelgewehre auf eine praktisch neue Art so zu formen gewußt, daß sie bloß von rückwärts geladen zu werden brauchen, wodurch selbst mit einer Hand Pistolen und die größten Büchsen ohne Ladstock, Kugelzieher und Schloß viel schneller und leichter geladen werden können. Dazu kömmt noch, daß mit seinen Jagd- und Kriegsgewehren viel weiter und sicherer, ja ohne alle Prellung, Gegen- und Wangenstöße geschossen werden kann.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 48. Kaiserslautern, Donnerstag, 19. Juni **1851.**

Genrebild aus dem Harz.

(Aus dem Leben gezeichnet.)

(Fortsetzung.)

„Nun, Jette, was hast Du denn für ein Begehr an mich?“ fragte ich, sobald ich sie erkannte.

Sie zupfte an ihrer Schürze, sie drehte sich hin, sie drehte sich her; endlich begann sie:

Lots, hört Er; er weiß zu will, daß am nachsten Sunntig mein' Hochzeit is; und da han ich ihn um was bitten wullt, dos darf Er mir net abschlogen; süß is Er ä ganz schlachter Mensch, Er.“

„Nun Jette, was isi's denn?“

„Ja, hör Er. Ich wullt', Er sallt' mir den Brautreigen schpielen, aber su än Brautreigen, wie Er der Susanne ver ei'm halb Joahr geschpielt. Der Vader koann's wull äbe su gut bezahle. Doß war ain goar zu schäner Brautreigen. Es wurd' Ei'm su schwummrig derbei, ich koann's net su beschreibe. Es is su mit die Händ' oben un unten.“

Sie begleitete diese Worte mit einem Gestus, woraus hervorging, daß sie das Spiel auf beiden Manualen der Orgel meinte.

Mich mußte der Teufel plagen, daß ich antwortete:

„Ja siehst Du Jette, das will ich wohl thun, aber es ist ein' eigen Geschicht' damit.“

„Nu, woas denn?“

„Ja siehst, es ist ein Spuk mit dem Reigen.“

Jette riß die Augen weit auf. „E Spuk?“

„Ja schau, den Brautreigen kann ich nur spielen für ein Mädchen, das noch kei'm andern Burschen ein Schmatz geben hat, als sei'm Schatz. Darum muß ich Dich frag'n, ob Du das auch nicht gethan. Denn siehst, wenn Du es doch gethan hättst, und ich spielt' den Reigen, dann wär's schlimm; dann würd's Dir so schwummrig zu Muth', daß Du vor'm Altar an zu weinen fingst, und wenn Dein Schatz Dich fragt', dann sagtest Du ihm All's, und er würd' bös und grob, und's würd' ein Aufruhr in der Kirch', daß all' Leut' dervon sprächen.“

Jette hielt die Schürze vor das Gesicht und sprach hinter derselben hervor mit zitternder Stimme:

„Künnt Er's denn net mache, dos das Alls net passirt?“

„Nicht, wenn ich den Brautreigen spielen soll.“

„Na su spiel Er'n nur in Gottes Namen. Es hot Nischt su sage.“ Damit ging sie zur Thüre hinaus; es war mir aber klar, daß sie eine Lüge gesagt hatte, denn sie war sichtlich bestürzt über meinen Scherz. Ich sollte ihn auch bald bereuen.

Es war Nachmittag; ich zog mich eben zur Probe an und trillerte vor mich hin: „Durch die Wälder durch die Auen.“ Es klopfte wieder, und herein trat die Mutter des jungen Mädchens. Ich ahnte Unheil, aber hoffte es noch beschwören zu können. Nach einigen Räuspern begann die rüstige Frau:

„Hör Er moal! Mein' Jett' is heut bei Ihm kewest.“

„Ja wohl, Mutter.“

„Un den Brautreigen bei Em beschtellt?“

„Ganz recht.“

„Hör Er, es ist e verflucht Ding dos. Das Madel hot sich kous besunnen. Er sull den Brautreigen net spielen, den — den — Er weiß ja wull.“

„Welchen denn nicht?“

„Nu den, den mit dem Spuk dran, weiß Er.“

(Schluß folgt.)

Der Proceß Bocarmé.

(Bl. 3.)

Seit einigen Wochen beschäftigen sich fast alle Blätter mit einem vor dem Schwurgerichte zu Mons in Belgien vor sich gehenden Vergiftungsprozeß. Derselbe ist wenigen durch Verwicklung und Dunkelheit des eigentlichen Thatbestandes als durch die soziale Stellung der Betheiligten ein merkwürdiger Rechtsfall.

Die Assisenverhandlungen ins Mons begannen am 27. Mai und werden gegen 20 Tage dauern Auf der Anklagebank sitzen Graf Gippolyt von Bo-

Digitized by Google

carmé, Abkömmling einer der ältesten Adelsfamilien des Hennegaus, und seine Gattin Lydie Fougnies, beide jetzt 32 Jahre alt. Der Graf ist in Batavia auf der Insel Java geboren, wo sein Vater Generalinspector der Domänen war. Er wurde von einer farbigen gesäugt und in der Mitte von Malayen erzogen. Man behauptet, wohl nur um das Ganze etwas romantischer aufzustutzen, die Amme habe ihm, nach dem Gebrauch ihres Volksstammes, von dem Herzen eines Löwen zu kosten gegeben, damit er künftig ein tapferer Mann werde. (Hiebei ist aber zu bemerken, daß es auf Java zwar Tiger, aber keine Löwen gibt.) Nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Indien kehrte der alte Borcamé mit Frau und Kind nach Tournai zurück. Allein dem europäischen Leben entfremdet und für weite Reisen eingenommen, begab er sich bald darauf mit seinem Sohne nach Nordamerika und siedelte sich am Ohio mitten unter den Rothhäuten an. Dort wuchs der junge Graf auf und kam erst in seinem 24. Lebensjahre wieder nach Europa, wo er kurz nach seiner Ankunft im Jahre 1843 die Lydie Fougnies, Tochter eines für sehr reich geltenden Gewürzhändlers in Peruwelz, heirathete. Die junge Dame soll von lebhafter und romantischer Phantasie, unterrichtet und geistreich, aber zugleich durch das Lesen der neueren französischen Romane etwas verschroben seyn. Die jungen Eheleute ließen sich im Schlosse Bary, nahe bei Tournai, nieder. Graf Hippolyt, sagt man, war mit gefährlichen Leidenschaften ausgestattet; er war der Kummer seiner Familie und der Abscheu der Bauern des Dorfes, in welchem er wohnte. Er soll seine Frau zuweilen sogar mißhandelt haben. Die Gräfin folgte ihren romantischen Liebhabereien; sie schriftstellerte etwas und unterhielt einen lebhaften brieflichen Verkehr mit den vornehmsten Pariser Romanschreibern, namentlich mit Herrn v. Balzac, welcher bisweilen im Sommer einige Wochen auf dem Schlosse zubrachte. Bei einer solchen Wirthschaft konnten natürlich die Finanzen nicht in bester Ordnung seyn. Die Gräfin hatte von ihrem Vater, der für reicher galt als er war, nur eine Rente von 2000 Franken jährlich und nach seinem Tode ein Einkommen von 5000 Franken in Grundbesitz erhalten. Das eigene Vermögen des Grafen war eine Rente von 2400 Franken. Mit diesen Mitteln ließ sich der Aufwand, den er liebte, nicht bestreiten und bald sah er sich mit drückenden Schulden belastet, die er nur durch Veräußerungen decken konnte, welche sich nach und nach auf 95,000 Franken beliefen. Selbst zum Leihhaus in Brüssel hatte er unter dem falschen Namen Beirand seine Zuflucht genommen.

Unter demselben Namen wandte er sich auch zu wiederholtenmalen an den Professor der Chemie, Loppens in Gent, um ihn über die Bereitung von Pflanzenextracte zu Rathe zu ziehen, indem er ihm sagte, es sey ihm namentlich im Interesse von Verwandten, die in Amerika leben, darum zu thun, Forschungen über einen gewissen Pflanzensaft anzustellen, womit die Indianer ihre Pfeile vergifteten. Zu diesem Behufe machte er am 16. und 28 Oct. v. J. zahlreiche Ankäufe in Brüssel und nach einer ununterbrochenen Arbeit von 10 Tagen und zwei Nächten war es ihm gelungen, am 10. Nov. zwei Fiaschen Nikotin zu gewinnen. Dieses furchtbare Gift, welches aus dem Tabak bereitet wird, hat im Jahr 1809 der französische Chemiker Vaucquelin entdeckt. Es stellt sich als eine ölige, durchsichtige, farblose, etwas geibliche mit der Zeit bräunliche Flüssigkeit dar, ist von scharfem Geruch und findet sich in den Tabaken in verschiedenem Verhältniß, im Havannatabak zu 2 Prozent, im virginischen zu beiläufig 7 Prozent. Schon 1 bis 2 Tropfen davon können eine gefährliche Vergiftung erzeugen; Orfila, der berühmte Pariser Giftprofessor hat mit 5 Tropfen zwei Hunde in 10 Minuten getödtet.

Wie oben bemerkt, hatte Graf Bocarmé faßt sein ganzes Vermögen verschwendet und auf seinem Schlosse herrschte die größte Lumperei; kein Handwerksmann, nicht einmal die Haarkräuslerin der Gräfin wurde bezahlt. Wenn Gewerbsleute mit Rechnungen kamen, wurde ihnen häufig die Zugbrücke des Schlosses vor der Nase zugezogen. Aber die Gräfin hatte einen Bruder, dessen reiches Erbe die gemeinsame Kasse wieder flott machen konnte. Gustav Fougnies, so hieß er, schien zu keinem langen Leben bestimmt, seine Gesundheit war schwach, in Folge eines Sturzes vom Pferde mußte ihm ein Bein abgenommen werden und er ging an Krücken. Ueber die Veranlassung dieses Unfalls wird folgendes erzählt: Sein Vater lebte von seiner Mutter getrennt, und die Kinder wurden bei ersterem erzogen. Eines Tages nun, als Gustav Fougnies vor der Thüre seiner Mutter vorüberritt und sie ihn sah, ließ er die Zügel los, um ihr eine verächtliche Geberde zu machen. Darüber stürzte, wie zur Sündenschuld sein Pferd, warf ihn ab und das zerschmetterte Bein mußte ihm abgenommen werden. Er war übrigens gegen seinen Schwager sehr mißtrauisch und äußerte oft, daß derselbe auf seine Erbschaft lauere, und daß er im Schlosse nichts essen möchte, bevor der Graf davon gekostet. Für seine Schwester hegte er aber ein lebhaftes Interesse und hatte sie auch zu seiner Universalerbin eingesetzt. So standen die Dinge als er sich entschloß, die Gräfin de Dudzeele

Digitized by Google

von Grandmetz zu heirathen. Der Tag der Vermählung nahte heran. Am 23. November v. J. ſollte der Ehevertrag unterzeichnet werden, als Guſtav Fougnies, ungeachtet der Bitten ſeiner Braut, die ihm ſchlimmes weisſagte, erklärte, er ſelbſt wolle ſeine Vermählung ſeiner Schweſter und ſeinem Schwager anzeigen. Am 20. November theilte die Gräfin Bocarmé ihrem Manne mit, daß ihr Bruder bei ihnen ſpeiſen werde und der Graf ſoll darauf geantwortet haben: „Heute will ich ihm ſeine Sache beſorgen.“ An demſelben Abend war Guſtav Fougnies eine Leiche.

Am folgenden Morgen ſprengte man im Dorfe aus, er ſey plötzlich im Schloſſe geſtorben, aber die öffentliche Stimme klagte ſogleich den Grafen Bocarmé des Giftmordes an. Am 22. November verfügte ſich das Gericht nach dem Schloſſe Buty. Dem Unterſuchungsrichter fiel ſehr bald die verlegene Haltung des Grafen und die Verworrenheit ſeiner Antworten auf. Er ließ ſich ſeine Hände zeigen und bemerkte mit Entſetzen zwei tiefe Biſswunden an der linken Hand. Der Graf und die Gräfin wurden auf der Stelle verhaftet und ins Gefängniß abgeführt. Anfänglich boten ſich dem Gerichte keineriei Ueberführungsbeweiſe dar; es ſcheint daß man dem ganzen Geſinde des Schloſſes genau ſeine Lektion eingeiernt hatte, die jeder getreulich wiederholte und dadurch die gerichtlichen Nachforſchungen irre führte. Beide Verhafteten läugneten unerſchütterlich. Die mit der Leichenſchau beauftragten Aerzte hatten eine Vergiftung gefunden, aber ſie ſchrieben dieſelbe dem Vitriol zu.

Während dieſer Zweifel der Juſtiz warf eine Zeugenausſage helleres Licht auf den Thatbeſtand. Die Gräfin hatte eine Pariſer Kammerjungfer, Emerence Bricourt. Aus ihren Erklärungen ging hervor, daß am Morgen des Tages, wo das Verbrechen verübt wurde, der Graf ſeinen Kammerdiener auf einige Stunden fortgeſchickt hatte. Emerence hatte ſtatt ſeiner bei Tiſche aufgewartet; es war dunkel geworden und ſie fragte, ob ſie Kerzen anzünden ſollte, worauf die Gräfin antwortete: „Emerence laß uns allein, geh' in die Kinderſtube.“ In die nämliche, vom Speiſeſaale ſehr entfernte liegende Stube waren auch die Kinder und die übrigen Mägde geſchickt worden. Eines der Kinder verlangte Milch; während nun zwei Frauen deßhalb in die Küche gingen, hörten ſie plötzlich ein erſtickles Schreien: „Mord! Mord! Hippolyt! Hippolyt!“ Die Mägde liefen an die Küchenthüre, welche durch ein nicht ſehr geräumiges Vorzimmer vom Speiſeſaal getrennt iſt und wollen die Gräfin geſehen haben, wie ſie aus dem Speiſeſaal trat und dann die Thüre desſelben abſchloß. Die Mägde flohen erſchreckt und als ſie unter dem Fenſter des Saales vorbeikamen, hörten ſie das letzte Röcheln eines Sterbenden. Später ſah das Kammermädchen Emerence, wie der Graf und die Gräfin oben in ihre Kammer gingen. Sie ſahen verſtört aus, und befahlen, daß man ſie allein laſſe. Aber nach einer halben Stunde kamen ſie wieder herunter, riefen das Geſinde zuſammen und nun begann die Komödie. Beide Gatten fließen beim Anblick des Leichnams laute Klagen aus, aber keine Thräne befeuchtete ihre Wimpern. Wir haben geſagt, daß man am Anfang eine Vergiftung durch Bitriol muthmaßte. Die Juſtiz ermittelte, daß der Graf Bocarmé im Schloſſe ſelbſt eine chemiſche Werkſtätte beſaß und daß er einen Mann aus dem Dorfe als Gehilfen verwendete. Der letztere gab im Verhör an, daß man ſeit zwei Wochen Tag und Nacht, ohne das Feuer ausgehen zu laſſen, im Laboratorium gearbeitet habe; daß Herr v. Bocarmé während der Zeit gewöhnlich in den Kleidern ſchlief; daß er des Nachts mehrmals den Gang der Operation beſichtigte, und daß ſogar die Gräfin bisweilen kam, um zu ſehen, wie das Erbſchaftswaſſer werde. Die Unterſuchung ermittelte ohne Mühe, daß der bei dieſen Operationen verwendete urſprüngliche Stoff Tabak geweſen ſey. In Folge dieſer Anzeige konnte Herr Stas, ein geſchickter Chemiker, feſtſtellen, daß die Vergiftung durch Nikotin erfolgt ſey. Ein anderer, ſehr wichtiger Zwiſchenfall, verbreitete neues Licht. Die Zeitungen hatten gemeldet, daß Graf Bocarmé vorigen Sommer nach Brüſſel gekommen ſey, um eine Equipage zu kaufen; daß er dieſelbe hatte weiß anſchlagen laſſen, um die Hitze zu vermeiden, während er ſelbſt ganz in Pelzwerk gehüllt war. An dieſem Umſtand glaubte ein Profeſſor zu Gent, Herr Loppens, einen Mann wieder zu erkennen, der im Frühjahr ihn beſucht, ſich Beirand genannt und ihn gefragt hatte, wie man Nikotin bereite. Dieſer Profeſſor theilte ſeine Muthmaßung dem Staatsanwalt mit, und Bocarmé gegenübergeſtellt, erklärte er ſogleich, in ihm den angeblichen Beirand wieder zu erkennen und überreichte dem Gericht die Briefe, welche der letztere ihm unter dieſem Namen über die Herſtellung jenes Giftes geſchrieben hatte. Der letzte Brief ſoll mit den Worten ſchließen: „Der Verſuch iſt gegückt, die Wirkungen ſind furchtbar geweſen.“ Ein Tröpfchen von dem aus den Eingeweiden des vergifteten Guſtav Fougnies ausgezogenen Nikotin genügte, um eine Taube in drei Secunden zu tödten.

Mit dieſen Beweisſtücken bewaffnet, erneuerte das Gericht das Verhör gegen die Gräfin Bocarmé. An-

Digitized by Google

fangs beharrte sie bei ihrem Leugnen. Als aber die Briefe des angeblichen Beirand ihr vorgehalten wurden, verschwand ihr Trotz. Sie gestand, aber sie wälzte die ganze Schuld auf ihren Mann und behauptete, daß sie unter einem fürchterlichen moralischen Zwange gehalten, mißhandelt von ihrem Manne, ohne eigene Lebensgefahr die Verübung des von ihr selbst verabschenten Verbrechens nicht habe hindern können. Ihr Bruder sey zu Boden geworfen und das Gift ihm gewaltsam eingegossen worden. Derselbe soll lange und verzweifelt gegen das vergiftete Getränk, das ihm eingeflößt werden sollte, angekämpft haben, bis, um diesen Widerstand zu besiegen, Herr v. Bocarmé einen Finger in den Mund seines Schwagers mit Gewalt eingewängt und ihm so das Gift eingegossen habe. Die Zähne des Unglücklichen hätten, sagt man, in diesem Augenblick den Finger des Giftmischers verletzt der in einer schnellen Bewegung des Schmerzes, denselben in seinen Mund gesteckt. Die Stärke des Giftes sey von der Art gewesen, daß die bloße Berührung der Lippen mit dem Finger, über welchen das vergiftete Getränk geflossen, hingereicht hätte, um beinahe augenblicklich bei Hrn. v. Bocarmé starke Schmerzen und Vergiftungszeichen zu bewirken. Derselbe habe daher am Abend und in der Nacht Gegengift angewendet und nur diesem und einer „wohlverstandenen“ Pflege habe es der Verbrecher zu danken, daß er dem Tod entronnen sey. Doch möchten wir dieses um so mehr bezweifeln, als ja der Graf, nach Aussage der Dienstboten, eine halbe Stunde nach vollbrachter That, über der Leiche seines gemordeten Schwagers scheindare Klagen laut werden ließ.

Gegenüber den Anschuldigungen seiner Frau entwickelt der Graf eine Gewandtheit, die man von dem abgefeimtesten und unerschütterlichsten Verbrecher nicht größer erwarten könnte. Die schwierigsten Lagen, die unvorhergesehenen Vorhaltungen, die niederschmetternden Beweise bringen ihn nie auch nur zu einem Zucken der Gesichtsmuskeln. Er rühmt sich ein gründlicher Giftkenner und einer der stärksten Chemiker Europas zu seyn. Sein ganzer Garten war voll giftiger Pflanzen. Da er die Thatsache des Todes seines Schwagers durch Nikotin nicht in Abrede stellen konnte, so soll er erklärt haben, derselbe habe sich selbst umgebracht, indem er eine auf dem Schenktisch stehende mit diesem Gift gefüllte Phiole ausgetrunken habe. Später jedoch verließ den Grafen seine Ruhe, und er soll sogar im Gefängniß einen Versuch gemacht haben, sich zu entleiben. Das Vertheidigungssystem der beiden Angeklagten scheint darin zu bestehen, daß ein Gatte die Schuld auf den andern schiebt. Die Gräfin wird als gefaßt geschildert. Am Tage vor der Abführung aus dem Gefängniß in Tournay hatte sie gebeichtet und das Abendmahl empfangen. Nach diesem religiösen Akt, den sie in der heitersten Gemüthsstimmung vollbracht, soll sie zum Gefängnißdirektor gesagt haben: „Nun mag die menschliche Gerechtigkeit nach ihrem Gutdünken über mich verfügen. Vor meinem Gewissen bin ich unschuldig, mein Mann hat Alles gethan. Als er den Wagen meines Bruders auf der Zugbrücke des Schlosses sah, zog er mich aus Fenster und sagte zu mir: Du hältst über das, was vorgehen wird, reinen Mund, oder ich vergifte deine drei Kinder. Ich habe geschwiegen, um ihn nicht zu verderben und meine drei Kinder zu retten, das ist mein Verbrechen.“ Die Anklage nimmt jedoch an, der Graf habe seinem Schwager gewaltsam den Mund geöffnet, woraus man sich die doppelte Bißwunde an seiner linken Hand erklärt, und während er ihn an Kopf und Armen hielt, habe er ihm nicht selbst die Flasche mit Nikotin eingießen können, sondern die Gräfin habe es gethan. Dies hätte jedenfalls mehr Wahrscheinlichkeit für sich als die oben angeführte Meinung von einer Selbstvergiftung des Grafen, dadurch bewirkt, daß er mit dem gebissenen Finger in seinen Mund gefahren. Dagegen sagte die Gräfin folgendes aus: „Mein Mann spekulirte auf den Tod meines Bruders Gustav, der ihm zu large lebte und nach dessen Vermögen er lüstern war. Schon in den ersten Tagen des Novembers wußte ich, daß das Gift für ihn bereit war, ich wußte auch, daß es Nikotin sey, mein Mann sagte es mir selbst in der Hinterküche, an dem Tag, da ich die große Retorte in dem Oelkessel sah, wo er mir sagte, er mache für mich Kölnischwasser. Ich bestürmte ihn mit tausend Fragen, was er denn vorhabe, bis er zuletzt gestand, es sey Nikotin. Einige Tage nachher sagte er mir zum erstenmal, daß, sobald sich Gelegenheit mit Gustav darböte, würde er ihn nicht verfehlen, und am 20. November, als ich erfuhr, daß er nach Vittremont kommen werde, erklärte mir mein Mann, an diesem Tage werde er seine Sache machen.“ — Statt aber ihren Bruder, als er um 10 Uhr kam, zu warnen, entfernte Frau von Bocarmé die Personen, deren Gegenwart das Verbrechen erschweren oder verhindern konnte.

Zu den Gerichtsverhandlungen, waren 101 Zeugen geladen.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 49. Kaiserslautern, Samstag, 21. Juni **1851.**

Genrebild aus dem Harz.

(Aus dem Leben gezeichnet.)

(Schluß)

Die Mutter trat näher und fuhr in zutraulich gutmüthigem Tone fort:

„Net woahr? Er thut's net? Sieht Er 's ist su ä bravs Madel; es is nie mit kei'm Bursch net kangen, wo ich net derbei war, un ich denk', 's hot oach kein'n geschmatzt. Aber nu blärrt's ze Haus, un denkt Er will's unter de Leut' bringen, un die sinn su schlacht im Ort. Und ihr Schatz, 's is wull ä herziger Busch, aber hot manch ä verflucht Capriol im Dötz, är künnt' se porren, und kän's hätt ver Em Fried. Net woahr, Er thut's mir un mei'm Madel net su Leid.

Die gute Frau vergaß, daß ihre Besorgniß ganz überflüssig war; daß der Zauber nicht wirken konnte, wenn das Mädchen noch nie einen Burschen „geschmatzt" hatte. Ich suchte ihr dies begreiflich zu machen; ich suchte ihr zu beweisen, daß gar keine Gefahr wäre, wenn sich Alles so verhielte, wie sie sagte. Allein sie meinte:

„Besser is besser; denn schaut Er, ein Mutter koan doch oach net immer hinter so ei'm Madel drein sinn, un mer koann's doch net wissen, wie's der lieb' Herrgott im Himmel weiß."

Um sie los zu werden, denn das: „Jetzt ist wohl ihr Fenster offen," summte mir schon immer im Kopf herum, versprach ich Alles, was sie wollte, und sie entfernte sich endlich, nachdem sie sich meine Versicherungen in der Thüre noch einmal hatte wiederholen lassen. Aber ich hatte einen großen Fehler begangen. Durch meinen Beweis von der Ungefährlichkeit des Brautreigens hatte ich einen Argwohn geweckt, der schwerlich geweckt wäre, wenn ich, ohne mich auf solche Deductionen einzulassen, sogleich mich zur Erfüllung ihrer Wünsche bereit erklärt hätte.

Der verhängnißvolle Tag kam heran. Ich lag noch im Bett früh Morgens und trieb mich mit meinen Träumen in der „Wolfsschlucht" umher: Da schreckte mich ein hastiges Klopfen vom Kopfkissen auf. Rasch sprang ich auf und öffnete die Thür, nachdem ich eben den Schlafrock umgeworfen. Es war die Brautmutter. Zum Henker, dachte ich, hat das noch kein Ende?

Die Frau war sichtlich aufgeregt. „Ich muß noch amoal su En kummen, sprach sie. Dos Madel, die Jette is ganz außer sich. Se heult mer den kanzen Tohk, un will sich kahr net zufrieden kebe. Er hot mit seim' Geschwätz ä schön K'schicht zukericht."

„Ich will ihn ja nicht spielen!" schrie ich, und stumpfte mit dem Fuße.

„Nun hört Er, Er darf's oach net. Es wär' ä schlimm Ding, un die Jette, die kratzt Em die Oogen aus, wenn Ersch doch thut! Ich will's Em nur sag'n, 's Madel hot's mir keschtanden. Un dos is so kommen. 'S hat hier im Stadel ä muntrer Bursch, aber blutarm; hatt Nischt als seini beid' Fäust'! der hatt ein Oog uf de Jett'; un se hätt'n oach kern, un ich oach, wenn är mant net su blutarm kewest wär. Un darum is är oach uf un fort nach Amerika, un wir wisse net, ob er k'sund über dos kroß Wasser kommen, un ob är noch läbt. Aber sieht Er, ä Tohk, eh är fortmacht, sinn wir uf de Kirms in E., Er weiß ja wull, un hatten die jungen Leut' mit 'nander ketanßt, un den andern Tohk wollt är fort nach Amerika. Un wie wir nacher Haus kehen, da war su ä schäner Mondschein, un uf d' Wischen war's ä Bissel neblig, und der Wind pusterte racht duse in de Bäume. Ich un mein Alter jiagen voran un de junge Leut d'rhinder drein. Un wie sie ä Bissel zurückblieben sinn, da hot der Jakob sagt: Jett', morgen keht's nach Amerika, un komm' wull niemals widder. Da ist dem Madel kanz pupprig um's Herze keworde, un fangt an su heule; der Jakob nimmt's fluck bei der Hand un in den Arm, un schmatzt's Madel tüchtig ab, und sagt: So, dos soll mein' Wahkzehrung sinn, un will dran denke, wenn ich Nischt su beiße hab'. Da fangt ör oach an zu heule, un lauft dervon, un is nimmer widder komm'n. Nu sag Er amoal, wenn Er bei so ä schänem Mondschein vun der Kirms käme, un wär ä jungs Madel

Digitized by Google

un ä hübscher schlanker Bursch' wollt' nach Amerika, wollt' Er em wull net oach solche Wahkzehrung käbe? Er müßt jo kän Krischtenkemüth habe, wenn Ersch net thät."

Ich war damit ganz einverstanden, und versprach nochmals, nur ein Manual zu benutzen. Bald darauf läutete es zur Kirche. Die Trauung sollte des Nachmittags stattfinden. Ich glaubte nun Alles abgemacht.

Als ich aus der Kirche zurückkehrte, bemerkte ich schon auf der Treppe, daß Jemand mit schwerem Schritte vor meinem Zimmer auf und ab ging. Als ich hinaufkam, fand ich des Mädchens Vater vor. Natürlich nöthigte ich ihn herein. Der Alte wollte mir offenbar imponiren. Er trug den langen braunen Staatsrock, und darunter die manchesterne Schooßweste. Das weiße Haar drängte sich unter dem keck auf die Seite geschobenen Dreimaster hervor und die knochige Hand umspannte ein derbes spanisches Rohr mit messingenem Knopfe.

Nachdem er mich mit seinen hellen grauen Augen eine Weile angeblitzt hatte, bohrte er den Stock heftig in den Fußboden und sagte:

„Er sull mein Madel net blamire! 's is ä kuts Madel un äs heult mir die Ohren vull; Er sulls net! Hört er wull? Ich will Em etwas sage. Er sull, wenn Er'sch net thut, sein Hochzeitskuchen so kut habe, wie der Pastor un seinen Kulden ebenfalls.

„Das Geld," erwiderte ich, „gebührt den Organisten; ich bin nur sein Stellvertreter."

„Ei was, där soll sein Theil oach haben; un hört Er, ich hab 'n Dompfaffen; so'n rares Thier is im kanzen Harz net; är pfeift den alten Dessauer un dos Mantellied, un den Jungfernkranz, un is kä Not' falsch dran. Den sull Er oach haben, wenn Er mir dos Madel in Ruhe laßt. Wenn Er'sch aberscht net thut, Herre, so soll Ihme dos Dunnerwetter uf den Hirnkasten foahren; su will ich Ihm die Klidder dräschen, wie das Metall drüben unterm Hammer, un Er sull an mich denken. Er sull de Barkleut (Bergleut) kennen lernen."

Jetzt wurde die Sache bedenklich. Ich bot alle meine Beredtsamkeit auf, um den Alten zu überzeugen, daß ich nur einen unzeitigen Spaß gemacht habe. Zu allen meinen Demonstrationen schüttelte er zweifelnd das weiße Haupt und wiederholte nur:

„Den Dompfaffen, oder —" Dabei hob er dräuend das wuchtige Rohr. So schied er nun ließ mich doch mit eigenthümlichen Bedenken zurück.

Der Nachmittag kam; ich verfügte mich zur Kirche und setzte mich, in allerlei musikalische Trämereien vertieft, vor meine Orgel. Eine Viertelstunde nach der andern verstrich, aber kein Brautzug erschien. Endlich schlurfte ein langsamer Schritt durch die Kirche. Tap, tap, tap kam's die Treppe herauf. Zu meinem Schrecken erschien der alte in seinem Bratenrock; aber das verderbendräuende Rohr in der Rechten.

„Das Madel will'r net zur Kerch', es fürchtt sich vor sei'm Brautreigen. Ich soll Ihm noch ämoal ins Kewissen reden. Eher wills net kimmen."

Ich versprach Alles, was der Alte wollte. Endlich sagt er: „Nu hör Er; ich will Em woas sage. Wenn d'r Zug kümmt, so wärd ich mich hinter Em schtällen, un wann er mir mit d'r Hand da oben herauf kreift, dunne — Kreuzdonnerwetter, Er verschteht mich."

Freilich verstand ich ihn. Was war zu thun, ich gestand Alles zu. Er ging darauf fort, um den Zug zu holen. Dieser erschien endlich. Ich begann das Vorspiel. Der Alte stand mit erhobenem Rohre hinter mir. Ich schwitzte wie in den Hundstagen; denn ich war gewohnt, beide Manuale zu gebrauchen; aber so oft mir gewohnheitsmäßig die Hand nach dem obern zuckte, vernahm ich hinter mir ein Brummen, und jeden Augenblick glaubte ich das Rohr auf den Schultern zu fühlen. Der Alte verfolgte meine Hände mit Luchsaugen. Endlich war die Ceremonie zu Ende; der Zug verließ die Kirche. Ich athmete tief auf. Der Alte reichte mir die Hand. „Ich seh' doch, sprach er, daß Er ä braver Kerl is. Komm Er heut Obend zum Schmaus, un den Dompfaffen will ich Em schonst schicke." Er hielt Wort. Aber lange habe ich nicht gewagt, mit den Mädchen im Harz solche Späße zu treiben. Aberglauben ist schwerer auszurotten als Glauben. Merks Dir, Junge, und wenn Du die Geschichte aufschreiben willst, so hab ich, wie gesagt, nichts dagegen.

Der Proceß Bocarmé.

(Forts. von № 97 im Boten.)

In der Sitzung vom 3. Juni berichtigte die Zeugin Emerance jene Angabe dahin, sie erinnere sich nicht, wer am 20. November den Befehl, die Kinder nicht zum Nachtisch zu bringen, gegeben habe. Dies wäre ein wichtiges Entlastungsmoment für die Gräfin, da sich ihre Anklage hauptsächlich auf die Annahme stützt, sie habe die Dienstboten vom Schauplatze des beabsichtigten Mordes ferne gehalten. Die Zeugin fährt fort: Als sie am 20. Nov. in den Speisesaal gekommen, habe sie neben der Leiche Gustav's dessen Uhr und Brieftasche liegen

Digitized by Google

sehen, ferner Pillen und ein kleines Taschenmesser, welches nicht geöffnet gewesen. Am andern Tage habe der Graf sie instruirt, was sie vor Gericht deponiren solle, und ihr fortwährend vorgesagt, Gustav sey in ihren Armen gestorben; sie habe das in Abrede gestellt, aber der Graf sich zu seiner Frau gewendet mit den Worten: „Er ist in ihren Armen gestorben; die arme Emerance!“ Schließlich deponirt die Zeugin, daß der Graf nach dem Verbrechen sich nie in den Angaben über die Art, wie er seine Wunden erhalten, gleich geblieben, und nie ein Wort über die Vergiftung durch die angebliche Nikotinflasche geäußert. In Bezug auf die Flasche vervollständigte der Graf seine frühern Angaben. Er will die Flasche mit Nikotin mehrere Wochen vorher in den Keller gebracht und in einen leeren Behälter für Weinflaschen gestellt haben. Frau von Bocarmé erklärt dagegen, daß in dem Keller, woraus man am 20. Wein geholt dem Keller für den Bordeaux, sich gar kein derartiger Behälter befänden. Der siebzehnte Zeuge ist Virginie Chevalier. Sie widerspricht der vorigen, und behauptet, die Gräfin selbst habe befohlen, die Kinder nicht in der Küche essen zu lassen. Mehrere andere Zeugen deponiren über den üblen Leumund des Angeklagten; darunter erregt ein ehrlicher Hufschmied große Heiterkeit. Auch ihm ist, wie er mit der Rechnung gekommen, die Zugbrücke vor der Nase aufgezogen worden.

In der Sitzung vom 4. Juni sagen mehrere Zeugen über die Ausschweifungen des Grafen aus, und wie derselbe seine Frau öfters auf eine ganz barbarische Weise mißhandelt habe, so daß dieselbe in einem Zustande beständiger Furcht geiebt, der sich oft bis zum Schrecken gesteigert.

Die Sitzung vom 5. Juni beschäftigte sich mit dem Ankaufe giftiger Pflanzen, chemische Apparate u. s. w., welche der Graf immer heimlich betrieben hatte. Als 63ster Zeuge deponirt Maria Rossignol, Haushälterin des Ermordeten, der nach ihrer Aussage gar nicht den Plan mehr gehabt hat, sich zu vermählen; davon habe jedoch von den Angeklagten noch keiner etwas gewußt; er habe sie geflissentlich in dem Glauben an seine Heirath gelassen, um ihnen Angst zu machen, weil sie so verschwenderisch gewesen. Gustav, theilt die Zeugin ferner mit, habe nie von den Geschenken genossen, die man ihm von dem Schlosse Bitremont aus gesendet hatte, weil er gefürchtet, er werde dadurch vergiftet werden; er habe Schweinefleisch, welches er von dort erhalten, vergraben lassen, damit auch die Thiere nicht davon genössen. Frau v. Bocarmé habe ihren Bruder oft besucht; dem Grafen habe Gustav Fougnies jedoch sein Haus verboten gehabt. Der k. Procurator fragte: Hat man Gustav Fougnies nie etwas gestohlen im Schlosse? Antw.: Ja, ein Pferdenetz ist ihm fortgekommen. Er hat es in der Gallerie des Schlosses seines Schwagers wieder gefunden. Von Wichtigkeit ist der Zeugin schließliche Versicherung, der Ermordete habe nie Wein getrunken, er habe ihn nicht vertragen können und deßhalb immer nur Wasser mit etwas Rothwein darin getrunken. Fr.: Hatte Fougnies Kraft in den Armen? Anw.: Ja, viel; ein Mann hätte ihn nicht niederwerfen können, ohne seine Krücken zu zerbrechen. Fr.: Er hatte den Schenkel amputirt? Antw.: Ja, es war vom Bein fast nichts übrig geblieben. Die Sitzung wird um 2 Uhr geschlossen.

Während der große Vergiftungsprozeß in Mons seinen Fortgang nimmt, wird ein namhafter Beitrag zur Beurtheilung desselben von Paris aus geliefert. Hr. Professor Orfila hatte den drei ersten Gerichtssitzungen angewohnt und war dann wieder zurückgereist. Da er sich überzeugt hatte, daß eine von ihm schon unterm 20. Mai der Akademie der Medizin übergebene Denkschrift über das Nikotingift die Lage der Angeklagten nicht erschweren könne, nachdem der ganze Gifthandel des Herrn Bocarmé ausgemittelt ist, und auch die Haushälterin Gustav's bezeugt hat, daß dieser seit Jahren in Furcht war, von seinem Schwager vergiftet zu werden, so hat Herr Orfila nun über die Nikotinfrage in der Akademie Vortrag gehalten, und seine Abhandlung ist im Drucke erschienen. Die Untersuchungen des Herrn Orfila und des belgischen Chemikers Stas sind unabhängig von einander geführt worden, aber auf das gleiche Resultat gekommen. Herr Stas hat an Gustav Fougnie's Leichnam in Zunge, Magen, Leber und Lunge Nikotin entdeckt. Der Pariser Professor hat an zwei Thieren die Nikotinvergiftung mit 12 — 15 Tropfen probirt und nachher durch chemische Analyse der Leber noch merkliche Quantitäten Gift herausgezogen. Allein schon ein oder zwei Tropfen Nikotin können eine sehr gefährliche Vergiftung geben.

Am 7. Juni wurde zuerst die Braut des Ermordeten, Fräulein Antonette Herrembaut von Dudzeele, 26 Jahre alt, vernommen. Sie schleppte sich am Arme ihres Vetters mühsam bis zum Sessel, mußte — da sie halb ohnmächtig geworden — durch Aethereinathmen wieder zu sich gebracht werden, hörte aber während des ganzen Verhörs nicht auf, heftig zu zittern. Die Angeklagten zeigten dafür keine, die Zuhörer große Theilnahme. Sie gab an: anonyme Warnungs- und Drohbriefe, die sie und ihr Verlobter erhalten und worin sie gegenseitig angeschwärzt

Digitized by Google

wurden, hätten ihren Verlobten die Trauung stets weiter hinausschieben lassen, zuletzt bis zum November. Herrn Gustav v. Fougnie's habe man geschrieben, sie habe einige Kinder gehabt, ihr habe man dasselbe von Gustav geschrieben. Die Briefe seyen von Einer Hand, die aber die Handschrift entstellt habe. Sie wurden vorgezeigt. Der Graf erklärte, nichts davon zu wissen; die Gräfin bekannte, sie geschrieben zu haben. Sie habe nur geschrieben, was die umlaufenden Gerüchte gesagt. Dieser Punkt dürfte die Lage der Gräfin nicht wenig verschlimmern. Der Graf blieb sich gleich. Als einer der Zeugen sagte, man habe ihn nur den Maquereau genannt, stimmte er in das Gelächter des Publikums aus vollem Halse mit ein.

Der 85. Zeuge, Brisemoutier, Brigadier der Gendarmerie zu Peruwelz: Am 22. und 23. Nov. ist er in das Schloß gesandt worden, und hat dort auf Befehl Armand Wilbaut den Gehilfen des Grafen bei der Giftbereitung arretirt, und unterm Bettstroh des Wilbaut an 40 Kilo Tabak gefunden. Dann hat er weitere Nachsuchungen gehalten, und, weil ihm frische Stellen im Blumengarten auffielen, dort nachgegraben und zwei todte Katzen und zwei todte Enten gefunden; eine der ersteren hatten die Mägde den Grafen dort einscharren sehen. Dann erzählte er weitläufig, wie er im Plafond eines Zimmers im Schloß den Versteck der chemischen Instrumente entdeckt und sie daraus hervorgezogen habe. Der Graf, befragt, weßhalb er diese Gegenstände so gut verborgen, gibt an, daß er eine längere Reise nach Deutschland projektirt, um der Hochzeit Gustavs auszuweichen, und diese Sachen habe er wohl verwahrt wissen wollen an einem Orte, den nur er und seine Vorfahren gekannt.

Die Ergebnisse der Leichenschau des Ermordeten werden, insoweit sie das eingeträufelte Gift betreffen, durch Herrn Stas, Professor der Chemie an der Militärschule, in der Sitzung vom 9. Juni ausführlich dargelegt. Er gelangte zu dem Schlusse, daß das Gift dem Ermordeten, während er zu Boden gelegen, eingegossen worden sey. Es ist dies deßhalb von großer Wichtigkeit, weil der Angeklagte und die Vertheidigung behauptet hatten, Fougnies habe aus Verwechslung statt aus einer Weinflasche aus einer mit Nikotin gefüllten getrunken, was jedenfalls im Stehen, nicht im Liegen geschehen wäre. Der Chemiker hatte aus Fougnies verbrannter Zunge eine sehr große Quantität Nikotin ausgezogen.

In der Sitzung vom 10. Juni wurden mehrere günstige Zeugnisse abgelegt für den Leumund der Gräfin. Frühere Dienstboten und andere ihr nahegestandene Personen bezeichneten sie als eine gute Tochter, welche im besten Einvernehmen mit Vater und Bruder gestanden und den ersteren in seinem steten Krankseyn auf's treueste gepflegt habe; gegen die Dienstboten sey sie immer freundlich und mild gewesen. Auch der Staatsanwalt gestand zu, daß ihre Sitten, allen Untersuchungen zufolge, durchaus tadellos gewesen. In derselben Sitzung wurden auch zwei Aerzte vernommen, der Arzt von Peruwelz und der Gerichtsarzt von Tournai. Beide bezeugten, welche widersprechende Angaben Bocarmé früher über seine Verletzungen am Finger und im Gesichte gemacht. Beide meinten auch — und dies ist zur Entlastung der Gräfin sehr wichtig — daß eine einzige Person den Gustav Fougnies, der sehr schwach gewesen und nur einen Fuß gehabt, habe niederwerfen, ihm das Knie auf die Brust setzen und so das Gift eingießen können. Liegend habe er das Gift empfangen — darin stimmen auch sie überein.

Nach Abhör der Zeugen entwickelte der Staatsanwalt, Herr v. Marbaix, am 10., 11. und 12. Juni das Requisitorium. Mit scharfen Zügen legte er die Größe des begangenen Verbrechens dar, hielt gegen den Grafen die Anklage des Giftmordes und gegen die Gräfin die der wissentlichen Unterstützung oder Beihülfe aufrecht. In Beziehung auf letztere sagt er: Daß Gustav Fougnies' letzte Stunde gekommen, wußte sie so gut wie gewiß: Aber nicht der leiseste Wink entschlüpft dieser unnatürlichen Schwester, um ihren Bruder zu retten! — Das ist, was wir in Bezug auf Lydia Fougnies behaupten: Sie hat an dem Einflößen des Giftes nicht Theil genommen (über diesen Punkt sprechen wir uns nicht aus), aber sie hat mit aller ihr zu Gebot stehenden Kraft die Ausführung des Verbrechens unterstützt, so daß ohne allen Zweifel ohne sie der Ermordete Hülfe erhalten haben würde. Folglich, wenn sie nicht Miturheber des Verbrechens, so ist sie unzweifelhaft Mitschuldige ihres Mannes! Und so ende ich, indem ich laut im Namen der ganzen Gesellschaft, welche die Augen voll Spannung auf diesen Prozeß gerichtet hält, die unbewegliche Gerechtigkeit des Geschworenengerichts von Hennegau gegen die Mörder, die Vergifter, die Brudermörder anrufe! (Schluß folgt.)

Thierhäuschen.

1204 1 Sonntag, den 22. dieses Monats, findet durch die Musik des königlichen 4. Infanterie-Regiments Harmonie-Musik in meiner Gartenanlage statt. Anfang 3 Uhr. Eintrittspreiß 6 kr. à Person.

H. Jacob.

Verantwortlicher Verleger J Kayser..

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 50. Kaiserslautern, Donnerstag, 26. Juni **1851.**

Im Dom zu Speyer.

Mitgetheilt von b*. (F. Gb.)

Während Meister Schraudolph noch in München verweilt und rüstig an den Cartons der Bilder arbeitet, welche das Mittelschiff des Speyerer Domes zieren sollen, ist sein College Schwarzmann schon wieder seit Wochen in der gewaltigen Halle beschäftigt, zunächst die Gewölbdecke in einen blauen Himmel mit goldenen Sternen zu verwandeln. In dieser Abtheilung des Gebäudes sind nämlich nur die mäßig großen Felder an den hohen Wänden des Mittelschiffes, welche die Bogen, Pfeiler und Fenster übrig lassen, zur Aufnahme von Compositionen aus dem Leben der Jungfrau Maria bestimmt, während alle andern Räume der decorirenden Hand des wackeren Künstlers Schwarzmann überlassen bleiben, der schon in den Chören eine staunen- und bewunderungerregende Fülle der herrlichsten Ornamente entfaltet hat. Zwar hätten die zahlreichen Gewölbviertel mit ihren kolossalen Dimensionen ein sehr weites Feld für bildliche Darstellungen geboten, aber König Ludwig und seine Künstler hatten sicherlich Recht, wenn sie von vornherein den Gedanken fernhielten, sämmtliche Gewölbe des ganzen riesigen Gebäudes mit Gemälden zu bedecken. Abgesehen davon, daß Deckengemälde für den Beschauer immer etwas anstrengendes und darum für den Künstler weniger lohnendes haben, ist grade hier der weise Grundsatz ne quid nimis vorzugsweise an seinem Platz. Während für die hohen Chöre der größere Reichthum an Schildereien sehr wohl motivirt erscheint, fordert das Langhaus und vor allem das Mittelschiff schon nach seinen architektonischen Verhältnissen ein bestimmteres Maß, damit weder die edle erhabene Einfachheit des Gebäudes noch der genetische Gang und Fortschritt des Gedankens, der den Historienmaler geleitet hat, eine Beeinträchtigung erleide. Kurz, wir dürfen versichert seyn, daß die beiden trefflichen Meister, die miteinander an diesem großen Werk der Kunst arbeiten, dasselbe in der entsprechendsten Weise durchführen werden. Was sie bereits in den Chören geleistet haben, gibt die vollkommenste Bürgschaft dafür. Diese im vorigen Herbst bereits vollendeten Chöre, oder wenn man lieber will, das Querschiff und die weite halbrunde Nische des Stiftschores sind seit Weihnachten völlig von dem Langhaus abgeschlossen und nothdürftig zur Abhaltung des Gottesdienstes eingerichtet. Jenseits der Scheidewand hat sich über dem sogenannten Königschor, auf dem die Denkmäler Rudolf's von Habsburg und Adolf's von Nassau stehen, und noch weiter hinab fast bis in die Hälfte des Schiffes ein ungeheures, vielverzweigtes, sechs oder siebenstöckiges Gerüst, ein wahrer Wald von Stämmen erhoben; an Wänden, Pfeilern, Gewölben, Bögen und Gurten arbeitet der Zweispitz und der Meisel, um jede schadhafte Stelle, jeden verdächtigen Stein zu entfernen; da wird rüstig drauf los gemauert und bestochen, um jedes Fleckchen zuzurichten auf die Zeit, wenn der Pinsel ihm den vollendeten Schmuck aufdrücken wird, und über dem allen trägt bereits, wie gesagt, Meister Schwarzmann mit seinen Gehülfen den Himmel auf und die andern Ornamente, die täglich, wie die Blumen des Frühlings, seiner reichen Fantasie entsprossen und unter seiner kunstgeübten Hand erblühen. Später wird dann Schraudolph sein Werk wieder beginnen, dessen Cartons bisher in München ausgestellt waren und dort vielfach bewundert worden sind.

Ich kann mir nicht versagen, dem Leser noch einen flüchtigen Blick in das jetzt abgeschlossene Chor thun zu lassen. Hat man mit Recht so vieles und unter dem vielen wieder vorzugsweise den Tod Maria's und die Uebergabe der Kreuzzugsfahne durch den heiligen Bernhard an Kaiser Konrad III. bewundert, so nimmt unter den neuen Schöpfungen Schraudolph's die Steinigung des ersten Märtyrers Stephanus in der Altarnische des südlichen Seitenchores die Bewunderung fast in noch erhöhterem Maße in Anspruch. Besonders ist es die Gestalt des Heilandes in der Glorie, die alles übertrifft, was in dieser Weise bisher geleistet worden ist. Auch die vier ehemaligen kleinen Beichtzellen in den Wänden sind

Digitized by Google

wundersam schön ausgeführt. Betrachtet man den ganzen Reichthum im allgemeinen oder im einzelnen, immer wird das Gefühl staunender Bewunderung das vorherrschende bleiben, selbst bei denen, die in kirchlichen Räumen Einfachheit und Schmucklosigkeit aller, auch der edelsten künstlerischen Pracht vorzuziehen geneigt sind, weil sie selbst von dieser eine Beeinträchtigung der Andacht und tieferer religiöser Gefühle und Eindrücke befürchten. Ob die Andacht beim gewöhnlichen Gottesdienst, ob die Wirkung der Missionspredigten, welche die Patres Jesuiten seit Pfingsten täglich mehrmals in dem geschmückten Raum halten und die von tausenden besucht sind, durch Bild und Ornament geschwächt werden, das will ich nicht entscheiden, doch fürchte ich dergleichen für die Zukunft keineswegs, und kann mich nur darüber freuen, daß die herrlichen Gebilde der Kunst eine so erhabene Stätte und diese wieder einen so erhebenden Schmuck gefunden.

Der böhmische Tanz.

Diesen schildert uns Joseph Rank in seinem neuesten Buche: „Aus dem Böhmerwalde," in folgenden anmuthigen Zügen: „Wenn ein Tanz angesagt ist, so finden sich die Musikanten am bestimmten Sonntage um 1 Uhr Nachmittags in der Dorfschenke ein. Die Burschen in schönen weißen Strümpfen, schwarzledernen Kniehosen, roth- oder grünseidenen Westen und karminrothen Halstüchern, ziehen haufenweis über Wiesen und Felder, von fern und nah herbei, und sammeln sich in der Wirthsstube. Geschäftiger und ängstlicher gelangen die Mädchen auf Umwegen und hinter den Häusern heran. Vor der Stubenthüre im Voraus bleiben sie stehen, und Keine will den Anfang machen einzutreten. Während sie nun kichernd sich hier zusammendrängen, lassen die Burschen Musik von innen ertönen, weil sie die Gegenwart der Tänzerinnen merken. Die Aufregung der Musik belebt die Mädchen mit Muth. Es wagt die Kühnste ihre Hand auf die Klinke zu legen — patsch! schlägt eine Zweite ihr die Hand nieder, und der Andrang schleudert nun die Thüre weit auf, daß die Vordersten bis in die Mitte des Zimmers vorgestoßen werden, die sich verlegen wieder zurückzudrängen suchen. Allein schon hat dem verlegenen Gekicher und Gewirr der tanzlustige Bursche abgeholfen, indem Jeder einer Gewissen winkt oder pfeift oder sie bei Namen ruft. Die Gemeinte springt frisch zum Tänzer hin, und sogleich geht es voll Leben in der holperigen Stube herum. — Der beliebteste Tanz ist der Ländler. Er wird auf steyerische Weise getanzt von Denen, die im Rondeau sich bewegen; allein innerhalb des Kreises stellen sich zugleich so viele Paare auf, als neben einander Platz finden, um sich herumdrehen zu können. Dieses Herumdrehen geschieht tactmäßig so, daß ein Tact zu einer ganzen Wendung hinreicht, und der Schluß jedes Tactes wird durch einen Stampf und gleichzeitiges Senken des Paares markirt. Mit diesem eigenthümlichen Tanze ist ein häufiges Aufschwingen der Tänzerinnen verbunden, und man nennt das: „Af oan Eartl" tanzen." — Originell ist der musikalische Vortrag des Ländlers. Der erste Theil wird zweimal gespielt, wobei Clarinet das Hauptinstrument ist; eine Flöte secundirt harmonisch, und zwei Violinen, ein Zimbal und Baß accompagniren piano dazu. Ist der erste Theil zweimal gespielt, so wird er gleichsam umgekehrt und wieder zweimal vorgetragen. Hierauf wird die Geige das Hauptinstrument, und verändert denselben ersten Theil des Ländlers in ein willkürliches Gefiedel, aber in veränderter Tonart (z. B. aus C-Dur in G-Dur übergehend). Mit dem Vorgeiger klimpert nun auch das Zimbal die gleiche Partie, die Secundgeige und der Baß arbeiten lebhaft mit, wozu sich das Schmettern einer Trompete gesellt. Clarinet und Flöte tasten. Während der zweite Theil des Ländlers abermals viersach abgespielt wird, geben die Tänzerpaare im Rondeau, wenig angeregt, nur langsam herum, oder stehen, ein Gespräch unterhaltend, zur Seite. Die Tänzer „af oan Eartl" (oder auch „af oan Platzl") treten nur von einem Fuß tactmäßig auf den andern, ziehen abwechselnd eine Hand der Tänzerin nach der andern eben so tactmäßig an sich und stoßen sie wieder ab, so daß die Tänzerin in einer Halbdrehung erhalten wird. Wie man aber die Schlußcadenz des zweiten Theiles merkt und das Clarinet-Flötensolo mit leisem, harmonischen Accompagnement der übrigen Instrumente beginnt; da scheint eine entzückende Raserei in Tänzer und Tänzerinnen zu fahren; es entsteht ein Jauchzen und Springen, viele brechen vor Entzücken in ein durchdringendes, grelles Pfeifen aus, andere singen den Ländler mit. Je wilder sich da der Bursche äußern kann, desto willkommener ist es ihm. Bei stark gefüllter Stube ist dann der Tanz eine wahre Schlacht. Einer sucht den Andern aus Reih und Glied zu schleudern. Mancher bleibt im Ronteau voll seligen Uebermuthes stehen und beginnt „af oan Eartl" zu drehen. Die Nachtänzer schwellen hinter ihm an, und sind gezwungen, um das schöne Solo nicht unbenutzt zu lassen, ebenfalls „af oan Platzl" anzufan-

Digitized by Google

gen, so daß auf einmal im ganzen Zimmer ein Heben und Senken sichtbar wird. Die Tänzerinnen schweben häufig über den Köpfen, und die Scene gleicht einem Wasserwirbel, auf den ein heftiger Platzregen fällt, wo die stark aufschlagenden Wassertropfen über der drehenden Masse hüpfende Figürchen bilden. — Vier Ländler machen eine Tour, während welcher kein Bursch seine Tänzerin wechselt oder aufhört. Beim letzten Klang der Musik faßt jeder Bursch seine Tänzerin, führt sie in die Kammer, wo die Tische von den eigentlichen Trinkgästen besetzt sind, reicht ihr sein Glas zum Trinken, und läßt sie dann laufen, wenn sie ihm gleichgültig ist, oder setzt sie zu sich an einen Tisch, wenn sie so glücklich ist, seine Dulcinea zu seyn. In der Tanzstube aber gruppiren sich mehrere Burschen um die Musikanten, indem sie sich gegenseitig die Arme um den Hals schlingen, und singen verschiedene Volksmelodien, denen sie stets neue Texte unterlegen. Nach abgesungenem Text spielt ihnen die Musik die Melodie nach, welche gesungen wurde, und die Burschen springen und jauchzen dazu oder schnalzen mit der Zunge nach dem Tact. Die Mädchen aber hängen sich zwei und zwei zusammen mitten in der Stube, tanzend nach der gesungenen und gespielten Melodie. Verliebte Paare sitzen die Meisten schäkernd an den Wandbänken herum. Beispiel solcher Liedertexte:

Deanal gei hea zon Zau,
Lauma dò rächt oschau.
Wos du füa Augerln hoßt:
Schwoarz oda brau?

Als Antwort darauf folgt diesem immer folgender Text.

Augerl mai is net schwarz,
Augerl mai is net brau,
Augerl mai is o frod
Di anzuschau! —

Gegen die Tanzlust der übrigen Anwesenden darf der Gesang nicht sündigen, und man endet ihn, nachdem alle Sänger die Musik gezahlt haben, mit folgendem Texte:

Spielläd spielts ummat um,
Daß i zo man Deandla kum,
Sitzt af dar Ofadonf,
D' Zät is ia long!

Bei einbrechendem Abend wird es etwas leer in in der Tanzstube; die Knechte gehen und füttern, die Mägde melken. Bauernsöhne und Töchter sind von der Arbeit dispensirt und bleiben, wenn sie auf das Nachtessen verzichten wollen, beim Tanz. Aber sie wissen recht wohl ihrem Hunger abzuhelfen durch heimlich mittelst jüngerer Geschwister herbeigeschafften Proviant von Mehlgebäck. Hartnäckig behaupten auch die alten Weiber ihren Platz auf der Ofenbank. Ihr Amt ist scharfe Kritik. Nachts übergeben die Hausfrauen ihre Kinder und das Haus der Wache und der Aufsicht einer alten Magd oder Inwohnerin, und erscheinen dann, ihren Männern folgend, gleichfalls im Wirthshause, wo jede am Tische ihres Mannes Platz nimmt, und sich mit Eifer und Kühnheit in das Gespräch mischt, auch dem Glase gehörig zuzusprechen nicht unterläßt. Geht ein reicherer Bursch oder Mann nach Hause, so nimmt er das halbe Orchester mit, und läßt sich auf dem ganzen Wege vorspielen.

Aus Paris.

(Vorbereitungen zu einem Völkerfest.)

Paris ist eifersüchtig auf London. Diese Eifersucht ist von uraltem Datum, hat aber in der letzten Zeit ihren Charakter wesentlich geändert. Die Nationaleifersucht der beiden Weltstädte, welche Jahrhunderte hindurch mit glühendem Hasse jeden Augenblick erlauerte, um der Rivalin einen tödtlichen Streich zu versetzen, hat sich in die Eifersucht der Buhlerin verwandelt, welche vor ihrer Toilette neue Verführungskünste einstudirt, um der Nebenbuhlerin so viel Verehrer als möglich abwendig zu machen. Die Völkerwanderung zur Londoner Industrieausstellung hat Paris schlaflose Nächte verursacht: seine Eitelkeit ist gestachelt, es sinnt und grübelt, wie es eine glänzende Revanche nehmen und den Krystallpalast in Vergessenheit bringen soll. Der Plan ist fertig. Paris rüstet sich, der Welt ein Schauspiel zu liefern, das in den Annalen seiner an wunderbarem so reichen Geschichte eine der glänzendsten Seiten einnehmen soll. Europa wird eingeladen, im Herbst dieses Jahres einem Völkerfest in Paris beizuwohnen, das nicht weniger als acht Tage dauern und alle geschichtlichen Erinnerungen an die olympischen Spiele, an das Camp du drap d'or ꝛc. verwischen soll. Das ebenso sinnreiche als interessante Programm ist leider zu voluminös, um es hier ausführlich mittheilen zu können. Nachstehende Uebersicht wird zu einer Auffassung der dem riesenhaften Fest unterbreiteten Idee hinreichen.

Digitized by Google

Erster Tag: Triumpfmarsch der Weltindustrie. Die vorzüglichsten Erzeugnisse der Kunst und Industrie aller Nationen werden in einem unter Zelten auf dem Marsfeld vorbereiteten, mit allegorischen Aufzügen, zahllosen Musikchören, kurz mit dem sinnreichsten Pomp ausgestatteten Festzug, unter den wehenden Bannern aller Nationen und unter dem Kanonendonner der Invaliden und dem Glockengeläute der Metropole auf symbolisch geschmückten Charß geführt werden. An den Ruhepunkten wird der Festzug abwechselnd von den Gesangchören aller Nationen empfangen. Am Abend versammeln sich die Delegirten im Stadthaus zu einem Bankett. Die Industrieerzeugnisse bleiben auf dem Marsfeld während der ganzen Dauer des Festes ausgestellt. Zweiter Tag: Concurs für ausgestellte Feld-, Garten- und Walderzeugnisse, und Thierschau in einem auf dem Carré Marigny errichteten Saal von 20,000 Metres Flächeninhalt, zum Schluß eine großartige Preisvertheilung. Dritter Tag: Gedächtnißfeier der hervorragendsten Vertreter des menschlichen Genies aller Nationen am festlich geschmückten Pantheon. Aufführung der berühmtesten Musikstücke aller Schulen, Reden, Gesänge in allen Sprachen ꝛc. Vierter Tag: Concerte und öffentliche Bälle in allen zwölf Arrondissements. Oeffentliche Speisung der Armen ꝛc. Fünfter Tag: Historisch-allegorisches Ballet mit Gesängen und Recitationen, für dessen Entwurf von der Akademie ein Concurs ausgeschrieben wird, in dem kolossalen Saal der elysäischen Felder ꝛc. Sechster Tag: Ausflüge nach den Umgebungen von Paris, Feste in Versailles und Saint-Cloud mit Karussel, Schifferstechen, Parkillumination, Wasserkünsten ꝛc. Siebenter Tag: Das Fest der Gastfreundschaft. Das große Gebäude der elysäischen Felder wird zu dem größten und glänzendsten Ballsaal der Welt eingerichtet. Decorationen nach den preisgekrönten Zeichnungen der ersten Künstler. Ein Orchester von fünfhundert Musikern. Reiches, unentgeltliches Büffet, Maskenaufzüge ꝛc. Achter Tag: Allgemeines Freudenfest auf allen Punkten der Hauptstadt. Luftfahrten, Theatervorstellungen und Pantomimen im Freien, öffentliche Spiele, Concerte, Bälle, festliche Beleuchtung von ganz Paris, großartige Feuerwerke auf der Seine und an den Barrièren ꝛc. ꝛc.

Zur Deckung der Kosten dieser Festreihe ist eine Nationalsubscription von 1,500,000 Francs eröffnet, wovon ein großer Theil bereits untergebracht ist. Wer 50 Francs zeichnet, erhält eine Eintrittskarte zum großen Ball, und für 100 Francs den freien Zutritt zu allen für die eingeladenen Fremden reservirten Räumen in Theatern, bei Concerten ꝛc. Man erwartet, daß die Municipalität von Paris noch besondere Fonds für die Verherrlichung ihrer Stadt votiren werde. Die Delegirten der Industrie und Künste aller Nationen, sowie die durch Gesandtschaften und Consulate eingeladenen Fremde nehmen bei allen Festen die Ehrenplätze ein. Alle Anordnungen sowie die Verwendung der Fonds werden von der Regierung beaufsichtigt und controlirt. Mit einer Eifersucht, die solche Revanchen nimmt, kann man sich schon versöhnen. Nur ist nicht leicht abzusehen, wie man mit allen Vorbereitungen bis zum Herbste fertig werden will. Wer aber den Julifesten unter Louis Philipp und den Maifesten seit drei Jahren beigewohnt hat, der weiß, mit welch zauberhafter Schnelligkeit man hier die unglaublichsten Anstalten zu improvisiren versteht.

Miscellen.

(Basel.) Am 12. d. Nachmittags zwischen 2 bis 3 Uhr hatten die zahlreichen Besucher des hiesigen Marktes ein sonderbares Schauspiel. Ein Storch, der wahrscheinlich sein Weibchen verloren, näherte sich mit 4 oder 5 andern einem Storchennester gegenüber dem Rathhause, anfangs in weitern sodann in immer engern Kreisen, und verscheuchten die Alten aus demselben. Hierauf verließen ihn seine Begleiter und er vernichtete während einer vollen Viertelstunde mit grausamem Picken die ganze junge Brut. Allein bald erreichte ihn die Nemesis. Der 77jährige aber noch rüstige Präsident des Sanitäts-Collegiums, Herr Rathsherr Oswald, begab sich auf die Zinnen des Rathhauses, sprach über den Mörder das Todes-Urtheil und vollstreckte dasselbe alsbald mit eigener sicherer Hand durch einen kräftigen Schuß, durch welchen der Verbrecher herabstürzte. Das allgemeine Freudengeschrei bewies, daß bei uns an Abschaffung der Todesstrafe für absichtlichen Mord noch nicht zu denken ist.

In Wattwyl, im Kanton St. Gallen, leben sechs Geschwister Abderhalden, drei Brüder und drei Schwestern, deren Lebensjahre zusammen auf die hohe Summe von vierhundertneunundneunzig kommen. Das älteste derselben ist achtundachtzig, das jüngste siebenundsiebzig Jahre alt.

Verantwortlicher Verleger J Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 51. Kaiserslautern, Samstag, 28. Juni **1851.**

Waldmeister's Brautfahrt.

Ein Rhein-, Wein- und Wandermährchen,

von Otto Roquette.*)

Wie das so anmuthig klingt! Ein Mährchen, das uns vom Rhein, vom Wein, vom Wandern, vom Lieben und Brautwerben singt; das die köstlichen Blumen dieses Erdenlebens als Devise aufsteckt, muß sich das nicht lieblich hineinschlürfen lassen, wie Maiwein von zarter Hand credenzt? Muß sich das nicht gerade bei dem duftenden Tranke am Besten lesen — kosten lassen?

So dachten wir als der zierliche Band, welcher diesen Titel führt, aus dem Innern eines gewaltigen Bücherpackets sich enthüllte. Schlank und zart lag er in enger Umarmung mit drei dickleibigen grauen Octavos „Rußlands Novellendichter, von Wolfsohn" und bedeckt von politischen Broschüren. Sichtlich muß es dem Elfenkinde in dieser absonderlichen Gesellschaft ein wenig seltsam zu Muthe gewesen seyn, etwa so wie dem Prinzen Waldmeister während seiner Gefangenschaft in der grünen Botanisirbüchse in Gesellschaft von Pilzen und wildem Knöterich (Pag. 24.) Ich entnahm daßelbe natürlich alsbald diesen Genossen, ließ letztere in schönster Unordnung auf dem Büchertische liegen und setzte mich, unser Büchlein in der einen, einen blinkenden Römer Maiwein in der andern Hand unter eine Linde und las. Doch nein — erst betrachtete ich die Arabesken, womit J. Schnorr die lichtgraue Decke unserer Dichtung wie mit einem duftigen Weinblatte geziert hat. Dichtverschlungener Waldmeister, zackige Farrenkräuter, Maiblumen und andere Kinder Floras bilden ein holdes Gewirre, das hier und da sich zu ahnungsvollen Lichtungen öffnet. Hier treiben bald gnomenhafte Kobolde in Kellerräumen ihr Wesen; dort fangen Elfen einen Gebirgsquell in Blumen auf oder Ruhen an spiegelnden Weihern; dort schweben luftige Feen zu Höhe und wiegen sich unter anmuthigen Spielen auf Wolken. Man glaubt bei längerem Versenken in diese Bilderwelt einen frischen Hauch des Waldes rauschen und der Elfen silberne Stimmchen erklingen zu hören. Und wahrlich, was diese anmuthsreiche Schilderei uns andeutet, das gibt uns das Buch in reichem Maße. Da quillt bald in rauschendem Strom, bald in sanftem Rieseln, aber stets reich, voll und frisch des Rheinwein-Mährchens Sprudelquell und der Bronnen ächter Dichtung plätschert harmonischen Klangs aus lebendigem Felien. Von der klingenden Fluth mit holder Gewalt in die Geisterwelt getragen setzte ich den grünen Römer auf die eichene Tischplatte und versenkte mich so recht aus Herzensgrund in diese

> Mährchenhafte Zauberwelt,
> Die den Sinn gefangen hält.

Die Mähre selbst nun ist gar einfach und bald erzählt. Prinz Waldmeister will die Tochter des Königs Feuerwein, die liebliche Prinzessin Rebenblüthe freien, schon ist der Hochzeitstag angesetzt, schon ist am Rhein, wo der alte König thront, alles zum Empfang des Prinzen bereit, der mit großem Gefolge heranzieht, als eine unerwartete Catastrophe eintritt. Zwei Menschenkinder greifen mit täppischer Hand in die Geisterwelt und der eine, ein botanisirender Professor

> Bang und dünn,
> Der stapelte mit schrecklich langen
> Beinstelzen so die Pfade hin,

steckt den Prinzen, der sich eben auf einer Asperula odorata niedergelassen, ohne Weiteres in seine Botanisirtrommel, und nimmt ihn mit nach Hause. Umsonst sucht der getreue Narr „Brennessel" seinen Herrn zu retten, indem er den Botaniker weiblich sticht und peinigt; der schmachtende Prinz ist und bleibt in der Blechbüchse gefangen und das in der schönsten Gesellschaft. Das ganze Geisterreich tritt nun zusammen und beschließt einen Befreiungszug. Die Befreiung gelingt wirklich, wie sehr sich auch der Professor gegen diese Spuck-Razzia der gespenstischen leuchtenden Schaaren wehrt. Freilich werden von dem Menschenvolk tausende von Glühwürmern und Johanniskäfern erschlagen, aber der Prinz wird frei und eilt zum Palast des alten Königs Feuerwein. Dort

> Wo sich der Rüdesheimer Berg erhebt,
> Vergoldet von der Morgensonne Grüßen,

wird die Hochzeit gefeiert. Von nah und fern kommen alle Weine des edlen Rheines und der deutschen Gauen. Selbst das unholde Kleeblatt des thüringer, sächsischen und grüneberger Weines naht dienend und grüßt. Der Braut zu Ehren ziehen in lieblich bunter Reih die Blumen des Feldes, der Wiesen, des Waldes herbei; es entrollt sich eine überreiche Schilderung der Festlichkeiten und des tollen wie zarten Treibens der froh verneinten Gäste. Während die auserlesenen feineren Geister oben auf Bergeshöhen weben, schwieden aber Weinkobolde im Keller zu Johannisberg Rachepläne gegen die beiden Menschenkinder, die so viele ihrer geflügelten Freunde erschla-

*) Stuttgart bei Cotta. 1851.

Digitized by Google

gen haben. Die ausgelassene Gnomenschaar bricht auf und fühlt ihr Mäthchen eben so recht lustig, als Prinz Waldmeister, der mittlerweile mit seiner lieblichen Braut durch die Berge streifend, zwei liebende Menschenherzen zusammengefügt hatte, unter die Tobenden tritt, ihrem Treiben wehrt und sich mit seinem lustigen Gefolge davon schwingt. Das Fest beginnt aufs Neue und endet — mit ihm endet auch der Dichter sein Werk, das er mit einer leutenden Schlußarabeske „Sternschnuppe“ schließt.

Und der euch dieses Lied gemacht,
Dem hat die Maiensonne
Recht in der Seele Grund gelacht
Mit aller Wanderwonne
Es ist ein fahrender Schüler gut
Mit leichtem Sinn und frischem Muth . . .
Und weil da singen Fink und Spatz
Ihr Liedlein so beim Wandern
So meint er, hat auch seins wohl Platz
Bei all den Tausend andern . . . . .
So nehmt denn Lied und Wanderstrauß
Und kann er euch erfreuen:
Noch wandert ich die Welt nicht aus,
Drum kehr ich wiederum nach Haus,
Bies' ich euch Einen neuen.

Auf den so einfachen Faden dieses Mährleins hat nun der Dichter eine Reihe von überraschend schönen Perlen gezogen, gleich schön an äußerer Form und Vollendung, als an Gluth des Farbenspiels. Mit Meisterhand schildert er die Waldeinsamkeit und das frische Leben der Natur spricht uns hier in einer Fülle an, die an die vielfach bewunderte „Liebe in der Wildniß“ im „Tristan“ des Gottfried von Straßburg erinnert. Die frische gesunde Freude an dem Naturleben tritt in zartester Vollendung auf und über diesen Schilderungen weht der Hauch jugendlicher reiner Phantasie und poetischer Schöpfungskraft. Letztere tritt besonders in der überaus gelungenen Verkörperung der verschiedenen Rheinweine (Capitel 5 „Prinzessin Rebenblüthe“) hervor, während die Contoure des Helden etwas unsicher und wenig charakteristisch gehalten sind. In der wunderschönen Episode „der wilde Jäger,“ die wir für das Juwel, für den Ko-hi-nur dieser reichen Edeleinsammlung erklären, überläßt sich der Dichter dem höchsten Schwunge seines Genius. Die zauberische Macht erster Liebe auf ein starkes, unentweihtes und widerstrebendes Jünglingsherz, das trotzig mit dem süßen Zauber ringt und ihm endlich unterliegt, ist mit einer Meisterschaft, einer Seelenkenntniß geschildert, die dauernd entzückt und in Erstaunen setzt. Der Flammenquell reinster Poesie quillt hier in purpurnen Garben des Naphtafeuers, mit leuchtendem Farbenglanz der Liebe süßes Leid verklärend.

Einen eigenen Schmuck besitzt unser Mährchen noch an den vielen lieblichen Liedern, die meist fröhlichen wandernden Studenten in den Mund gelegt sind. Sie sind alle von frischer Wanderlust und Lebensfreude durchdrungen und von fast vollendeter Form. Zur Probe greifen wir, ohne Wahl, deren zwei heraus. Man höre:

Noch ist die blühende goldene Zeit,
O du schöne Welt, wie bist du so weit:
Und so weit ist mein Herz, und so blau wie der Tag
Wie die Lüfte, durchjubelt von Lerchenschlag!
Ihr Fröhlichen, singt, weil das Leben noch währt:
Noch ist die schöne, die blühende Zeit,
Noch sind die Tage der Rosen!

Frei ist das Herz, und frei ist das Lied,
Und frei ist der Gursch, der die Welt durchzieht,
Und ein rosiger Kuß ist nicht minder frei.
So spröd' und verschämt auch die Lippe sey,
Wo ein Lied erklingt, wo ein Kuß sich beut,
Da heißt's: Noch ist blühende goldne Zeit:
Noch sind die Tage der Rosen!

Ja, im Herzen tief innen ist Alles daheim,
Der Freude Saaten, der Schmerzen Keim.
Drum frisch sey das Herz und lebendig der Sinn,
Dann brauset, ihr Stürme, daher und dahin!
Wir aber sind allzeit zu singen bereit:
Noch ist die blühende goldene Zeit,
Noch sind die Tage der Rosen!

Und ferner auf Seite 68:

Pfingsten ist gekommen,
Grün bergauf, bergab,
Nun zur Hand genommen
Hut und Wanderstab!
Nun mit Maien kränzt euch,
Schmücket und beglänzt euch,
Singt und feiert auf das Best'
Frühlings Maienfest!

Grüne Zweige prangen
Froh vor jeder Thür.
Rosige Mädchenwangen
Lauschen draus herfür.
Frühlings Ruf kommt mahnend,
Herzlein träumen ahnend
Heimlich unterm Maienbaum
Ihren Maientraum.

Solcher allerliebsten Sachen ist das Buch voll. Möge dieses Wenige Allen Lust erwecken, von diesem Maiwein zu kosten. Für den Augenblick wollen und können wir des Dichters Aufforderung:

Doch wollt ihr tadeln hier und dort,
Nun wohl, zählt auf die Sünden;
Ein rechter Spruch am rechten Ort
Soll mich nicht müßig finden,

nicht nachkommen. Ein dankbares und heiter bewegtes Herz darf nicht das Zerlegungsmesser schwingen und den genossenen Feuertrank chemisch prüfen. Es wird an einem Zoilus und Therstites nicht fehlen. Möge ihnen das zu Theil werden, das Agamemnon dem letzteren Schreier zu kosten gegeben. Uns ist lauterer, lang entbehrter Genuß zu Theil geworden — so gehet nun hin und thut und kostet desgleichen.

(W. Z)

Digitized by Google

Assisenverhandlungen im großen politischen Prozesse.

Sitzung vom 24. Juni.

7. Zeuge: A. Roll, Obercontroleur in Schweigen. Der Vorderste von denen, die in mein Haus eintraten, war Häußler, der Nächste dann Burkhardt. Beide waren bewaffnet. Häußler stürzte auf mich zu und rief: „Im Namen der provisorischen Regierung sind Sie verhaftet.“ Später rief er noch: Gelt, ich hab den Vogel.“

Burkhardt blieb einige Stufen tiefer auf der Treppe ruhig stehen, ohne etwas zu äußern. Es waren noch viele Bergzaberer da. Ob Burkhardt bei denen blieb, welche mich auf das Zollhaus geleiteten, weiß ich nicht. Erst dort sah ich ihn wieder als Schildwache unter der Thüre stehen. Als ich einmal aus dem Fenster hinaussehen wollte, ging Burkhardt anständig auf mich zu und bemerkte mir, ich möchte es unterlassen. Es kam auch ein altes Mütterchen, welches mit Burkhardt sprach. In dem Zollhause bin ich nicht bedroht worden. Erst später, als ich in das Wirthshaus von Becker gebracht wurde und als ich hier fragte: „was sie mit mir denn vorhätten?“ erwiederte Einer, ich glaube Häußler: „was wir mit Dir vorhaben? erschossen wirst Du.“ Im Wirthshaus von Becker habe ich den Burkhardt nicht mehr gesehen und glaube, daß er sich auf die Aufforderung des alten Mütterchens zurückgezogen hat. Am 25. Juni wurde ich durch die Preußen in Durchlach aus meiner Haft befreit. Es war am 9. Tage meiner Haft.

Auf Frage des Vertheidigers bejaht Zeuge, daß zur Zeit seiner Verhaftung auch Gnahn von Weißenburg, dessen Bruder in Steinfeld verhaftet war, schon mit Bewaffneten da war und daß überhaupt an jenem Sonntage die Straße voll Menschen, circa 2000, zum Theil aus Frankreich, angefüllt war. Er hörte auch wiederholt von den Freischaaren den Ruf zu den Schweigenern: „Zu den Waffen oder Feuer.“

Der Angeklagte Burkhardt erklärt, daß er auf den Ruf: „Im Namen der prov. Regierung das 1. und 2. Aufgebot unter das Gewehr!“ wobei ein fürchterlicher Tumult auf der Straße gewesen, mit seiner Flinte aus dem Hause getreten, auf die Bergzaberer gestoßen sey, und daß ihn diese gezwungen, insbesondere Häußler, mit ihnen zu gehen. Daß er nur diesem Zwange gefolgt und nichts weiter gethan habe.

Zeuge Roll auf Befragen: daß Burkhardts Benehmen dem von ihm erzählten Hergange nicht widerstreite, und daß er gern glauben wolle, daß es so zugegangen, wie Burkhardt sage. Er habe sich passiv verhalten und nichts gesprochen. Er halte Burkhardt für einen braven Mann.

8. Zeuge: Ehefrau Roll sagt nichts Neues, gibt den Hergang der Verhaftung ihres Mannes in gleicher Weise, wie dieser an. Hat nur gehört, daß Burkhardt bei Häußler gewesen, aber nicht gesehen, daß er Etwas selbst gethan.

9. Zeuge: Anna Maria Jäckel, Nichte des Zeugen Roll. Wie vorige Zeugin.

10. Zeuge: G. Heller, Knecht bei Zeuge Roll. Hat gesehen von der Straße, daß ein Freischärler und Burkhardt ins Haus gegangen und später den Herrn Roll herausgebracht haben. Hörte auch den Ruf: 1. und 2. Aufgebot zu den Waffen!

11. Zeuge: P. Theilmann, früher Bürgermeister und Eisenhändler in Schweigen. Weiß von den Angeklagten speciell nichts. Er blieb zu Hause und hat sich aus Furcht um nichts bekümmert. Man hat gesagt, daß Burkhardt bei der Verhaftung des Herrn Roll gewesen. Er erzählt, wie des Abends dem Heller das Pferd des Herrn Roll abgenommen und in den Stall des Wirths Becker eingestellt worden sey. Des andern Tages seyen Heller und Löhner gekommen und hätten das Pferd verlangt, und auch erhalten, da er aus Furcht nicht gewagt habe, es vorzuenthalten. Burkhardt ist ein stiller ordentlicher Mann. Auch Jülg hat einen ganz guten Ruf.

12. Zeuge: J. A. Schad, Kaufmann in Schweigen. Weiß von der speciellen Anklage Nichts und sagt: Ich kenne die Angeklagten als ruhige, brave Bürger, die, wie ich hörte, nur gezwungen sich bei der Sache betheiligt haben sollen. Es wurden sogar Manchen die Gewehre auf die Brust gesetzt, um sie zum Mitgehen zu zwingen.

Zeuge Theilmann sagt: Es wurden später Gewehre an die Zollbeamten von Schweigener Bürgern, als: Lörenz Bersch, Conrad Höchst, Pfister ꝛc. abgeliefert, die diese von den Freischärlern erhalten haben wollten.

13. Zeuge: Pfarrer Kauschinger, von Oberotterbach Einige Tage nach Herrn Rolls Verhaftung sagte mir Pfarrverweser Kaufmann: „Borscht habe in Weißenburg geäußert, Roll sey schon im Himmel.“ — Ich bin schon 17 Jahre Pfarrer in Oberotterbach, wozu auch Schweigen gehört. So viel ich weiß, waren die Angeklagte ruhige, friedliebende Bürger; ich habe nie etwas Nachtheiliges von ihnen gehört.

14. Zeuge: Kaspar Labbe, Winzer in Schweigen. Er sah, wie Rieser gebracht wurde und erinnert sich, daß Johannes Grimm, Pfister, Heinr. Bersch ihn brachten. Einer sagte zu Pfister, er solle einmal sehen, ob das Gewehr von Rieser noch geladen sey. Pfister stieß mit dem Ladstock hinein und sagte, es ist noch geladen. Jülg war nicht dabei.

15. Zeuge: Eugen Rieser, Kaufmann in Schweigen. Er war beim ersten Aufgebot und flüchtete sich nach Weißenburg, kam wieder, als die Preußen einrückt waren, weil er glaubte, daß er jetzt sicher sey. Bezüglich des ersten Schusses, der nach mir aus der Gegend, wo Jülg ganz in seiner Nähe stand, fiel, kann ich nicht sagen, daß es ein Kugelschuß war. Denn der Lärm des Schusses war größer, als daß man ein Sausen einer Kugel hören konnte. Eben so wenig sah ich, daß durch den Schuß Zweige von Bäumen abgeschlagen wurden und kann auch nicht sagen, wer geschossen hat. — Ob Jülg bei meiner spätern Verhaftung war, weiß ich nicht. Er nennt als dabei zugegen: Helarich Bersch, Pfister, Mayer. Ersterer habe ihn angehalten. Sagt auch, daß ihn Samuel Grimm verfolgt und daß er auf diesen angelegt und abgedrückt habe. Das Gewehr habe ihm aber versagt.

16. Zeuge: Lor. Bersch, Tagner in Schweigen. Wie die Freischaaren kamen, hieß es, es seyen Preußen.

Digitized by Google

Ich ging in die Gärten, wo sie sich wegen der Gewehre herumgeschlagen haben. Conr. Höchst und Math. Breit haben den Ruppert arretirt. Riester lief davon. Es fielen 3 Schüsse. Ich glaubte von hinten den Züig als Einen, der schoß, zu erkennen, weiß aber nicht gewiß, ob er es war. Es war eben ein Durcheinander, so daß man nicht genau das Vorgefallene wahrnehmen konnte. Der, den ich schießen sah, hatte die Gestalt von Züig, doch kann ich es nicht gewiß sagen. Ich sah Aeste von Bäumen fliegen. Von welchem Schuß, weiß ich aber nicht. Der von der Postur des Züig verfolgte nach dem Schuß den Riester mit seinem Bajonettgewehr.

Auf Befragen gesteht Zeuge zu, daß er bei der Verhaftung von Ruppert zugegen und deßhalb vor Gericht stund, sey aber freigesprochen worden; ferner, daß er im Jahre 1846 wegen eines Holzdiebstahles zu 8 Tagen Gefängniß verurtheilt worden, und daß auch einmal wegen Verdachtes eines Kartoffeldiebstahles eine Haussuchung bei ihm stattgefunden habe.

Der Zeuge Theilmann sagt auf Befragen über den Leumund des Lorenz Bersch: Ich kann nichts Gutes von ihm sagen. Sein Ruf ist so, wie es vom Vertheidiger angedeutet wurde.

17. Zeuge: Michael Schweikert, Bierbrauer in Schaidt. Weiß von den Angeklagten Nichts; spricht nur von einer Aeußerung des Bosch gegen Herrn Noll beim Transport nach Kandel.

Entlastungszeugen:

1. Zeuge: Georg Theilmann, der Junge, Winzer in Schweigen. Ich kam von Weißenburg zurück, stieß auf die Freischaaren. Einer setzte mir das Gewehr auf die Brust und verlangte von mir, daß ich mein Gewehr hole und andere Bürger herbeirufe.

2. Zeuge: Gottlieb Völker, Ackersmann in Schweigen. Es kamen etliche Chaisen und 2 Wägen mit Freischaaren. Sie riefen: „Im Namen der provis. Regierung, das 1. und 2. Aufgebot unter das Gewehr.“ Man wußte nicht, was sie wollten. Wer in ihre Hände fiel, den nahmen sie mit. Es waren 30 bis 40. Später kam der Haupttzug noch zu Fuß.

3. Zeuge: Wilh. Ebinger, Ackersmann in Oberotterbach. Bei seinem Rückweg von Weißenburg kehrte er mit Schwarz bei Burkhardt ein. Beim Weggehen geleitete uns Burkhardt bis an das Eck seines Hauses. Es erscholl der Ruf: „1. und 2. Aufgebot unter das Gewehr im Namen der provisorischen Regierung!“ Der Ruf wurde wiederholt, wir erschracken. Burkhardt ging zurück in sein Haus und kam später mit Gewehr unter den Trupp Menschen, wo wir ihn aus den Augen verloren.

4. Zeuge: Friedrich Schwarz, Leinenweber in Oberotterbach. Sagt das Nämliche wie der vorige Zeuge und fügt bei, daß die Freischaaren drohten, diejenigen, welche nicht kämen zu holen.

5. Zeuge: Johann Kastner, der Junge, Schuster von Schweigen. Hörte auch den vorerwähnten Ruf. Die Freischaaren nahmen die Leute mit, welche in ihre Hände fielen. Züig war bei Züig, als zwei Schüsse in den Gärten fielen. Züig war nicht bei der Verhaftung von Riester, wegen deren ich mit Andern gestraft wurde.

6. Zeuge: Joh. Kastner, der Alte, Schuster allda. Da man allgemein sagte, daß Lor. Bersch von dem Vorfalle gegen Riester, wegen dessen er Zeugniß gegen Züig gegeben, gar nichts wisse, habe ich ihm darüber bei einem Zusammentreffen in einem Wirthshause dahier Vorwürfe gemacht und gesagt: Du weißt doch nichts von der Sache und hast den Züig in so großes Unglück gebracht. Bersch erwiederte mir: „ich habe mir müssen heraushelfen; ich habe so tief darin gesteckt als Einer. Ich kann ja noch immer sagen, was ich will.“ — Als ich später hörte, daß er aufs Neue gegen Züig gezeugt und ich ihn in Bergzabern traf, sagte ich ihm: wie kannst Du aber dieses vor Gott verantworten. Bersch erwiederte: „So wahr ein Gott im Himmel ist, ich kann nicht sagen, daß der Züig geschossen hat.“

7. Zeuge: Jac. Hüter, Winzer allda. Bestätigt den ganzen ersten Theil der Aussage des vorigen Zeugen, indem er bei dem Gespräche zugegen war, und fügt bei: Als Bersch von Zweibrücken aus der Spezialgerichtsverhandlung zurückkam, äußerte er: wäre der alte Züig zu mir gekommen und hätte sich mit mir verglichen. Es nützt sie nun nichts, wenn sie Entlastungszeugen bringen.

8. Zeuge: Conr. Höchst, Winzer allda. Lorenz Bersch war in meiner und des Math. Breit Gesellschaft, hat mit uns den Ruppert verhaften helfen und Schildwache gestanden, bis Riester eingebracht wurde, kann daher von dem Vorfall mit Riester nichts gesehen haben.

9 Zeuge: Math. Breit, Winzer allda. Sagt dasselbe mit dem Beifügen: Als wir den Ruppert verhafteten, fielen in den Gärten Schüße. Ich sah Züig. Dieser hat nicht geschossen. Bersch ging mit uns fort und kann von spätern Vorfällen gegen Riester nichts gesehen haben.

10. Zeuge: Daniel Grimm, Küfer allda. Ich habe zu Bersch gesagt, wie kannst du sagen, daß Züig geschossen, Du bist ja gar nicht in der Gegend gewesen. Er erwiederte: „dort hinten kann man ja wieder sagen wie man will.“ — Ich habe gesehen, wie Bersch mit dem Höchst und Breit den Ruppert verhaften half. Er kann den Vorfall mit Riester nicht gesehen haben.

Auf die Abhör des Zeugen Philipp Baser wird von den Angeklagten Verzicht geleistet.

Die Confrontation des Bersch mit diesen Letztern lieferte kein Resultat, indem Bersch, welcher, in der Voruntersuchung zweimal verhört, die widersprechendsten Aussagen gemacht hatte, darauf beharrte, daß seine Aussage in der Sitzung die wahre sey.

Der Zeuge Riester erklärte, daß er den Lorenz Bersch nicht an Ort und Stelle gesehen habe.

Damit schloß das Zeugenverhör gegen 3 Uhr. Die Debatten beginnen morgen.

Verantwortlicher Verleger J Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 52. Kaiserslautern, Donnerstag, 3. Juli **1851**

Armer Louis!

Novelle aus dem Dänischen des Steen Blicher.*) von P. C. Müller.

Bouchain. Mai 1816.

Mein lieber, treuer Jugendfreund! Zum erstenmal begrüße ich dich von den fruchtbaren Ufern des Scheldeflusses! — eine wie schöne Einrichtung ist doch dieses Postwesen — seine Briefe so sicher, schnell und wohlfeil, hundert, ja tausend Meilen weit befördert zu sehen. Das Briefschreiben selbst nicht zu vergessen! Es war wahrhaftig ein Prachtkerl, dieser erste Erfinder der Buchstaben; ich danke ihm noch in sein Grab hinein, wo es auch seyn mag. Nun können wir zwei doch zuweilen mit einander verkehren, können uns unsere unvorgreiflichen Meinungen mittheilen. Wirklich bilde ich mir manchmal ein, wir seyen einander ganz nahe: die Scheidewand ist im Grunde nicht größer als das Gitter, durch welches ich mich zuweilen mit einer jungen Novize unterhalte.

Was ich doch eigentlich sagen wollte! In dem Augenblick, da ich die Feder ans Papier setze, gaukelt sie mir gleich der magischen Rute eines Zauberers jene alten Geschichten aus dem sorgenlosen Leben unserer Kindheit vor die Augen, Verhältnisse und Begebenheiten, von deren Wichtigkeit und tiefer Bedeutung niemand eine Ahnung hat außer dir und mir. Eben bin ich ganz in der Stimmung wie damals, da wir nach einer Trennung von mehren Jahren einander in der Kannikfestraße begegneten. Du kamst von der Schule drüben, um Student zu werden — ich von der Akademie. Wie lustig wir plauderten, als wir auf dein Zimmer gekommen waren und uns einander vis-à-vis gesetzt hatten, wie der Franzose sagt. Kannst du dich an damals und damals erinnern? so ging's in einem fort; wie wir Kirschen gemaust hatten und unsere rothen Finger uns verriethen? und an damals, wie wir in dem Mühlbach fischten, und du kopfüber in das Wasser plumpstest? und wie wir einmal aus den Kirchenschlüsseln Kanonen machten und wegen unserer Versuche in der Ingenieurkunst abgeprügelt wurden? und wie du, und da wir, und wie ich, und da du . . . u. s. w.

Eh bien! enfin! — wie wir hier in Bouchain sagen — nun fange ich das alte Lied wieder an! Gedenkst du noch des Emigranten, unsers ersten Lehrers in der französischen Sprache und im Zeichnen, des pauvre Louis, wie er sich selbst nannte? Erinnerst du dich, wie wir ihm entgegenliefen, wenn er von R. kommen sollte? Mich dünkt, ich sehe ihn noch beim Pfarrhofe den Hügel herabmarschiren in seinem langen dunkelgrünen Oberrock, der stets zur rechten und zur linken weit aufflog, als ob der Träger mit seinen schiefen Beinen die Schöße zur Seite werfen wollte? — doch Verzeihung! ich meine nicht eigentlich schiefe Beine; du erinnerst dich aber, daß seine Knie etwas einwärts gebogen waren; es stand ihm sonst gut, wenn er ging. Der Hut, etwas alt und abgenutzt wie der Oberrock, saß immer hoch hinauf auf dem Scheitel und war tief in die Stirne gedrückt; ein wenig schräg auf dem linken Ohr, verbarg er das Gesicht bis zur Nasenspitze, da pauvre Louis fast immer auf seine Füße niedersah. Manchmal blickte er auf; dann aber senkte er den Blick schnell wieder hinab wie einer, dem die Sonne in die Augen sticht. Ein kleines dünnes spanisches Rohr war in steter Bewegung vor ihm her, als ob

*) Steen Blicher, der beliebteste dänische Novellendichter, der auch als Lyriker treffliches geleistet hat, war in Jütland geboren und führte in seinen Studienjahren, meistens in Kopenhagen, ein heiteres, geistig überaus angeregtes Leben. In seinem 27. Jahr wurde er Landpfarrer in Jütland und von da an lebte er in dürftigen Umständen, wozu sich noch häusliches Unglück gesellte. Seine biedere, äußerst empfängliche und empfindsame Natur trieb ihn häufig von den Marschen auf die jütischen Haiden hinaus, die er als leidenschaftlicher Jäger durchstreifte. Erst in seinem 40. Jahr trat er als Novellendichter vor sein Volk, erwarb sich aber bald eine so große Popularität, wie er ihr als Lyriker und Uebersetzer des Ossian vergebens nachgestrebt hatte. Von einer großen Kinderschaar umgeben, aber schwer gebeugt vom Schicksal, welches ihn in seiner letzten Lebenszeit auch seiner schöpferischen Kraft beraubte, starb er vor etwa 18 Monaten, 60 und einige Jahre alt. Eine, jedoch noch unvollständige Gesammtausgabe seiner Gedichte und Novellen wurde vom Uebersetzer der hier mitgetheilten Novelle, Kopenhagen 1847, im Auftrag des Verfassers besorgt.

Digitized by Google

er die Mücken verjagen wollte. Weißt du noch, wie er uns erſchreckte, als wir das erſtemal mit ihm allein in der Stube waren? Seine große Figur und martialiſche Haltung, ſein finſteres ſtrenges Geſicht, das ein dickes ſchwarzes Halstuch noch düſteter machte, — dies alles imponirte uns ganz gewaltig. Wie er aber zu uns ſprach — welche Veränderung in dem Grenadiergeſicht! wie er freundlich mit ſeinen kleinen braunen Augen blinzelte; wie ſüß, wie einſchmeichelnd ſein „mes petits!“ erklang! Es iſt doch wahr: ein Franzoſe kann Kinder- und Weiberherzen ſtehlen; ſogar auch das Herz der Männer: dein Vater hatte kaum zehn Minuten mit ihm geſprochen, da waren die beiden ſchon kreuzfidel, wie die luſtigen Burſche ſagen. — Montags und Freitags ſollte er uns Lectionen geben und dieſe beiden Tage hatten bald den Vorrang über den Sonntag in unſerem Kalender, ſo gern waren wir mit unſerm petit Louis, wie wir ihn nannten, zuſammen. Erinnerſt du dich noch wie wehmüthig er uns oft zulächelte, wenn wir ihm entgegen ſprangen, ſeinen Rockſchoß ergriffen und ihn mit uns fortzogen? Bien venu, petit Louis! riefen wir ihm zu; pauvre Louis! ſeufzte er und die Thränen blitzten in ſeinen Augen, der Hut ſenkte ſich über die Naſenſpitze hinab und das Kinn verbarg ſich in das ſchwarze Halstuch. Wir hatten aber keinen Sinn für ſeinen Kummer; wir ſelbſt kannten ja noch keinen. — Vite, vite! ſchrieen wir und ſchleppten ihn fort, und da nahm er uns in ſeine ſtarken Arme und lief wie der Sturmwind mit uns den Hügel hinab.

Kannſt du dich noch erinnern, wie er uns einſt zur Muſterung der Truppen mitnahm? Damals war er nicht pauvre Louis: wie da alles an ihm lachte und blitzte! wie er ſich drückte, wie er den Tact mit dem Fuße und dem ſpaniſchen Rohre ſchlug; — er hat gewiß ſelbſt ein Regiment commandirt, ſagte einer, der neben uns ſtand; — er iſt Cavalleriſt, ſagte ein anderer, das ſieht man an ſeinem Gang. Der Oberſt kam auf ihn zu und fragte: Nun, Monſieur Louis! wie gefällt es Ihnen? — Ah, mon colonel! erwiderte er, braves garçons! tüchtige Geſellen! — Nie aber werde ich den Eindruck vergeſſen, den die Marſeillaiſe auf ihn machte. Weißt du noch, wir hatten ſie in S gelernt und empfingen ihn marſchirend mit unſerm ſchmetternden „Allons, enfants de la patrie! le jour de gloire est arrivé!“ — Foudre! ſchrie er erbittert und es war wirklich, als ob ſeine Augen kleine Blitze ſprüten. Wir erſchracken und hielten einen Augenblick mit unſerm Geſang und Marſch ein. Sein Zorn aber war nur von kurzer Dauer, eine plötzliche Ueberwältigung. Nicht ſingen! ſagte er ernſt, wehmüthig beinahe flehend. Schlimme Weiſe! ſehr ſchlimm pour pauvre Louis!

Wenn ich ſpäter an unſern armen Louis dachte, kam es mir immer vor, als müſſe er vor der Revolution etwas großes geweſen ſeyn, — ein Due vielleicht; ſein Name war gewiß nicht unbekannt oder unangeſehen, da er es für nothwendig hielt, ihn ſo ſtreng verborgen zu halten; denn Louis nannte er ſich ja nur nach ſeinem unglücklichen König. Vielleicht war es Roland? Von dem wurde freilich erzählt, er habe ſich ſelbſt getödtet, als er erfuhr, ſeine Frau habe ihre Römerfeele unter Robespierre's Guillotine ausgehaucht; es hieß, er ſey auf der Straße todt gefunden worden; — wer weiß aber? Seitdem ich in ſeinem Vaterlande bin, denke ich oft an ihn; und jedesmal, wenn ich einen Menſchen in einem langen grünen Oberrock ſah, den Hut tief über die Augen gedrückt, muß ich hin, ihn näher ins Auge zu faſſen. Iſt er noch am Leben und ſähe ich ihn, ich würde ihn gewiß wieder erkennen. Er ſteht lebhaft vor meiner Fantaſie, wie er das letztemal ausſah, als er Abſchied von uns nahm. Damals trug er eine zierliche weiße Piquéweſte, ein weißes Halstuch, eine große Nadel im Bothemd und war ungemein aufgeregt. Er plauderte, lachte, demonſtrirte, ſeufzte, weinte — alles durcheinander. „Adieu, mes amis!“ ja da weinten wir alle zuſammen; wir zwei konnten uns nicht von ihm trennen, wir folgten ihm bis zum Thore in R. „A—di—di—dieu Lou—lou—ou—is!“ Wir konnten uns den ganzen Tag nicht faſſen; die Stelzen kamen erſt am nächſten Morgen wieder in Gebrauch, unſer kleines isländiſches Pferd ruhte zwei ganze Tage und der Drachen blieb die Nacht über in der großen Eſche hangen und wurde vom Regen verdorben. — Adieu, pauvre Louis!

Ich lebe übrigens ſo paſſabel. Im Anfang war mir alles neu. Nun aber, da ich geſehen habe, was zu ſehen iſt, langweile ich mich zuweilen ganz abſcheulich. Die andern ſchießen Kaninchen, aber die Jagd iſt meine Sache nicht. Ich komme in einige Häuſer, wo recht nette Mädchen ſind: mit dieſen verplaudre ich ein Stündchen. Das langweilt aber auch auf die Dauer, wenn man nicht verliebt iſt, und dieſe Melodie kenne ich gottlob noch nicht.

In einer Viertelſtunde ſoll ich auf die Wache. Wenn ich nichts anders zu thun habe, ſchreibe ich dir bald wieder. — Adieu, Herzensfreund!

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Miscellen.

Aus dem Leben des in Frankfurt durch seinen längeren Aufenthalt daselbst allgemein bekannten und kürzlich im Alter von 71 Jahren zu Wiesbaden verstorbenen polnischen Generals v. Uminski wissen Personen, die ihn näher kannten, folgenden Zug aus seinen feurigen und stürmischen Jugendjahren zu erzählen. Vor 1806, ehe der General Henrik Dombrowski den Aufstand der Polen auf Napoleon's verlockende Aufforderungen hervorrief, bewarb sich Uminski um die Hand einer vaterlosen jungen Polin, die unter dem Schutz ihrer Brüder lebte und durch Schönheit, Charakterfestigkeit und Reichthum glänzte. Sie versprach ihm ihre Hand zu reichen, wenn er ein Jahr hindurch nicht Karten spielen, namentlich kein Hazardspiel irgend einer Art eingehen würde. Schon nahte sich im Carneval 18. . der Schluß der bis dahin glücklich überstandenen Prüfungszeit, als die Freunde eines seiner Rivalen in einer brausend mit ihm verbrachten Nacht unter Junggesellen die Spieltische herbeizogen, jubelnd die Goldrollen darauf ausschütteten und im Pharao hin- und herrollen ließen. Uminski ward verleitet, spielte und verlor noch einen Theil seines ohnehin durch unglückliches Spiel schon früher beträchtlich verminderten Vermögens. Am folgenden Abend erfuhr seine bald verlobte Braut den Vorgang auf einem Ball in Posen, trat aus der Polonaise und setzte sich todtenblaß zu den älteren Frauen. Uminski wollte sie mit schwer bedrücktem Herzen anreden, als sie ihn entschieden von sich fortwinkte. Er verließ den Saal, kehrte bald darauf mit ganz entstellten Gesichtszügen zurück, drang zu der jungen Dame, die sich mit Verwandten in ein Nebenzimmer begeben hatte, und flehte knieend um Versöhnung. Nie, bei meiner Ehre! war die fest und leise ausgesprochene Antwort der jungen Dame. Da zog Uminski bei den schmetternden Harmonien der Ballmusik ein Pistol vor, spannte blitzschnell den Hahn und brannte sich's im Munde ab. Aber das Feuer blitzte von der Pfanne und der Schuß versagte, ungeachtet man nachher beim Ausziehen der Ladung fand, daß der Lauf unter der Kugel mit Pulver überladen war. Die junge Dame ward schleunig weggebracht und hat ihn nie wiedergesehen; aber einer ihrer Brüder hatte ein schweres blutiges Duell mit ihm. Als er nach langer Zeit genesen war, erscholl jener Aufruf Dombrowski's und Uminski stürzte sich mit Verzweiflung in den Krieg, ohne bei aller Tollkühnheit dem Tode begegnen zu können. Ruhiger geworden lernte er die taktische Kriegführung gründlich, ohne es jemals in der Strategie noch in der Subordination weit zu bringen, wie sein Benehmen gegen Ende der polnischen Revolution 1831 bewies.

Unternehmende Engländer haben den Plan gefaßt, das Feuer des Vesuv zu löschen. Man weiß, daß der Boden des Hauptkraters desselben sich einige tausend Fuß unter dem Meeresboden befindet. Der Plan besteht also darin, einen großen Graben oder Kanal von der See nach dem Krater zu graben und so die Feuer zu löschen, welche seit tausenden von Jahren gebrannt haben. Die Kosten werden zwei Millionen Thaler nicht überschreiten und die schönen Ländereien, welche durch diese Arbeit gewonnen werden, würden zehnfach die Auslagen bezahlen.

Amerikanische Blätter lassen wieder eine Ente schwimmen: Porter in Memphis (Kentucky) soll eine Büchse erfunden haben, gegen welche unsere Spitzkugelgewehre Kinderspielzeug wären. Der Drücker der Büchse ladet in demselben Moment frisch, wo er abfeuert, so daß man ohne Unterbrechung tausend Schüsse nach einander (vierzig in der Minute) thun kann. Der Drücker zieht nämlich durch bloßes Spannen die Ladung gleich einer Saugpumpe aus einem beliebig großen am Gewehr angebrachten Pulver-, Blei- und Kapselmagazin in den Lauf. Daß bei all diesen Vorzügen die Büchse „selbst um die Ecke schießt," wird der Leser wohl schon im voraus geahnt haben.

Berlin. Mehr als alle lauten, glänzenden Ehrenbezeugungen hat den Bildhauer Rauch ein Wort seines großen Collegen, des Malers Cornelius, gerührt. Der stand lange vor dem Standbild Friedrich's des Großen und brach endlich in die Worte aus: Auf der ganzen Welt gibts nichts Aehnliches! Dem verehrten Meister und seinem großartigen Werke gegenüber verstummte alle künstlerische Eifersucht, alle Künstler Berlins vereinigten sich zu einem sinnvollen Feste für den Meister. Dem werden aber der Ehren fast zu viel, er will in die Thüringer Berge flüchten, um sich auszuruhen und zu erholen. Rauch hat ein schönes Beispiel gegeben, was auch das Alter sich noch zutrauen darf. Muthig und vertrauensvoll ging er in seinem 64. Lebensjahre an das große Werk und setzte sich selbst zehn Jahre dazu. Im eilften hat er das Denkmal, sein eignes großes, vollendet.

Digitized by Google

Assisenverhandlungen im großen politischen Prozesse.

Fortsetzung des Zeugenverhörs.
Sitzung vom 28. Juni.

25. Zeuge: Friedrich Jäger, Kaufmann in Bergzabern. Am 17. Juni 1849 wurde ich als damaliger Polizeikommissär mit Dr. Würschmitt und Aktuar Megele verhaftet. In der Nacht kam Rothhaas auf die Wachtstube, benahm sich sehr freundschaftlich und verwendete sich bei Borscht für unsere Freilassung, mit der Bemerkung, er wolle mit seinem Kopf für die Gefangenen haften. Da Borscht nicht auf die Vorstellung von Rothhaas einging, entfernte sich dieser sehr entrüstet. Am andern Morgen wurden wir dennoch entlassen. Rothhaas ist ein braver Bürger und Familienvater, der sich durch seine Thätigkeit ein schönes Vermögen erworben hat. Er ist gutmüthig und im Entferntesten kein Anhänger des Communismus.

26. Zeuge: Dr. Bernhard Würschmitt, quiescirter Geistlicher in Bergzabern. Als ich im Verhaftszustande von Hartje über die Straße geführt wurde, begegnete uns Rothhaas. Er fragte den Hartje, wer ihm den Befehl gegeben habe, mich zu arretiren und machte sogar Miene den Degen gegen denselben zu ziehen. Nach der Verhaftung mehrerer Beamten drückte er auf der Wachtstube sein tiefes Bedauern darüber aus und verwendete sich für uns bei Borscht, allein es half nichts, worüber er sehr indignirt war.

Den Angeklagten Rothhaas kenne ich als einen ruhigen, fleißigen Mann von ehrenhaftem Charakter. Er war zwar in den letzten Jahren von derselben Exaltation ergriffen wie ganz Deutschland, doch einer Schlechtigkeit ist er nicht fähig; er mißbilligte jede Gewaltmaßregel. Von Simon hörte ich nicht, daß er sich an der Verhaftung von Beamten betheiligt oder öffentliche Reden gehalten hätte; auch ihn kenne ich als einen braven, stillen Mann. Zeuge schildert die politischen Zustände in Bergzabern während der Jahre 1848 und 1849 mit der Bemerkung, daß keiner der gegenwärtigen Angeklagten zu der Mameluckengarde des Borscht gehört habe.

27. und letzter Zeuge: Michael Jung, Kaufmann in Bergzabern. Als Actuar Megele verhaftet worden war, verwendete sich Rothhaas mit mir für seine Befreiung; wir waren über dessen Arrest sehr entrüstet. Wegen Verhaftung des Dr. Würschmitt stellte Rothhaas den Hartje in strenger Weise zur Rede. Jeder Bürgerwehroffizier — sonach auch Rothhaas, den ich als einen sehr guthmüthigen Mann kenne — mußte die Befehle des damaligen Commandanten Borscht ohne Widerrede vollziehen.

Nachdem der Präsident die Aussage des wegen Krankheit nicht erschienenen Entlastungszeugen Fischmann, Hypothekenbewahrers in Landau, verlesen hat entwickelt die k. Staatsbehörde die Gründe der Anklage und die Anwälte Golsen und Gulden tragen die resp. Vertheidigungen der Angeklagten vor. Der Präsident resumirt sodann die Verhandlungen und stellt für jeden Angeklagten 3 auf das Verbrechen des Hochverraths bezügliche Fragen.

Nach einer Berathung von 10 Minuten geben die Geschwornen durch ihren Vorstand Ludwig Schmidt, Bierbrauer und Adjunkt in Zweibrücken, die Erklärung ab, daß sämmtliche Angeklagte nicht schuldig seyen. Rothhaas, Augsburger und Behret werden in Freiheit gesetzt, Simon, Thyssohn, Herrmann und Hörner aber im Verhaftszustande abgeführt, da sie durch das Spezialgericht zu kriminellen Strafen verurtheilt sind.

(Schluß der Sitzung)

Am 29. Juni fand keine Sitzung des Assisengerichts statt, weil die Sache, deren Schluß auf diesen Tag fixirt war, schon am 28. beendet werden konnte.

Sitzung vom 30. Juni.

1) Melchior Philipp Carl Baumann, 57 Jahre alt, Kaufmann, geboren zu Kilsheim im Badischen, wohnhaft in Pirmasens;

2) Peter Desloch, 34 Jahre alt, Schullehrer, geboren zu Wattweiler, wohnhaft in Pirmasens;

3) Ludwig Lippack, 44 Jahre alt, Apotheker, geboren und wohnhaft in Pirmasens;

4) Franz Bürckel, 41 Jahre alt, Oekonom und Seifensieder, geboren und wohnhaft in Pirmasens;

5) Christian König, 51 Jahre alt, Wirth und Oekonom, geboren und wohnhaft in Pirmasens;

6) Christian Huber, 43 Jahre alt, Instrumentenmacher, geboren und wohnhaft in Pirmasens.

Vertheidiger für Baumann, König und Huber: Herr Anwalt Glasser; für Bürckel und Lippack: Herr Anwalt Golsen; für Desloch: Herr Anwalt Gink. Urtheils-Geschworne:

1) Wiß, 2) Enders, 3) Hertel, 4) Bibus, 5) Ruf, 6) Kaul, 7) Kappelmann, 8) Häfele, 9) Gentes, 10) Springer, 11) Bohl, 12) Schneider.

Nach Verlesen der Verweisungsurtheile und des Anklageakts, dessen wesentlichen Inhalt der Präsident wiederholt, wird zum Aufruf der 96 erschienenen Zeugen geschritten und sodann die Sitzung geschlossen.

Verantwortlicher Verleger J Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 53. Kaiserslautern, Samstag, 5. Juli **1851.**

Armer Louis!

Novelle aus dem Dänischen des Steen Blicher, von P. C. Möller.

Bouchain, Juni 1816.

(Fortsetzung.)

Ich habe ihn, ich habe ihn! pauvre Louis, petit Louis, cher Louis! — Ecoutez! nun wirst du hören!

Es ist eine Familie hier in Bouchain, charmante Leute, die ich oft besuche; man sieht mich gern da, weil ich gemüthlich plaudern kann. Seit drei Wochen sind die Damen des Hauses, Mama und zwei Töchter, um ein junges, etwas wild aufgewachsenes Fräulein vom Lande vermehrt, ein witziges Ding. Schon nach der ersten halben Stunde waren wir beide so vertraut und zankten mit einander, als ob wir schon drei Wochen lang Mann und Frau wären. Sie behauptete, daß alle Menschen in Dänemark mit holzernen Schuhen zur Welt kämen, daß wir in hohlen Bäumen wohnen, Eicheln und Wolfsfleisch essen, und daß jede neuvermählte Frau eine Tracht Prügel von ihrem Manne zur Morgengabe bekommt. Ich bejahte alles und verschönerte noch das Gemälde mit einigen hellen Pinselstrichen. Ich erzählte ihr, daß alle unsere Damen gleich von ihrer Geburt an sprechen können, daß sie aber einen Maulkorb tragen müssen, den sie nur ablegen, wenn sie essen und schlafen, daß sie allmonatlich einen freien Schwätztag haben, den jedoch die Männer alle unter freiem Himmel verbringen; daß ihnen aber in der Fischzeit kein Schwätztag zugestanden werde, weil sie sonst die Häringe von der Küste verscheuchen würden. Nun war die Conversation im besten Zug: es ging Schlag auf Schlag; die andern Mädchen lachten, klatschten in die Hände, reizten und ermunterten uns. Ich habe nie eine interessantere Unterhaltung gehabt. Du kannst dir wohl denken, daß ich mich so oft einfinde, als ich Gelegenheit habe. Jüngsthin einmal empfängt mich Luise, so heißt das Dorfkind, mit einem dänischen Gruß: „God Morgen, min Erre, hvorledes har De sovet?“*) Angenehm überrascht antwortete ich in derselben, meiner Muttersprache; sie erklärte aber, daß ihre ganze dänische Sprachkenntniß sich nicht weiter erstreckt als auf jenen Gruß. Ich biete ihr meinen Unterricht an; sie geht darauf ein, doch erst nachdem ich ihr versichert habe, daß das Dänische nicht ihr Sprachorgan verderben oder der schönen Form ihres kleinen französischen Mundes schaden werde. Heloise und Antoinette wollen ebenfalls an dem Unterricht theilnehmen. Es soll alles nach einer neuen Methode getrieben werden, l'enseignement mutuel, will heißen, der Unterricht soll gegenseitig und Louise Gehülfin seyn. Es handelt sich um die Wahl eines Lehrbuchs. Ich schlage „Paul et Virginie“ vor; das wird aber als zu deutsch, zu melancholisch verworfen. „Corinne“ hat dasselbe Schicksal — sie ist zu englisch. Endlich wird „Stella“ einstimmig gewählt: glücklicherweise habe ich eine dänische Uebersetzung derselben; und nun geht's schnell: meine wackeren Schülerinnen machen enorme Fortschritte.

Wie ich gestern mitten in meiner Stunde sitze, den Rücken gegen die Thür gekehrt, die andern drei vor mir, stößt Luise plötzlich einen Schrei aus, springt auf und wirft sich um den Hals eines Mannes, der hinter mir steht, wie aus dem Boden gewachsen. Anfangs kann ich sein Gesicht nicht sehen, sie bedeckt es mit Küssen; er ist aber schon alt — seine weißlichen Haare mischten sich mit ihren dunkelbraunen Locken. Sie nennt ihn ihren cher père und er ist — unser pauvre Louis! Ich erkenne ihn auf der Stelle. Entschuldigen Sie, mein Herr, frage ich, waren Sie nicht einmal in Dänemark? — Ja, mein Herr, ich war da! — In R.? in den Jahren einige und neunzig? — Freilich! — Erinnern Sie sich denn nicht mehr ihres petit Chretien? — O mon Dieu! ruft er und schließt mich in die Arme. — Es war ihm noch alles erinnerlich. Er fragte nach dir, Fritze! nach deinem Vater, nach Jesper, dem Küster mit der kleinen drolligen Perrücke, nach unserer zänkischen Haushälterin, „dickeh Satann,“ wie er sie nannte, nach dem Maulbeerbaum vor der Gartenstubenthüre und nach Peter, dem Kutscher, der ihn immer Herr Lodvig titulirte! Und wie der alte Mann seine Freude an mir hatte!

*) Deutsch: „Guten Tag, mein Herr! haben Sie wohl geschlafen?“

Digitized by Google

Luiſe lachte mit Thränen in den Augen — ich hatte nie gedacht, daß das wilde Thierchen weinen könne — und ſang mit komiſcher Rührung: „Où peut on être mieux etc!“ In Wahrheit es ſchien mir, als ob plötzlich ein Band der Verwandtſchaft zwiſchen uns geknüpft wäre: ich hätte ſie beinahe umarmt und Schweſter genannt.

Der Alte war gekommen, um Luiſe abzuholen, und wollte geſtern ſchon wieder weg; meinetwegen aber blieb er bis heute. Ich habe ſie eben an den Wagen begleitet. Hm! jetzt erſt thut es mir leid, daß ich ihn abreiſen ließ, ohne das geringſte von ſeinem früheren Schickſal zu erfahren, ehe er zu Fuß nach R. kam: warum er eigentlich emigrirt und wie er nun zu dem luſtigen Vogel von Tochter gekommen ſey ꝛc. Am beſten iſt, ich beſuche ihn, er wohnt nur eine kleine Strecke von hier und hat mich recht innig gebeten — ſie freilich auch — ihn recht bald zu beſuchen. Sie haben mich noch kein däniſches Lied gelehrt! ſagte ſie; ich möchte doch wiſſen, wie es mir zu Geſicht ließe, barbariſch zu ſingen? Hm! es iſt närriſch: ich kann eigentlich nicht ſagen, daß ich — ſo — ja, nun weiß ich eigentlich nicht, was ich ſagen wollte. Sie intereſſirt mich freilich, weil ich es intereſſant finde, mit ihr zu ſprechen: übrigens iſt ſie mir ganz gleichgültig. Sie hat zwar Gefühl, es wird aber von ihrem unmäßigen Lachen faſt erſtickt oder geht unter in lauter Witz. Als ſie ihre Freundinnen zum Abſchiede umarmte, zitterten zwar ein paar Thränen in ihren Augen, mir ſagte ſie aber nur mit einem leichten flüchtigen Lächeln: Adieu, mein gothiſcher Freund! — Adieu, mein franzöſiſcher Schmetterling! dachte ich; und: lebe wohl, mein däniſcher Freund! ſagt und meint dein treuer Freund Chriſtian.

(Fortſetzung folgt.)

Die Zähmung der Junker.

Wie die Alten ſungen,
So pfeifen die Jungen.
Altes Sprichwort.

Zu Düſſeldorf im Ständeſaal
Da tagten die Herren mit hellem Kopf,
Hochweiſe ſchauten ſie allzumal,
Hier in der Verrücke, dort im Zopf.
Und der ritterbürtigen Ritterſchaft
Entſendet Botſchaft Karl Theodor,
Der Kanzler trägt mit Würde und Kraft
Sie den hochadlichen Junkern vor.

Sie heißt: „Ihr Grafen und Freiherrn all!
Es brach herein eine neue Zeit.
Sonſt gabt ihr zum Krieg mit Waffenſchall
Dem deutſchen Heerbann das Geleit.

Fürs Vaterland ſchlugt ihr jede Schlacht,
Indeß der Bürger und Bauer geruht,
Und weil ihr tauſend Opfer gebracht,
Lag keine Laſt euch auf Hab' und Gut.

„So war es verbrieft von Kaiſer und Reich,
Eu'r Lehn blieb ſteuerfrei mit Recht,
Doch heute pflegt ſich, verzärtelt und weich,
In träger Ruh' das Rittergeſchlecht;
Der Puder ſtäubt; wo der Helm einſt ſaß,
Wir werden ſtatt euer für Sold den Soldat,
Und während ihr ſchweiget im Uebermaß,
Bezahlt der Bürger und Bauer den Staat.

„Drum ſpricht der Herzog alſo, ihr Herrn:
Das Recht erliſcht mit verlaſſener Pflicht.
Was die Ahnen thaten hochherzig gern,
Das thnen die Enkelſöhne nicht.
Da ihr die Kriege nicht mehr führt,
Bezahlt gleich Andern mir Steuern ſofort,
Wie's der Gerechtigkeit gebührt!“
So ſchloß der Kanzler des Fürſten Wort. —

Da hob ſich im Saale ein Tumult.
Die Bezopften erhoben manchen Zruch:
„Zum Teufel, das iſt nicht unſre Schuld!
Wir halten treu am Ritterbuch!
Wir halten treu am alten Brauch,
So erbt er ſich fort vom Vater zum Sohn;
Iſt's nöthig, dem Heere folgen wir auch,
Doch Steuern bezahlt kein Graf und Baron!“

So zogen ſie hadernd zur Stadt hinaus,
Auf die alten Burgen flogen ſie ein
Und ließen bei gutem Trank und Schmaus
Einen guten Mann unſern Herrgott ſeyn.
Sie gingen zu Jagd und Vogelheerd,
Sie übten die Fiſcherei im Zluß,
Sie ritten zu manch gutes Pferd,
Das Nichtsthun war ihnen Hochgenuß.

Doch ſieh, was trug ſich plötzlich zu?
Die Burgherrn lauſchten vom Fenſter hinab:
Da trat im bunten Kleid und Schuh
Ein Mann heran mit Wappen und Stab —
Die Trompete klingt! — „Ei, welch ein Spaß!
Seiltänzer laden wohl uns ein?“ —
Doch werden die Junker bleich und blaß,
Es zittert ihnen durch Mark und Bein,

Wie im Ritterbuch es geſchrieben ſteht,
Es tritt der fürſtliche Herold heran
Und ruft: „Euch ladet die Majeſtät,
Schnell rüſtet Waffen und Roſſe und Bann!
Zu Hof kommt in Harniſch mit Schwert und Sper,
Der Herzog gibt euch der Tage acht,
Und ſtoßt ihr alsdann nicht fertig zum Heer,
So verhängt euch die Strafe des Herrſchers Macht!“

Da gingen die Junker von Schloß zu Schloß
Und beriethen lang und beriethen breit.
Der Schluß war: „Wir bleiben zuſammt dem Troß!
Der Herzog iſt nicht recht geſcheidt!
Das Vollblut, das uns die Adern durchfließt,
Iſt, wie des Fürſten, alt und gut!
Laßt ſehen, was der Hof beſchließt!
Laßt ſehen, was der Kanzler thut!“

Digitized by Google

Und als der Tag des Heerbanns kam,
Da blieben sie all bei Dach und Fach;
Der allein den Weg zu Hofe nahm,
War Freiherr Dalwigk zu Unterbach.
Im blanken Panzer ritt er zur Stadt,
Gerüstet bis an die Zähne in Stahl,
Der Sperr war spitz, das Schwert war glatt,
Und der Helmbusch nickte im Sonnenstrahl.

Der Reiter und Lanzenknechte Hauf
Folgt ihm mit Pickelhaube und Spieß.
Die Städter sahen vor Wunder auf,
Sie fragten: „Was bedeutet dies?
April und Fastnacht sind vorbei,
Es ist auch grade kein junges Licht!“
Karl Theodor aber grüßte ihn frei:
„Ihr thut allein die Ritterpflicht!“

Doch die andre ritterbürtige Schaar
Traf hart des Fürsten gerechter Zorn,
Sie zahlten Strafe blank und baar,
Tief ging es in des Säckels Born. —
Seltsam! Nach weniger Jahre Frist,
Da lehrte der Franzmann sie Steuerrecht. —
Wer weiß, das so schnell und leicht vergißt,
Was nicht alles noch lernt das Adelsgeschlecht!

Wolfgang Müller.

Assisenverhandlungen im großen politischen Prozesse.

Sitzung vom 1. Juli.

Zeugenverhör.

1. Zeuge: Friedlich Ludwig Munzinger, Substitut des k. Staatsprokurators zu Landau, früher Friedensrichter in Pirmasens, gibt eine Schilderung der Verhältnisse der Stadt Pirmasens im Allgemeinen und der Ereignisse daselbst während der politischen Bewegung, kann aber, bezüglich der Angeklagten, aus eigener Wahrnehmung nichts Spezielles angeben. Von dem nun verstorbenen Bürgermeister Bruch habe er gehört, daß Lippack thätig bei Bildung des Volksvereins gewesen sey.

Ueber den Leumund des Angeklagten befragt, erklärt Zeuge, daß er von ihnen nichts Nachtheiliges sagen könne. Lippack, den er näher gekannt, habe sich immer anständig gegen ihn betragen und sonst allgemeine Achtung genossen. Derselbe habe aber die geistige Fähigkeit nicht besessen, um die politischen Verhältnisse gehörig zu würdigen.

Der Angeklagte Baumann erklärt, er sey nur gezwungen durch den Civilcommissär Diehl in den Cantonalausschuß getreten. Im Jahr 1832 sey er von dem Geschwornengericht zu Landau freigesprochen, später aber wegen einer beleidigenden Aeußerung im Wirthshause zu 6 Monaten Gefängniß verurtheilt worden.

Der Angeklagte Lippack stellt in Abrede, daß er sich mehr wie jeder Andere bei Bildung des Volksvereins betheiligt habe. Die Angeklagten hätten die Stellen im Cantonalausschuß nur angenommen, damit sie nicht in andere Hände kämen und seyen dann das Opfer der Denunciationswuth, besonders des verstorbenen Bürgermeisters Bruch geworden.

Es werden mehrere günstige Leumundszeugnisse für die Angeklagten Baumann, Lippack und Bärckel und sodann die Aussage des Bürgermeisters Bruch von Pirmasens verlesen.

Der Zeuge Munzinger erklärt, daß Bruch — ein höchst achtbarer Mann — nicht fähig gewesen sey, als Zeuge eine unrichtige Erklärung abzugeben oder Jemanden aus Leidenschaft zu denunziren.

2. Zeuge: Carl Herter, Bierbrauer in Pirmasens. Ich war Mitglied des ersten Cantonalausschusses; als dieser wegen einem Mißtrauensvotum abgetreten war, weigerte ich mich in den neugebildeten einzutreten. Die Angeklagten waren Mitglieder des zweiten Ausschusses. Lippack war in beiden und im Vorstand des Volksvereins. Weitere spezielle Thatsachen kann ich nicht angeben.

Der Angeklagte Deßloch erklärt, daß er durch den Polizeidiener aus der Schule gerufen und mit Gewalt gezwungen worden sey, in den Cantonalausschuß als Ersatzmann zu treten; daß er sich später bemüht habe, von dieser und dergleichen Funktionen wieder befreit zu werden, was ihm aber nicht gelungen sey. Ueberall wo er sich um Rath befragt, habe man ihm die Antwort gegeben, man müsse der Gewalt weichen und mit dem Strome schwimmen.

3. Zeuge: Ludwig Gilardon, königl. Polizeikommissär in Pirmasens. Es bestand in Pirmasens ein Cantonalausschuß, der sich aber am 27. Mai 1849 auflöste. Am folgenden Tag bildete sich ein neuer Cantonalausschuß, in welchen die Angeklagten traten. Es wurden nun Kassen, Pferde und Waffen mit Beschlag belegt, kurz, alle Anordnungen des terroristischen Civilcommissärs Diehl mit Energie vollzogen. Aus eigener Wahrnehmung kann ich keine Thatsachen angeben, doch habe ich die Ueberzeugung, daß, wenn ein Beamter den Eid verweigert hätte, er nicht mehr lebend von dem Stadthaus gekommen wäre. Von dem nun verstorbenen Bürgermeister Bruch — einem allgemein geachteten Ehrenmanne — hörte ich, daß Lippack hauptsächlich den Volksverein ins Leben gerufen habe. Ich hörte aber auch, daß derselbe dem bedrängten katholischen Geistlichen thätig zu helfen gesucht habe.

Digitized by Google

Die Angeklagten konnte ich früher nur als brave Männer, Bürckel und König sollen nicht in den besten Verhältnissen stehen; Baumann hat sollirt. Von Desloch glaube ich, daß er mit Gewalt gezwungen wurde, sich an der Bewegung zu betheiligen. Baumann und Lippack sind schon im Jahre 1832, ersterer wegen beleidigenden Aeußerungen letzterer wegen Unterzeichnung einer Adresse bestraft worden und schienen daher zu den Mißvergnügten zu gehören. Was sie thaten, geschah freiwillig ohne Zwang.

Lippack betheuert, daß er durchaus keine feindselige Gesinnungen gegen die k. b. Regierung hege. Bürckel und König widersprechen der Bemerkung des Zeugen, daß ihre Vermögensverhältnisse zerrüttet seyen. Ersterer behauptet, dieß durch die Hypothekenregister nachweisen zu können.

4. Zeuge: Georg Martin, k. Forstmeister in Pirmasens. Es bestand in Pirmasens ein Volksverein der sehr nachtheilig auf den Sinn der Bevölkerung einwirkte. Der erste Cantonal-Ausschuß suchte die Gesetzlichkeit so viel möglich zu handhaben. Die Angeklagten waren Mitglieder eines zweiten Cantonalausschusses und Anhänger der provisorischen Regierung; sie vollzogen eifrig die terroristischen Anordnungen des Civilcommissärs Diehl. Auf meine dringende Vorstellungen erhielt ich jedoch, nachdem die Beamten beeidigt waren, von dem Cantonalausschuß Beistand gegen das Ueberhandnehmen der Forstfrevel. Zeuge verbreitet sich über die politischen Ereignisse im Jahre 1849 und fährt fort: Es sind für 173 fl. 24 kr. gefreveltes, mit Beschlag belegtes Holz, trotz der Protestationen der Forstbehörde, versteigert worden, um mit dem Erlös die Mobilgarden zu bezahlen. Ich war gegenwärtig als von Lippack und einigen Andern das Pferd des Friedrich Faul requirirt wurde. Da Faul sich weigerte, sagte Lippack, es geschehe auf Befehl der prov. Regierung; er könne Mannschaft senden, die werde das Pferd schon holen, Faul gab das Pferd an einen Legionär, erhielt es aber wieder, nachdem derselbe einen Ritt nach Dahn gemacht hatte.

Der Angeklagte Desloch behauptet, Zeuge habe selbst den Cantonalausschuß aufgefordert, sich an ihn, wegen Sensenstangen, zu wenden, was Zeuge widerspricht, mit der Bemerkung, er habe die Stangen bewilligt, weil sie ohnedies geholt worden wären. Zeuge gibt zu, daß auf sein Verlangen mehreren als Wilddiebe verdächtigen Personen die Waffen durch den Cantonalausschuß abgenommen worden sind. Der Angeklagte Lippack stellt bestimmt in Abrede, terroristisch gegen Faul aufgetreten zu seyn, im Gegentheile habe er nur Unbilden zu verhindern gesucht.

(Schluß der Sitzung.)

Sitzung vom 2. Juli.

5. Zeuge: Friedrich Greiner, Gastwirth in Pirmasens deponirt über die politischen Verhältnisse im Allgemeinen und kann bezüglich der Angeklagten keine Thatsachen angeben; sie seyen brave Leute, über die er nichts Nachtheiliges sagen könne. Baumann und Bürckel seyen durch mißglückte Unternehmungen in ihren Vermögensverhältnissen zurückgekommen.

Der Präsident verliest eine Reihe von Aktenstücken und Rechnungen bezüglich der Wirksamkeit der beiden Cantonalausschüsse.

Die Angeklagten bemerken, daß sie gegen das von der prov. Regierung angeordnete Sturmläuten remonstrirt und deßhalb einen Abgeordneten nach Kaiserslautern gesandt hätten. Die Zeugen Martin und Greiner bestätigen die Wahrheit dieser Behauptung.

6. Zeuge: Peter Oelemann, Stadtschreiber in Pirmasens. Gibt nichts Spezielles bezüglich der Angeklagten an. Lippack sey ohngefähr 10 Tage Bürgermeister gewesen; während dieser Zeit sey durchaus nichts Ungerechtes vorgefallen, er habe vielmehr immer im Interesse der Stadt gehandelt. Zeuge fügt bei: Lippack ist seit 10 Jahren Gemeinderath und ein geachteter Mann; doch glaube ich, daß die Angeklagten der prov. Regierung zugethan waren, weil sie in den Cantonal-Ausschuß getreten sind. Desloch äußerte sich öfter, er sey mit dem damaligen Treiben nicht einverstanden und mit Gewalt hineingezogen worden. Der verstorbene Bürgermeister Bruch und der ganze Stadtrath verwendeten sich für ihn, damit er nicht von dem Lehreramte entfernt bliebe. Baumann hatte einst einen Fremden aus Cöln, der als Spion verdächtig eingebracht worden, beleidigt und bedroht.

Baumann stellte in Abrede, diesen Arretanten bedroht zu haben.

7. Zeuge: Carl Ludwig Schneider, Kaufmann und erster Adjunkt in Pirmasens, gibt Aufschlüsse über die politischen Ereignisse in der Stadt Pirmasens; schildert die Angeklagten als brave, achtbare Leute; Baumann und Bürckel seyen nicht in den besten Vermögensverhältnissen. Ersterer habe sich bis zur letzten Zeit ganz ruhig verhalten und sey nur in den Cantonalausschuß getreten um durch Schreibereien einigen Verdienst zu erhalten. Desloch habe sich geäußert, daß er durch Androhung bewaffneter Mannschaft zur Betheiligung gezwungen worden sey. Zeuge erzählt den Hergang eines Volksverlesses gegen den kath. Pfarrer Lorenz mit der Bemerkung, daß es der Bürgerwehr damals nicht möglich gewesen sey, diesen Vorgang zu verhindern.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 54. Kaiserslautern, Donnerstag, 10. Juli **1851.**

*Zweibrücken, 8. Juli. Heute wurde der des Hochverraths angeklagte Carl Linz, Seifensieder von Coenkoben, von den Geschwornen für nicht schuldig erklärt und in Freiheit gesetzt.

Armer Louis!

Novelle aus dem Dänischen des Steen Blicher, von P. C. Möller.

(Fortsetzung.)

Bouchain, 3 uli 1816.

Sag' mir einmal, alter Fritze, was ist Melancholie? Wenn es diese wunderliche Beklommenheit ist, die ich zuweilen verspüre, so muß ich gestehen: ich mag sie recht gut leiden. Weißt du was, Fritze! es ist recht interessant, melancholisch zu seyn; doch glaub' ich, daß es nicht zu lange auf einmal dauern darf, sonst versenkt man sich leicht in Philosophie, Poesie und dergleichen verfängliches Wesen; man kann wohl gar auch den Hals brechen, wenn man sich von eitel Melancholie verleiten läßt, mit dem Kopf gegen ein Haus, einen Baum oder den Schädel eines andern anzurennen, oder auch sich im Stuhl wiegend in den Mond zu gucken. Gestern Abend stürzte ich rücklings zu Boden und zerbrach das Hinterbein — des Stuhls. — Ich glaube fast, der Ort, wo unser alter Louis wohnt, ist recht ungesund. Denn erst seitdem ich oft dorthin komme, verspüre ich jenen Hang zum Nachdenken und zu stillen Mondbetrachtungen; aber hol mich der .... — still! ich weiß, du magst das Fluchen nicht! und unsere Armee ist in diesem Punkt ebenso gottlos wie die des Oakel Toby: es muß in Flandern ansteckend seyn. Eigentlich wollte ich sagen, daß — nun hab' ich meiner Seel vergessen, was ich sagen wollte — Ja! nun weiß ich es ungefähr: ich wollte dir etwas von Rougemont erzählen.

Kaum daß mein lieber alter Louis abgereist war, so wurde ich auch schon von einer solchen Sehnsucht nach ihm ergriffen, daß ich drei Tage später hinausritt. Von der Lage des Orts kann ich dir nicht viel mehr sagen, als daß sich daselbst ein großer Garten mit vielen Bäumen befindet und daß Luise, auf einer Bank an dem Gitterthore saß und nach der Landstraße blickte. Als sie mich gewahrte, sprang sie auf, öffnete das Gitter, nahm mich unter den Arm und hüpfte mit mir nach dem Haus. Der alte Louis trat mir auf der Thürschwelle entgegen und hinzeitte so freundlich mit den kleinen braunen Augen, daß ich ihm um den Hals fallen mußte.

Wie gastfreundlich, wie herzlich wurde ich da aufgenommen: ich war wie ein Sohn, wie ein alter Freund des Hauses, man wußte nicht, was gutes all man mir thun sollte. Vater und Tochter waren fortwährend für mich geschäftig: er kam mit einem Stuhl, sie mit einem Präsentierteller, er klopfte mir die Pfeife, sie zündete sie mit dem Brennglas an der Sonne an. Dann kam auch seine Frau — und denke dir, Fritze! sie gleicht ganz meiner seligen Mutter. Hätte es der Landesbrauch zugelassen, so würde ich vor ihr in die Knie gesunken seyn, so ehrwürdig erschien sie mir, nicht etwa vor ihrem Alter, denn sie ist nicht weit über die vierzig, sondern vor einer gewissen Hoheit, vor dem Anstand und der Würde in ihrem Antlitz und ganzen Wesen.

Nach einer einstündigen lebhaften Unterredung entfernten sich die Frauen, um das Mittagessen zu bestellen. Sie sind ein glücklicher Mann! sagte ich zu meinem Gastfreund. Die Thränen traten ihm in die Augen; er sah dankbar und fromm gen Himmel: Gott hat mich mannigfach für die Leiden meiner Jugend entschädigt, erwiderte er. Kommen Sie, fuhr er nach einer Weile fort, ich weiß, Sie haben ein theilnehmendes Herz, kommen Sie. Während wir allein sind, sollen Sie meine Geschichte hören. Er führte mich in den Garten und erzählte folgendes:

In diesem Haus da bin ich geboren, in diesem Garten habe ich die ersten Blumen gepflückt und die ersten Schmetterlinge gejagt. Nun wohne ich hier zu Miethe, obgleich alle diese Besitzungen durch mehre Jahrhunderte meinen Ahnen gehört haben. Ich war das einzige Kind meiner Eltern und künftiger Herr von Rougemont, zu welchem damals drei bevölkerte Dörfer gehörten. Meine Mutter habe ich nicht gekannt,

Digitized by Google

denn sie starb frühzeitig, und mein Vater war Wittwer geblieben. Da er mich nicht von seiner Seite lassen wollte, so wurde ich bis zu meinem fünfzehnten Jahre zu Hause in Sprachen, Mathematik, Zeichnen und allen ritterlichen Uebungen unterrichtet. Der Garten war mein Spielplatz und des Hegereuters Tochter Annette meine einzige Gespielin. Ihr Vater wohnte in jenem kleinen Häuschen draußen vor dem Garten. Damals lag es am Eingang des Thiergartens, der sich bis zum Wald ausdehnte, nun aber längst verwüstet liegt: die Einzäunung ist niedergerissen, die Bäume gefällt, und wo vormals das Wild hauste, sehen Sie jetzt nur Wiesen und Kornfelder.

Die Gränzen des Gartens, die mir damals predigten: „bis hieher darfst du kommen und nicht weiter!“ waren durch eine dichte Einzäunung bezeichnet, und jenseits derselben war ein ziemlich tiefer und breiter Wassergraben. Einst stand ich hier als halberwachsener Knabe und trennte die dickbelaubten Aeste mit den Händen auseinander, um doch wenigstens die Welt zu sehen. Jenseits des Grabens saß Annette, vier Jahre jünger als ich, und flocht einen Blumenkranz. Ich rief ihr zu, sie antwortete, und bald war unsere Unterredung im besten Zug. Dies erste Zusammentreffen endigte damit, daß ich um den Kranz bat: sie warf ihn über die Hecke. Ich setzte ihn auf meinen Kopf und ging mit dem Hut in der Hand hinein. Am folgenden Tag zu derselben Zeit war ich wieder an der Hecke, Annette auf der Wiese grade gegenüber. Wir plauderten noch länger zusammen und verabredeten vor der Trennung, uns so jeden Tag zu sehen. Ein paar Wochen wurden diese Stelldichein fortgesetzt. Ich pflückte von den schönsten Blumen des Gartens und warf sie hinüber zu ihr, sie schickte sie mir in Kränzen zurück. Komm zu mir herüber! sagte sie eines Tages. — Ich darf nicht, erwiderte ich; komm du aber zu mir! — ich kann nicht, sagte sie, der Graben ist zu breit. — Ich bahnte mir einen Weg unten durch die Hecke und sah, daß sie recht hatte. Was war da zu thun? Ich grübelte vergebens den ganzen Tag; — des Nachts fiel mir ein Mittel ein: ein Brett mußte über den Graben gelegt werden. Im Gärtnerhause fand ich eins, schleppte es zur Stelle und legte es mit Annettens Beistand über das Wasser, welches uns trennte. Ich trat hinaus, reichte ihr die Hand und bald stand sie bei mir in dem Garten. Welche Freude! wir durchstreiften alle Gänge, liefen von Laube zu Laube, von Blume zu Blume! Als sie die Schürze voll hatte, setzte sie sich auf eine Rasenbank und band Kränze — ich pflückte Kirschen und steckte sie ihr in den Mund. — Verzeihen Sie, mein Herr! daß ich so lange bei der Schilderung dieser Jugenderinnerungen verweile, die vielleicht nur für mich selbst Interesse haben; Sie werden aber alles begreiflich finden, wenn ich ihnen sage: daß meine Frau — die kleine Annette ist. Hier ist die Stelle, wo ich das Brett über den Graben gelegt; dort bin ich unten durch die Hecke gebrochen; von jenem großen Kirschbaum da — er war damals noch klein — pflückte ich ihr die süße Frucht; und unter ihm stand die Rasenbank, wo mein Vater uns zum erstenmal traf. Wer bist du? fragte er das Mädchen. — Ich heiße Annette, erwiderte sie und ließ sich in ihrer Arbeit nicht stören. Das Kind gefiel ihm; er erlaubte mir, täglich ein paar Stunden mit Annette zu spielen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Am 28. Juni war die Burgruine Eschbach bei Landau, von wo aus man eine entzückende Fernsicht nach dem rebenumgürteten Rheinthal, mit den Flügelpunkten Straßburg und Worms, und zugleich rückwärts über einen großen Theil der wahrhaft romantischen Gebirgsformationen mit ihren vielen wunderlich gestalteten Felsenpartieen genießt, der Schauplatz eines eigenthümlichen Festes. Das Offiziercorps des königlich bayerischen zwölften Infanterieregiments, als Gesellschaft des sogenannten „Paragraph Sieben“ (wahrscheinlich ein bedeutungsvoller Artikel der Statuten), veranstaltete eine Bergpartie dahin und verschönte dieselbe durch die Aufführung von „Wallenstein's Lager“ im Kostüm, mitten unter den Resten der einst so stattlichen Burg, den Jahrhunderte alten stummen Zeugen jener Zeit, in welcher auch sie eine Rolle gespielt hat. Von allen Eckpunkten der noch bestehenden Zinnen grüßten blauweiße Flaggen ins weite Land hinaus. Zwischen umgränzenden Mauerresten befand sich die Bühne, lagermäßig hergerichtet, im Hintergrund das luftige offene Zelt und über diesem die schwarzgelbe Fahne des kaiserlichen Heerlagers. Eine große Menge von Freunden und Bekannten hatte sich von nah und fern eingefunden. Für die Damen waren vor der Bühne Sitze aufgeschlagen, und wie sonst im Waldesdickicht ein voller, blühender Rosenbusch Herz und Auge erfreut — so saßen hier in schönem Kranz die Frauen um das moosbedeckte, von Epheu und Strauchwerk umrankte Gemäuer und begeisterten Wallenstein's munteres, bundes Kriegsvolk durch ihren lieblichen Anblick. Das Stück wurde von den, des Kriegshandwerks kundigen, rit-

Digitized by Google

terlichen Söhnen mit so treffender Charakteristik und besonders von den Hauptpartien so kernig und feurig gegeben, daß beim Schluß ein rauschender Beifall erfolgte und sämmtliche Darsteller stürmisch gerufen wurden. Den Rest des Nachmittags füllten Musik, Gesang und Tanz. Ueberall lagerten reizende Gruppen und eine wohlbestellte Restauration wurde ununterbrochen in Thätigkeit erhalten. Wohl noch nie mögen die verfallenen Mauern eine so lebhafte und interessante Scene zu ihren Füßen gesehen haben und die Schatten ihren früheren Bewohner beneideten sicher die schöne und fröhliche Gesellschaft der Gegenwart.

Ein Aufsatz im „Morgenblatt:“ „Die Poesie des Aberglaubens,“ enthält eine zusammenstellung denkwürdiger Vorhersagungen und Vorbedeutungen. Maria Theresia war höchst abergläubisch. Einst fragte sie, die kleine Marie Antoinette auf den Armen haltend, den bekannten Gaßner nach dem künftigen Schicksale des Kindes. Dieser erblaßte und sagte endlich, von der liebenden Mutter gedrängt: „Ew. Majestät, es gibt Kreuze für alle Schultern!“ — Josephine erhielt in früher Jugend von einer Wahrsagerin die Prophezeiung, sie würde einst eine Fürstenkrone tragen, aber auf der Höhe der Macht von ihrem Manne geschieden werden. Wie peinigte sie die zweite Prophezeiung, als die erste in Erfüllung gegangen war! Und als im Jahr 1809 sich auch jene erfüllte, da wurzelte selbst in den untersten Schichten des französischen Volkes der Glaube, mit der Trennung von Josephinen sey des Kaisers Glücksstern erblichen. — Der 23. Juni des Jahres 1812 sah Napoleon an der Spitze seiner Colonnen vor dem Niemen, da bäumte sich plötzlich sein Pferd und warf ihn ab. „Schlimme Vorbedeutung!“ rief eine Stimme aus seinem Gefolge; „ein Römer würde umkehren!“ Fünf Monate später stürzte ihn der Brand von Moskau von dem Gipfel seines Glücks, und derselbe Fluß sah ihn nur als Flüchtigen wieder.

Assisenverhandlungen im großen politischen Prozesse.

Sitzung vom 4. Juli.

Fortsetzung des Zeugenverhör.

83. Zeuge: Dorothea Lörsch, Ehefrau des Kaufmanns Heinrich Görlich in Pirmasens. An dem Tage, wo der Erzeß gegen den Pfarrer Lorenz verübt wurde, demolirte der Pöbel auch einen Holzschoppen an unserem Hause. Da mein Mann nicht anwesend war, rief ich den Schutz des Commandanten Schneider an, erhielt aber keine Hilfe. Lippack stellte mit eigener Gefahr die Ruhe wieder her; ihm ist es zu verdanken, daß kein größeres Unglück geschah. Ein gewisser Kleßmann, auf dessen Veranlassung, wie ich vermuthe, mein Haus bedroht war, forderte die Leute auf, demselben eine Axt auf den Kopf zu schlagen. Lippack schützte auch den Barbier Ertel, welchen das Volk in meinem Hause suchte, vor Mißhandlungen. Als die Preußen kamen, traf die Nachricht ein, Notär Diehl werde in Winzeln gefangen gehalten. Sogleich beschloß ein Volkshaufe denselben zu befreien und drohte in Winzeln Alles todt zu schlagen. Lippack bewog diese Leute ihr Vorhaben aufzugeben.

84. Zeuge: Gottlieb Kleßmann, Ackerer in Pirmasens (nicht derselbe von dem die vorige Zeugin gesprochen.) Als eine bewaffnete Volksmasse in die Wohnung des Geschäftsmanns Werner drang, stellten Lippack und ich die Ordnung her, wie gerade ein gewisser Kuhl mit der Axt eine Commode zerschlagen wollte. Wir wurden deßhalb angefeindet und bedroht. Die Wahl zum Bürgermeister nahm Lippack nur höchst ungern an, er wurde dazu genöthigt.

85. Zeuge: Friedrich Leinenweber, Gerber in Pirmasens. Ich ließ eine Anzahl requirirter Pferde, im Einverständniß mit Lippack, bewachen, und den Eigenthümern zurückgeben. Als von einem Freischaarenführer bedeutende Requisitionen gemacht wurden, berieth sich Lippack in der Nacht mit mir und einigen andern Bürgern, wie der Forderung auszuweichen sey, es nützte jedoch nichts, die Lebensmittel mußten geliefert werden.

86. Zeuge: Philipp Mann, Eigenthümer in Pirmasens. Ich lernte den Angeklagten Lippack nicht anders kennen, als einen Mann für Gesetzlichkeit und Ordnung. Er nahm die Stelle als Bürgermeister nur nach vielen Weigerungen an, indem er erklärte, diese Stelle sey mit dem Geschäfte eines Apothekers nicht vereinbar. Im Cantonalausschuß benahm er sich sehr gemäßigt und war immer für Recht und Ordnung. Als Schimmelpfennig eine starke Requisition an die Stadt machte, weigerte sich Lippack derselben zu genügen.

Der bereits vernommene Zeuge Ludwig Schneider wird auf Verlangen vorgerufen und ergänzt seine Deposition dahin: Lippack habe die Wahl zum Vertrauensmann nicht angenommen, sondern den Notär Diehl vorgeschlagen; auch habe derselbe bei der Rekrutirung nicht den Vorsitz geführt, die Funktionen seyen gleich gewesen. Lippack habe einen verhafteten Geistlichen befreit.

Digitized by Google

87. Zeuge: Philippina Gäckler, Wittwe des Holzhofverwalters Andreas Schultz in Pirmasens. Als die Waffen bei Pfeiffer weggenommen wurden, sah ich einen Haufen Volkes vor dessen Hause. Lippack kam allein in der Richtung vom Zweibrückerthor her und stellte sich zu den Leuten.

88. Zeuge: Catharina Lang, Ehefrau des Gastwirthes Friedrich Greiner zu Pirmasens. Lippack kam sogleich nach seiner Erwählung zum Cantonalausschußmitglied in unser Haus. Er beschwerte sich bei mir wegen dieser Wahl, mit der Bemerkung, die Sache sey ihm wegen der vielen Arbeiten lästig; auch sey es ihm unangenehm mit Leuten, wie Herbert, gemeinschaftlich zu handeln. Ich redete ihm zu, die Stelle, im Interesse der Ruhe und Ordnung, anzunehmen.

Der Zeuge Friedrich Greiner erklärt auf Befragen, er habe gehört, wie Controleur Roos dem Lippack auch zugeredet habe, die Stelle im Cantonalausschuß zu behalten.

89. Zeuge: Julius Diehl, Oekonom in Pirmasens. Mehrere betrunkene Conscribirte zogen durch die Straßen und schlugen mit den Stöcken auf das Pflaster. Einer derselben mißhandelte einen Knaben und wurde verhaftet, ich weiß aber nicht von wem. Am andern Morgen mußte ich, weil ich die Verhaftung des Burschen, durch Herbeirufung der Wache veranlaßt hatte, im Cantonalausschuß Auskunft über die Sache geben. Lippack sagte, was sollen wir mit dem Menschen machen, wir müssen ihn laufen lassen.

90. Zeuge: Jakob Weber, Adjunkt in Gersbach. Peter Weber von Gersbach trug bei der Gemeinde darauf an, eine Trommel machen zu lassen, und erbot sich das an den hiesür gesammelt werdenden freiwilligen Beiträgen fehlende Geld beizuliegen.

91. Zeuge: Conrad Schneider, Gemeindeschreiber in Pirmasens. Ich erhielt von dem Civilkommissär Diehl den Auftrag, den Cantonalausschußmitgliedern bei den verschiedenen Kassenabschlüssen, gegen Bezahlung, behilflich zu seyn. So ging ich mit Lippack und König, welche zufällig bewaffnet waren, auf das Rentamt. Eine Weigerung des Rentmeisters oder eine Drohung von Seiten Lippacks habe ich nicht gehört. Letzterer sagte vielmehr, der erhaltene Auftrag sey ihm sehr unangenehm und entfernte sich sogleich wieder. Der Rentmeister diktirte mir nun selbst den Abschluß der Bücher.

Zeuge Bregeard nochmals vorgerufen, beharrt auf seiner bereits abgegebenen Erklärung.

92. Zeuge: Ernst Sauberschwarz, Küfer in Pirmasens. Mein Bruder bedrängte den Rabbiner von Pirmasens wegen Zurückgabe an ihn bezahlter Gerichtskosten. Der Rabbiner beschwerte sich deßhalb bei dem Cantonalausschuß und ich trug selbst darauf an, man möge meinen Bruder holen lassen, damit es Ruhe gebe, was auch geschah. Lippack forderte mich öfter auf, dahin zu wirken, daß keine Exzesse verübt und die Beamten nicht beleidigt würden; er selbst schützte den Friedensrichter Munzinger gegen eine denselben bedrohende Volksmasse. Auf Anstehen von Julius Diehl verhaftete ich einen Conscribirten, der einen Knaben mißhandelt hatte. Bärckel war bei dieser Verhaftung nicht gegenwärtig.

93. Zeuge: Adolph Wilken, Kaufmann in Pirmasens. Als mehrere Leute stürmisch die augenblickliche Verhaftung des Kaufmanns Bär von Annweiler, wegen einiger mißliebiger Aeußerungen, verlangten, vertröstete sie Lippack auf den folgenden Morgen, womit sie sich beruhigten.

94. und letzter Zeuge: Adam Zundel, Schuhmacher in Pirmasens. Ich wurde von dem Cantonalausschuß beauftragt, aus den bessern Bürgern eine Sicherheitsgarde zu Erhaltung der öffentlichen Ordnung zu bilden. Man machte mich zum Chef, weil man zu mir als ehemaligen Gendarm Vertrauen hatte. Das niedere Volk war durch Verabreichung von Getränken sehr aufgereizt worden und wenn die Männer des zweiten Cantonalausschusses nicht gewesen wären, würde gänzliche Anarchie ausgebrochen seyn.

Die Angeklagten verzichteten auf die Abhör mehrerer Entlastungszeugen.

Nach dem theilweisen Vortrage der k. Staatsbehörde zu Unterstützung der Anklage wird die Sitzung geschlossen.

Sitzung vom 5. Juli.

Nach beendetem Vortrage der k. Staatsbehörde tragen die Anwälte Glaßer, Golsen und Gink die Vertheidigungen der Angeklagten und die Staatsbehörde ihre Replik vor. (Schluß d. Sitzung.)

Sitzung vom 6. Juli.

Der Präsident resumirt nach den Dupliken der Vertheidiger die Verhandlungen und stellt sodann für jeden Angeklagten 3 auf das Verbrechen des Hochverraths bezügliche Fragen.

Nach einer Berathung von 25 Minuten geben die Geschwornen, durch den Vorstand Christian Wiß, Adjunkt in Burrweiler, ihre Erklärung dahin ab, daß die Angeklagten nicht schuldig seyen. Dieselben werden, nach einer Ermahnung von Seiten des Präsidenten, in Freiheit gesetzt.

Fortsetzung der Sitzung vom 6. Juli.

Carl Linz, 32 Jahre alt, Seifensieder, geboren und wohnhaft in Edenkoben.

Vertheidiger: Herr Anwalt Gink.

Urtheilsgeschworne:

1) Lamarche, 2) Hertel, 3) Bibus, 4) Häfele, 5) Wiß, 6) Laforet, 7) Freidinger, 8) Reichel, 9) Springer, 10) Brock, 11) Dümmler, 12) Gentes.

Nach deren Beeidigung ward die Sitzung geschlossen.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 55. Kaiserslautern, Samstag, 12. Juli **1851.**

*Zweibrücken, 10. Juli. Heute Mittag wurde der des Hochverraths angeklagte Ludwig Fuhrmann von Birmasens von den Geschworenen für nicht schuldig erklärt und sofort in Freiheit gesetzt. — Gestern Abend 6 Uhr wurde Veit Zöller, entlassener Gerichtsbote von Waldmohr, wegen Einmischung in öffentliche Funktionen Cod pén. Art. 258, in contumaciam zu einer Gefängnißstrafe von 5 Jahren verurtheilt. Zöller soll sich in Schweyen, dem ersten französischen Orte auf dem Wege nach Bitsch aufhalten.

Armer Louis!

Novelle aus dem Dänischen des Steen Bicher, von P. C. Möller.

(Fortsetzung.)

Wir spielten sechs Jahre zusammen, aber wir beschäftigten uns auch mit ernsteren Dingen: sie lehrte mich Blumen in Kränze binden, ich lehrte sie dieselben zeichnen. Mein Vater gewann die Kleine so lieb, daß er sie an meinem Unterricht Theil nehmen ließ, und um so lieber, als ich in ihrer Gegenwart mich weit fleißiger zeigte, als wenn ich allein war. So lernte sie englisch, italienisch, schreiben, zeichnen und die Guitarre spielen — weit mehr als damals für eines Hegereiters Tochter zu wissen gut war. Ohne die Revolution, welche die ganze Welt aus den Angeln hob, würde eine solche Erziehung ihr Unglück gewesen seyn.

Ich trat in mein siebzehntes Jahr und durfte nicht länger Kind seyn. Ich sollte in die Fußstapfen meiner Vorfahren treten, sollte auf der Bahn der Ehre das Schwert für meinen König führen. Seit der Schlacht bei Minden, aus welcher mein Vater einen steifen Arm nach Hause brachte, hatte er den unbefleckten Schild der Charoste in dem Ahnensaal aufgehängt. Jetzt reichte er mir denselben mit den Worten: Für deinen König, dein Vaterland und die Ehre!

Ich kam nach Brienne in die Kriegsschule und war zwei Jahre lang Kamerad eines jungen Mannes, der später die Krone der Bourbonen auf seyn Haupt setzte. Ich schied von dort als Leutnant eines Kürassierregiments und hatte nun nichts weiter zu thun, als von einer Garnison zur andern zu reiten. So verstrichen sieben Jahre meines Lebens, aus denen ich Ihnen nichts zu berichten wüßte, als daß ich regelmäßig jeden Monat an meinen Vater schrieb, zuweilen an Annette, oft an Rougemont zurückdachte, meine Zeit zwischen Exercitia und Lesen theilte und meinen Beutel aber nicht ihre Anschweifungen mit meinen Kameraden theilte. Nach einer Abwesenheit von acht Jahren sah ich meine Geburtsstätte wieder. Das Regiment war damals nach Rouen verlegt und ich erhielt vier Wochen Urlaub. Die erste, die mir in Rouen begegnete, war Annette! Sie war auf dem Schlosse die Erzieherin zweier verwaisten Nichten, die mein Vater zu sich genommen hatte. Sie machten auf demselben Weg, welchen ich kam, einen Spaziergang. Die Gespielin meiner Jugend erkannte ich kaum wieder. Diese war nun erwachsen, eine große majestätische Gestalt, in der vollen Blüthe der Jugend und ihrem Stande gemäß fein gekleidet. Mich erkannte sie auf den ersten Blick und aus ihrem Erröthen schloß ich, daß sie oft an mich gedacht haben mochte. Was soll ich Ihnen noch sagen, mein Herr und Freund? Sie errathen es selbst: nach Verlauf von vier Wochen conjugirten wir Amo durch alle tempora. Wir fingen mit der Vergangenheit an: der hölzerne Steg über den Graben, die Blumenkränze, die Kirschen u. s. w.; bildeten daraus ein himmlisch schönes Praesens und endigten erst beim Futurum, als der alte Baron Bethune de Charost uns im Participium Mund an Mund und Brust an Brust überraschte. Er that, als ob er nichts gesehen habe, und rief mich ab. Ich folgte ihm in ängstlicher Spannung. Erst im Ahnensaal zwischen den Bildern meiner Voreltern blieb er stehen und drehte sich nach mir um. Louis Bethune de Charost! sagte er, du kannst die Tochter des Schützen nicht heirathen und du darfst ein unschuldiges Mädchen nicht verführen! Geh, laß dir dein Pferd satteln und reite gleich ohne Verzug in deine Garnison zurück! — Ich gehorchte — ich küßte ihm die Hand und verließ Rougemont ohne Annette wiedergesehen zu haben.

Da nahm die Revolution ihren Anfang. Kurz nach meiner Rückkehr nach Rouen wurden die Notabeln zusammenberufen. Sie wissen gewiß so viel von jenen furchtbaren Ereignissen und Schreckenstagen, daß ich meine Erzählung auf das beschränken kann, was unmittelbar mein eigenes Schicksal betrifft. Mein Regiment, welches Offiziere von altem Adel und ächt royalistischer Gesinnung zählte, wurde aufgelöst. Ich kehrte nach Hause zurück. Annette war nicht mehr in Rougemont: mein Vater hatte ihr längst eine ehrenvolle und einträgliche Stelle als Hofmeisterin in Arras verschafft.

— Die politischen Unruhen vermehrten und ver-

Digitized by Google

breiteten sich, die Emigration war schon im vollen Gange. Viele Edelleute kamen auf ihrer Auswanderung nach Rougemont und riethen meinem Vater, dem Strome zu folgen. Er aber war nicht zu überreden; er betrachtete das fürchterliche Unwetter nur als ein vorübergehendes Ereigniß: er ahnte nicht, daß es so andauernd seyn werde und daß noch seine Schrecken und Verwüstungen sich über die halbe Welt ausbreiten sollten. Ein Blitz öffnete ihm die Augen; nur aber, um ihm den Abgrund zu zeigen, als es schon zu spät war, demselben zu entfliehen.

Eines Morgens weckte man ihn mit der Nachricht: daß der Hof von Bauern und schlechtem Gesindel aus der Stadt umringt sey. Ich warf mich in die Kleider, schnallte meinen Degen um, ergriff meine Pistolen und eilte die Treppe hinab. Mein Vater begegnete mir unbewaffnet in der Vorhalle Leg' deine Waffen ab, Louis! sprach er, hier kann von solcher Vertheidigung nicht die Rede seyn, wir müssen uns mit ihnen besprechen! — Ich folgte ihm auf die Treppe, gegen welche sich singend und heulend der aufrührerische Haufen drängte; wir bemerkten mehre unserer eigenen Bauern unter ihnen. Kinder! sagte mein Vater mild und ruhig, was wollt Ihr? — Dein aristokratisches Blut! ließ sich eine Stimme mitten aus dem Haufen vernehmen. — Mein Blut, erwiderte er, habe ich in meinen gesunden Tagen meinem Vaterland gespart; nun bin ich Invalide; wollt Ihr meine verstümmelten Glieder, so nehmt sie, schonet aber meinen Sohn! — Die Aufrührer wurden verblüfft und verschämt, die vordern zogen sich etwas zurück, dann erscholl wieder dieselbe Stimme: Nieder mit dem Tyrannen! — Lebon! rief mein Vater, war ich ein Tyrann, als ich Eurem Vater seine schuldigen Rückstände nachließ? war ich ein Tyrann, als ich ihm Saatkorn lieh, das ich niemals zurückbegehrte? — Es ist wahr, was er sagt! ließ sich eine andere Stimme hören, — er ist uns nie ein strenger Herr gewesen. — Gewäsch, dummes Gefasel! schrie Lebon, alle Tugenden der Adlichen sind nur glänzende Laster! — Ein wildes Beifallsgebrüll folgte diesen Worten. Macht kurzen Prozeß! erscholl es wieder, stoßt ihn nieder, er spielt mit Capet und der Oesterreicherin unter einer Decke. — Laßt lieber das Gesetz ihn vernichten! rief ein anderer; wir wollen ihn und seinen Jungen nach Arras führen! da sind noch mehr von dieser Weisbrut! — Dieser Rath wurde einstimmig angenommen; ein Haufe umringte uns und führte uns hinweg; ein anderer drang in das Haus und plünderte es. — Auf dem Wege nach Arras waren wir einigemal in Gefahr, ermordet zu werden; der aber, welcher gerathen hatte uns zu fesseln, und in dem wir einen früheren Diener unseres Hauses erkannt hatten, blieb beständig in unserer Nähe und hielt den rasenden Haufen durch die Vorstellung zurück: daß wir öffentlich hingerichtet dem Volk eine weit würdigere Rache verschaffen würden.

Zwei lange traurige Jahre verbrachten wir im Gefängnisse. Unterdessen hatte die Anarchie ihren blutigen Thron, die Guillotine, in meinem unglücklichen Vaterlande aufgerichtet. Der Convent raste und schickte seine Henker aus Paris nach allen größeren Städten: nach Arras kam Lebon, dieses abscheuliche Ungeheuer, dessen Name niemals in der Stadt vergessen seyn wird, so lange dort noch ein Stein auf dem andern ruht. Die Gefängnisse füllten sich; die Mordmaschine wurde errichtet und begann ihre blutige Arbeit. Jeden Tag holte sie einige der Gefangenen und andere kamen statt ihrer, die geleerten Zellen wieder zu füllen. Mein Vater und ich hatten uns ein besonderes Zimmer von dem Kerkermeister gemiethet, denn ehe wir Rougemont verließen, hatten wir uns heimlich mit Geld versehen.

(Fortsetzung folgt.)

Assisenverhandlungen im großen politischen Prozesse.

Fortsetzung der Sitzung vom 8. Juli.

Um 1 Uhr des Nachmittags erscheint Ludwig Fuhrmann, 27 Jahre alt, Gerber, geboren und wohnhaft in Pirmasens auf der Anklagebank, unter der Anklage des Hochverrathes, begangen dadurch, „daß er Hauptmann der Pirmasenser Mobilgarde war, als solcher mit seiner Schaar Executionszüge nach Schönau, Fischbach und Bundenthal machte, dabei Gelder von den Gemeinden erpreßte, einen Verhaftsbefehl gegen Ferdinand Mischler von Peterbächel erlassen, zu dessen Vollziehung Bewaffnete abjendete und den Verhaftsbefehl erst gegen Bezahlung von 9 fl. 20 kr. zurücknahm, mit einer Schaar seines Corps nach Bobenthal und St. Germanshof zog, der dortigen Zollschutzwache ihre Waffen gewaltsam wegnahm, den Gränzaufseher Nölle verhaftete und gefangen mit sich führte, gewaltsam dem k. Forstmeister in Pirmasens, dem k. Revierförster in Erlenbrunn und dem Stationsgehülfen Linz vom Beckenhofe ihre Waffen abnahm."

Es wird zur Ziehung der Geschwornen geschritten, und folgende werden zu Urtheilsgeschwornen bestimmt: 1) Ruff, 2) Häfele, 3) Reichel, 4) Brock, 5) Schneider, 6) Freidinger, 7) Lamarche, 8) Schmidt, 9) Bibus, 10) Wiß, 11) Hertel, 12) Klug. Recusirt wurden durch die Staatsbehörde: 1) Pohl, 2) Dümmler, 3) Enderé, 4) Kani, 5) Gentes; durch die Vertheidigung: 1) Boos, 2) Stett, 3) Orth, 4) Kappelmann, 5) Lafortet, 6) Lavalle. — Nach Verlesung des Verweisungs- und Cassationsurtheiles, des Anklageacts; sodann Reisuné, Aufruf der 17 Belastungs- und 13 Entlastungszeugen.

Wegen Unwohlseyn wird der Entlastungszeuge Ackermann, kath. Pfarrer in Fischbach, zuerst vernommen. Derselbe deponirt: Die Pirmasenser Mobilgarde lag etwa 8 Tage in Fischbach. Sie benahmen sich alle sehr ordentlich und Exzesse kamen nicht vor. Ich glaube, daß ihre Ankunft gut war, da alle vorherigen Unordnungen durch sie eingestellt wurden. Ich glaubte keine Frohnleichnahmsprozession halten zu können. Der Angeklagte ließ mir sagen, „ich solle sie ja ohne Anstand abhalten," und bei der Procef-

Digitized by Google

sion ließ Fuhrmann seine Leute in Reih' und Glied die Gewehre präsentiren. Dies waren lauter protestantische Leute.

2. Zeuge: Belastungszeuge Gilardone, Polizeicommissär in Pirmasens. Im Jahre 1846 richtete sich Fuhrmann in Pirmasens als Gerber ein und verheirathete sich. In seinem Geschäft scheint es ihm nicht gut gegangen zu seyn, da er Ende 1847 nach Paris sich begab. Es wurde eine Untersuchung wegen Bankerotts eingeleitet, die jedoch günstig ausfiel. Er erzählte mir selbst, daß er im Jahre 1848 bei dem Einfalle der französischen Freischaaren in Baden gewesen, dort arretirt worden, und in Bruchsal lange gefangen gesessen sey. Ich hörte nicht, daß er in Pirmasens vom Herbste 1848 bis Juni 1849 auch nur einen Exceß beging. (Schluß d. Sitzung.)

Sitzung vom 9. Juli.

3. Zeuge: Friedr. Greiner, Gastwirth in Pirmasens. In der Voruntersuchung habe ich angegeben, der Angeklagte habe unter Herwegh einen Zug in's Badische mitgemacht und sey fallirt. Letzteres ist nicht richtig; es verbreitete sich ein solches Gerücht, weil er von seinen Gläubigern bedrängt sich entfernt hatte. — Der Angeklagte stellt in Abrede einen Zug unter Herwegh oder Struve mitgemacht zu haben.

4. Zeuge: Johann Pfeiffer, Privatmann in Pirmasens. Es ist möglich, daß der Angeklagte dabei war, als mir meine Waffen genommen wurden, doch kann ich dies nicht mit Bestimmtheit sagen. Meine Waffen erhielt ich wieder.

5. Zeuge: Phil. Grimmeisen, k. Revierförster in Erlenbrunn. Im Jahre 1849 wurde bekannt gemacht, daß alle Waffen eingeliefert werden müßten. Am 18. Mai kam der Angeklagte mit einer Karavane bewaffneter Pirmasenser und zeigte mir eine von Lippach unterzeichnete Requisition vor. Er nahm zwei Kugelflinten, ließ mir aber auf mein Verlangen eine Doppelflinte für den Dienst; überhaupt betrug sich Fuhrmann ganz anständig. Meine Waffen, über welche mir der Kantonalausschuß einen Schein ausgestellt hatte, erhielt ich nicht wieder.

6. Zeuge: Val. Lamm, Forstwart in Battweiler. Im Jahr 1849 sagte mir eines Tages meine Frau, daß Fuhrmann mit Bewaffneten in meiner Abwesenheit eine Flinte weggenommen und einen Schein darüber zurückgelassen habe. Später erhielt ich die Flinte wieder.

7. Zeuge: Wendel Mischler, Bürgermeister in Schönau. Ich war bedroht, von den Freischaaren verhaftet zu werden. Bald darauf kam der Angeklagte mit 2 Bewaffneten und stellten mich zur Rede über meine Unthätigkeit. Ich erklärte ihnen, daß ich mit der prov. Regierung nichts zu thun haben und mein Amt niederlegen wolle, worauf sie denn die Wahl eines neuen Ortsvorstandes vornahmen. Der Pfarrer, ich und 4 meiner Söhne mußten die Flucht nach Frankreich ergreifen, meine Frau mit 6 Kindern allein zu Hause bleiben. Die Freischaaren durchsuchten das ganze Haus und schalteten nach Belieben mit Essen und Trinken. Während meiner Abwesenheit zahlte die Gemeinde 65 fl. Executionskosten; ob Fuhrmann dabei sich betheiligte, weiß ich nicht.

Angeklagter behauptet, nicht er, sondern sein Bruder, der Major Georg Fuhrmann, sey es gewesen, der die Wahl des Gemeinderaths vorgenommen und die 65 fl. empfangen habe: er wisse von der Durchsuchung des Hauses des Bürgermeisters nichts.

8. Zeuge: Ferd. Mischler, Bierbrauer in Schönau. Am 5. Juni 1849 kam Fuhrmann mit ohngefähr 60 Mann Freischaaren in unsere Gemeinde. Der Pfarrer und mein Vater flüchteten nach Frankreich. Als sich ein Taglöhner über die Flucht lustig machte, gab ich ihm eine Ohrfeige und ging auch über die Gränze. Die Mobilgarde durchsuchte deßhalb in der Nacht mein Haus zu Peterbächel, wo ich damals wohnte. Der Pfarrer bezahlte für mich an Fuhrmann 9 fl. 20 kr., worauf der Verhaftsbefehl zurückgenommen wurde.

9. Zeuge: Elisabetha Fleck, Ehefrau des vorigen Zeugen bestätigt im Wesentlichen dessen Aussage.

10. Zeuge: Jakob Wolf, Adjunkt in Peterbächel. In der Nacht kam ein Trupp Freischaaren. Der Commandant forderte mich auf, Wachen an das Haus des Mischler zu stellen, indem dieser verhaftet werden solle; ob Fuhrmann der Commandant war, kann ich mit Bestimmtheit nicht sagen. Nachdem der Pfarrer von Fischbach 9 fl. 20 kr. für Mischler bezahlt hatte, wurde der Verhaftsbefehl zurückgenommen.

11. Zeuge: Johann Georg Schlick, Kaufmann in Fischbach. Im Jahr 1849, als die Wahl des Gemeinderaths vorgenommen wurde, zog Fuhrmann mit einer Schaar Mobilgarde durch unsere Gemeinde. Als damaliger Adjunkt forderte ich denselben auf, einige Tage da zu bleiben, damit die Ordnung nicht gestört werde, was auch geschah. Wir bezahlten die verlangten Kosten. Während seiner Anwesenheit erhielt Fuhrmann den Befehl, die Gränzwächter zu entwaffnen. Diese lieferten in meiner Gegenwart ihre Waffen freiwillig, ohne Widerstand aus.

12. Zeuge: Joseph Schlick, Ackersmann in Bundenthal. Weil ich den Eid für die prov. Regierung nicht beschwören wollte, wurde ich durch den Notär Diehl von dem Amte eines Bürgermeisters abgesetzt, und ein neuer Gemeinderath, unter der Leitung des Schullehrers Tasel, gewählt. Es kamen auch Freischaaren als Execution in unsere Gemeinde, und wir mußten 33 fl. zahlen.

Der Angeklagte erklärt, daß ihm diese Thatsachen gänzlich fremd seyen; er werde wohl auch hier wieder mit seinem Bruder verwechselt. Von der Anschuldigung an dem Exceß gegen den Pfarrer Lorenz Theil genommen zu haben, sey er durch Urtheil des Appellationsgerichts freigesprochen worden.

13. Zeuge: Georg Steigner, Taglöhner in Bodenthal. Der Angeklagte kam zu Pferd mit Freischaaren; sie nahmen in der Nacht die Waffen der Gränzaufseher weg.

14. Zeuge: Friedrich Nikolaus Schneider, Oberaufseher zu Pferd, zu Esselkamm bei Regensburg. Im Jahr 1849 als ich Stationsführer in Bodenthal war, erhielt ich die Anzeige, daß die Gränzschutzwache entwaffnet würde. Wir beschlossen daher uns auf das französische Gebiet zu flüchten. In diesem Augenblicke kam Fuhrmann mit einer Schaar Mobilgarden, um unsere Waffen zu nehmen; ich

Digitized by Google

konnte nur meinen Säbel retten Fuhrmann sandte eine Abtheilung seiner Leute auf den St. Germannshof, um auch dort die Gränzaufseher zu entwaffnen. Indessen machte ich ihm Vorstellungen, uns die Waffen zu belassen, allein vergebens. Doch benahm sich Fuhrmann human, und beleidigte Niemanden. In der Nacht brachten Freischaaren den Gränzaufseher Nölle als Arrestanten.

15. Zeuge: Carl Sebastiani, Gränzaufseher auf dem St. Germannshof, früher in Bobenthal, bestätigt im Wesentlichen die Aussage des vorigen Zeugen.

16. Zeuge: Georg Lodes, Oberaufseher in Schweigen, deponirt über die Entwaffnung der Gränzaufseher, auf dem St. Germannshof, gibt bezüglich des Angeklagten nichts an.

17. Zeuge: Johann Nölle, Gränzaufseher in Neuburg. Als ich früher auf dem St. Germannshof stationirt war, kam ein Trupp Freischaaren, nahmen mir die Waffen und führten mich als Arrestanten nach Bobenthal, wo mich der Angeklagte sogleich wieder entließ und den Leuten Vorwürfe wegen meiner Verhaftung machte.

18. Zeuge: Dietrich Hauber, Zolleinnehmer auf dem St. Germannshof, deponirt über die im Jahr 1849 stattgehabte Entwaffnung der Gränzaufseher durch Freischaaren; von dem Angeklagten persönlich könne er nichts sagen.

Entlastungszeugen.

19. Zeuge: Friedrich Diehl, Gerber in Pirmasens. Ueber den Charakter des Angeklagten, den ich von Jugend an kenne, kann ich nichts Nachtheiliges sagen. Er war für Durchführung der Reichsverfassung und schwärmte für ein großes einiges Vaterland. Es war überhaupt unmöglich den Befehlen der damaligen Commandanten zu widerstreben. Bei Kandel stimmte Fuhrmann dafür, daß wir Mobilgarden nach Hause gehen sollten.

20. Zeuge: Carl Hartenech, Kaufmann in Pirmasens, deponirt im Wesentlichen wie der vorige Zeuge.

21. Zeuge: Leopold Weil, Eigenthümer in Pirmasens. In der aufgeregten Zeit ist meinem Bruder gewaltsam eine Flinte genommen worden; auf die Verwendung des Fuhrmann erhielt er sie wieder. Als mein Bruder wegen dieses Vorfalls angefeindet und bedroht wurde, nahm ihn Fuhrmann in Schutz.

22. Zeuge: Christian Gundelwein, Fuhrmann in Pirmasens. Als im Jahr 1849 der Exzeß bei dem Geschäftsmann Werner stattfand, forderte Fuhrmann die Volksmenge auf, auseinander zu gehen, welcher Aufforderung auch sogleich Folge geleistet wurde.

23. Zeuge: Friedrich Leinenweber, Gerber in Pirmasens. Es ist mir bekannt, daß Fuhrmann in der Zeit der politischen Bewegung nichts Böses wollte, sondern immer dazu beitrug, Ruhe und Ordnung zu erhalten.

24. Zeuge: Michael Schirmer, Forstgerichtsbote in Pirmasens. Es war im Volksverein von einem Individuum der Vorschlag gemacht worden, mich zu verhaften und zu erschießen. Hierauf wurde mir von verschiedenen Seiten angerathen die Flucht zu ergreifen. Zwei Tage nach Pfingsten hörte ich, daß mir Alles im Hause demolirt werden solle. Da ich nirgends Hilfe fand, wendeten sich meine Kinder an den Angeklagten, welcher ihnen versprach, Vorkehrungen zu meinem Schutze zu treffen. Es gingen auch sogleich Patrouillen und Fuhrmann erschien bewaffnet, so daß ich glaube, daß dies zu meiner Sicherheit geschah.

25. Zeuge: Franz Detreux, Gerber in Pirmasens. Fuhrmann war bei mir in der Lehre und hat sich immer ordentlich betragen. In der bewegten Zeit wirkte er für Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung. In politischer Beziehung war er für die Reichsverfassung und ein einiges Deutschland.

26. Zeuge: Dr. Karl Bruch, k. Kantonsarzt in Dahn. Im Jahr 1849 wurde Fuhrmann zum Hauptmann der Mobilgarde gewählt; er trug in dieser Eigenschaft zur Aufrechthaltung der Ruhe in der Stadt bei, namentlich als gegen den Geschäftsmann Werner, mit dem er sogar in Feindschaft lebte, ein Exzeß verübt wurde. In politischer Beziehung war Fuhrmann ein Anhänger der Reichsverfassung.

27. Zeuge: Daniel Hudlet, Advokat in Zweibrücken. Im Sommer 1849 — dem 9. Juni nachgängig — erzählte mir Fuhrmann, er habe zwei Arrestanten, die einen Förster schwer mißhandelt hätten, nach Zweibrücken gebracht. Auf meine Bemerkung, daß in dieser Zeit bald solche Exzesse überhand nehmen dürften, erklärte er mir, er werde so Etwas nicht dulden. Ich billigte es, daß er bei ähnlichen Gelegenheiten einschreiten wolle, indem ja augenblicklich keine gesetzliche Behörde bestehe.

28 und letzter Zeuge: Daniel Laterner, Beschließer im Bezirksgefängniß zu Zweibrücken, früher als Gränzaufseher in Bobenheim stationirt, deponirt über die im Jahr 1849 stattgefundene Entwaffnung der Zollschutzwache und Verhaftung des Gränzaufsehers Nölle. Fuhrmann habe sich sehr mißbilligend über die Maßregel der Entwaffnung geäußert und versprochen dafür zu sorgen, daß die Zollschutzwache die Waffen bald wieder erhalte.

Nach dem Vortrage der k. Staatsbehörde und theilweisen Vortrage des Vertheidigers wird die Sitzung geschlossen.

Sitzung vom 10. Juli.

Nachdem Anwalt Gink die Vertheidigung des Angeklagten beendet hat, resumirt der Präsident die Verhandlungen und stellt 3 auf das Verbrechen des Hochverraths bezügliche Fragen.

Die Geschwornen geben nach einer Berathung von 30 Minuten durch ihren Vorstand Conrad Ruff, Bürgermeister in Freisbach, die Erklärung ab, daß der Angeklagte nicht schuldig sey. Derselbe wird sofort in Freiheit gesetzt. (Schluß der Sitzung.)

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 56. Kaiserslautern, Donnerstag, 17. Juli **1851.**

*Zweibrücken, 15. Juli. Conrad Ludwig Völker wurde heute durch die Geschwornen von der Anklage des Hochverraths und der illegalen Verhaftung losgesprochen und sogleich in Freiheit gesetzt. — So wie verlautet, hat Veit Zöller gegen das über ihn ergangene Urtheil des hiesigen Zuchtpolizeigerichts Opposition eingelegt. Auch heißt es, er sey entschlossen nach Amerika auszuwandern, sofern ihm die nöthigen Mittel hiezu gereicht würden.

Die Sonnenfinsterniß am 28. Juli.

Der Bote darf diese interessante Himmelserscheinung doch nicht herankommen lassen, ohne den geneigten Leser in aller Kürze auf dieselbe aufmerksam zu machen. Es fällt ihm dabei nicht ein, von den Sonnenfinsternissen im Allgemeinen zu reden, denn alle Welt weiß ja, was für Erscheinungen dss sind und wie sie entstehen. Daß es partiale (theilweise), ringförmige und totale Sonnenfinsternisse gibt, das lernt jetzt auch jeder aufmerksame Schüler in der Schule. Die bevorstehende ist nun eine totale, was man jedoch nicht so verstehen darf, als werde die ganze der Sonne zugekehrte Erdhälfte an allen Orten und Enden so verdunkelt, daß man nichts von der Sonnenscheibe sieht. Dies ist ja nicht möglich, da der Umfang des Mondes gar viel kleiner ist, als der der Erde und die Mondscheibe oder Kugel niemals so zwischen diese und die noch unendlich größere Sonne treten kann, daß er diese für alle Orte und Standpunkte auch nur auf einen Augenblick ganz verdeckte. Bei totalen Sonnenfinsternissen kann nur ein Streifen von etwa 60 bis 70 Stunden Breite von dem sogenannten Kernschatten des Mondes getroffen und somit gänzlich verfinstert werden, daß nächtliches Dunkel eintritt. Alle Orte und Gegenden, welche außerhalb dieses Striches liegen, müssen noch mehr oder weniger von der Sonne sehen. Sonach ist jede totale Sonnenfinsterniß nur für bestimmte Gegenden total, für alle andern, die sie zu sehen bekommen, nur eine partiale. So wird die am 28. Juli für uns in der Pfalz nur eine theilweise seyn, während sie im höheren Norden auf einen bestimmten Strich als totale erscheint. Ueberhaupt wird sie nur sichtbar seyn in ganz Nordamerika, ganz Europa, dem nördlichen Afrika und nordwestlichen Asien, alle andern Theile der Erde werden nichts von ihr wahrnehmen.

Der Strich nun, innerhalb dessen die kommende Finsterniß als totale gesehen werden wird, zieht sich vom südlichen Grönland aus durch den atlantischen Ocean, durch den südlichen Theil der Insel Island und die Faröer nordwärts von den Schottlands-Inseln vorbei durch die südlichen Provinzen Norwegens und Schwedens, mit Ausnahme der südlichsten Theile, berührt die Nordspitze von Jütland, durchschneidet die Ostsee, trifft die Insel Oeland und die südliche Hälfte der Insel Gothland, den nördlichsten Theil von Pommern, durchzieht einen Theil Westpreußens und ganz Ostpreußen, sowie das nordöstliche Polen, und geht durch Wolhynien, Podolien, Neurußland, das asowische Meer, über den Kaukasus bis in das kaspische Meer.

Alle Orte, die in diesem Erdstriche liegen, haben demnach eine totale Sonnenfinsterniß. Der Bote nennt hier nur die bedeutendsten derselben, als Bergen und Christiania in Norwegen; Wernersberg, Jönköping, Werió, Calmar und Bergholm in Schweden; Danzig, Elbing, Pillau und Königsberg in Preußen; Bialystok, Dubno, Schitomir, Nicolajew, Cherson, Mariopol, Kertsch, Stawropol, Mosdok, Tarki, Derbent, Kuba und Baku in Rußland.

In unsern Gegenden wird die Sonnenfinsterniß etwa folgenden Verlauf nehmen. Um 2 Uhr 47 Minuten werden sich die Ränder von Sonne und Mond berühren, um 3 Uhr 51 Minuten ist die Verfinsterung am größten und von der Sonne nur noch eine schmale Sichel zu sehen, da ungefähr 11 Zwölftheile derselben bedeckt sind. Daß es dabei nicht ei-

Digitized by Google

gentlich finſter oder nächtlich dunkel werden kann, bedarf kaum einer Erwähnung. Um 4 Uhr 30 Minuten iſt von der Sonne nur noch ein kleiner Theil der öſtlichen Seite verfinſtert und um 4 Uhr 55 Minuten berühren ſich ſcheinbar die Ränder der beiden Himmelskörper wieder, ſo daß die Finſterniß nach einer Dauer von 2 Stunden und 8 bis 9 Minuten, wieder vorüber iſt.

Wird der Himmel zur Zeit der Erſcheinung mit Wolken bedeckt ſeyn, ſo laſſen ſich natürlich keine Beobachtungen anſtellen. Irren würde man indeß, wollte man glauben, die Dunkelheit würde durch Wolken vermehrt werden, es iſt nämlich gerade das Gegentheil der Fall. Es wird ja nur ein Theil des Wolkenlagers vom Schatten des Mondes getroffen, der übrige Theil aber noch von den Sonnenſtrahlen erleuchtet und dieſer wirft dann ſein Licht auf die verdunkelten Theile der Erdoberfläche.

Höchſt geſpannt iſt man darauf, ob bei dieſer bedeutenden Sonnenfinſterniß wieder jene intereſſante, noch unerklärte Erſcheinung beobachtet werden wird, welche bei der am 7. Juli 1842 ſich zeigte. Damals bemerkte man nämlich nach Eintritt der totalen Verdunkelung an drei Stellen des dunkeln Mondrandes gleichſam zackige Gipfel, die in hellem, roſenrothem Lichte erſchienen. Einige hielten ſie für hervordrechende rothe Flammen, doch können ſie das nicht geweſen ſeyn, da ſie ſich weder bewegten noch ihre Form irgendwie veränderten. Auch Mondberge, die man durch Fernröhre bei Sonnenfinſterniſſen deutlich am Mondrande hervorragen ſieht, waren es wohl nicht, da ſie nach den Berechnungen 14 bis 28 Meilen hoch ſeyn müßten, während die zwei höchſten Berge auf dem Monde nicht über 25,000 und 25,250 Fuß hoch ſind. Wenn dieſe intereſſante Erſcheinung wieder vorkommt, wird ſie doch nur da beobachtet werden können, wo die Verfinſterung wirklich total erſcheint.

Daß wir Leute, die wir keine aſtronomiſchen Gläſer und Vorrichtungen beſitzen, die Sonnenfinſterniß am beſten durch gewöhnliches an der Oellampe geſchwärztes Fenſterglas ohne Gefahr für das Auge betrachten, das weiß jedermann, aber nicht alle denken daran, daß man das Glas ſchräg über die Flamme halten muß, damit es nicht zerſpringe. Zwei aufeinander gelegte farbige Gläſer thun noch beſſere Dienſte, weil man die Sonne durch ſie im weißen Lichte ſieht. Es paſſen aber nicht jede beliebigen zwei Farben zuſammen, ſondern ein rothes und ein grünes, oder ein blaues und ein orangefarbenes, oder ein gelbes und ein violettes.

So mögen denn der geneigte Leſer und die freundliche Leſerin ſich einſtweilen mit dem nöthigen Apparate verſehen, um das intereſſante Schauſpiel gehörig betrachten zu können, der Bote wirds auch thun und ſpäter vielleicht wieder auf die Sonnenfinſterniß zu ſprechen kommen.

Armer Louis!

Novelle aus dem Däniſchen des Steen Blicher, von P. C. Möller.

(Fortſetzung.)

Eines Morgens, da ich, wie gewöhnlich, in das allgemeine Verſammlungszimmer trat, um Abſchied von den Verurtheilten zu nehmen und Bekannte und Freunde unter den Neuangekommenen zu ſuchen, fiel mein Auge ſogleich auf eine Erſcheinung unter den letzteren: es war Annette! Ich drängte mich zu ihr — ſie ſank mit einem Schrei an meine Bruſt. Der Tod, meine Geliebte, rief ich, macht uns alle gleich! Nun biſt du ewig mein. — Ewig! dauchte ſie. — Das Unglück macht oft hart, es kann aber auch ſanft und edel machen: alle umringten uns mit Theilnahme, mit Glückwünſchen und Wehklagen.

Armes Mädchen! ſagte ich, was iſt dein Verbrechen? — Daß ich Sie liebe! erwiderte ſie. — Komm zu meinem Vater, rief ich; nun wird er die Geliebte ſeines Sohnes ſegnen. Aller Standesunterſchied iſt aufgehoben und es gibt nur noch Gute und Böſe; die letzteren ſiegen, deßhalb müſſen die erſteren ſich deſto enger einander anſchließen! — Mein Vater empfing das Mädchen mit offenen Armen. Annette! ſprach er, ich billige Ihrer Liebe, denn die Scheidewand zwiſchen Ihnen und meinem Sohn iſt niedergeriſſen — liebet einander; bedenket aber auch, daß eure Ehe erſt jenſeits des Grabes vollzogen wird!

Ich fragte nach Annettens Schickſal und ſie erzählte: Seitdem ich Rougemont verließ, lebte ich — bis auf einen Umſtand — recht annehmlich in dem Hauſe des braven Lefevre. Lange ſchützte ihn ſein bürgerlicher Stand gegen Verdacht und Verfolgung; er war aber reich, das verurtheilte ihn. Vor zwei Tagen bekam er heimlich die Nachricht, daß er denunzirt ſey, die Wechſel zu honoriren, welche die Emigranten im Ausland ziehen ließen. Er raffte ſogleich alles zuſammen, was er an Koſtbarkeiten und baarem Geld beſaß, und flüchtete zu einem Freund auf das Land. Sein Comptoir übergab er einem treuen Bedienten, mir ſein Haus und ſeine Kinder. Ich verbrachte vierundzwanzig Stunden in ängſtlicher Erwartung. Dieſen Morgen flog die Thür auf:

Digitized by Google

ein Mann, von vier Nationalgardisten gefolgt, trat ein, er trug einen mit Staub bedeckten Hut, einen offenstehenden abgeschabten Frack, lange Matrosenhosen und kurze weite Stiefel. Ein großer krummer Säbel klirrte an seiner Seite. Wo ist Lefevre? rief er. — Ich weiß nicht, Bürger! antwortete ich. — Bist du seine Frau? — Nein. — Seine Tochter? Nein. — Seine Maitresse? — Ich bin französische Bürgerin! sagte ich. — Gut! rief er, willst du mich lieben? ich bin Lebon, Mitglied des Nationalconvents, Repräsentant der souveränen Nation und Vertheidiger der Freiheit. Bürger von Arras! sprach er zu den Gardisten, durchsucht das Haus und seht nach, in welchem Winkel der Aristokrat sich versteckt hält! — Sie durchsuchten alle Zimmer. Lebon wandte sich wieder an mich. Bürgerin! ich mag dich gern leiden; willst du mich begleiten und mir meine ungeheuren Arbeiten erleichtern? Willst du das Lager eines ächten Republikaners theilen? — Ich erhob mich in Zorneswallung und rief: Nein! — Er lächelte und strich sich den Bart: Wen willst du am liebsten umarmen — mich oder die Guillotine? — Die letztere! erwiderte ich. — Schon gut! entgegnete er; du bist eine freie Bürgerin, du sollst deinen freien Willen haben! — Ein Gardist trat eben ein; Lebon sagte zu ihm; Hier haben wir eine der Damen, die den Emigranten die Karten mischen — ! — Sehr wahrscheinlich! unterbrach dieser, denn sie war lange bei Charost auf Rougemont. — Bravo, schrie Lebon, der sitzt hier im Kerker und erwartet seine wohlverdiente Strafe; — laß diese barmherzige Schwester zu ihm gehen, ihn zu trösten! Lustig, meine Schöne! du wirst bald die Carmagnole tanzen! — Der Gardist schlug ein Entrechat und bot mir den Arm: Darf ich Ihro Gnaden engagiren? rief er mit einem spöttischen Lächeln. — Ich stieß seinen Arm zurück und eilte ihm voraus ins Gefängniß.

Der nächste Morgen brachte uns unsern lieben alten Pfarrer von Rougemont, ein wahrer Trost für uns, ein muthiger Führer auf der blutigen Bahn, die zu betreten wir jeden Augenblick gewärtig seyn mußten. Er entdeckte sogleich das Verhältniß zwischen Annetten und mir, und überzeugte sich, daß mein Vater dasselbe billige. Herr Hauptmann, sprach er eines Tages zu mir, Sie und Annette lieben einander; Ihre Liebe ist rein, denn ihr Ziel liegt in dem Lande der Geister; möge sie aber schon hier durch das Sacrament der Religion geheiligt werden! Ich will Sie beide durch das gesegnete Band der Ehe vereinigen; nicht als Liebende, sondern als Gatten sollen Sie vor den Thron des Allerhöchsten treten! — Dieser Gedanke, der mir bisher nicht gekommen war, erregte die stürmischsten Gefühle in meiner Seele; Annette meine Frau, und doch rein und heilig wie ein Engel, als ein verklärter Geist — diese Vorstellung hatte etwas süßes, erhabenes, schwärmerisches. Sollte aber diese engere Vereinigung das Sterben nicht um so bitterer machen? Und wenn nun der Tod nur den einen forderte? wenn der andere vielleicht freigesprochen würde? — Aber alle meine Zweifel lösten sich auf in der entzückenden Hoffnung: Annette meine Frau zu nennen — wäre es auch nur für einen Tag. Wir sprachen mit meinem Vater: er theilte die Ansichten unseres ehrwürdigen Freundes. Wir sprachen mit Annetten: sie weigerte sich; sie kam mit einer Einwendung nach der andern; sie sah sogar in unserem Vorhaben etwas ruchloses, verwegenes, einen Trotz gegen die Vorsehung, deren unergründlicher Wille keine nähere Verbindung in diesem Leben zu gestatten schien. Lange aber konnte sie den Vorstellungen des Priesters und den Bitten des Geliebten nicht widerstehen. Wir wurden so kirchlich eingesegnet, als es in einem Gefängnisse sich thun läßt. Die heilige Handlung wurde in dem allgemeinen Versammlungssaale vollzogen und alle unsere Unglücksgefährten wünschten uns Glück und bezeigten eine Freude, als ob wir uns in völliger Freiheit befänden: der Vorhof des Todes erklang von dem muntern Jubel einer Festlichkeit. Recht, Bruder! rief ein vormaliger Kriegskamerad mir zu, neck du nur den Tod und stehle dem gierigen Hippenmann jede Freude, die des Lebens Spanne noch für dich hat! — Mein Vater gab einige der in seinen Schuhen verborgen gehaltenen Goldstücke zu einer Festmahlzeit und Ueberfluß an Essen und Wein lud bald alle die Gefangenen zu einem Genuß ein, der für sechs derselben der letzte war.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Die Sangesreise der Jenny Lind in Amerika ist beendigt; sie hat für Barnum im Ganzen 139 mal gesungen und für ihren Theil von dem Ertrag 230,000 Dollare erhalten. Der große Speculant hat nun seine Augen auf ein paar andere Damen gerichtet, die er den Amerikanern zeigen möchte, um Geld zu verdienen. Er hat zum Beispiel die Gräfin Bocarmé, welche für eine ausgezeichnete Klavierspielerin gilt, aufgefordert, unter glänzenden Bedingungen in Amerika eine Reihe von Concerten

Digitized by Google

zu geben; gleichzeitig ist er mit der Lola Montez in Verbindung getreten, um sie zu veranlassen, den Amerikanern ihre Tanzkünstlerfertigkeit oder vielmehr sie selbst zu zeigen. Von der Gräfin Bocarmé hat er eine ablehnende Antwort erhalten, Lola aber soll auf den Antrag einzugehen gesonnen seyn und bereits in London von neuem Unterricht im Tanzen nehmen.

Immermann verdankte, so erzählt der Nürnberger Correspondent, seinem durchdringenden Seherblick den Umstand, daß er von dem Amt eines Criminalrichters in Magdeburg entbunden und in die viel ruhigere und friedlichere Stelle eines Landgerichtsrathes nach Düsseldorf versetzt wurde. Mit einem seltenen, fast wunderbaren Blick errieth er oft gleich im ersten Augenblick, ob ein ihm vorgeführter Angeklagter schuldig oder unschuldig war. Wurde der Angeklagte angemeldet, so hob Immermann vom Pult aus seinen fast riesenhaften Kopf in die Höhe, kniff die Zähne fest auf der Federspitze zusammen und warf aus den großen graublauen Augen, unter den finsterbuschigen Brauen hervor einen minutenlangen Blick von schneidender Schärfe und Durchdringlichkeit auf den Eintretenden, daß derselbe oft sogar die übrigen Anwesenden erzittern machte. Dann klopfte er entweder mit dem linken Zeigefinger auf den Tisch und murmelte: der ist schuldig! oder er schüttelte rasch und energisch den Kopf und murmelte: unschuldig! Hatte er so einmal mit sich abgeschlossen, dann konnte auch nichts mehr ihn von seiner Meinung abbringen und nach dieser Voraussetzung wurden die Angeklagten auch von ihm behandelt. Während seiner ganzen Thätigkeit als Criminalrichter ist es nie vorgekommen, daß er sich getäuscht hätte; indessen konnte man höheren Ortes diese physiologische Procedur des Dichters doch nicht gut heißen; er beobachtete nicht genug Form und Regel, und man wollte, gewiß aus sehr lobenswerther Rücksicht, doch nicht genug an die Unfehlbarkeit seines Menschenblickes glauben. So wurde Immermann denn nach Düsseldorf versetzt. Anfangs zu seinem Unwillen, nachher zu seiner größten Beruhigung.

Deutsche Fische werden in Frankreich einheimisch gemacht. Nicht bloß die französischen Ministerien des Ackerbaues und Handels, sondern auch die Akademie der Wissenschaften zu Paris haben sich jüngst damit beschäftigt, die vortrefflichen deutschen Fische, welche in den Flüssen Frankreichs nicht vorkommen, dorthin zu verpflanzen. In Folge eines offiziellen Auftrages wurde der berühmte Zoologe, Professor Valenciennes, Mitglied der Akademie, nach Berlin gesandt, um gewisse Fische, namentlich den Sander und den Wels, auch noch einige andere gute Fische in einer größeren Anzahl Exemplare lebendig nach Paris zu bringen. In Berlin stellte Valenciennes zuerst, unter Unterstützung und Beirath von A. v. Humboldt und Lichtenstein, Versuche an, wie lange sich jene Fischarten, ohne Erneuerung des Wassers, lebendig erhalten, und auf den Grund der dadurch erzielten Erfahrungen wurde der Transport einer Quantität dieser Fische von Berlin nach Paris auf der Eisenbahn bewirkt. In Potsdam bemerkte Prof. Valenciennes, daß das Wasser aus den Bottichen zum Theil ausgeronnen war. Es konnte aber hier kein Aufenthalt gestattet werden, indeß lag die Wahrscheinlichkeit vor, daß bis nach Magdeburg noch so viel Wasser übrig bleiben würde, um das Leben der Fische nicht zu gefährden. Flugs wurden durch den Telegraphen Arbeitsleute und frisches Wasser auf der Station Magdeburg bestellt. Hier gelang die Reparatur der Bottiche, und mit frischem Wasser setzten die Fische ihre Eisenbahn-Tour nach Paris fort. Sie sind, einige auf dem Wege gestorbene abgerechnet, lebendig in Paris angekommen, und schwimmen jetzt, zum Studium der Naturforscher und zur Ergötzung des großen Publikums, frisch im Wasser der Seine in einem großen Bassin im Jardin des Plantes herum. Valenciennes hat schon der Akademie Bericht erstattet über die Eisenbahn-Reise der deutschen Fische; auf dieser scheinen sie, nach den beobachtenden Simptomen, an einer Art von Seekrankheit gelitten zu haben, von welcher sie sich aber meist recht gut erholt haben. Demnächst kommen sie in größerer Behälter in den Garten von Versailles. Hier sollen sie durch künstliche Befruchtung vermehrt werden; und dann hofft man mit ihnen die Flüsse Frankreichs bevölkern zu können.

In Ungarn kam unlängst ein Bauer mit seinem Sohne vor eine Kanzlei, auf deren Thüre ziemlich unleserlich geschrieben stand: „Alle Freitag ist hier Amtstag.“ Der Bauer, der nicht lesen konnte, ließ sich von seinem Sohne die Inschrift erklären und dieser brachte endlich heraus: „Alle Freitag ist hier Samstag.“ „Schau, schau,“ sagte der Bauer kopfschüttelnd, „schon wieder eine neue Einrichtung.“

Bei der letzten Zählung in Nordamerika ergab sich, daß eine Farbige in Baltimore die älteste Person in den Vereinigten Staaten ist. Sie ist nämlich 120 Jahre alt.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 57. Kaiserslautern, Samstag, 19. Juli **1851.**

Armer Louis!

Novelle aus dem Dänischen des Steen Blicher, von P. C. Möller.

(Fortsetzung.)

Gegen das Ende der Festlichkeit, als alle in der heitersten Stimmung waren und die Gläser am häufigsten geleert wurden, erschien unser täglicher Gast, — der Mann, welcher die Vorgeladenen zum Revolutionstribunal abholte, von wo nur ein Ausgang war, der des Todes. Beim Anblick des Todesherolds verstummte die Gesellschaft, die Unterhaltung stockte und die vollen Gläser wurden wieder hingesetzt. Wem gilt es nun? Dieser Gedanke durchbebte alle Herzen. Annette ergriff meine Hand: O Gott, Louis! seufzte sie ängstlich. — Charon, wie wir ihn nannten, nahm sein Papier hervor und begann die Namen der Schlachtopfer zu lesen. Der erste war Louis — Annette stieß einen Schrei aus und umschlang meinen Hals mit ihren Armen; sie drückte ihr Gesicht an meine Brust, als ob sie da dem Schrecknis entgehen könne, den Aufruf meines Namens zu hören. Louis.... Louis.... Bet.... Er stockte und konnte den Namen nicht lesen. Welche schreckliche Erwartung, welche peinliche Spannung! Ein aufmerksamer Zuschauer hätte da leicht und schnell überzählen können, wie viele von uns Louis hießen. Ein junger Mann, ein vormaliger Kaufmann, sprang ungeduldig auf. Schade, rief er, wenn Beamte nicht lesen können; ich heiße Louis und möchte doch wissen, ob die Reihe heute an mich kommt? Mit diesen Worten trat er hinter Charon, sah demselben über die Schulter und las: „Louis Bethouillere!“ richtig, so heiße ich. Schnell kehrte er an seinen Platz zurück, füllte sein Glas, hielt es empor und rief mit lauter und heiterer Stimme: Ihr Herren und Frauen, entschuldigen Sie mich, ein wichtiges Geschäft gebietet mir dieses muntere Festgelag zu verlassen! Wohl bekomme es uns allen! auf Wiedersehen! — Nach diesen Worten leerte er sein Glas und sagte: Nun denn, mein lieber Fährmann! wer soll noch mehr ins Boot? — Pierre Guignaud! lautete die Antwort. — Ein Dandy aus den Tagen vor der Revolution, einer der ersten Cavaliere der Stadt, erhob sich laut: Hier bin ich; man sagt, Bewegung sey zuträglich nach dem Essen; soll ich keine Dame zur Mitfängerin haben? — Das könnte wohl seyn! erwiderte Charon, hier haben wir eine — Henriette Prunnel! — Ein junges, schönes, aber sehr bleiches Mädchen erhob sich bei diesem Namen und schob ihren Stuhl zurück; ein plötzliches Erröthen färbte ihr Gesicht, das wie von einer unerwarteten Freude belebt schien. — Eh bien! mein Fräulein, rief der Dandy, wir zwei werden wenigstens nicht sitzen bleiben. — Francois Derutte! fuhr Charon fort. Ein ältlicher Mann, vormals Seeoffizier, sah sich langsam und bedächtig nach dem Vorleser um. Ich bin gleich bereit, die Anker zu lichten, sprach er mit hohler Stimme und leerte seinen Teller und seine Flasche. — Marie Moudon! erscholl es wieder; ein junges fünfzehnjähriges Mädchen sank ohnmächtig in die Arme ihrer Mutter. — O, ihr Tyrannen und Henker! schrie diese, warum denn sie? warum nicht mich unglückselige? — Madame! bemerkte der Dandy, die jüngsten und schönsten zuerst! — Baptiste Ramoneur! lautete der letzte aufgerufene Name und der Vorleser rollte phlegmatisch die Liste der Schlachtopfer zusammen und schob sie in die Tasche. Ein Greis, er war ein Geistlicher, faltete seine Hände und sprach mit dem frommen, milden Antlitz eines Heiligen: Ich danke dir, mein Gott und Schöpfer, für diese Mahlzeit, womit du zum letztenmal meine alte Hülle erquickt hast! Ich lege sie nun bald in den Staub, wovon sie genommen ist — gib uns allen eine selige Auferstehung zu deinem ewigen Gnadentisch — Amen! — Er erhob sich, grüßte die ganze Gesellschaft und reichte als der erste dem eintretenden Schließer die Hände hin, sie fesseln zu lassen. Die andern folgten seinem Beispiele nach einem kurzen Abschied von ihren liebsten Freunden und Bekannten. Den Dandy verließ auch in diesem Augenblick seine kecke Laune nicht: im Vorübergehen mußte Annette noch ein zweideutiges Bonmot von ihm hören.

Als die Verurtheilten weggeführt waren, verfan-

Digitized by Google

ken alle zurückgebliebenen eine Weile in stille Wehmuth, bis mein früher erwähnter Kriegskamerad sich zuerst ermannte und sprach: Wieder ein Aufschub von 24 Stunden! Diese wollen wir nicht mit Klagen verbringen, meine Freunde! Denkt daran, daß hier Hochzeit ist; die Neuvermählten dürfen nur frohe Gesichter sehen! Er füllte sein Glas und stimmte einen muntern Gesang an. Stürmisch umarmte ich meine Braut mit dem zwiefachen Gefühl der Freude über die kurze Frist und der Furcht vor der dunkeln, todesschwangeren Zukunft. Mein Vater trat zu uns und schloß uns beide in seine Arme.

So weit war mein lieber Louis in seiner Erzählung gekommen — ich kann mich nicht recht gewöhnen, ihn Charost zu nennen, — als ein paar weiße Hände sich über seine Augen falteten; er zog sie an seine Lippen und küßte sie; es war Luise! — Sie hatte mit der Leichtigkeit einer Sylphe oder eines Elfs (ich weiß nicht recht, welches Gleichniß am besten paßt, deswegen nehme ich sie beide) sich zu der Bank herbeigeschlichen, auf welcher wir saßen. Aufmerksam blickte sie mich einige Sekunden an, dann strich sie mit ihrem Taschentuch schnell über meine Wange. Ich glaube zu bemerken, sagte sie mit einem bezaubernden Lächeln, daß diese Thränen der Familie Charost gehören; Vater! du hast gewiß diesem weichherzigen Barbaren deine Leidensgeschichte erzählt? — Er ergriff meine Hand, drückte sie innig und bog seinen Kopf zurück: die Tochter bedeckte sein Gesicht mit Küssen. Mir auch, Papa! flüsterte eine weiche, zitternde Stimme und die Frau sank neben ihm nieder und schlang den Arm um seinen Hals. Es ist eine herrliche Familie.

Nach dem Essen mußte ich Abschied nehmen; den Schluß seiner Geschichte, den ich noch zu hören habe, hole ich mir morgen. Was ich schon vernommen, dünkt mir wie ein erdichtetes Abenteuer; ich kann mir nicht vorstellen, daß Gebieter und Gebieterin auf Rougemont jene zwei dem Tode geweihten Opfer sind, und fast überwältigt mich die Neugier, ihre unglaubliche Rettung zu erfahren. Unterdessen träumte ich nur von Sansculotten, Revolutionstribunalen, Guillotinen und Hochzeitsfestlichkeiten. Der Kopf wirbelt mir. — Adieu, Fritze!

(Fortsetzung folgt.)

Treue Hand geht durchs ganze Land.

In einem Dorfe der fruchtbaren Wetterau hatte man im Herbste die Hände voll zu thun gehabt, um den reichen Erntesegen unter Dach und Fach zu bringen. Man brauchte nicht zu sorgen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? Denn Scheuer und Speicher waren voll. Im Keller lagen Obst und Kartoffeln hoch aufgeschichtet, und eine Reihe Fässer, voll süßen Aepfel- und Birnweines, sagten denen, die nicht gern Wasser trinken, daß sie dennoch keinen Durst zu leiden brauchten. Auch lag für die Frauen und Mädchen der Flachs, sauber und fein bearbeitet, in der Kiste bereit und wartete nur auf das Spinnrad. Hier und da hatten bereits die Spinnstuben begonnen und namentlich in einem Hause des Dorfes bot sich das freundliche Bild gemüthlichen Winterlebens dar. Es war an einem recht rauhen Novemberabend, als sie so recht behaglich da saßen; denn draußen stritten Schnee und Regen vom Sturme gepeitscht um die Herrschaft. Es war schon spät, da klopfte es plötzlich stark wider den Laden. Wer mag das seyn? sprach der Hausvater, indem er nach dem Fenster ging. Wer klopft so spät? fragt er.

Ein müder reisender Handwerksbursch, der eine Nachtherberge sucht, war die Antwort.

Der Hausvater übte noch die fromme Sitte, keinen Herbergesuchenden abzuweisen. Er sagte: Tretet in Gottes Namen herein!

So kam denn bescheiden und grüßend der müde, nasse Wanderer herein und der Hausvater sagte: Landsmann, legt Euer Felleisen ab und macht Euch in die Ofeneck, daß Ihr warm und trocken werdet. Frau, sagte er zur Hausmutter, die aber bereits aufgestanden war, hol' dem Burschen etwas unter die Zähne. Ich weiß aus meiner Jugend her, daß man in der Jugend alle zehn Minuten Appetit und alle fünfzehn einen Bärenhunger hat.

Als es der Handwerksbursche sich schmecken ließ betrachteten ihn die Frauen und die Mädchen. Man sah's ihm an, daß er's lange so gut und behaglich nicht gehabt hatte, aber auch, daß er ein wohlgearteter, manierlicher Mensch war. Als nun nach dem Essen, das er hübsch mit stillem Gebete begonnen und geschlossen hatte, sich die Männer mit ihm in ein Gespräch einließen, da erkannten sie auch, daß er auf seiner Wanderschaft durchs deutsche Land offene Augen und einen offenen Kopf gehabt, denn er hatte ganz erschrecklich Vieles gesehen und erfahren. Bei ihm hieß es nicht mit dem alten Sprüchwort: „Es flog ein Gänzlein über den Rhein und kam als Gigack wieder heim." Er erzählte mit Verstand und man hörte es wieder ganz deutlich, daß es Wahrheit war, was er sagte, denn er windbeutelte nicht und mit dem weltbekannten Münchhausen hatte er keine

Digitized by Google

Aber gemein. Zuletzt zog er die Aufmerksamkeit der ganzen Spinnstube auf sich.

Er hatte längere Zeit in Prag, der Hauptstadt von Böhmen gearbeit, und wußte von dieser Stadt gar viel Merkwürdiges zu erzählen. Mitten in der Rede aber unterbrach ihn Einer, der sagte: Landsmann, im vorigen Frühjahr kamen böhmische Musikanten hier durch, die zur Frankfurter Ostermesse zogen, die wußten viel zu reden vom heiligen Nepomuk und vom Johannisfeste. Könnt ihr uns darüber nicht nähere Auskunft geben?

Ja wohl, antwortete der Geselle. Ich kam gerade am Vorabend des Johannisfestes in Prag an, und Schaaren von Menschen aus allen Gegenden des Böhmerlandes zogen mit mir in die prächtige Hauptstadt ein. Ich war erstaunt über die schöne Stadt; denn eine herrlichere hab' ich auf meiner ganzen Wanderschaft nicht gesehen. Sie liegt wie in einem blühenden Garten, rings umgeben von schönen Landhäusern. Ihre neunzig Kirchen, einhundert sieben und zwanzig Thürme und sechzig Paläste geben Einem Etwas zu schauen, der übrigen, zahlreichen, schönen Gebäude gar nicht zu gedenken. Der kleinere Theil der Stadt, die „Kleinseite" genannt, zieht sich einen Hügel hinauf, auf dem das Schloß mit der Domkirche steht. Wie ein silberner Gürtel schmiegt sich der Moldaufluß an die Stadt und grüne Inseln heben sich wie Edelsteine aus dem Wasserspiegel empor. Ueber den Fluß führt eine uralte steinerne Brücke, welche die „Kleinseite" mit der „Altstadt" verbindet. Diese Brücke hat sechzehn Bogen und trägt auf ihrem Rücken acht und zwanzig Bildsäulen.

Die mittelste derselben stellt den heiligen Johannes von Nepomuk dar, den ehemaligen Erzbischof von Prag, der am 16. Mai 1383 auf Befehl des unholdigen Königs Wenzel von dieser Stelle herab in die Moldau gestürzt wurde, weil er das, was ihm die fromme Königin in der Beichte anvertraut hatte, nicht verrathen wollte.

Die Böhmen haben ihn zu ihrem Schutzpatron gemacht, und wandern jährlich zu Tausende nach Prag, das Gedächtniß des heiligen Nepomuk zu feiern. Wer in den Häusern und Ställen kein Unterkommen finden kann, der sucht es auf der Straße unter freiem Himmel. Das ist namentlich denn für die zahllosen Bettler, Landstreicher und Krüppel gemünzt, die aber an solchen Tagen gute Geschäfte machen.

Wer am Johannisfest unter das Gedränge auf der Straße oder auf der Brücke sich mischen will, der mag nur die Säckel fein zuhalten, denn es gibt da Leute genug, die nicht blöde sind, in fremde Säckel zu fahren und mitzunehmen, was sich nicht wehrt und der Leute gibt's überall zu solchen Festzeiten viel; in Prag aber mehr, als gut ist. Weit kommen freilich die Scheimen mit dem gestohlenen Gute nicht, weil es nicht gedeiht. Sie kommen etwa bis in eine heimliche Winkelkneipe, wo sie es vertrinken oder verspielen und sind dann so arm, wie zuvor; oft aber kommen sie nicht weiter, als vor's Wiener Thor, rechts, eine Anhöhe hinauf, wo — der Galgen steht. Dort hab' ich mit meinen Augen Manchen hängen sehen, unter Andern auch ein Dienstmädchen mit Kreuzbändern an den Schuhen, weßhalb seitdem kein ehrlich Mädchen oder Frau in Prag mehr Kreuzbänder an den Schuhen tragen mag.

Doch will ich nicht blos von Spitzbuben erzählen, sondern ein Exempel bringen, daß es noch ehrliche Menschen in der Welt gibt und Gottlob, noch Viele.

In der Stadt Prag wohnte der berühmte und menschenfreundliche Doctor K....., ein alter Junggeselle, in einem großen schönen Hause.

Am Morgen des Johannisfestes, als er eben an seinem Schreibpult sitzt, wird er eiligst zu einem Bekannten gerufen, dessen Söhnlein ein Bein gebrochen hatte. Auf der Stelle nimmt der Doctor Stock und Hut und eilt davon. Er vergißt aber in der Eile seinen Pult und seine Stubenthüre zu verschließen. Das Haus ist unbewacht und Alles darin steht offen! — Da komm' ein Mensch mit einem breitkrämpigen Hut, in schwarzen, rußigen Hemdsärmeln, über denen ein braunes Wamms herabhing, dessen Aermel unten zugebunden waren, damit man Allerlei, wie in einen Sack, hineinstecken konnte. Denkt Euch nun noch enge schmutzige Hosen und derbe Schnürstiefel dazu, und Ihr habt ein Bild von dem seltsamen Gesellen. Hier zu Land würden die Leute auf der Gasse zusammenlaufen, wenn so Einer sich sehen ließe; in Prag aber kennt man diese Art von Leuten schon. Es sind die Drahtflechter aus dem südlichen Oesterreich, aus dem Lande Siebenbürgen, die umherziehen und für die sparsamen Hausfrauen die irdenen Kochtöpfe mit Draht umflechten, daß sie nicht so leicht zerbrechen. Sie halten sich viel in Prag auf, nehmen mit dem schlechtesten Nachtquartier vorlieb und bekommen ihre Dienste bald gut, bald schlecht belohnt, sind aber mit Allem zufrieden. Jährlich einmal kehren sie in ihre Heimat zurück und bringen das, was sie erübrigt haben, den Ihrigen. Aber wehe dem, von dem die Andern berichten, daß er sich im Ausland schlecht betragen oder gestohlen habe!

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Miscellen.

Der im Jahr 1400 verstorbene englische Dichter Chaucer hatte, wie es scheint, eine prosetische Ahnung von dem berühmten Glaspalast. Die Stelle, die wir hier anführen, findet sich in dessen bekanntem Gedicht: „Das Haus des Ruhmes“ (House of Fame), wo der Dichter in der Einleitung dieses Glashaus als eine Vision beschreibt und für einen Traum erklärt, deren Ursachen ihm selbst unerklärlich scheinen: Er sagt nämlich: „Die Geister haben die Macht Träume zu erwecken; ja selbst die entkörperte Seele kann in ihrer Vollkommenheit die Fähigkeit erlangen, den Schleier der Zukunft zu durchblicken . . . Ich schlief und befand mich im Traum in einem Palast von Glas erbaut, woran an verschiedenen Orten zahlreiche goldene Bilder standen, worin reiche Tabernakel, viele Aufsätze in Juwelen, viel sonderbares Bildwerk und ungewöhnliche Figuren und Goldarbeit in einer Menge vorhanden waren, wie ich solche nie gesehen . . . Dann sah ich, wie von beiden Seiten bis zu den Thoren vom erhabenen Boden empor sich viele Säulen erhoben im hellen Lichte . . . Dann schaute ich um mich her und sah viele Menschen hereinströmen aus verschiedenen Weltgegenden, von vielerlei Ständen, wie sie unter dem Monde vorkommen, arme sowohl als reiche . . . Ein Menschenschwarm wie dieser, theils hereindringend, theils umher verbreitet, war nie vorher gesehen noch wird er jemals wieder beisammen gesehen werden.

Die in England schon vor längerer Zeit geglückten Versuche, Milch in der Art zu condensiren, daß dieselbe nach Jahresfrist fast noch eben so schmackhaft wie frisch gemolkene gefunden wurde, haben in Frankreich anderweitige Versuche mit dem künstlichen Eintrocknen der Gemüse hervorgerufen, die nicht weniger glücklich ausgefallen sind. Die den Pflanzen entbehrlichen Wassertheile werden nämlich in einer mäßig erwärmten Trockendarre den Pflanzen entzogen und diese dann unter die hydraulische Presse gebracht. Das Gemüse wird vorher geliefert; der Proceß des Trocknens findet bei einer Temperatur von 40 bis 48 Grad statt und dauerte bei den angestellten Versuchen 22 bis 28 Stunden; die Pflanzen verloren dabei durchschnittlich neun Zehntel ihres vorherigen Gewichts und circa 600 Kilogramme getrocknetes Gemüse, wurden unter der hydraulischen Presse auf einen Kubikmeter zusammengepreßt. Die so condensirten verschiedenen Gemüse, hauptsächlich aber Kerbel und Kohl, nehmen beim Kochen wieder Aussehen und Geschmack gleich frisch gepflückten Pflanzen an. Der Regierung ist die Erheblichkeit dieser Entdeckung nicht entgangen und eine in Giverbourg niedergesetzte Commission ist beauftragt, umfassende Versuche anzustellen. Besonders wichtig ist die Eintrocknung nährender Vegetabilien für die Schifffahrt und für die Proviantirung von Festungen.

Er trinkt wie ein Bürstenbinder.

Vor Jahren Herzog Ferdinand
Zu Thron in Innsbruck saß.
Regierte mild sein Alpenland
Und liebte guten Spaß.

Da hört' er einst, daß in der Stadt
Ein Bürstenbinder sey,
Der eine weite Gurgel hat,
Er trinkt' allein für Drei.

Und tränkt er auch für Drei und Vier,
Wird ihm der Kopf nicht schwer.
Da sprach der Herzog: Rufet mir
Den Bürstenbinder her!

Drauf schenkten sie zwei Kannen ein,
Hielt jede gut sechs Maß.
Mit rothem und mit weißem Wein,
Der Herzog schwenkt sein Glas.

Mein lieber Bürstenbinder, kost'!
Schmeckt weiß Dir oder roth —
Und trink' zu Deiner Gurgel Trost.
Und iß von meinem Brod!

Der Meister trinkt den weißen aus
Und meint, er wär nicht schlecht;
Er trinkt darauf den rothen aus
Und meint, der wäre recht.

Dem Herzog wird das Auge feucht
Vor Lachen und er spricht:
Wenn dies Dir nur ein „Kosten“ däucht,
So reicht mein Keller nicht!

Verantwortlicher Verleger J Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 58. Kaiserslautern, Donnerstag, 24. Juli **1851.**

Kaiserslautern, 22. Juli. Heute wurde Jacob Mattern gewesener Lehrer in Stauf, wegen Anmaßung unbefugter Amtsfunktionen und Bedrohung zur Zeit der revolutionären Bewegung in der Pfalz, vor dem k. Zuchtpolizeigerichte dahier in contumaciam zu einer Gefängnißstrafe von zwei Jahren verurtheilt.*)

*Zweibrücken, 22. Juli. Leopold Spegg, Oekonom von Hördt, welcher wegen Hochverraths wegen Führung bewaffneter Banden und wegen Zerstörung von Brücken vor den Assisen stand, wurde von den Geschwornen bezüglich aller Fragen für nicht schuldig erklärt und in Freiheit gesetzt.

Armer Louis!

Novelle aus dem Dänischen des Sieen Blicher, von P. C. Möller.

(Fortsetzung.)

Fritze, ich bin verliebt! Lange schon merkte ich, daß es nicht ganz richtig sey. Anfangs glaubte ich, es sey Melancholie; später befürchtete ich die Vorboten von Brustkrämpfen; jetzt aber weiß ich mit Bestimmtheit: es ist nichts anders als Liebe — ja, ich liebe die Hexe, die Luise, und wird sie nicht mein, so sterbe ich. — Adieu! — Doch warte einen Augenblick: ich habe dir noch mehr zu erzählen. Wenn ich mich nur sammeln kann; sie steht aber allenthalben vor mir und allenthalben sehe ich ihr holdes Antlitz: es gaukelt auf der Spitze meiner Feder und tanzt zwischen den Zeilen. Na! sey doch lieb und gut, du wildes Ding, und laß mich Ruhe finden, meinem lieben Fritz zu schreiben! Du kannst dich ja unterdessen in mein Herz verstecken; nur von dem Papiere halte dich wenige Minuten fern! — So! sitze nun ruhig und still! —

Wo sind wir stehen geblieben in der Erzählung unseres armen Louis? — Richtig! es war bei der Hochzeit im Kerker. Wir wollen ihn wieder selbst erzählen lassen.

Die Tafel war aufgehoben. Mein Vater, der Geistliche und wir zwei Eheleute zogen uns von der Gesellschaft zurück und verbrachten den Rest des Tages in unserm Zimmer. Sie werden es kaum glauben, aber ich versichere Sie: obgleich das Mordeisen an einem Haare über unserm Haupte hing, waren wir doch kühn oder verwegen genug, eine Hoffnung festzuhalten, die sich wohl nicht wahrscheinlicher erwies, als die fantastischen Träume eines Fieberkranken. — Die Stunde der Nachtruhe war gekommen; mein Vater war dem Einschlummern nahe und der Priester erhob sich, um das Abendgebet zu sprechen und Annette nach dem Zimmer zu begleiten, welches ich bei dem Schließer für sie gemiethet hatte. Ich drückte einen brennenden Kuß auf ihre Lippen. Schlafe wohl, meine süße Braut! flüsterte ich leise und breitete die Arme zu einer Umarmung, vielleicht der letzten, aus; der alte Pfarrherr aber schob mich sanft bei Seite und sprach: Lieber Sohn, sie gehört schon dem Himmel, sie ist dessen geweihte Braut; — Abälard, liebe deine Heloise und entsage ihr! — Er zog sie mit sich fort und die Thür fiel hinter ihnen zu.

Mein Vater lag schon in einem tiefen und ruhigen Schlafe. Halb entkleidet saß ich auf meinem Bette, wachend und doch träumend: da stand mit einemmal Lafosse, der Kürassierlieutenant, vor mir; ich hatte sein Eintreten nicht bemerkt. — Charon! sagte er leise, ist das auch Manier? Statt Schäferstunden zu feiern sitzen Sie noch hier? Was sind das für anachoretische Grimassen? — Lafosse, erwiderte ich, woran denken Sie? am Rande des Grabes.... — Wir gehen alle am Rande des Grabes, versetzte er, frei oder unfrei — heute Hochzeit, morgen Begräbniß; das geschieht oft auch ohne Guillotine. Wenn man immer an den Tod denken wollte, der vielleicht unsern Tyrannen näher ist als uns selber, sollte man sich nie verheirathen, sollte das Menschengeschlecht lieber ganz aussterben lassen. Sind Sie ein Bräutigam,

*) Konnte gestern nur in einem Theil des Boten abgedruckt werden. Die Red.

Digitized by Google

sind Sie ein Krieger — ein französischer Ritter und fürchten den Tod in dem Augenblick, da das Leben Ihnen die seligsten Stunden bescheert? — Ach, Kamerad! seufzte ich, laß ab, mich zu versuchen! die Guillotine steht hinter dem Brautbette. — Sie steht auch hinter Ihrem eignen Lager! versetzte er empfindlich: genießen Sie, so lange Sie können! Je kürzer die Zeit ist, desto weniger haben Sie zu verschenken! Zeigen Sie dem Tod, daß Sie furchtlos sind, oder wenn Sie lieber so wollen: zeigen Sie der Vorsehung, daß Sie noch Vertrauen haben! — Mit diesen Worten löschte er das Licht aus, nahm mich beim Arm und führte mich mit sich fort. Ich ließ mich wie ein Berauschter geleiten. Des Schließers Frau stand mit einer Lampe an der Thür zu Annettens Zimmer. Sie lächelte, drückte leise den Schlüssel in das Schloß und machte behutsam auf. Lafosse schob mich hinein und zog die Thür hinter sich zu.

Acht Tage räumte uns das Schicksal ein, am neunten schlug die Stunde der Trennung. Unser Charon las wie gewöhnlich die Namen der Schlachtopfer. Drei uns gleichgültige Personen wurden aufgerufen, die vierte war Annette Dubois! Das Bewußtseyn verließ mich: ich fühlte nicht den Abschiedskuß, den sie auf meine kalte Stirn drückte. Ich erwachte aus einem Fieber, das vierzehn Tage hindurch mir den Geist umdunkelte und ein glückliches Vergessen schenkte. Als aber das Bewußtseyn endlich zurückkehrte, war es mir, als ob ich lange Jahre geschlafen hätte: meine Heirat, meine kurze Glückseligkeit in den Armen meiner Frau, ihr Scheiden — alles zog an meiner Erinnerung vorüber wie ein längst geschwundener Jugendtraum. Eine wohlthätige Seibstäuschung! Die Zeit, die alle Wunden heilt, hatte durch die Krankheit eine solche Ausdehnung gewonnen, daß die tiefe Wunde meines Herzens schon weit älter schien, als sie wirklich war, und deswegen minder gefährlich und schmerzlich. Ohne diese Geistesabwesenheit, ohne diese körperliche Erschöpfung würde ich nimmer jene Katastrophe überlebt haben — was sage ich? meine Krankheit rettete meinen Vater und mich vor der Guillotine: Sie sollen hören, wie dies geschah!

Als mein Bewußtseyn wieder zurückkehrte, war der erste, nach dem ich fragte, unser lieber Pfarrer; der zweite Lafosse — denn Annettens Name kam nicht über meine Lippen: er lag tief in meinem Herzen vergraben, wie ein heiliges Geheimniß für die Ewigkeit aufbewahrt. Mein Vater faltete die Hände, sah gen Himmel und sprach: Dort, mein Sohn, lohnt Gott die Edlen, welche in den Tod für dich und deinen Vater gegangen! Höre und segne ihr Andenken; bete die Vorsehung an, die dich zum Leben und zur Freiheit zurückgerufen! — Vor acht Tagen hatte ich seit vierundzwanzig Stunden unsere Freunde nicht gesehen, die stets abwechselnd bei dir wachten und dich verpflegten. Du warst in einen tiefen Schlaf gesunken. Ich ging in den Versammlungssaal — sie waren nicht da. Ich fragte nach ihnen; einer der Gefangenen erzählte mir, daß sie schon am Tag zuvor unter der Guillotine ihr Leben verdutet. Der Todesherold hatte Charost Vater und Sohn aufgerufen. Vater Tirlemont trat unter meinem Namen hervor und rief zur Versammlung: Mein Sohn Louis, wo bist du? — Hier! erwiederte Lafosse. Der Offiziant des Tribunals und die Wache kannten weder sie noch uns; die übrigen Gefangenen schwiegen von Bewunderung ergriffen über eine so heldenmüthige Aufopferung. Man wußte, daß Lebon für einige Tage Arras verlassen habe; ihr edler Betrug gelang — sie litten den Tod für uns. Frommer Tirlemont, du folgtest dem Beispiel deines Erlösers! Armer Lafosse, dein Herz hatte nur ein Gefühl übrig — das der Freundschaft. Tags zuvor hattest du Nachricht von der Hinrichtung deiner Mutter, Schwester und Geliebten in Nantes erhalten. Und hier, mein Sohn, höre, welche rettende Stimme uns in dieser Räuberhöhle ertönt!

(Fortsetzung folgt.)

Treue Hand geht durchs ganze Land.

(Fortsetzung und Schluß.)

Wer den guten ehrlichen Namen der Siebenbürgischen Drahtflechter in der Fremde befleckt hat, der darf nie wieder auf Reisen gehen, sondern hat das Nachsehen, wenn die andern fröhlich hinauszieben in die weite Welt.

Ein solcher Drahtbinder kommt am Johannistage zu Prag in das Haus des Doctor K....., wo er früher schon manches Gröschel zum Geschenk erhalten hatte. Den Hut in der Hand, naht er sich bescheiden dem Zimmer. Die Thür steht offen, aber Niemand ist drinn. Er thut einen Schritt hinein, um zu sehen, ob der Hausherr etwa auf dem Ruhebett sitze, aber auch da ist Niemand zu sehen. Da fällt sein Blick auf das offene Schreibpult, aus welchem ein paar Rollen Geld ihm entgegenscheinen.

Da mag dem armen Kerl denn doch die Versuchung nahe getreten seyn. Mit so einer einzigen Rolle Geld könntest du ein glücklicher Mensch werden; brauchtest nicht mehr ein so armseliges Leben zu führen! Alles ringsum ist still, Niemand zu sehen, noch zu hören.

Digitized by Google

Was hindert dich zuzugreifen? — Doch — Nein, sagt eine Stimme in seinem Herzen, du sollst nicht stehlen! Du sollst lieber arm und ehrlich bleiben, als reich und schlecht werden. Aber weil heute viele Landstreicher durch die Straßen ziehen, viele Gauner und Strolche umherschweifen und mausen; weil ein Anderer, der da hereinguckte, nicht so bedenklich im Zugreifen ist, wie du, so sollst du jetzt hier Wache halten, bis der Herr wiederkommt! So denkt er und damit drückt er den Hut auf sein schwarzes Haar und setzt sich auf die Schwelle der Thür nieder. —

Mehrere Stunden waren so vergangen, da kommt endlich der Doctor K..... von seinem Kranken zurück. Schon von ferne sieht er die offene Thüre und beim Gedanken an den heutigen Tag, wo Tausend Diebereien vorzukommen pflegen, erschrickt er tüchtig über seine Vergeßlichkeit und ist vollkommen überzeugt, daß er Alles ausgeleert finden werde; aber wer beschreibt sein Erstaunen, als er den Drahtbinder mit seinem schwarzen Gesicht, den Hut tief in die Augen gedrückt und das Kinn auf die Hand gestützt, dasitzen sieht, so trotzig, als wollte er's mit Jedem aufnehmen, der es wagen würde, da herein zu wollen.

Als der Drahtbinder den ihm bekannten Hausherrn kommen sieht, steht er auf, zieht ehrerbietig den Hut ab, und stammelt in gebrochenem Böhmisch einige Worte, die ihn entschuldigen sollen, daß er hier gesessen. Doch der Doctor fällt ihm in die Rede und fragt: Was führt dich auf die Schwelle meiner Thüre? — das Almosen, gnädiger Herr, das Sie mir geben, so oft ich nach Prag komme!

Aber du hast mich ja nicht zu Hause gefunden, sagte der Doctor.

Darum hab' ich warten wollen, bis Sie kämen, erwiedert der Drahtbinder.

Aber du sandest ja Alles offen, hättest dir ja nehmen können, versetzte der Doktor.

Bewahre, gnädiger Herr, versetzte der Drahtflechter, das wäre gestohlen. Der Drahtbinder ist arm, aber ehrlich.

Bist du schon lange hier? Fragt weiter der Doctor.

Wohl zwei Stunden! ist die Antwort.

Da hast du lange auf dein Almosen warten müssen! ruft der Doctor aus.

Hab' gern gewartet, sagt der Drahtbinder, denn ich hab' derweile Wache gehalten, als Sie weg waren. Es hätten Diebe kommen können!

Du ehrliche Seele, sprach gerührt der Doctor, das soll dir nicht unvergolten bleiben! Er tritt in das Zimmer und nimmt eine der Geldrollen und gibt sie dem ehrlichen Menschen. Da nimm, sagt er, deinen wohlverdienten Lohn! Der ehrliche Drahtbinder will Anfangs gar nicht zugreifen, weil er nur sein Almosen erwartet; als indessen der dankbare Doktor in ihn drang, nimmt er's endlich und geht mit tausend Segenswünschen und heißem Danke gegen Gott von dannen.

Seht, das hab' ich in Prag erlebt, sagte der Handwerksbursche.

Das heiß ich ehrlich! sprach der Hausvater und sein Nachbarsmann fügte hinzu: Das heißt recht: Treue Hand geht durchs ganze Land! Der ehrliche Drahtbinder hat wiederkommen dürfen in die Stadt Prag; aber die Spitzbuben sind an den Galgen gekommen! Das sollte Jeder bedenken!

Der Kunstverein. Stahlstichsammlung der vorzüglichsten Gemälde der Gallerien von München und Schleisheim. Nebst Text von Otto Alexander Banck. Leipzig und München, Verlag der englischen Kunstanstalt von A. H. Payne. In 42 Heften, jedes mit 3 der vortrefflichsten Stahlstiche nebst Text, Feuilleton für Künstler und Kunstfreunde, und Umschlag. Subscriptionspreis 7½ Ngr. Mit Premie, bestehend in dem großen schönen Kunstblatte, **Georgine** und **Flora**, 21 Zoll hoch und 17½ Zoll breit.

Der mittheilsame gemüthliche Mensch will und kann sich nicht allein froh und glücklich fühlen; er will gerne jede Freude mit andern theilen, indem sie dadurch für ihn doppelte Freude wird. Worüber er sich freute, dazu will er auch Andere veranlassen, fern von dem herrschenden Egoismus.

So gewährte es uns großen Genuß die labenden Früchte von dem großartigen Unternehmen des Herrn A. H. Payne gekostet zu haben, die in seinem Stahlstichwerk, wobei die Gallerien von München und Schleisheim für dieses Jahr ausgebeutet werden, dem Publikum in einladendster Form vorgesetzt werden.

Wer Augen hat zu sehen, der muß diese Kunsterzeugnisse bewundern, ja nicht selten anstaunen. — Nicht nur die Gegenstände an sich sind sehr anziehend, weit mehr ist es die Manier und Vollkommenheit der Ausführung.

Vor uns liegt das erste Heft der dritten Serie mit drei Stahlstichen, einen „Christus als Knabe“, von Carlo Dolve, der „Kupferschmied“ von

Digitized by Google

Schleißner und der „Kriegsgefangene“ von H. B. Mayr enthalten, und in der That, wer diese Kupferstiche nur eines flüchtigen Blickes würdigt und ein Freund von solchen unschuldigen und hohen Genüssen ist, dem wird das Unternehmen des Herrn Payne eine Erscheinung seyn, die er freudig willkommen heißt, indem er um weniges Geld sich und den Seinigen bleibenden Genuß bereitet.

Wenn es dem reinen und geistigen Menschen, dem der niedrige Sinnengenuß nicht der Gott ist, vor dem er niederfällt, ein hoher und seliger Genuß ist, das Schöne und Vollkommene, in welcher Gestalt es ihm auch entgegentreten mag, ob als Gebilde der Natur, ob als Meisterwerk aus Künstlerhand, zu bewundern, so nimmt gewiß die bildende Kunst überhaupt nicht die letzte Stelle ein. Wer kann wohl die Gebilde und so auch solche Nachbildungen, wie sie durch Herrn Payne gegeben werden (unserer reichen Münchener Gallerien) sehen, ohne von dem Eindrucke, den sie auf das ganze geistige Wesen des Beschauers machen, hingerissen zu seyn?

Wie die Musik, die bei dem großem Haufen bevorzugte Kunst, mannigfaltig anregt und reizt, so thut dies nicht minder die bildende, nur mit dem großen Unterschiede, daß dort der Genuß gleich dem Anwehen des Zephir's, wie er kann, schnell wieder verschwindet, hier aber dauert und nach Belieben wiederholt werden kann.

Wer daher ein Freund von edlen und bleibenden Genüssen ist und lieber der Musen und Grazien, als dem Bachus und Gambrinus oder sonstigen untergeordneten Gottheiten sich dienstbar macht, der versäume nicht unsern Rath zu befolgen und diese Leistungen einzusehen, und es wird ihm gleichsam von selbst die Lust kommen, um sich an dem lockenden Unternehmen zu betheiligen.

Gemeinnütziges.

Zur Kartoffelkrankheit. Es ist wohl selten über irgend eine Materie mehr geschrieben worden, als über die Ursachen der Kartoffelkrankheit. Warum das Resultat kein genügendes gewesen und über die Sache noch immer sehr verschiedenartige Ansichten herrschen, die Wissenschaft also noch kein festes Resultat hierin erzielt hat, welches jede persönliche Ansicht ausschließend das Entstehen der Krankheit und ihr mehr oder minderes Verhandenseyn bestimmte, wollen wir hier nicht näher untersuchen. Da dies jedoch eben noch nicht der Fall ist, so ist es jedem Einzelnen erlaubt, spezielle Erfahrungen über diesen Punkt zu geben. Im Frühjahr 1849, in welchem Zeitpunkte die Zehentisiration noch nicht überall durchgeführt war, legte ein Bauer seinen Acker in der Art mit Kartoffeln an, daß der je zehnte Bifang nur mit kranken Kartoffeln bepflanzt wurde. Er gab sich hiebei natürlich nicht die Mühe, diese halbverfaulten Früchte auseinander zu schneiden, und legte dieselben ungeschnitten. Der ganze Acker war zu Kartoffeln gedüngt worden. Die Absicht, in welcher Jener handelte, liegt klar vor, er meinte nämlich, es würden aus kranken Knollen kranke Früchte entstehen, und somit sein Zehentherr ein unbrauchbares Produkt erhalten. Bei der Ernte ergab sich, daß die von kranken Knollen erzeugten Kartoffeln denen von gesunden nichts an Schönheit, Größe und Geschmack nachgaben, sondern dieselben noch übertrafen. Ob der Umstand, daß die kranken Kartoffeln ungeschnitten gebaut wurden, ob der Boden oder atmosphärische Einflüsse eine Wirkung geübt, will man dem weisen Ermessen überlassen, hat sich jedoch im Interesse der Sache für verpflichtet gehalten, diese durch Güte zugegangene Nachricht mitzutheilen. (Landw. Centb.)

Miscelle.

Das Lenneper Kreisblatt enthält folgendes Curiosum: Heirathsgesuch. Eine junge Dame von 18 Jahren, aus einer der ältesten und geachtetsten adeligen Familien, reizend wie eine Helena, häuslich wie eine Penelope, wirthschaftlich wie die Kurfürstin Anna, gelehrt und geistreich wie die Frau von Stael, liebenswürdig wie die Ninon Lenclos, eine Sängerin wie die Frau von Marra, eine Tänzerin wie die Cerito, eine Pianistin wie die Clara Schumann, eine Violinistin wie die Mianollo, eine dramatische Künstlerin wie die Rachel, eine Harfenistin wie die Bertrand, eine Bildhauerin wie die Marie von Orleans, keusch wie die Lucretia, wohlthätig wie die h. Elisabeth, patriotisch wie die Gräfin Plater und im Besitz eines disponiblen Vermögens von 3 Millionen Thalern, sucht aus Mangel an Bekanntschaft einen Lebensgefährten, wo möglichst einen Postsekretär, um ihm die wenig freien Augenblicke seines angestrengten Berufs zu versüßen. Nähere Auskunft auf frankirte Briefe.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 59. Kaiserslautern, Samstag, 26. Juli **1851.**

Armer Louis!

Novelle aus dem Dänischen des Steen Blicher, von P. C. Möller

(Fortsetzung.)

Der Vater nahm einen kleinen Zettel hervor und las: „Mein alter Wohlthäter! erinnern Sie sich noch ihres Jean Petit? derselbe, der eine so unwiderstehliche Lust zur See hatte, den Sie in der Navigationsschule unterrichten ließen und mit Kleidern und Geld versahen? Es ist nun zwanzig Jahre her, daß ich Rougemont verließ und nach Martinique ging. Vor drei Jahren kam ich wieder zurück und ließ mich als wohlhabender Kaufmann in der Nähe nieder. Die Revolution riß mich in ihren Wirbel, ich ergriff den Degen und bin nun seit zwanzig Monden hier in Arras als Bataillonschef. Mit den Mitgliedern des Tribunals stehe ich im besten Einverständniß. Man zeigte mir die Liste der Hingerichteten und noch Gefangenen, und grade am selbigen Tag sollte Sie und ihren Sohn das Todesloos treffen. Ich bleibe im Gerichtssaale, um etwas für Ihre Rettung zu versuchen, und sehe nun auf einmal den ehrwürdigen Pater Tirlemont und einen Unbekannten sich Ihre Namen zueignen. Ich errathe die Absicht und schweige. Von einer Freundin — der Name thut nichts zur Sache — erfahre ich, daß Sie beide noch am Leben sind. Durch dieselbe Freundin lasse ich Sie wissen, daß ich am 13. dieses Monats (also übermorgen) um Mitternacht mich vor dem Gefängniß einfinde. Sie wird Ihnen bei der Flucht behülflich seyn. Wir gehen zu meiner Wohnung, wo geeignete Verkleidung und falsche Päße Sie über die Gränze retten werden. Ich weiß, Sie sind des Verbrechens nicht schuldig, dessen Sie angeklagt werden, und daß der gute Leon von Alters her Ihr Feind ist. Sie waren einst mein Wohlthäter, ein Vater für mich und — Dankbarkeit ist eine republikanische Tugend. Meinen Brief müssen Sie Vorsicht halber vernichten!“ — Er verbrannte ihn, nachdem ich den Inhalt erfahren hatte. Die Lust zum Leben erwachte wieder in mir, zumal als ich wahrnahm, daß auch mein Vater noch gern lebte. Unsere Flucht wurde beschlossen und gelang. Petit's Freundin, des Kerkermeisters schöne Tochter, half uns unbemerkt aus dem Gefängnisse; unser Befreier empfing uns und durch seinen Beistand und von ihm mit Geld versehen erreichten wir ohne Hinderniß Deutschlands Gränzen.

Mehrere beschrieben uns Dänemark als ein gastfreundliches Land für Fremde, und wir beschlossen, dort eine Zuflucht zu suchen. In Hamburg befiel meinen Vater eine zehrende Krankheit — eine Folge der in dem Kerker und auf der Flucht erlittenen Beschwerden, und — seine irdischen Ueberreste fanden eine Ruhestatt jenseits der Elbe. Er starb in meinen Armen und ich war allein in der Welt, ohne Vaterland, ohne Verwandte, beinahe ohne Geld. Mein Kummer war groß; aber — meine Constitution war noch stark genug, allen diesen herben Seelenleiden zu widerstehen. Ich wanderte von Stadt zu Stadt, immer nordwärts; je weiter von der Heimat meines Elends, desto besser! N. wurde, wie Sie wissen, das Ziel meiner Landesflüchtigkeit.

Hier wurden wir wieder unterbrochen; ich hoffe aber, daß der Schluß bald folgen wird. Frau Charost trat mit bekümmerter Miene herein und übergab Louis einen Brief. Er durchlas ihn, runzelte die Stirn, zerknitterte das Papier und ging einigemal heftig auf und nieder. Ich fühlte, daß ich mich nicht länger aufhalten dürfe, und ritt deßwegen nach Hause. Indem ich mein Pferd langsam an dem Garten vorbeitraben ließ, sah ich über die Hecke Luise im Gartenstuhl sitzen. Ihr Kopf war zurückgebogen, sie hielt ein Tuch vor ihre Augen und ich konnte sehen, daß sie schluchzte. Da aber, Fritze! da fiel es wie Schnypen von meinen Augen, ein schmerzlicher Druck in meiner Brust sagte: Christian du liebst sie! Und sie? — der Teufel hole alle Wachen, Rechnereien und Schulbücher, und all den dummen Kram! Erst in acht Tagen kann ich mein Schicksal erfahren. Wenn ich nur nicht früher vor Ungeduld sterbe!

(Fortsetzung folgt.)

Das Pflanzenreich während der bevorstehenden Sonnenfinsterniß.

Bekanntlich nehmen die Blätter sehr vieler Pflanzen zur Nachtzeit in ihrem Verhältnisse zum Stengel und unter einander eine andere Lage als am Tage an, welche Erscheinung man im Allgemeinen mit dem Namen des Pflanzenschlafes bezeichnet hat, und zu der man auch wohl noch die ähnlichen Veränderungen zieht, die man unter gleichen Umständen an Blumenstielen und Blüthen bemerkt. Linné war der Erste, der diese Erscheinungen genau beobachtete.

Digitized by Google

Im Allgemeinen richtet sich die Veränderung der Lage der Blätter nach dem Aufgange und Untergange der Sonne, weniger bestimmt hängt hiervon das Oeffnen und Schließen der Blumen ab. Die bedeutende Verdunkelung, welche in Folge der bevorstehenden Sonnenfinsterniß in den Nachmittagsstunden des 28. Juli eintreten wird, dürfte auch wohl nicht ohne Einfluß auf diese merkwürdige Erscheinung und somit es in vielfacher Hinsicht wichtig seyn, Beobachtungen darüber anzustellen. Zu diesem Zwecke erlaube ich mir, auf das Verhalten einiger allgemein verbreiteter Pflanzen aufmerksam zu machen; Vorsteher botanischer Gärten bietet sich freilich noch ein reicheres Beobachtungs-Material dar. Bei einfachen Blättern tritt dieses Phänomen weniger auffallend hervor, als bei zusammengesetzten. Unter den ersteren zeigen es unter Anderen die Oenotheren (nach Linné besonders Oenothera nollis), indem die sonst horizontal abstehenden Blätter sich aufrichten und die in der Achsel stehenden Blüthen an den Stengel andrücken. Auch die Blätter der Sida- und Abutilon-Arten, Geschlecht, Amaranthus tricolor, Alsine media verhalten sich ähnlich wie die von Impatiens noli tangere, Hibiscus Sabdariffa. Mannigfaltiger gestaltet sich diese Erscheinung bei Pflanzen mit zusammengesetzten Blättern.

1) Einige hangen herab und schlagen sich dergestalt auf den gemeinschaftlichen Blattstiel herab, daß sie sich mit ihren unteren Flächen an einander legen und nur die oberen nach außen kehren, wie die Sauerklee- oder Oxalis-Arten.

2) Andere richten sich dergestalt auf, daß sie auf den gemeinschaftlichen Blattstiel senkrecht zu stehen kommen und sich mit ihren oberen Flächen an einander legen (die aufrecht stehenden Blättchen), wobei sie sich entweder unmittelbar mit der Oberseite berühren, wie die Blasensträucher (Colutea), Lathyrus-Arten, Vicia Faba n. A., oder die Blüthen zwischen sich einschließen, wie viele Klee und Lotus-Arten.

3) Die Blättchen schlagen sich nach unten zurück, um sich mit ihren unteren Blattflächen an einander zu legen (die umgekehrt stehenden Blättchen), wie die Cassia-Arten, also in dem Vorigen entgegengesetztes Verhalten.

4) Die Blättchen legen sich der Länge nach an den gemeinschaftlichen Blattstiel dachziegelförmig über einander (dachziegelförmig liegende Blättchen), und dies erfolgt entweder vorwärts, so daß die Oberseite des hinteren Blättchens, die untere das vordere zum Theil bedeckt, wie bei den Gleditschien und den Mimosa-Arten, oder rückwärts, so daß das Blättchen gegen die Basis des Blattstieles sich zurückbeugen und jedes vordere mit der Oberseite dem hinteren genähert ist, die seltenste Art des Schlafes, die bis jetzt nur bei Tephrosia caribaea Pers wahrgenommen worden ist, gewiß aber auch bei verwandten Pflanzen vorkommt. Wem Hadysarum gyrans und Mimosa pudica zu Gebot stehen, mögen diese durch ihre Bewegung so merkwürdigen Pflanzen zur Beachtung besonders empfohlen seyn.

Was nun das Oeffnen und Schließen der Blüthen betrifft, so würden nur diejenigen in Betracht kommen, welche sich gegen Abend, etwa bei uns um 5 Uhr, öffnen, wie die Mirabilis-Arten, und hinsichtlich des Schließens die Hieracien-Arten und andere Compositen, die auch des Nachts ihre Blüthenköpfchen überhängen, um sie des Morgens wieder aufzurichten.

Breslau, 15. Juli 1851. Prof. Dr. Göppert.

Gemeinnütziges.

Brod aus Kohlrüben, weißen Rüben und Kohlrabi. Die Rüben werden geschält, gerieben, ausgedrückt und die Masse vor dem Gebrauch milchlau erwärmt. Das Backzimmer muß eine Wärme von 12 bis 14° R. haben. Wenn das Einmachen z. B. Abends 9 Uhr geschieht so wird morgens 9 Uhr der Teig gemacht, und um 11 Uhr werden die Laibe geformt. Die Rübenmasse wird zum Theil mit dem Mehle angemacht, zum Theil beim Teigmachen unter den Teig geknetet. $^3/_4$ Stunden nach der Formirung der Laibe kommen diese in den Ofen, und nach $^3/_4$ Stunden sind sie ausgebacken. Auf Hundert Pfd. Brod nimmt man 2 Pfd. Sauerteig und $1^1/_2$ Pfund Salz. Der Teig wird tüchtig verarbeitet und hat dann dieselbe Consistenz wie der aus reinem Getreidemehl. 12 Pfd. Kohlrabi und 12 Pfd. Mehl gaben $21^1/_4$ Pfd. Brod, 5 Pfd. Kohlrüben und 5 Pfd. Mehl 9 Pfd. Brod, 5 Pfd. weiße Rüben und 5 Pfd. Mehl 8 Pfd. Brod. Nach einer Bekanntmachung der nassauischen Landesregierung soll solches Brod von gutem, dem reinen Getreidebrode gleichkommendem Ausehen eben so schmack und nahrhaft als dieses, aber im Preise geringer seyn. — **Brod aus Bierbrauerteig.** Der Bierbrauerteig, welcher sich beim Einmaischen sammt den Trebern ausscheidet und großentheils oben im Maischbottig auf den Trebern liegt, während ein kleiner Theil davon sich auch unter dem Seihboden niederschlägt bestehend meist aus Kleber vermischt mit etwas Bierwürze und noch unveränderterm Stärkemehl. $^1/_3$ — $^1/_2$ davon kann statt des Mehles zum Brodbacken verwendet werden. Die Masse wird ziemlich stark gesalzen und stärker eingesäuert, als der Teig aus reinem Getreidemehl. Der Teig ist möglichst reif und flüssiger zu machen, auch fleißiger zu bearbeiten, als der gewöhnliche Teig; eben so ist ein nicht zu heißer, aber nachhaltig warmer Ofen nöthig. Frischgebacken ist dieses Brod etwas klebrig und feucht; je älter es aber wird, desto besser ist es. Laibe über 4 Pfund schwer sind wegen des Ausbackens nicht anzurathen. Will man ein gutes Brod bereiten, so nehme man die Hälfte Getreidemehl, die Hälfte Malzteig, je auf 12 Pfd. Masse ein Pfd. Sauerteig und vier bis fünf Loth Salz.

Einfaches Mittel zur Schwärzung der Haare. Alle Mittel, welche bisher angewendet wurden, um gebleichte oder rothe Haare zu schwärzen, stehen der Anwendung der durch trockene Destillation erzeugten brenzlich öligen Pyrogallussäure nach, und nebenbei ist das Mittel noch gänzlich unschädlich und wohlfeil, was die meisten andern Mittel nicht sind.

Digitized by Google

Miscellen.

Man berichtet aus Berlin: Die Hildesheimer Exzesse gegen Ernst Mahner haben auch hier die Aufmerksamkeit auf diesen seit einiger Zeit verschollen gewesenen Evangelisten einer etwas confusen Gesundheitslehre gelenkt. Die Doctrin, deren Verbreitung sich Mahner als Aufgabe gestellt hat, ist rücksichtlich seiner ohne Zweifel probat, denn seit nunmehr zwölf Jahren durchzieht er Deutschland in allen seinen Theilen und zieht aus jener Lehre einen reichlich nährenden Erwerb. Der Apostel der Urgesundheitslehre, wie er sich auch nennt, ist aus Halle gebürtig, der Sohn eines dortigen Schuldieners. Eine Tücke des Zufalls, die es fügte, daß dem Gesundheitsprediger eigentlich der Name Schlemmer zusteht, so heißt sein Vater — wußte er dadurch unschädlich zu machen, daß er aus der „ernsten Mahnung“ gegen das Schlemmen, welche die Aufgabe seiner selbstgewählten Mission ist, sich einen angemessenen Berufsnahmen bildete. Er ist jedenfalls kein Jesuit, wofür ihn die ängstlichen Heldesheimer bielten; er dient weder bekannten noch unbekannten Oberen, sondern ausschließlich sich selbst.

Ueber die (schon gemeldete) Hinrichtung des Grafen Docarmé am 19. Juli zu Mons und über die letzten Lebensstunden des Verurtheilten enthalten die brüsseler Blätter in Briefen aus Mons weitläufige Mittheilungen. Erst am 18. früh wurde dem Grafen bekannt gemacht, daß sein Cassationsgesuch verworfen sey, und etwas später zeigte ihm der k. Prokurator an, daß die für ihn eingereichten Gnadengesuche erfolglos geblieben seyen, und daß seine Hinrichtung am andern Morgen stattfinden werde. Der Graf brach Anfangs in Klagen aus, benahm sich jedoch nachher sehr gefaßt und beichtete Nachmittags nach einem vergeblichen Versuche, seine Wächter zu bestechen, fast eine Stunde lang bei einem amerikanischen Prälaten, der ihn nebst dem Dechanten der Kathedrale im Kerker besuchte und mit diesem auch aufs Schaffot geleitete. Umsonst suchte der k. Procurator noch am Abend von dem Grafen ein Bekenntniß seiner Schuld zu erlangen; er beharrte darauf, daß er unschuldig sey. Dem Gefängnißgeistlichen dictirte er mit vieler Ruhe Abschiedsschreiben an seine Frau, seine Mutter und andere nahe Verwandte. Am andern Morgen ganz früh hörte er im Gefängnisse zwei Messen und nahm das h. Abendmahl. Kurz vor 7 Uhr ward er in einem Zellenwagen unter Gensdarmenbedeckung auf den großen Platz gebracht, wo man in der Nacht die Guillotine aufgestellt hatte. Mehrere Tausend Personen, meistens Landleute, da gerade Markttag war, umstanden das Schaffot, dessen Stufen der Delinquent, ohne unterstützt zu werden, festen Schritts hinaustieg, nachdem er ihn begleitenden Geistlichen umarmt und das Crucifix, das der Dechant ihm vorhielt, geküßt hatte. Nachdem er festgebunden war, legte er selbst seinen Kopf auf dem Kissen zurück, und wenige Augenblicke später hatte er zu leben aufgehört. Der Leichnam ward in einen hölzernen Sarg gelegt und auf dem Kirchhofe bestattet. Die Mutter des Verurtheilten war Tags zuvor, von Brüssel kommend, über Mons, ohne sich dort aufzuhalten, nach Paris gereist.

Assisenverhandlungen im großen politischen Prozesse.

Sitzung vom 20. Juli.

Fortsetzung des Zeugenverhörs.

17. Zeuge: Daniel Fettig, Flößer in Steinmauern, Oberamts Rastatt. Am 20. Juni wurde ich durch einen Ortsdiener aufgefodert, mit 14 Mann nach Knielingen zu gehen, um ein Floß zu bauen, das die Brücke von Germersheim mitnehmen solle. Wir machten dasselbe aus Pappelbäumen, fahren aber voraus, daß es nicht hinkomme, und so war es auch; es blieb am Eckfeiner Altwasser hängen. Es hieß, ein bayerischer Major Spegg, er war ein Mann mit schwarzem Bart, (der Angeklagte ist nicht schwarz) habe den Befehl dazu gegeben. Er verlangte eine Kiste mit Klammern, die der holländischen Gesellschaft Nell und Comp. gehörten, mit der Bemerkung, sie würden bezahlt. Angeklagter wurde über den Rhein nach Lauterburg geführt.

18. Zeuge: Anton Saar, Flößer in Steinmauern. Der Amtsdiener kam und bestellte mich. Ich ging in die Wirthschaft zur Sonne; der Bürgermeister sagte, wir müßten nach Knielingen. Dort bauten wir ein Floß von 12. Pappelbäumen. Es kam ein Offizier und fragte nach Major Spegg und zugleich, ob denn dieses Floß die Germersheimer Brücke wegnähme. Wir erwiderten: „ja,“ obwohl wir wußten, daß es gar nicht dahin komme. Damian Fettig gab uns die Klammern, die im Schiff zu Steinmauern waren; wir nahmen sie mit, weil wir sie brauchten, und ich habe selber holen helfen.

19. Zeuge: Gregor Fettig, Flößer in Steinmauern. Von Steinmauern haben wir den Angeklagten auf sein Begehren am 19. oder 20. Juni über den Rhein nach Lauterburg gefahren; ich trug ihm seinen Reisesack in den Gasthof zu den drei Mohren nach. Er trug einen Schleppsäbel. Das Fahrzeug gehörte der Kölnischen Dampfschifffahrtsgesellschaft und wurde uns gestohlen. Drei oder vier Tage später wurde das Floß in Leopoldshafen gebaut.

20. Zeuge: Jakob Fettig, Flößer in Steinmauern, deponirt wie voriger Zeuge. (Schl. d. Sitzung.)

Sitzung vom 21. Juli.

Entlastungszeugen:

21. Zeuge: Friedrich Wilhem Müller, k. Friedensrichter in Kandel: Zur Zeit der provisorischen Regierung kam der Angeklagte öfter nach Kandel und sprach sich immer gegen die Erhebung aus, die keinen günstigen Erfolg haben könne. Am 17. Juni 1849 kam er mit dem Bürgermeister zu mir und sagte, daß heute noch eine große Masse des „Volksheeres“ eintreffe, die man so viel als möglich fortschaffen müsse, es wäre daher gut, wenn vorräthige Wagen vorhanden wären. Ich hörte, Spegg habe es hintertrieben, daß bei Herrheim ein Lager und bei Kandel eine Schlacht geschlagen wurde. Als am 3. Juni der Civilkommissär Erbe eine Volksversammlung abhalten wollte, sagten die Burschen von Oberkandel: wir brauchen keine Fremdlinge, um Revolution zu machen und es erscholl der Ruf: Es lebe der König! Darauf gab es eine fürchterliche Prügelei und unter den schwersten Mißhandlungen wurden viele junge Leute

Digitized by Google

ins Gefängniß gebracht. Diese sollten verhört und dann mir übergeben werden; ich verlangte aber, daß diese Leute mir unbedingt zur Amtseinschreitung überlassen würden. Angeklagter sagte mir, daß er nicht Major sey, man hätte ihn nur so genannt. Er hielt zu mir gegen Erde und war mir eine Stütze, als ich den Eid leisten sollte.

22. Zeuge: Michael Mellinger, k. Notär in Rheinzabern. Bei einer Volksversammlung zu Bellheim hielten Loose und Weber zum Schrecken Aller communistische Reden. Der Angeklagte ergriff nach ihnen das Wort nicht, überhaupt hörte ich ihn nie öffentlich sprechen. Er äußerte sich stets gegen die Bewegung, sprach mit Indignation von der Schandthat eine prov. Regierung einzusetzen und forderte uns auf dagegen zu protestiren. Bei anderer Gelegenheit sprach er geradezu von einer zu bewirkenden Contrerevolution.

Der Angeklagte: Ich müßte wahrhaft verrückt gewesen seyn, wenn ich geglaubt hätte, daß mit ungebüten Leuten, ohne Anführer, ohne Waffen und Munition Etwas auszurichten sey.

Der Präsident: Sie wußten aber, daß es Beispiele gibt, wo ein begeistertes Volksheer über disziplinirte Truppen gesiegt hat.

Der Angeklagte: In der Pfalz, wie in ganz Deutschland war aber keine Begeisterung.

23. Zeuge: Wilhelm Vogt, k. Friedensrichter in Neustadt. Bald nach Einsetzung der prov. Reg. kam der Angeklagte auf einer Durchreise nach Kaiserslautern, wegen Ueberbringung eines Mißtrauensvotums gegen Schmidt, zu mir. Er äußerte sich gegen die prov. Reg. und frug mich, ob ich mich betheiligen wolle, sie wieder zu beseitigen. In einer Versammlung zu Winzingen erklärte er, beauftragt zu seyn, ein Lager bei Herxheim schlagen zu lassen mit der Bemerkung, er habe diesen Auftrag nur übernommen, damit ihn nicht Schmidt erhalte. Die Weinberge auf einem ganzen Distrikte sollten raßirt werden; Spegg versprach, die Sache zu hintertreiben und schlug auch hier wieder vor, gegen die prov. Reg. zu agiren.

24. Zeuge: Johann Späth, Triftbeamte in Neustadt. In Winzingen wurde eine Volksversammlung gehalten, um zu berathen, wie der Anarchie des Pöbels entgegen zu wirken sey. Ich war erstaunt in dieser Versammlung den Angeklagten zu treffen, weil ich glaubte, er gehöre zu der andern Partei. Spegg erklärte, er werde seinen ganzen Einfluß anwenden, um das Aufschlagen eines Lagers bei Neustadt zu hintertreiben. Obgleich er mich aufgefordert hatte, mit ihm am andern Tag das Terrain in Augenschein zu nehmen, reiste er dennoch in der Nacht ab. Auf Verlangen von Spegg schilderte ich dem General Szuaide die Gesinnung der Bevölkerung als durchaus nicht günstig für das Unternehmen.

Der Angeklagte erklärt, er habe dem General Szuaide gesagt, sie seyen in Gefahr von dem Volke mit Prügeln todtgeschlagen zu werden.

25. Zeuge: Georg Eisler, Bahnhofverwalter in Neustadt. Als das Lager bei Mußbach geschlagen werden sollte, hörte ich, wie Spegg sich dagegen aussprach, worauf das Unternehmen unterblieb und großes Unglück verhindert wurde. Bei verschiedenen andern Gelegenheiten gewann ich die Ueberzeugung, daß dem Angeklagten damals seine Stellung sehr unangenehm war.

26. Zeuge: Carl Werner, k. Notär in Neustadt. Bei der Versammlung in Winzingen erklärte uns der Angeklagte, wir könnten ruhig seyn; so lange er in der Umgebung des Generals Szuaide sey, wolle er verhindern, daß bei Neustadt das Lager geschlagen werde. Schon früher sprach sich Spegg indignirt gegen die prov. Regierung aus. Ich glaubte immer, daß er zur gemäßigten Partei gehöre und fand es daher auffallend, ihn bei dem General Szuaide zu sehen.

27. Zeuge: Ludwig Becker, Holzhändler zu Steinmauern im Badischen. Am 21. Juni 1849 traf ich den Angeklagten mit einem Unbekannten im Wirthshaus zur Sonne in Steinmauern. Spegg fragte nach Holzstämmen für die prov. Reg., ohne den Zweck desselben näher anzugeben. Als wir an den Rhein gingen um die Hölzer zu besehen, fragte derselbe, ob Schiffe vorhanden seyen, wenn man schnell überfahren wolle, worauf ich eine bejahende Antwort gab. In das Wirthshaus zurückgekehrt, traf ich einige Steuerleute im Gespräch mit dem Fremden über das Ablassen von Flößen; ich bemerkte, daß dies, wegen des hohen Wasserstandes, sehr gefährlich sey. Im Hausgange sagte Spegg zu mir: „Ich bin nicht für die Geschichte; machen Sie nur an dem andern Herrn, daß nichts daraus wird.“ Auf meine entsprechende Bemerkungen unterblieb die Sache und der Fremde ging fort. Ich hörte später, es sey Flad gewesen. Am Abend berichteten mir einige Flözer, sie hätten den Angeklagten auf einem Kahn nach Lauterburg geführt — er sey durchgebrannt.

28. Zeuge: Max Joseph Nimens, Steuer- und Gemeindeeinnehmer in Leimersheim. Nach Einsetzung der prov. Reg. erklärte der Angeklagte, er wolle den Cantonalausschuß von Bellheim auffordern, ein Mißtrauensvotum gegen dieselb; und gegen den Vertrauensmann Schmidt zu veranlassen. Bei der Volksversammlung zu Rülzheim hielt Spegg keine aufrührerische Rede, sondern sprach zu Gunsten der k. Regierung.

29. und letzter Zeuge: Adam Stubenrauch, Wirth und Ziegler in Sondernheim. Ich war mit dem Angeklagten und Johannes Dörrzapf von Ottersheim auf dem Büreau des Civilkommissärs Erde. Ich hörte aber nicht, daß Spegg einen Antrag auf Verhaftung meines Schwiegervaters — des Bürgermeisters Bumüller von Bellheim — stellte; auch sah ich nicht, daß dem Dörrzapf ein Handgelübde wegen Stillschweigens abgenommen wurde.

Der in der Sitzung anwesende Kaufmann Max Kitt von Bellheim, auf Verlangen deklarationsweise vernommen, erklärt: Ich war zu der fraglichen Zeit ebenfalls auf dem Bureau des Civilkommissärs, habe aber weder von einem Antrag des Angeklagten auf Verhaftung des Bürgermeisters Bumüller noch von einem Handgelübde des Johannes Dörrzapf Etwas wahrgenommen. Der nochmals vorgerufe Zeuge Dörrzapf beharrt auf seiner Angabe.

Nach den Vorträgen der k. Staatsbehörde und des Vertheidigers wird die Sitzung geschlossen.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 60. Kaiserslautern, Donnerstag, 31. Juli **1851.**

Die Bezirksstadt Kaiserslautern,

was sie ist und war

mit ihren nächsten Umgebungen.

Damit die etwaigen Subscribenten auf obiges Werk zum Voraus wissen mögen, in welcher Manier und in welchem Tone die angekündigte Arbeit ausgeführt werden soll, zu dem Ende hat uns der Herr Verfasser nachfolgendes Bruchstück als Probe zum Abdrucke mitgetheilt:

Wo die langgedehnten, wellenförmigen und reichbewaldeten Vogesen mit dem ernsten Donnersberge bald ihr Ende erreichen, um ihrer nordwestlichen Abdachung, da, wo sie von Landstuhl aus bis gegen Winnweiler hin einen großartigen Bogen beschreiben, als wollten sie wie eine besorgte Mutter ihr zärtlich geliebtes Kind — diese Stätte in ihren besondern Schutz nehmen, um Ungemach und Schaden von ihr abzuwehren, in einem ringsum von Bergen und Wäldern umgebenen Hochthale, zwischen 700 bis 800 Fuß über die Meeresfläche erhaben, ungefähr unter dem 49½ Grade nördlicher Breite und dem 25½ Grade östlicher Länge, da liegt die gleich einer deutschen Eiche jugendlich emporstrebende **Bezirksstadt Kaiserslautern.**

Ihren sinnreichen, großartigen Namen verdankt die Stadt zunächst, wie Alles in der Welt, günstigen Zufällen.

Sie heißt im gemeinen Leben und in ihrer nächsten Umgebung allgemein kurzweg Lautern, weil eine Poststunde oberhalb der Stadt gegen südosten der Lauterbach in ernster Waldeinsamkeit hell und klar und in solcher Fülle und mit solcher Kraft entspringt, daß er alsbald nach seiner Geburt, nachdem er seine friedliche Wiege eben verlassen, seine jugendliche Kraft üben und insbesondere bei den Herren Mahl- und Oelmüllern in Dienst treten und bis an sein baldig Ende bei Lauterecken, wo ihn die Glan aufnimmt und verschlingt, es sich recht sauer werden lassen muß, während so manche seiner Gespielen ihre erste Jugend in Leichtfertigkeit, Müssiggang und Muthwillen ohne allen Zwang dahinleben und ihres Daseyns recht froh werden können. Dafür erwirbt sich derselbe aber auch vielfaches Verdienst bei seinen schlichten und fleißigen Uferbewohnern und deren nächsten Nachbarn, so daß der Lauterbach einem Menschen gleicht, der zwar nicht lange gelebt und gewirkt, aber mit seiner vollen Kraft vielfach Segen um sich her verbreitet hat und darum mit dem Lobe scheidet, nicht zu frühe heimgegangen zu seyn.

Kaisers-Lautern wird unsere Stadt mit ihrem ganzen Namen aber genannt, weil sie einem großen deutschen Kaiser, wenn auch nicht ihr Daseyn, was wir später näher besprechen werden, dann doch ihre erste und höchste Weihe, so wie auch erst ihren rechten Namen verdankt. Und dieser Kaiser war **Friedrich** der Erste, von den Italienern, die ihm eben nicht hold waren, Oenobarbus oder Barbarossa d. h. Rothbart genannt, weil sein Haupt- und Barthaar feuerroth war und weil man einmal den Rothen, wie heutzutage, so auch damals schon nicht hold war, und sich oft nichts Gutes von ihnen versieht. Wie sehr sich aber die Herren Italiani, diese geschworenen Feinde und Blutsauger Deutschlands, in ihm, diesem Blutrothen, wie ein Geschichtschreiber ihn nennt, getäuscht haben, das lehrt uns Deutsche und uns Bayern zu unserm größten Wohlbehagen, — seine erste Gemahlin Adelheit war nämlich des bayrischen Markgrafen Dippold von Hochburg edle und minnigliche Tochter, — die Geschichte, diese herrliche und reinste Quelle ächtmenschlicher Weisheit, denn Sebastian **Brandt** sagt unter Andern nach seiner Weise von ihm: „Die Welt habe „nechst Carolo Magno keinen löblichern Fürsten „gehabt. Er stellete eine ansehnliche, mehr lange als „kurze Person vor, war von starkem Leibe, breiter „Brust, schönem Angesicht und hellen Augen. In „seinem Christenthum war er sehr eifrig und ver„säumete niemals mit Willen eine Predigt, bezeugete „sich dabei so andächtig, daß ihn niemand unter „währendem Gottesdienst, auch nicht mit einem Worte „in seiner Andacht stören durfte. So oft er zu Felde

Digitized by Google

„ziehen wollte, fragte er zuvor jederzeit seine geist-
„liche Gewissens-Räthe, ob er solches auch mit
„Recht unternehmen und vor Gott verantworten
„könnte, u. s. w.“ —

Doch war dieser große Kaiser bei all seiner Frömmigkeit und ungeheuchelten Gottergebenheit schon so klug, wie auch seine allerdurchlauchtigsten Herren Vettern heutzutage. Dies erhellt zur vollesten Genüge aus seinem machiavellistischen Wahlspruche oder aus seiner Devise:

„Qui nescit dissimulare, nescit imperare.“ —

Zu deutsch:

„Wer sich nicht zu verstellen weiß,
„Dem macht das Beherrschen der Völker viel Schweiß.“

Diesen unsern Barbarossa, wie er auch als Kaiser nach damaliger Sitte mit einem sogenannten Spitznamen und jetzt noch kurzweg genannt wird, lockte unstreitig als einen gemüthlichen deutschen Mann und als Freund der Natur vor allem die reine, frische Lutrina d. h. Lauter, und gewiß neben ihrer jugendlichen Schöne die reichen, weitgedehnten herrlichen Forsten und auch dabei nicht minder das vortreffliche und fügsame Sandgestein. Denn boten ihm ihre anmuthigen Kinder, die erquicklichen und fischreichen Teiche vielfach Nutzen, Vergnügen und Schutz, so fand er sogleich in den großen duftigen Waldungen, reich an Holz und Wild, Gelegenheit ritterliche Kunst zu üben und die höchste Lust der Großen jener Zeit, die Jagdlust, zu befriedigen und zugleich in dem fügigen Gestein vortreffliches Material, um noch dem Geschmacke und den Bedürfnissen jener Zeiten Bauten emporsteigen zu lassen. Was Wunder, daß bald eine Burg und ein Kloster.....

Armer Louis!

Novelle aus dem Dänischen des Steen Blicher, von P. C. Möller.

(Fortsetzung und Schluß.)

Rougemont, August 1816.

Herzliebster Fritze!

Heute schreiben wir — laß mal sehen! den 6ten — ja. Da kannst du den Brief nicht am 7ten bekommen und das ist jammerschade: ich würde dich sonst bitten, eine Flasche Wein zu Ehren des hochedlen und wohlgebornen Herrn Hauptmann Christian von Rosenberg und des Fräuleins Luise Bethune de Charost zu leeren, welche zwei beide Personen am selbigen Tage in den süßen Stand der Verlobten einzutreten gedenken. Ja, mein zuckeriger Herr Pastor, ich bin der glücklichste Esel, der sich unter der Sonne und unter dem Monde bewegt: Luise liebt mich — das sind die Textworte des Evangeliums, über welche wir heute erbauliche Betrachtungen anstellen wollen.

Es ist aber wahr: du bist ein sauberer, ordentlicher, gesetzter, bestimmter, systematischer Herr, der keinen zu rhapsodischen Kauderwelsch mag. Ich werde mich deshalb bestreben, meine verliebte Galoppade in einen schlichten, gemessenen, weislich vorschreitenden Gang zu verwandeln.

Gestern ritt ich also wieder hier heraus. Mein künftiger Schwiegerpapa war wie gewöhnlich mild und freundlich, doch aber etwas wehmüthig gestimmt, Mama und Luise ebenfalls. Hier muß sondirt werden, dachte ich. Ich bleibe allein mit Papa und beginne mit meinen Nachforschungen; da platzt er heraus: die Miethe ist ihnen gekündigt; er soll von hier weg, soll Rougemont, das liebe Rougemont, seine Geburtsstätte verlassen, den Ort, wo er seine Kindheit und sechzehn glückliche Jahre seines Mannesalters zugebracht. Der Besitzer des Guts ist gestorben und hat dasselbe testamentarisch den Jesuiten vermacht. Die Familie hat zwar genug, daß sie ohne Nahrungssorgen leben kann, aber — Rougemont verlassen! — Da fährt mir ein himmlischer Gedanke durch den Kopf! ich springe auf, ergreife seine beiden Hände und sage: Ich habe ein Rougemont in meiner Heimat! — Er drückt meine Hände warm an seine Brust und Thränen rollen über seine Wangen. Für mich vielleicht, lieber Capitän! sprach er leise, aber.... Ich ließ seine Hände los und sprang in die Gartenstube zur Mutter und Tochter. Gute Frau, liebes Fräulein, sprach ich zu ihnen, ich bin Edelmann, ich habe ein schönes Gut — bin frei — mein eigner Herr! — Luise erbleichte. Ich — ich lege Freiheit, Vermögen und meinen Degen zu den Füßen der geliebten Luise nieder. — Frau Charost erhob sich mit Würde; ein schwaches Erröthen überzog ihr edles, majestätisches Gesicht. Herr Hauptmann, sagte sie, Sie nähern sich einer Familie, die arm, heimatlos und fremd.... — Fremd? unterbrach ich, fremd? Unsere Gesinnung ist dieselbe, unsere Religion die nämliche, und — wenn Liebe ein Band zwischen Gleichgesinnten ist.... — Luise trat auf mich zu; sie erröthete wie eine eben aufgeblühte Rose, ihre schönen Augen schwammen in Thränen, ein Lächeln schwebte um ihren kleinen Mund. Sie zog rasch den Handschuh ab und reichte mir die schneeweiße Hand: Herr Hauptmann, sprach sie mit ihrer Engelsstimme, ich liebe Sie, machen Sie mich und meine Eltern glücklich! — Da drückte ich sie an mein überseliges

Digitized by Google

Herz. Die Mutter legte ihre Hände segnend auf unsere Häupter. Luise hatte ihr Gesicht an meine Brust geiehnt; sie sah empor und sagte mit liebreizend schelmischer Miene: Aber nur unter einer Bedingung: keinen Maulkorb! — Keinen! rief ich und gab und empfing den ersten Kuß: keinen als diesen! Sie flog von mir weg an den Hals der Mutter, an die Brust des Vaters, der in der Thür Zeuge des rührenden Auftritts gewesen war.

Für diese neue Geschichte wirst du mir wohl den Schluß der alten nicht schenken wollen? Du wünschest wohl zu wissen, wie unser armer Louis seine Annette wiederfand? Er soll es selbst erzählen!

Mein lieber Sohn, sprach er eines Morgens, während wir eine Weile allein saßen. Sie erinnern sich vielleicht an damals, wie ich zum letztenmal in B. bei Ihnen war, Abschied zu nehmen? Sie folgten mir nach R. und gaben mir die größten Beweise ihres Wohlwollens. Ich glaube nicht, daß ich Ihre kindlichen Liebeszeichen so zärtlich erwiderte, wie ich gesollt hätte. Ach, mein Herz war in Frankreich, meine Seele war von einer heißen Sehnsucht, von einer dunkeln Hoffnung bewegt, die ein Brief von meinem republikanischen Freund Petit in mir erweckt hatte. Er schrieb mir, er habe von einem zurückkehrenden Emigranten erfahren, daß ich mich in der dänischen Stadt R. aufhalte; die Lage der Dinge habe seit meiner Flucht eine große Veränderung erfahren; er sey Besitzer von Rougemont und dieses stehe zu meinem Empfange offen. Ohne alle Gefahr könne ich zurückkehren, ja wohl auch eine einträgliche Anstellung im Dienst der neuen Regierung erhalten. — Der Brief schloß mit der Bitte, meine Heimkehr zu beschleunigen, da liebe Freunde mich mit Ungeduld erwarteten.

Ich reiste ab; ich eilte und erreichte Rougemont. Das Gartenthor dort stand angelehnt. Tief bewegt von schmerzlich frohen Gefühlen, von hellen und dunkeln Erinnerungen näherte ich mich dem Hause. Vor demselben auf der Treppe saß ein kleines liebliches Kind und band Kränze — O Himmel, es war das Ebenbild meiner Annette — leibhaftig, wie ich sie vor zwanzig Jahren auf der Wiese gesehen hatte! Ich nahm das Kind auf meine Arme und bedeckte sein freundliches Gesichtchen mit Küssen. Wem gehörst du an, kleiner Engel? fragte ich. — Meiner Mutter, erwiderte das Kind. — Nicht auch deinem Vater? fragte ich. — Vater? wiederholte es und sah mich erstaunt an, ich habe keinen Vater. — Wie heißt denn deine Mutter? fragte ich weiter. — Sie heißt Mama, versetzte das Kind. — In diesem Augenblick vernahm ich einen Schrei — ich sah empor — Annette stand vor mir, bleich, vor Freude zitternd, einer Ohnmacht nahe. — Ja, mein Sohn! sie war es — es war meine geliebte, meine verlorne Frau; und das Kind — war Ihre Luise.

Warum soll ich unser Entzücken zu schildern versuchen? es würde mir doch mißlingen. Es war ein Vorgefühl der Freuden der ewigen Seligkeit, wie ihn die gnadenreiche Vorsehung uns schwachen, verzweifelnden Menschen zuweilen gibt, — ein Abglanz der Wonne des Wiedersehens in dem himmlischen Vaterland, — eine Ahnung der Seligkeit, für die kein Sterblicher noch Worte gefunden hat.

Sie sind gewiß ebenso erstaunt — wenn auch nicht ebenso entzückt wie ich über die wunderbare Rettung meiner Annette? Hören Sie, lieber Sohn! Als sie mit namenlosem Schmerz sich von ihrem vor Entsetzen ohnmächtig gewordenen Mann losgerissen hatte und vor das Revolutionstribunal geführt wurde, stößten ihre entschiedenen Antworten, ihr stolz gehobenes, würdevolles Wesen, ihre heroische Kälte — ach! sie wußten nicht, daß die hoffnungsbare Verzweiflung ihr solchen Muth gab — den Blutrichtern eine gewisse Theilnahme ein und Annette wurde freigesprochen. O, mein Gott! ihre Freiheit war ihr von keinem Gewinn: — in demselben Augenblick, da sie ihr verkündet wurde, war ihr Verstand weg. Eine der Zuschauerinnen, eine wohlhabende Frau, fühlte Mitleid mit ihrem Zustand. Sie ließ Annette in ihr Haus bringen und mit vieler Sorgfalt pflegen, bis sie nach 4 Monden wieder ihrer selbst mächtig war. Die Genesende fragte nach mir: ich hatte mit meinem Vater unter der Guillotine geendet; wir standen ja beide auf der Liste der Hingerichteten. Diese traurige Nachricht würde sie das Leben gekostet haben, hätte sie nicht gefühlt, daß sie es bald einem verwaisten Geschöpf — einem Erbtheil, einem von dem hingeschiedenen theuren Gatten anvertrauten Kleinod erhalten müsse. Dieser Gedanke gab ihr neue Kräfte. Sie eröffnete ihrer Wohlthäterin ihre Schicksale und ihre Zukunft. Diese war die Frau unseres Petit, er selbst war bei der Armee. Sie entzog ihr nicht ihre mütterliche Pflege, sondern behielt sie und meine nachgeborene Tochter — welche die Mutter nach meinem Namen Luise nannte — fast vier Jahre lang bei sich.

Um diese Zeit kehrte Petit als General und Ordensritter, aber auch als Invalide nach Haus zurück. Als er die Geschichte Annettens hörte, überraschte er sie mit der beinahe unglaublichen Nachricht von meiner Befreiung und weckte in ihr die sehr

Digitized by Google

wahrscheinliche Hoffnung, daß ich noch am Leben sey. Ehe er noch einige Nachforschungen hatte anstellen können, traf es sich so glücklich, daß ein aus Dänemark heimkehrender Edelmann meiner und meines damaligen Aufenthaltes in einer Gesellschaft erwähnte, in welcher Petit anwesend war. Und so wurde der arme, landesflüchtige, freund- und heimatlose Louis nach seinem Geburtsort zurückgerufen, sich an die Brust einer Gattin zu werfen, die er lange schon als die Beute des Grabes beweint hatte, und zu der Umarmung einer Tochter, deren Daseyn er nie geahnt hatte.

Der gute Petit räumte mir Rougemont als Wohnung ein und würde mir das Schloß vielleicht überlassen haben, hätte ihn nicht in Folge seiner Wunden der Tod sehr bald abgerufen. Seine Frau folgte ihm schnell nach. Sie hatten keine Kinder, und Rougemont fiel einem Bruder der Frau zu, dessen eben erfolgter Tod mich abermals heimatlos macht. Ein Capital, welches mein Vater in Arras ausstehen hatte und der Schuldner mir bei meiner Rückkehr zurückzuzahlen ehrlich genug war, hat mich bisher vor Mangel geschützt, aber nie reich genug gemacht, diese mir so theure Besitzung zu kaufen. Ich habe zu wiederholtenmalen sowohl bei der vorigen als bei der jetzigen Regierung um eine Anstellung nachgesucht aber immer vergebens: ein einflußreicher Mann an Napoleon's Hofe war meines Vaters unversöhnlicher Feind gewesen. Er wußte sich geschmeidig in die Zeiten zu finden, die dreifarbige Kokarde mit der weißen zu vertauschen und sich bei den Bourbonen einzuschmeicheln. Er und seine Familie blühen noch üppig im Sonnenglanze des Hofes, für mich aber ist kein Glück mehr in meinem lieben unglücklichen Vaterland zu erwarten. Und deßwegen, lieber Sohn, ist auch das Opfer, welches Sie von mir fordern, von geringer Bedeutung. Ja, wir wollen alle in ihrem freundlichen Dänemark, in dieser ruhigen Heimat des häuslichen Glücks, der bürgerlichen Freiheit die Zeit zu verbringen, welche die Vorsehung uns noch vergönnt, um ihre unerforschlichen Wege, ihre Weisheit und Güte zu preisen. —

Und nun du Lieber! — ha dort steht der Engel und äugelt über meine Schultern auf das Papier — ich muß also schließen! Montag in acht Tagen bricht unser Regiment auf, um von einem andern abgelöst zu werden. Spätestens in einem Monat läßt du deine Kirche zierlich mit grünen Reisern und Blumen ausschmücken, und bereitest dich auf eine französische Rede vor, die himmlische Luise mit ihrem glückseligen Christian von Rosenberg ehelich einzusegnen. Gott mit dir und mit uns!

Miscellen.

Localblätter von Mons bringen noch manche Details der letzten Lebensaugenblicke des Grafen Bocarmé. Als der Scharfrichter ins Gefängniß trat, um die Toilette des Hinzurichtenden vorzunehmen, befand sich derselbe auf einem der Höfe des Gefängnisses. Der Scharfrichter trat auf ihn zu, und sagte ihm: „Kommen Sie doch mit mir herein, guter Freund! Bocarmé weigerte sich nicht und ging eiligen Schrittes mit ihm in die Zelle. Während der Scharfrichter ihm die Haare hinten abschnitt, sprach Bocarmé kein Wort, und war unbeweglich. Als man ihm darauf die Zwangsjacke auszog, nahm der Unglückliche seine Uhr und übergab sie dem Bischof von Cincinnati mit den Worten: Sie wollen sie meinem Vater wieder zustellen, denn er hat sie mir gegeben. Der Erzbischof versprach ihm dies, worauf Bocarmé zu weinen anfing. Der Graf war in der letzten Nacht sehr ergeben in sein Geschick und betete viel. Die irdischen Reste des Hingerichteten sind auf Veranlassung seiner Familie auf dem Kirchhofe von Mons wieder ausgegraben, und sollen angeblich im Schlosse Bury ihre Ruhestätte finden. Die Familie hat das lithographische Bildniß des Hingerichteten in allen Bilderhandlungen von Brüssel aufkaufen lassen.

Ulm, 17. Juli. Folgendes Geschichtchen, das sich hier in Ulm dieser Tage zugetragen hat, würde in jeder Anekdotensammlung Platz finden dürfen. Frau N. N. hatte eineneue Magd in Dienst genommen. Sie will in ihrer Haushaltung etwas nachsehen, öffnet einen Kasten und siehe: Heraus mit bedächtigem Schritt ein Kriegsknecht tritt. Der junge, schmucke Bursch spricht sein verliegenes: „Guten Morgen, Madame!“ wartet aber das Ende der Ueberraschung nicht ab — empfiehlt sich vielmehr alsobald. Die frappirte Frau läßt ihn auch ungehindert ziehen, aber nun wird die Magd tüchtig abkapitelt. Die aber tröstet ihre Gebieterin mit der Antwort: „Dear goht mi ner an, guäd'ge Frau! Dear isch no von dear Vorig dau.“

Verantwortlicher Verleger J Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 61. Kaiserslautern, Samstag 2. August **1851.**

Der Arzt.

Historische Erzählung aus Wiens Begebenheiten.

Von Frz. Jos. Proschko.

...Ein lauerndes, widriges Lächeln trat auf das Antlitz des alten Arztes; er deutete mit seiner Knochenhand auf die kegelförmigen Phiolen, welche mit Weingeist gefüllt auf dem Gesimse des kleinen dreieckigen Gemaches neben ausgestopften Vögeln und Vierfüßlern an einander gepfropft dastanden.

„Kind," sagte er mit scheuer, heiserer Stimme, indem er ein liebliches, kaum den Kinderjahren entwichenes Mädchen an der Hand faßte — „Mädchen, sieh' jenes Gerippe da oben auf dem Schranke, mit seinen hohlen Augen und der Knochenhand — vor drei Jahren noch war es eine schmucke Dirne, wie Du, und jetzt... hm, nun, hätte ich den Todtengräber nicht gut bezahlt, es läge noch in der Ecke der Kirchhofmauer da drüben.

„Aber was wollt Ihr mit Euren seltsamen Reden da?" fragte das Mädchen ängstlich.

„Absit omen!" sagte der Alte, indem er ein Kreuz schlug — „diese Allotria, holdes Schätzchen, sollen Dich nicht erschrecken, ich meinte damit nur, daß unser Leben hinfällig sey, daß die Schönheit auch verblühe — und kurz, daß Du Dir auf Dein Lärvchen da nicht zu viel einbildest, denn der Hochmuth..."

„Ach Gott!" seufzte die Kleine — „wie könnt Ihr doch glauben, daß ich, die Tochter eines armen Primators, Hochmuthsgedanken im Kopfe tragen könne? Lebe ich doch nur von Eurem Gnadenbrod, Vetter!"

Der alte Fuchs sah verlegen vor sich hin.

„Ja, ja, mein Kind," sagte er, gutmüthig lächelnd, „Du bist nicht hochmüthig, darum wirst Du auch erhört werden — ich habe schon lange auf Dein Glück gedacht, Rosa, und bin im Stillen für Dich thätig gewesen."

„Wie gut Ihr seyd!" versetzte das Mädchen.

„Ja gut," fuhr der Alte fort, „und nur zu gut — sieh', selbst meinen eigenen Sohn will ich Dir zum Manne geben"

Rosa erbleichte. Der Arzt merkte es wohl, aber er fuhr mit grinzender Freundlichkeit fort:

„O, du kannst Dein Glück, liebe Rosa, nicht fassen, so plötzlich ein engverbundenes Glied meines Hauses zu werden. Gehe in Dein Kämmerlein und danke Gott dafür. Ja, Meister Anselm, Dein Vetter meint es gut — gut mit Dir."

So redend, schob er die Gränglige in den Gang hinaus und schloß die Thüre hinter sich zu.

Leise trat er an die Wand und öffnete eine Tapetenthür, durch welche er in sein Studirzimmer trat, aus welchem ihm sein ältester Sohn Rainold entgegen kam.

„Hast Du gesehen?" fragte der Alte.

„Sie erbleichte," erwiederte Reinold.

„Hat nichts zu sagen," lachte Anselm, „über acht Tage ist Hochzeit."

„Aber das Testament?" wandte Rainold ein.

„Ist in den Händen des Rechtsanwaltes Mayer und wird von uns Beiden, laut Vertrag, in acht Tagen den zweiten Prozeß durchmachen, nämlich nicht mehr den processum judicialem, sondern den chemischen des Verbrennens."

„Laut dieses Testaments," entgegnete Rainold kleinlaut, „laut dieser clausula restringens ist Rosa zwar Euch, als dem Vormünder, untergeordnet, aber ihr Vermögen von fünftausend Goldgulden..."

„Silentium!" befahl der Alte — „von diesen, die ihr der alte Primator, ihr silziger Vater, hinterlassen, darf die Universalerbin nicht einen Heller ahnen noch erhalten, wenn sie nicht diese clausula cassatoria des ganzen Testaments durch die Heirat mit Dir aufzuheben gesonnen ist.... Mayer ist ein Ehrenmann und weiß zu schweigen."

„Aber der junge Albrecht?" meinte der Sohn.

„Muß in die Welt; das Bürschlein ist stark und kann einmal den Garten des Pascha's von Ofen durchackern."

„Das wär' was!" sagte giftig lachend Rainold. „Ja, Vater in den Türkenkrieg mit ihm! denn nur so kann es mir gelingen, Rosettens Hand zu erringen."

Digitized by Google

Der Alte nahm Perrücke und Mantel und ging, von seinem Sohne begleitet, in die Seilerstadt hinüber, wo der Advokat Mayer, ein wohlgenährter und stattlicher Lebemann, sich mit den beiden Aerzten einschloß und bis in die Nacht hinein mit ihnen deliberirte. — —

Rosa liebte den jungen Arzt Albrecht Winkler mit dem ganzen Feuer der ersten Liebe. Am Kirchhofe, wo Rosa vor acht Tagen ihren Vater begraben hatte und dem Dahingeschiedenen das tägliche Totenopfer von Thränen und Gebeten darbrachte, hatte sie ihn kennen gelernt; dort hatten sie einander Liebe gelobt, und eine Nachwiole, welche am Rande des Grabes emporgeblüht war, war das einzige andenken welches Albrecht von dem jungen Mädchen am Herzen trug.

Der Primator Bertram, Rosa's Vater, hatte in Wien für einen armen Inwohner gegolten, dessen Aeußeres mehr einen Bettler, als den Mann des Amtes, das er bekleidete, beurkundete. Sein schlichter grauer Rock mit den großen kupfernen Knöpfen, seine glanzlosen Schuhe mit den verrosteten Blechschnallen, vielleicht die einzigen, welche er seit dem Tode seiner Gattin getragen hatte, waren so bekannt, wie die Schönheit seiner Tochter, der lieblichen Rosette. Als der Primator Bertram verblichen war, wunderte es Niemanden im Geringsten, daß außer dem grauen Rocke, den beschnallten Schuhen und dem großen Bambusrohre mit eisenbeschlagenem Knopfe, mit welchem er regelmäßig Samstagabends mit Rosa um die Stadtmauer die Runde machte und zum Grabe seiner Gattin wallfahrtete — auch nicht ein Heller im Hause vorfindig war, und Jedermann lobte den umsichtigen Anwalt Mayer, daß er, nachdem er alle Papiere des Primators durchsucht und erklärt hatte, daß weder Baarschaft noch Testament vorhanden seyen, dem Gerichte den Vorschlag machte, Rosa ihrem weitläufigen Verwandten, dem Bader Anselm, zu übergeben, bis ein anderweitiges Unterkommen für sie gegeben, bis ein anderweitiges Unterkommen für sie gegeben seyn würde.

So war Rosa in Anselm's Haus — und ihres Vaters Testament, worin sie als Universalerbin der in einem kleinen Kästchen im Strohsacke seines Bettes verwahrten fünftausend Goldgulden eingesetzt war, war in Mayers Hände gekommen, dessen leichtes Gewissen diesen Umstand benützte und der seinem alten Streichgenossen, dem Bader Anselm, die Hälfte des Schatzes und das Testament gegen die andere Hälfte auszuliefern versprach. Anselm aber, der Mayers niederträchtigen Charakter kannte und fürchtete, daß dieser bei dem geringsten Ueberverdienste den ganzen Handel einmal an den Tag bringen könnte, suchte Rosa's Verbindung mit seinem Sohne, der sie leidenschaftlich liebte, zu bewecken, und er nahm sich vor, ihr am Hochzeitstage zu erklären, daß sie nunmehr als Gattin seines Sohnes auch die Erbin eines für die damalige Zeit bedeutenden Vermögens von 5000 Goldgulden sey.

(Fortsetzung folgt.)

Der kam mit lauter Hoffnung herunter!

Eine Geschichte.

Wenn die Hoffnung eine Pläsir ist, der man gar gerne das Herz öffnet, so hätte man von dem reichen Gemeindeeinnehmer zu Großenhain sagen können, er sey mit Pläsir herunter gekommen, und unter dem Herunterkommer versteht man hier zu Lande: Ein Bettelmann werden. Zu erzählen wie Einer ein Bettelmann wird, ist auch keine Pläsir; aber unser Einer muß als einmal in einen saueren Apfel beißen — denn die Wahrheit ist, bei meiner Treu! Hundert gegen Einmal ein saurer Apfel. So sprach der alte Schmiedjacob und alle Ohren wendeten sich ihm zu. Sie wußten Alle, daß er bei der Wahrheit blieb und aus seinem Erfahrungsschatz Altes und Neues hervor holen konnte und daß es immer nützlich und lehrreich war.

Eben der Gemeindeeinnehmer zu Großenhain hieß Buck und war auch ein Herr Bauer, und zog lieber einen Ueberrock an, als ein Wammß, und grüßte ihn Einer: guten Tag, Herr Einnehmer, so durfte seine Frau die Suppe versalzen und den Brei verpfeffern, er muckte nicht, obwohl er sonst ein Knöchel er war, der immer etwas anzuzängeln hatte; so nahm Schmiedjacob das Wort wieder.

Er war vermögend. Wo ein schönes Feldstück, Baumfeld, Wiese lag, da stand auf dem behauenen Gränzstein ein B. Er hatte das schönste Haus im Dorf und den besten Viehstand, und vor seinem Ackerbau, obgleich er selber selten den Pflug führte, hatte Jedermann Respekt. Auch mit Grund stand er in gutem Rufe. Niemand konnte ihm oder seiner Frau etwas Unrechtes nachsagen. Seine Kasse war wohlgeordnet, seine Rechnung richtig, und nie schickte er einem armen Schelmen den Batzenmann, wenn's etwa in der Kasse desselben haperte.

Herr Buck war auf dem Weg ein steinreicher Mann zu werden; denn mit den Procenten seiner Einnehmerei konnte er flott seine Haushaltung führen in allen Zweigen, und, was sein Feldbau abwarf, das konnte er zu Geld machen!

Gab's eine Versteigerung, so machte er's wie der Waisenhausvater zu X — er fischte die Fettaugen

Digitized by Google

ab, das heißt, er steigerte die besten Aecker weg, und da er sie in der Regel einmal für allemal baar auszahlte, so sparte er die Zinsen. Es glückte ihm eben Alles. Wurde etwas ausgespielt, so gewann seine Nummer gewiß. Die Bauern zu Großenhain sagten: Wenn der Brennesseln säet, gibt's doch Rüben. Das war nun freilich übertrieben, aber sie wollten sein Glück damit bezeichnen.

Ich habe einmal früher ein Sprichwort gelesen, sagte der Schmiedjacob, das lautete: „Wenn's dem Esel zu wohl ist, geht er aufs Eis tanzen und — bricht das Bein.“ Grade so gings dem Gemeinde-Einnehmer Buck.

Die heilige Schrift lügt auch nicht; sie sagt: „Die da reich werden wollen fallen in Stricke.“ Der Herr Buck gewann den Reichthum immer lieber, jemehr er Bekanntschaft mit ihm machte, oder besser, je mehr er selbst davon bekam. Es ist kurios! Sonst hört der Hunger auf, wenn man tüchtig gegessen hat; beim Reichwerden ist's umgekehrt. Jemehr Einer hat, und jemehr er kriegt, desto hungriger wird er; desto mehr wächst die Begierde nach Mehr, und diese vier Buchstaben lassen ihm keine Ruhe weder beim Essen und Trinken, noch bei der Arbeit und im Schlafe.

Je reicher der Herr Buck wurde, desto habsüchtiger wurde er.

Wir können uns nicht beklagen, sagte er zu seiner Frau, wir kommen alle Jahr voran, aber es geht langsam, sehr langsam. Ich wollt', es käme einmal mit Klumpen! So eine Erbschaft, wo man ohne Mühe einen Sack voll kriegt!

Da kannst du lange warten, lachte seine Frau; denn ich habe keinen Vetter und keine Base, von der ich erben könnte. Und ich — mir geht's, sagte er, wie einmal Einer sagte: Wenn der ganze Schwarzwald austrickt, erb' ich keinen Tannzapfen! Dabei kratzte er sich hinter dem Ohre und wünschte, daß er so einen alten Fiskunkes von Vetter hätte, der ihm ein Säcklein Thaler hinterließe und bei Zeiten das Zeitliche segnete.

Als er eben so sprach, klopft's an der Thür. Er sagt: Herein! und durch die geöffnete Thüre tritt ein Jüdchen und grüßt höflich: Guten Tag, Herr Gemeindeeinnehmer!

Wie steht's, Rafaulk sagt der Herr Buck und rückt die Mütze ein Bisselchen, ohne sonst sich zu regen.

Wie soll's stehn? sagt der Jüd. Schofele Massematte! Kein Handel, kein Geld! Die Frucht ist spottwohlfeil; der Kleesamen ist nicht gesucht; das Vieh ist so theuer, weil's soviel Futter gab, daß Niemand kaufen will. Mer werd à Bettelmann, wann's äm nit geht, wie dem Kaafmann Nippes zu Altenbühl.

Nun? fragt neugierig der Herr Buck, wie ist's dem dann ergangen?

Wisse Se denn das nit? fragt verwundert Rafaul.

Nein, sagte Buck. Mach's kurz und erzähl's!

Ei, nahm der Jude das Wort, der setzt da vor einem halben Jahr in die Lotterie, à Vertelche, à anzig Vertelche! Un was gewinnt er? Rothe Se emol, Herr Gemeinde-Einnehmer, rothe Se emol!

Was kann ich rathen? ruft Buck. Sag's!

Nu, er hot eingesetzt à Bagatellche, ich glaab' à paar Gillercher und hot gewunne uf ämol 25,000 Gille in der Frankfurter Lotterie, das groß Loos, äwer nur à Vertelche derwun, sunst wär's 100,000 Gille!

Der Gemeindeeinnehmer schlug die Hände über den Kopf zusammen und seine Frau stand da, fast wie Loth's Weib, die zur Salzsäule wurde.

Wenn das wahr ist, will ich mich hängen lassen! ruft Buck. Diesmal, Rafaul, hast du's zu dick gemacht. Das ist nicht zu glauben.

Meine Se, ich sollt Se belüge? ruft der Jude und fängt an, nach ihrer Art Leib und Seel', Frau und Kind zu verschwören. Das konnte der Buck nicht mehr hören und rieb dem Juden den Kümmel, und jagte ihn fort.

Der Jude ging zwar, aber es ärgerte ihn über die Maßen, daß er sollte ein Lügner seyn und hatte doch die pure Wahrheit gesagt. Auch mochte er bei dem Einnehmer nicht als Lügner gelten, denn er verdiente viel im Hause durch allerlei Händel, und die Bauern nannten ihn wohl: Einnehmers Hoffud, und das gefiel dem Rafaul gut. Denkt er: Wart, ich geh' nach Altenbühl; hab' doch dort ein Geschäftche und lasse mir's von dem Herrn Nippes schriftlich geben. Seine Handschrift kennt der Buck, und der Nippes gibt mir's auch, denn ich hab' ihm ja das Loos gebracht und der Buck muß mir auch noch dran!

So geht der Jud eifrig gen Altenbühl, das etwa zwei Stunden entfernt war.

Mutter, sagte Buck zu seiner Frau, was doch so ein Jud lügt!

Ich hab' den Rafaul noch nicht auf Lügen ertappt, als im Viehhandel, sagte seine Frau, und da lügt der Beste. Du könntest ihm ja doch auch Unrecht gethan haben!

Mein Lebtag nicht! rief Buck. Zwar hab' ich keinen rechten Verstehthirnich von dem Lotteriewesen, aber für einige Gulden Einsatz fünf und zwanzig Tausend Gulden gewinnen — Nein! das glaub' ich nicht! — Absolut nicht!

Als sie noch so redeten, kam ein Bauersmann und bezahlt sein Holzgeld.

Digitized by Google

Hannes, sagte Buck, Ihr hättet noch Zeit gehabt!

Es wird Einem allzeit schwer, Herr Einnehmer, sagte Hannes, und ist's bezahlt, so ist eine Last von der Brust weg. Ging's Einem wie dem Kaufmann Nippes zu Altenbühl, so brauchte man freilich keine Sorge zu tragen.

Hat Euch der Rafaul auch angelogen? fragte Buck.

Wer? gegenfragte Hannes. Den Rafaul bab' ich nicht gesehen, ich bin vorgestern selbst in Altenbühl gewesen. Es ist war.

Was ist wahr? rief aufs Aeußerste gespannt der Einnehmer.

Nun, daß Herr Nippes fünf und zwanzig Tausend Gulden gewonnen hat, sagte ruhig der wahrheitsliebende Hannes, auf den Buck ein Stück hielt, weil er ein ehrlicher Mann war. —

Siehst du, sagte seine Frau; du hast dem Rafaul Unrecht gethan.

Wer sollt's für möglich halten? sagte Buck und legte die Hände vor Verwunderung zusammen, als wollte er beten.

Der Hannes ging heim und Buck saß noch da wie eine Bildsäule. Nicht das kränkte ihn so, daß er dem Juden Unrecht gethan, sondern er dachte nach, wie doch der Nippes nun mit einem Schlag und Klumpen ein steinreicher Mann geworden sey, und der Habsuchtsteufel fuhr ihm in die Seele. Mir ist bis jetzt Alles geglückt. Wenn ich auf eine Sache, die ausgespielt wurde, setzte, so hatt' ich sie auch. Sollt ich's nicht auch einmal probiren? —

So lauteten seine Gedanken. Er ging in den Garten an den Bienenstand, aber er sah nicht, daß die Bienen vorlagen und gewiß in wenigen Tagen, wenn es Sonnenschein gab, schwärmen würden. Er hörte nicht und sah nicht. Fünf und zwanzig Tausend Gulden — das sah er überall; das klang ihm überall in den Ohren. Er aß, und schmeckte nicht, was. Er träumte mit wachenden Augen.

Liegt's dir so schwer auf dem Gewissen, daß du den Rafaul einen Lügner nanntest? fragte am Abend seine Frau.

Behüte Gott, rief er lachend aus; das plagt mich nicht; denn er schüttelt sich, so ist's gut, und wenn er bei seiner ersten Lüge würde gehängt worden seyn, so lebte er seit dreißig Jahren nicht mehr.

Was drückt dich denn so, fuhr die Frau fort? Du hörst und siehst ja nicht mehr? (Forts. folgt.)

Miscellen.

In Blois fanden am 23. Juni Brunnengräber in einer Tiefe von zwanzig Metres Kieselnieren in einer Kalkkleinmasse von beinah runder, etwas abgeplatteter Form und etwa 25 Centimetres im Durchmesser; eine derselben war durch die Grabarbeiten gesprengt, und theilte sich, als sie auf den Boden geworfen wurde, in zwei beinahe gleiche Hälften; mit Erstaunen erblickte man in einer Höhlung von 5 — 6 Centimetres eine lebendige Kröte, welche ihr Gefängniß verließ, einige Bewegungen machte, und als man sie leicht mit dem Fuße berührte, wieder in die Höhle zurückkehrte. Diese schloß auf allen Seiten fest, ohne irgend einen Zwischenraum zu lassen; auch zeigte sie keine Oeffnung, durch welche Luft hätte eindringen können, zudem war der Stein in einer Kalksteinmasse von zwanzig Metres Tiefe eingeschlossen. Seither wiederholte man mehremal den Versuch, die Kröte aus ihrer Höhlung herauszutreiben und immer mit dem gleichen Erfolg. Sie wurde sorgfältig untersucht und man bemerkte, daß sowohl Mund als Auge mit einer Haut verschlossen waren, daß also das Thier weder Nahrung nehmen noch Entleerungen haben konnte. Seine äußerliche Bildung ist vollkommen diejenige der Thiere seiner Art, seine Bewegungen leicht und sein Blick lebhaft; seine Augen ertragen das Sonnenlicht ohne anscheinende Unbequemlichkeit. Fälle dieser Art haben sich zwar schon hin und wieder zugetragen, sie sind aber selten genug, um die Aufmerksamkeit der Gelehrten zu verdienen, und an den Geologen und Naturforschern ist es nun, zu erklären, wie das Thier in dieses enge Gefängniß eingeschlossen worden, wie es Jahrhunderte hindurch ohne Luft und Nahrung leben konnte. Ein ehemaliger Handelsmann von Blois, Herr Matonel, hatte den Stein mit der Kröte gekauft und wollte ihn dem dortigen Museum zum Geschenk machen. Es hieß auch, man wolle ihn wieder vergraben und etwa alle Jahre nachsehen, wie lange die Existenz dieses tausendjährigen Amphibiums, das vielleicht ein Zeitgenosse Noa's ist, noch dauern könne. Die Kröte wurde indessen mit ihrer Hülle der Akademie der Wissenschaften in Paris zugesandt, wo sie wohlbehalten ankam, und eine bereits ernannte Commission soll einen Bericht über dieses merkwürdige Ereigniß abstatten. Das Thier gehört der größeren Gattung an, und auf der Oberfläche seiner ganz reinen und glatten Umhüllung bemerkt man die farbigen Streifen seiner Haut.

Das gemeine Volk von China glaubt, wenn eine Sonnenfinsterniß eintritt, daß ein großer Drache im Begriff sey, die Sonne zu verschlingen, und erhebt deßhalb in Städten und auf dem Land und selbst in der Hauptstadt Peking einen furchtbaren Lärm mit Trommeln und Kesseln, um das Thier zu verscheuchen, bis die vermeintliche Gefahr vorüber ist. Und doch hat man in China, freilich nur in der Umgebung des Kaisers schon seit Jahrtausenden mit der Vorherbestimmung der Finsternisse sich beschäftigt. Die älteste Sonnenfinsterniß, von welcher chinesische Geschichtschreiber berichten, fällt in das Jahr 2155 vor Christi Geburt, zur Zeit der Herbst-, Tag- und Nachtgleiche, unter die Regierung des Kaisers Tschong-Kang, und ist überdies durch einen eigenthümlichen Zug bemerkenswerth. Nämlich die kaiserlichen Hofastronomen Ho und Hi, welche die Ankündigung dieser Finsterniß verabsäumt und dadurch das Reich in Angst und Verwirrung gestürzt hatten, wurden durch Decret des Kaisers zum Tod verurtheilt. Das Decret soll noch vorhanden seyn: Unsere heutigen Astronomen haben freilich einen zweiten Tschong-Kang nicht zu fürchten.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 62. Kaiserslautern, Donnerstag 7. August **1851.**

Kaiserslautern, 6. August. In dem politischen Prozesse gegen Grill und Volza ist in der gestrigen Sitzung des hiesigen Zuchtpolizeigerichts noch keine Entscheidung erfolgt. Der Vertheidiger der Angeklagten kam erst um halb 9 Uhr Abends mit seinem Vortrage, welcher fast drei Stunden währte, zu Ende, worauf das Gericht die weitere Verhandlung der Sache auf nächsten Donnerstag, Morgens 8 Uhr, vertagt hat. — In dieser Sitzung wird nun zuerst die Kgl. Staatsbehörde ihren Vortrag halten und für die beiden Angeklagten wird Herr Anwalt Gravius von hier die weitere Vertheidigung führen, worauf sodann die Entscheidung des Gerichts erfolgen wird. Herr Anwalt Golsen setzte der Anklage vor Allem die Einrede der Unzuständigkeit entgegen, indem er behauptete, daß bereits durch das Assisengericht in Zweibrücken und respective den Cassationshof zu München über alle die Thatsachen, wegen denen die Angeklagten abermals vor Gericht gezogen wurden, definitiv und rechtsgiltig entschieden worden sey: daher auch dem hiesigen Zuchtpolizeigerichte in keiner Weise die Befugniß mehr zustehe, über Thatsachen zu erkennen, welche bereits vor dem Forum eines höheren Richters Gegenstand der Verhandlung gewesen und worüber von diesem bereits ein Definitiv-Urtheil erfolgt sey. Zur Begründung seiner Behauptung berief er sich einestheils auf den alten Rechtsgrundsatz: non bis in idem und anderntheils auf die ältere und neuere französische Gesetzgebung, insbesondere aber auf den Art. 360 des Code d'instruction criminelle. — In der Hauptsache suchte Herr Golsen die Anklage als ungegründet zu widerlegen und stützte sich dabei namentlich auf die Aussagen der Entlastungszeugen, welche auch den Angeklagten das günstigste Zeugniß beilegten. — Die ganze Verhandlung war höchst interessant und man ist auf den Ausgang der Sache sehr gespannt.

— Die Augsburger Postzeitung berichtet unterm 2. d. aus **München**: „Das Loisach- und Isarthal wurde durch ein furchtbares Unglück heimgesucht. Ein Wolkenbruch richtete dort schreckliche Verheerungen und Zerstörungen an. Die Isar ist im steten Wachsen begriffen. Alle ihr nahegelegenen Stadttheile sind unter Wasser gesetzt. Die Parterrewohnungen der Vorstadt Au mußten geräumt werden. Die Pferde der Cavallerie stehen seit Mittag gesattelt und bepackt in den Baracken, wo das Wasser bereits eingedrungen ist. Auf der Isar schwimmen Brücken, Häuserstelle, Hausthiere, Geräthschaften, Betten, Kleiderkästen ꝛc. ꝛc. daher. Alle Brücken von hier aufwärts, sowie die kleinere Verbindungsbrücke in der Frauenhoferstraße dahier, sind vernichtet. Das Unglück ist offenbar ein gräßliches. Nachschrift: Die Sicherheitsbehörden haben Militär auf den beiden Isarbrücken aufstellen lassen, um die Ansammlungen des Publikums zu verhindern. Das Stehenbleiben auf der Brücke wird nicht geduldet. Der Victualienmarkt, Anger, und mehrere Haupt- und Nebenstraßen stehen unter Wasser. Soeben Abends 6 Uhr glaubt man ein Fallen des wüthenden Elements zu bemerken. — Nach einer telegraphischen Meldung der Allg. Ztg. wäre das Wasser gefallen und die größte Gefahr vorüber.

Speyer, 5. Aug. Leider steigt der Rhein fortwährend noch. Die Ueberschwemmung ist furchtbar. Auf dem Strome schwimmt mitunter Getreide, Hausgeräthe todtes Vieh ꝛc. Auch die niederst gelegenen Theile der Stadt sind unter Wasser gesetzt. An einigen Punkten, z. B. bei Oberhausen, sind Dämme gebrochen. Noch immer kommen die Posten aus dem jenseitigen Süddeutschland verspätet an. Auch die Frankfurter Post ist eben ausgeblieben.

Der Arzt.

Historische Erzählung aus Wiens Begebenheiten.
Von Frz. Jos. Proschko.

(Fortsetzung.)

Es war der Allerseelentag des Jahres 1711. Die Kirchhöfe der Kaiserstadt waren von tausend und aber tausend Lämpchen erhellt, und fromme Wand-

Digitized by Google

deler durchkreuzten die schmalen Gänge zwischen den Hügeln, unter denen die Hüllen der Vorangegangenen ruhten.

Am schwarzen Gitterthore des Kirchhofes zu Währing stand der Wundarzt Albrecht Winkler und betrachtete mit wehmüthigen Blicken die beleuchteten Hügel der Verblichenen, während die Trauernden in verschiedenen Gruppen an ihm vorübergingen.

In einer Ecke an der Kirchhofsmauer lehnte ein armer Handwerksbursche, dessen matte Augen und elende Bekleidung einen traurigen Anblik darboten, aber Niemand der Vorübergehenden beachtete den nach slavonischer Art gekleideten und Almosen heischenden Armen.

„Erbarmen für einen armen Wanderer, der heute schon die beschneite Straße von Preßburg nach Wien zurückgelegt hat!“ bat der Handwerksbursche, und Albrecht, aus seinen Gedanken erwachend, zog seine kleine Börse, dem Bittenden ein Silberstück zu verabreichen.

In diesem Augenblicke trat Rosa mit ihrem Vetter und dem Advokaten Mayer aus dem Gottesacker. Eine Thräne der innigsten Freude ergänzte auf der Wange des Mädchens, als sie die von ihr gestickte Geldbörse in der Hand des geliebten Jünglings und diesen im Begriff sah, sein Scherflein dem Armen zu reichen. Aber der alte Bader stieß den Advokaten in die Seite und sagte mit höhnischem Lächeln:

„Der Schlucker will groß thun im Angesichte der Leute, darum stellt er sich an das Thor, wo die Menge durchgeht, damit ihm ja Keiner entgehe, der nicht seine paar Pfennige klingen hört.“

Albrecht wollte eine Bitterkeit erwiedern, aber plötzlich hielt er inne, wandte seine Augen gegen die Stelle, wo der Handwerksbursche stand und eilte mit dem Ausrufe: „Er stirbt!“ auf denselben zu.

Dieser war auf einmal todtenbleich geworden und an der Mauer mit gebrochenem Auge und unter schwerem Röcheln hingesunken.

„Derlei Gesindel“ — höhnte der Advokat — „liebt das Uebermaß zu sehr, als daß es einem ehrlichen Christenmenschen einfallen sollte, sich mit demselben gemein zu machen.“

„Aber so helft doch!“ bat Rosa, indem sie auf Albrecht deutete — seht nur, Herr Walter, wie er um den Armen bekümmert ist — Ihr seyd ja auch ein Helfer in der Noth.“

„Sutor ne ultra crepidam — zum Kranken der Arzt!“ lachte der Advokat und ging mit dem alten Bader seines Weges, während Rosa den Beiden wider Willen folgen mußte.

Indeß war die Dämmerung eingetreten und die Menge hatte sich größtentheils verloren, so daß sich Albrecht bald mit dem armen Kranken, dessen Lebensgeister zu erlöschen drohten, allein befand.

Der Wind peitschte durch die blattlosen Palmen am Kirchhofsthor und trieb dichte Schneewolken dem Arzte ins Gesicht. Gleich einem klagenden Todesvogel zog der heulende Nord über die weißen Grabhügel, kalt wie die ausgebrannten Herzen unter denselben.

„Herr! der Du einst dem Sturme auf dem Meere geboten und die Windsbraut zur Ruhe wiesest, erbarme Dich dieses armen Leidenden!“ betete Albrecht mit tiefer Inbrunst, indem er den stöhnenden Kranken um einige Schritte weiter schleppte, um irgend ein Haus zu erreichen. Aber umsonst; selbst der letzte der frommen Beter am Kirchhofe schien in die Stadt zurückgekehrt und dem brausenden Nordwinde entflohen zu seyn. Albrechts Hilferuf verhallte im Winde, und dennoch wollte er den Sterbenden nicht allein lassen. Er goß ihm einige stärkende Tropfen aus seiner Sackphiole auf die Lippen und hoffte von Sekunde zu Sekunde, Rosa würde seinen Blick verstanden haben und ihm Leute senden, welche ihm Hilfe brächten.

Als aber eine halbe Stunde verronnen und noch immer keine Hülfe erschienen war, da richtete Albrecht sein Auge gegen Himmel und der Schein einer Blendlaterne fiel auf die Ueberschrift des Kirchhofthores.

„Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden!“ las Albrecht auf demselben und sanfter wurde sein trostloser Blick. „Ja, Herr! bleibe bei uns!“ sagte er und fühlte im selben Augenblicke eine warme Hand auf seiner Schulter, welche einem Manne in weitem Mantel mit Degen und Wehrgehänge an der Seite und einem weißen Barette angehörte.

„Was weilt Ihr hier in dieser Stunde an dem Orte der Todten?“ fragte der Mann mit klangvoller Stimme.

Albrecht wies traurig auf den armen Handwerksburschen, welcher mit vergiasten Augen und erstorbenen Zügen in einem todtähnlichen Zustande am Boden lag.

„Wer ist der Mann?“ fragte der Andere.

„Wahrscheinlich ein armer Handwerker,“ erwiederte Albrecht, „den Frau Morbona auf dem kalten Winterbette überraschte und dessen sich Niemand annahm, daher ich bei ihm verweilte, bis Ihr zufällig vorüber kamt.“ Dabei hielt er den Erstarrten fest unter den Armen, damit dessen Kopf die Erde nicht berühren konnte.

„Und wer seyd Ihr?“ fragte der Fremde.

Digitized by Google

„Wundarzt Albrecht Winkler, entgegnete dieser. „Aber jetzt fragt nicht und helft, wenn es Euch Ernst ist, ein Menschenleben zu retten, denn der Mann da, liegt mehr denn eine halbe Stunde im Schnee und dürfte vergehen, ehe wir im Stande sind, ihn in eine sichere Herberge zu schleppen. Auf denn! legt Hand an!“

Der Fremde schaute vor sich.

„Da kommen meine Leute,“ sagte er und ging mehreren Männern, welche in der Ferne gegen Währing herab kamen, entgegen.

Albrecht hörte sie leise zusammen sprechen; endlich kam der Fremde mit ihnen zur Stelle wo der Arme lag, zurück.

„Faßt an!“ sprach er in befehlendem Tone.

Einer der Männer, welche in graue Mäntel gehüllt waren, breitete eine Wolldecke aus; sie hüllten den Kranken darein, und nun ging es pfeilschnell der nächsten Herberge „zur weißen Lanze“ zu, vor welcher der Fremde zu halten und Albrecht einzutreten und für den Kranken zu sorgen befahl. Er drückte dem Arzte eine Börse und ein Billet in die Hand.

„Das Erstere“ — sprach er — „zur Pflege des Kranken, und für Eure Mühe einstweilen das Zweite, damit Ihr mir morgen über den armen Burschen und den Erfolg Eurer Kunst Auskunft erstatten möget. Gott sey mit Euch!“

Albrecht hielt noch die Börse in der Hand und wollte Fragen an den Fremden richten, aber dieser war schon verschwunden. Dann trat er in das kleine Zimmer, das dem Kranken für den Augenblick eingeräumt worden war. Er blieb die ganze Nacht über bei dem Sterbenden. Als er aber des Morgens aus der Kammer getreten war und dem Wirthe „zur weißen Lanze“ das Hinscheiden seines Pfleglings angekündigt hatte, war sein Auge glanzlos und tiefe Betrübniß malte sich auf seinem Antlitze.

„Die Krankheit war tödtlich,“ sagte Albrecht zum Wirthe, „und die materia peccans wüthet noch im Körper fort; darum schnell mit dem Todten zur Ruhe, damit nicht die Lebenden zu Todten werden.“

Dann befahl er, Niemand in die Sterbestube zu lassen, bevor er nicht selbst mit den Leichenträgern zugegen seyn werde.

(Fortsetzung folgt.)

Der kam mit lauter Hoffnung herunter!

Eine Geschichte.

(Fortsetzung.)

Liegt's dir so schwer auf dem Gewissen, daß du den Rafaul einen Lügner nanntest? fragte am Abend die Frau des Einnehmers.

Behüte Gott, rief er lachend aus; das plagt mich nicht; denn der schüttelt sich, so ist's gut, und wenn er bei seiner ersten Lüge wäre gehängt worden, so lebte er seit dreißig Jahren nicht mehr.

Was drückt dich denn so, fuhr die Frau fort? Du hörst und siehst ja nicht mehr?

Ja, du lieber Himmel, sagte er, man denkt an Frau und Kinder. Das Erwerben geht langsam und wird sauer; aber so ein Plumps in der Lotterie! Himmel und Erde! der machte uns stracks reich und mit einem Schlag und Klumpen. Da zupft mich's hier und zupft mich da, und immer hör' ich: Setz auch einmal! du kannst ja auch so ein Glück haben, wie der Nippes!

Da wollt ich mir denn auch so viel Kopfbrechens über ein paar Gulden machen, sagte die Frau. Gesetzt, du verlörest die; wärst du drumm ein armer Mann? Wenn man alle Sorgen so leicht los werden könnte, wie die, so wär's schon lang gut.

Als seine Frau so redete, ging ihm das Herz auf wie eine Dampfnudel, und er konnte gar nicht warten bis der Rafaul kam.

Der war denn zu dem Herrn Nippes gegangen, dem er wirklich selber das Viertel Lotterieloos gebracht hatte und hielt sich's aus, daß er an den Einnehmer Buck einen Brief schrieb, darin er Alles bestätigte, was der Rafaul gesagt.

Es war kaum acht Uhr am andern Morgen, so klopfte mein Rafaul schon an Buck's Thüre und trat höflich herein.

Ihr habt mich einen Lügner geheißen, Herr Gemeindeeinnehmer, sagte er, aber ich will's Euch beweise sunneklar, daß der Rafaul kan Lügner is. Do leit emol das Briefche.

Der Einnehmer lächelte und las.

Nun, sey nicht verdrossen, Rafaul! sprach er. Noch gestern sagte ich zu meiner Frau, daß, wenn du bei deiner ersten Lüge wärst gehängt worden, du seit dreißig Jahren nicht mehr lebtest. Weißt du was, setz' dich einmal her, und erklär mir 'mal die Geschichte mit der Lotterie. Ich versteh' das Ding nicht, hab' auch noch nichts drüber gehört!

Aha, dachte der Rafaul, der beißt an! Er setzt sich nun zu ihm und erzählt ihm ganz genau die Einrichtung der Lotterie.

Natürlich sagte er ihm nicht, was der Napoleon davon sagte.

Was sagte denn der? fragte hitzig der Gevatter.

Nun, versetzte der Schmiedjacob, es kam einmal im Staatsrath die Rede darauf, alle Lotterieen auf

Digitized by Google

zuheben. Da ſagte der Napoleon: Bei Leibe nicht! Die geſcheidten Leute in meinem Lande ſind alle beſteuert, aber die Narren nicht. Die Lotterie iſt die Narrenſteuer und die dürfen nicht leer ausgehen, die Narren, ihrer ſind zu viele im Lande!

Was ſoll das denn heißen? fragte der Gevatter.

Ei, ſeyd ſo ein Pfiffikus, und wißt das nicht! rief der Schmiedjacob aus. Wer in die Lotterie ſetzt, iſt ein Narr — das iſt eins; denn er gibt ſein gutes Geld hin und kriegt's nicht wieder; die Lotterie hat auf tauſend Verlierer einen Gewinner! Merkt's! — die Lotterie bringt dem Staat ein horrendes Geld ein, und der Staat braucht dafür keine Steuer auszuſchreiben. Da nun bei ſo bewandten Umſtänden, nur Narren in die Lotterie ſetzen, ſo iſt ſie eine rechte, ächte Narrenſteuer und der Napoleon hat da den Nagel recht auf den Kopf getroffen. Item — der Staatsrath ſah's auch ein — und — die Lotterie — blieb.

So! — So! ſagte der Gevatter. Das iſt richtig. Nun fahrt fort, Schmiedjacob! Mich hätte nun ſchon der Rafaul nicht gekriegt.

Wie geſagt, fuhr nun der alte Schmiedjacob wieder fort, was der Napoleon von der Lotterie hielt, das ſagte der Rafaul dem Buck nicht, ſondern ſtellt ins hellſte Licht, was da zu gewinnen wär'; erzählte hundert Stücklein, wo der A, der B, der C und Alle, durchs ganze ABC durch, gewonnen hatten; freilich nicht ein Viertel des großen Looſes, wie der Herr Nippes, ſondern ſo und ſoviel, aber allemal einen tüchtigen Brocken über den Einſatz hinaus; ſtellte ihm auch vor, wie, wenn das geſpielte Loos lang in der Lotterie bliebe, die Hoffnung immer wachſe und ſtärker würde u. ſ. w., kurz, als der Rafaul fertig war, iſt der Gemeindeeinnehmer Buck Feuer und Flamme geweſen für die Lotterie.

Meiner Sir, ſagte er, und das ſagte er allemal, wenn er recht gut gelaunt war, Rafaul, wenn ich ſo ein Viertelchen hätt', ich probirt's auch einmal!

Gelt, ſagte Rafaul, Ihr Geld hat Luſt nach Geſellſchaft? Meinetwege! Awer, wenn's nix werd? Wenn Sie nix gewinne? Wie dann? Werd auch der Rafaul wieder geſchändt?

Nein, Rafaul, ich verſpreche dir's. Schaff mir nur ein Viertelchen.

Main, ſagt Rafaul, do muß ich drumm in die Stadt gehen, umſonſt muthe Se mer das nit zu!

Geh' nur, ich bezahle dir den Gang! verſetzte Buck und Rafaul, der ein Viertelchen in der Taſche hatte, ging und kam am dritten Tag wieder. Der Einnehmer Buck war froh, wie ein Kind, mit dem Loos; bezahlt's und gibt dem Rafaul noch ein Weggeld, daß er wohl zufrieden iſt.

Buck und ſeine Frau träumten nur von dem Loos. Die Ziehung kam und das Loos kam nicht heraus. Die zweite Klaſſe wurde bezahlt; darauf gezogen und das Loos gewann 25 fl. Davon ging freilich Dies und Das für den Collektor und Rafaul ab, aber es blieb doch ein ſchöner Gewinn.

Da war Jubel im Hauſe, denn Rafaul ſagte: Das iſt der Anfang! Awer, Herr Gemeindeeinnehmer, à Mann, wie Se, un à Verteiche! Das paßt, wie mei Kapp' vor à Kirchedach! Wie laaf ich uff! Wenn ich zu dem Herr Collekter in der Stadt thät ſage: Der Herr Gemeindeeinnehmer Buck zu Großenhain, à Mann, wie à David, wann er norz Harf ſpiele könnt; à Mann ſchwer, wie Aner, ſo à Rothſchildche zu Großenhain — ſpielt à Verteiche! Glabe Se, daß er's glabt? — Gott behüth! Sähirt will ich werre, wann er's glabt! Er thät ſage: So à Mann ſollt' doch à Haibes ſpiele, daß es nit en Affrunt vor en werd, à Schand. Waſt du wos, Rafaul, bezal' du das anner Verteiche und reit' ſey Ehr!

(Fortſetzung folgt.)

Miscelle.

Vor einigen Tagen erblickte man vor den Pforten des Kryſtallpalaſtes in London eine ländliche Schöne, deren körperlicher Umfang ſich unter allen Sorgen und Mühen des Landlebens bis zu dem Grad ausgedehnt hatte, daß es rein unmöglich war, ſie durch einen der zahlreichen Eingänge des Gebäudes hindurchzuzwängen, obgleich ihre ländlichen Freunde mit kräftigen Armen zu Hülfe kamen. Man denke ſich die Lage der Unglücklichen vor den geöffneten Thoren des irdiſchen Paradieſes, in welches rechts und links vor ihren Augen ununterbrochen Ströme Glücklicher einziehen. Und ſie die einzige Ausgeſchloſſene unter Millionen, verurtheilt wieder heimzukehren ohne den lockenden Preis der beſchwerlichen Reiſe mit zurückzubringen. Ein Helfer erſchien in der Geſtalt eines Aufſehers in der Ausſtellung, der die Verzweifelnde auf verborgenen Wegen zu einem andern Eingang leitete, durch welchen vordem Fortepianos und andere umfängliche Gegenſtände in das Innere des Gebäudes befördert wurden. Auf das Gebot des Helfers in der Noth öffneten ſich die weiten Thürflügel und die erlöſte Schöne ſchob ſich mit dankdurchfluthendem Herzen in das Innere des Palaſtes.

Verantwortlicher Verleger J. Kayſer.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 63. Kaisersslautern, Samstag, 9. August **1851.**

Der Arzt.

Historische Erzählung aus Wiens Begebenheiten.
Von Frz. Isid. Proschko.

(Fortsetzung.)

Albrecht war am Morgen nach dem verhängnißvollen Abende an's Fenster getreten und hatte den Zettel, den ihm der Fremde gegeben, hervorgezogen, und er las die Adresse desselben, welche an den Grafen St. Aulaire, zu erfragen bei dem kaiserlichen Gardelieutenant Prevöd, lautete.

Raschen Schrittes ging der Arzt, den ein schweres Geheimniß fast zu Boden drückte, in die kaiserliche Burg, um nach dem bewußten Gardelieutenant zu fragen. Er traf denselben bald und wurde von ihm, nach gepflogener Einsicht des Billets, durch den rechten Flügel der Burg gegen das Audienzzimmer des Kaisers geführt, wo, wie Prevöd unsern Arzt respectvoll versicherte, Graf St. Aulaire ihn erwarte.

Eine halbe Stunde harrte Albrecht in diesem Gemache, bewundernd die herrlichen Gemälde aller berühmten Städte des Reiches, welche hier in sinniger Ordnung an einander gereiht waren.

Da trat sein Führer herein, verbeugte sich und lud ihn mit großer Höflichkeit ein, in den langen Audienzsaal zu treten. Dieser war leer, aber durch die offene Thüre des daranstoßenden Gemaches bemerkte Winkler den Mann, welcher ihn gestern bei dem Kranken gefunden und zu sich beschieden hatte, den Grafen St. Aulaire. Er war in glänzender spanischer Tracht und seine edlen Gesichtszüge schauten dem jungen Arzte jetzt beim Glanze des Tageslichtes erst recht freundlich entgegen.

Er winkte Albrecht näher, und dieser erkannte nun in demselben den erlauchten Kaiser Deutschlands, Karl den Sechsten.

Nun wurde es ihm klar, warum ihm gestern die Gesichtszüge desselben im Dämmerlichte der Nacht so bekannt vorgekommen; waren sie doch, wie jedem Landeskinde, seinem Gedächtnisse, seinem Herzen eingeprägt. Er verneigte sich tief.

Kaiser Karl aber winkte ihm freundlich entgegen. Albrecht nahm jedoch die Spuren des tiefsten Kummers wahr, welche auf dem Antlitze des Kaisers sichtbar hervortraten.

Karl sah jetzt den Arzt mit ernstem, durchdringendem Blicke, den Finger auf den Mund gelegt, an; dann sagte er kaum hörbar:

„Contagium!“

Albrecht hatte ihn verstanden; er nickte mit dem Kopfe, und ein tiefer Seufzer, der dem armen Volke galt, war die Antwort.

„Sie ist es also, die Krankheit, an der er verblichen?“ fragte Karl nach einigen Augenblicken.

„Die ... Pest!“ erwiederte der Arzt.

„Ich wußte es lange,“ sagte Karl; „wir haben sichere Nachrichten aus der Levante und aus Sirmien — der Todesengel ist wieder auf dem Wege und in Raabs Mauern frächzet schon der Todtenrabe seinen Sterbecantus.“

„So Gott der Allmächtige und Allbarmherzige will und die Stadtärzte ihre Hände regen, entgegnete Albrecht, „kann das contagium eher enden, denn es angefangen hat.“

„Ja, wenn alle so dächten, wie Ihr,“ sagte der Kaiser; „so aber haben wir medicos intra pomoeria nostra, welche ihr Leben mehr lieben, als ihren Beruf. Nun denn wackerer Magister, greift zu und sparet Euer Leben nicht, und so Ihr durchkommt in salubri und wohlbefunden in Eurem ernsten, gefahrvollen Berufe, so wollen wir Euch lohnen für Euer Lebtag recht kaiserlich, und Euer geheimster Herzenswunsch soll erfüllt werden, so wahr wir Euch wohlwollen.“

Auf Albrechts bleiches Antlitz trat eine flüchtige Röthe.

Der Kaiser, ein feiner Menschenkenner, hatte es bemerkt.

„Ei nun,“ sagte er, „habt Ihr jetzt schon ein Anliegen, so gebt es kund, wir wollen Euch unsere kaiserliche Gnade ebenso angedeihen lassen, wie Ihr in gestriger Nacht den Sterbenden an der Kirchhofsmauer nicht verschmachten ließet.“

Digitized by Google

Da faßte ſich Albrecht ein Herz und erzählte dem Kaiſer von ſeiner Liebe zu Roſa, der Weigerung ihres Vormundes und den Bewerbungen Mayers.

Der Kaiſer aber, der dem Sprechenden mit jeder Sekunde mehr wohlzuwollen ſchien, nahm eines der zahlreichen goldenen Kettlein von ſeinem Sammetkleide, hängte es dem Arzte um mit den Worten:

„Deine geſtrige That hat Dich geadelt und wir ſparen uns Deine Erhebung für beſſere Zeiten auf. Auf Stürme folgt Ruhe. Trage das Kettlein da an Deinem Halſe zu dem Stadtarzt Anſelmus — ſage der Kaiſer ſende Dich und wünſche, daß er Dir bis nach drei Monden — denn bis dahin hoffen wir zu Gott das Ende der contagii — ſeine Mündel zum ehelichen Geſponſe übergebe; die Ausſtattung wollen wir nach dem Maße Deines Wirkens in dieſer unheilſchwangern Zeit ſelbſt übernehmen.

Albrecht, von ſo vieler Güte und Gnade des Kaiſers zu Thränen gerührt, wußte nicht, wie er auf den Burgplatz und von da in das Haus des alten Anſelm gelangt war, den er jedoch nicht daheim antraf.

(Fortſetzung folgt.)

Der kam mit lauter Hoffnung herunter!

Eine Geſchichte.

(Fortſetzung und Schluß.)

Der Einnehmer hatte mit Vergnügen gehört, wie der Rafaul ihm eine Ehre nach der andern an den Hals warf. Zuletzt wurmte es ihm doch, daß er ſich beſchimpfen ſollte mit dem Vierteichen. Er nahm ein Halbes.

Der Rafaul konnte ſeine Leute nur zu gut. Dießmal kam das Loos nicht heraus bis in der letzten Klaſſe. Vorher kam Rafaul und bot ihm das Doppelte des Preiſes, wenn er's einem Andern ablaſſen wollte, da alle Gewinne von Bedeutung noch nicht heraus ſeyen. Dies machte Buck noch hitziger. Kurz — er behielt's und — gewann nichts als ein Freiloos. Ei, ſagte Rafaul, was hawe Se dann verlore? Rechene Se de Gewinn von der vorige Klaß, ſo iſt's à Bagatelle! Un à Freiloos! Es iſt nit alle Tag Kerwe im Dorf und nit alle Tag Sunntag! Wär' ich an der Stell von dem Herr Gemeinde-Einnehmer Buck, ich nähm' die annere zwei Verteicher vom Freiloos und ſpielt à Ganzes. Das klappt! Hundert Tauſend Gulde ganz! Ha! —

Das Wort ſchlug ein, wie der Blitz in eine volle Scheuer, die gleich in Flammen ſteht. Die Sache war richtig. Er ſpielte ein ganzes Loos. Mit kleinen Gewinnen kam er dann und wann einmal heraus, und das weckte nur mehr die Spielwuth, die Rafaul fleißig nährte durch Erzählungen fabelhaften Glückes, das hier und dort Der oder Jener gehabt. Unvermerkt ſpielte er ihm auch einen Plan der Braunſchweiger Lotterie in die Hand, und da einmal die Spielwuth ſich ſeiner bemächtigt hatte, nahm er auch da ein Loos.

So kam Buck in dies gefährliche Spiel hinein. Jahrelang gewann er nichts; aber das machte ihn nicht klug. Immer hielt er an. Ja, als er merkte, daß das Lotteriespiel ſein Vermögen allmälig angriff, wollte er es auch mit dem Lotto verſuchen. Er hatte nicht weit in ein Land, wo der Staat dies Spiel noch hält. Da ſetzte er die höchſten Sätze.

Statt daß das Mißglücken ſie weiſe gemacht, wurden die Eheleute Buck (denn die Frau war ebenſo erpicht, wie die Mann) nur immer leidenſchaftlicher und hitziger. Seit ſie im Lotto auch ſpielten, ließen ſie auch ein anderes Unkraut in ihre Seele ſäen, den Aberglauben. Sie befragten Traumbücher und Kartſchlägerinnen nach guten Zahlen im Lotto.

Man ſollt's kaum glauben, daß ein vernünftiger Menſch ſo dumm ſeyn könnte, ſagte der Gevatter.

Habt recht, verſetzte der Schmiedjakob, aber gibt man dem Teufel einmal den kleinen Finger, ſo hat er flugs die ganze Hand, den Arm, zuletzt den Kopf und den ganzen Menſchen dazu. Hier erzählt Eins geheimnißvoll, dort ein Andres, wie die geträumten Nummern gewannen, wie die Kartſchlägerin Dem das, Jenem ein andres Numero geſagt, dies geſetzt worden ſey und grauſam viel gewonnen habe. Niemand iſt leichtgläubiger und abergläubiſcher, wie ein Spieler! So ging's auch dem Herrn Buck. Was noch ſchlimmer war, lag anderswo. Die ſtete Unruhe, das Schweben zwiſchen Furcht und Hoffnung machte ihn läſſig im Geſchäfte. Er ging, um die Unruhe zu beſchwichtigen, ins Wirthshaus und ſpielte Karten, trank, kurz — er luderte, wie man ſagt, und der Wurm fing an das Beſte, die Seele, zu zernagen, der Wurm der Sünde!

Nach zwei, drei Jahren kamen ſchon Fälle vor, daß Buck kein Geld hatte, wenn die Looſe bezahlt, wenn in das Lotto ſollte der Satz eingelegt werden. Da rannte ihm der Teufel ins Ohr: Du haſt ja die Gemeindekaſſe! Greif' da hinein! — Und er that's.

Beim erſten Male bebte er; aber beim zweiten Male ſchon ging's ohne Beben und — das Tröpflein höhlte den Stein aus. Buck ging zurück und mit einer Schnelligkeit, die Entſetzen erwecken mußte. Jetzt wäre noch Rettung geweſen, wenn er aufgehört

Digitized by Google

hätte; allein nun war das Spiel schon ein Laster geworden, eine Gewohnheitsünde. Es hatte sich in seiner Seele eingenistet, und herauszubringen war's nicht mehr. Um die Kasse zu decken, lieh er Geld. Einem Manne, wie Herrn Buck, lieh Jedermann mit Freuden; denn noch war es nicht bekannt, daß er ein so heftiger Lotteriespieler war. Bald häuften sich aber die Summen hier und dort, die er lieh. Es gab tüchtige Posten, da er aus Zurückzahlen nicht dachte, und immer hoffte, das große Loos würde alles Weh mit einem Male, wie ein großes Pflaster, decken und aus dem Grunde heilen.

Um diese Zeit wurde es den höheren Behörden gesteckt, wie es Buck treibe; wie er in die Kasse greife; sie zwar wieder decke, wie das aber auf die Dauer doch nicht gehen könne, ohne Verlust für die Gemeinde.

So kamen denn einmal urplötzlich zwei Beamte, die Kasse zu untersuchen, und siehe da, es fehlten zweihundert Gulden, die hätten vorräthig sein müssen. Es wurde ein Protokoll aufgenommen und Buck abgesetzt.

Kaum wurde das ruchbar, so kam hier Einer her, dort Einer, der zu fordern hatte, und es zeigte sich, daß Buck tief in Schulden steckte. Eine Hypothek auf Haus und Gut deckte überaus reichlich alle Schulden. Es blieb noch viel Geld übrig und dies wanderte in das Lotto und in die Lotterie.

Einmal muß es doch zutreffen, sagte er und Rasaul bestärkte ihn darin. Ein Mann in der Nähe gewann im Lotto eine große Summe. Das war denn wieder Oel in die Flamme. Mit immer höheren Sätzen spielte Buck im Lotto, während sein Loos in der Frankfurter Lotterie und das in der Braunschweiger fortlief, ohne daß in den letzten Jahren irgend ein Gewinn ihm geworden wäre.

Das Glück spart's auf, um es mit Einem Wurf zu geben! sagte er und Rasaul sagte grade so.

Immer hitziger wurde Buck.

Als der Ueberschuß der Hypothek fort war, ließ er sein Feldgut versteigern, um die Hypothek wegzukriegen. Allerdings reichten zwei Drittheile des verlegten Gutes zu und ein Drittheil und das Haus blieb frei.

Hat ihm denn kein Mensch gerathen? Hat ihn keine treue Seele gewarnt? fragte der Gevatter. Es ist ja entsetzlich!

Gewiß, versetzte Schmiedjacob. Der Pfarrer im Orte war ein gar treuer, redlicher Hirte seiner Heerde. Er kam oft zu Buck. Er belehrte ihn über das Lotterie- und Lottowesen ganz anders, wie es Rasaul gethan; er stellte ihm vor, wie dies unselige Spiel ihn um Amt und Vermögen gebracht und ihn zu ruiniren drohe; er zeigte ihm, daß es sündlich und seelenverderblich sey; aber Buck versprach Alles und hielt nichts. Er sagte, wenn der Pfarrer fort war: Der muß so reden, und wenn ich jetzt aufhöre, so verschlage ich mein Glück vollends. Es kann da jetzt grade einmal eintappen!

Und er spielte fort.

Schon nach einem Jahre vertauschte er sein Haus und bekam ein altes, baufälliges Haus dafür, aber bedeutend Geld heraus. Häusertausch ist die letzte Oelung für den Bauer, sagte Schmiedjacob. Gewöhnlich sitzt Denen, die dazu greifen, die theueren Räume, wo sie sie ihre Kindheit und Jugend verlebt, wo die Eltern lebten und starben, zu vertauschen, der Strick schon an der Kehle und es ist nur übrig, daß er zugezogen werde. So ging's auch dem Buck; denn Herr Buck hieß er schon nicht mehr, seit die zwei-Drittheile des Guts die Einnehmerei fort waren. Das erübrigte Geld von dem Tausche wanderte wieder den Weg, den das andre alle gegangen war, und das Glück, dem er so viel vertraute, wandte ihm hartnäckig den Rücken. Es waren nicht Gottes Wege, die er ging, wie konnt's fehlen? Der Segen begleitete nur Den, der im Rathe des Ewigen wandelt, und nur der wahrhaft Fromme grünt wie ein Baum an Wasserbächen. Ich will nun den Buck gehen lassen und Euch erzählen, was mir voriges Jahr begegnete, als ich in der Stadt war, sprach der Schmiedjacob.

Ich saß damals beieinem guten Freunde, dem Krämer Feudel, der mit mir in Spanien gedient hat und ein gutgebackener Mann ist. Wir sprachen viel von der alten Zeit und ihren Erlebnissen. Da kommt ein Mann daher, gebückt, eingefallen und so dürftig gekleidet, daß man überall das geflickte Hemd sah. Er hatte seine sechzig auf dem Rücken und mit dem Arbeiten ging's nicht mehr. Den Sack am Arme trug er auch nicht zum Staat, denn er war voll Brodstücken. Er ging gesenkten Hauptes und sah Niemanden an.

Feudel reichte ihm einen Kreuzer, wofür er herzlich dankte. Kennst du den? fragte er mich.

Ich schüttelte den Kopf.

Du hast ihm doch mehr, wie Einen Thaler gegeben! fuhr er fort. Freilich, damals stand's anders!

Wer soll's denn seyn? fragte ich.

Der Herr Gemeinde-Einnehmer Buck von Großenhain! sagte Feudel.

Allmächtiger Gott! rief ich aus, und schlug die Hände zusammen, das ist nicht möglich!

Und doch ist's wirklich, sagte Feudel mit betrübter Miene. Mir klutet allemal das Herz, wenn ich ihn sehe. Denke ich zurück was der Mann, noch vor zehn, zwölf Jahren in einem Wohlstand lebte, so mein' ich, es wär ein Mährlein; aber es ist pure, nackte Wahrheit. Er geht betteln. Seine Frau ist todt. Sie hat sich todt gegrämt. Die Kinder haben sich verdingt, und da sie schlecht erzogen sind, kümmern sie sich um den Vater nicht, der sie ins Elend gestürzt hat. Damals kannte ich die Geschichte nicht, die ich Euch erzählt habe; aber der Feudel hat mir's offenbart von A bis Z, wie ich's Euch getreulich erzählt habe.

Ja, sagte Feudel, der ist mit lauter Hoffnung heruntergekommen. Der Teufel zog ihn ins Spielnetz. Das ist fest gestrickt, und wer einmal drin steckt, kommt nicht wieder heraus, bis er sich verzappelt hat. Glaubst du, daß er alles Geld, was er kriegt, noch heute ins Lotto trägt? Er betteln, er hungert, aber die Kreuzer und Pfennige setzt er noch ein.

Da kann man sehen, wohin das Lotto und Lotteriespielen führt! Erst unehrlich macht es die Leute; denn er griff in die ihm anvertraute Kasse; dann

Digitized by Google

macht es sie liederlich; denn er wurde ein Wirthshausgänger und Säufer; dann bringt es sie an den Bettelstab und in das bitterste Elend. In dem Buch steht's als Exempel da!

Ach Gott! sagte ich, wenn doch Alle, die sich zum Spielen wollen verleiten lassen, dies Exempel betrachteten und sich waffneten mit Gebet und Gottesfurcht, daß nicht das Verderben sie ersasset und zu Grunde richtet, wie den Buck!

Als Schmiedjakob geendet hatte, wurde es in der Spinnstube ganz stille. Nur die Spinnräder surrten. Alle dachten nach, wie so leicht ein Mensch dahinfährt zum Abgrunde.

Gott segne solch Nachdenken! Der Herr sagt:
Wer Ohren hat, zu hören, der höre!

(Horns Spinnstube.)

London, 28. Juli. Wieder hat man einige Spuren der Nordpolerpedition Franklin's entdeckt, welche über das Schicksal derselben keinen Zweifel mehr übrig lassen. Der Steuermann des Walfischfahrers „Flora," welcher anderthalb Jahre aus war und vor Kurzem in Stromneß einlief, erzählt in einem Brief an seinen Bruder, Herrn G. Douglas in Aberdeen, folgendes romantische Abentheuer: Vorigen Februar lagen wir im Lancastersund eingefroren; ein Theil unserer Mannschaft verließ das Schiff und baute sich ein großes, ziemlich comfortables Schneehaus am Ufer, und von da aus pflegten wir kleine Jagdpartien zu unternehmen. Auf einem dieser Ausflüge begegneten wir einer Gesellschaft von neun Eskimo-Indianern, die etwas Englisch radebrechen konnten und uns fragten, ob wir Engländer oder Amerikaner seyen, und dann, ob wir etwa dem Häuptling (Chief) Franklin angehörten. Auf unsere eisrige Besahung zeigten sie nach Osten auf eine hohe Koppe von Schneebergen und gaben uns durch Geberden zu verstehen: „Sie sind schlafen gegangen!" Wir nahmen sie nach unserem Schneehause mit und meldeten den Vorfall unserm Capitän, Herrn Robb, und es wurde beschlossen, daß 12 Mann die Indianer begleiten sollten, um ihre Aussage zu erproben. Ich war einer von den zwölf Auserwählten. Wir nahmen reichlichen Mundvorrath mit, packten ihn in ein flachkleiges Boot, welches mit Seehundsfell überdeckt wurde, ferner Speere, Büchsen ꝛc., und machten uns am 27. März auf die Reise. Sie war eine der wildesten, die man sich denken kann, und ging in fortwährendem Zickzack bergauf, bergab, von rechts nach links, und von links nach rechts. Am vierten Wandertag begannen unsere kühnen Theerjacken zu brummen; denn scharfe Eissplitter schnitten ihnen die Haut und das Fleisch von den Sohlen. Thauwetter stellte sich ein, und wir mußten besorgen, von den Lawinen begraben zu werden, die wie der Blitz von den Eisbergabhängen herabdonnerten. Am zehnten Tage endlich, 5. April, brachten uns unsere Führer in ein großes natürliches Amphitheater zwischen den Bergen. Nachdem wir darin einige Miles fortgewandert waren, sahen wir einen dunklen Gegenstand über dem Schnee weben. Es war ein schwarzseidenes Taschentuch, das wie eine Trauerfahne an einen Stock gekäupft war. Eiligst zogen wir den Stock aus dem Schneeboden, und gruben etwa zwei Fuß tief — da stießen wir auf eine Mannesleiche, und nach wenigen Minuten entdeckten wir noch drei Leichen. Sie waren gefroren, wie Eiszapfen, aber die Verwesung vertrieb sich durch keines ihrer gewöhnlichen Symptome. Ihre Bärte waren lang und zottig, während ihre abgezehrten Glieder in der Sprache der Natur verkündigten, daß sie den Hungertod gestorben waren. Ihre Kleidung war die britischer Seeleute in kalten Breitegraden. Einer trug seinen Namen, H. Carr, auf dem Arm eingegraben; die Anderen waren mehr oder weniger tätowirt, bald mit Kreuzen, Sternen oder Schiffen, bald mit den Anfangsbuchstaben ihrer Namen auf Hand oder Brust. Der Anblick war herzzagend. Wir legten sie wieder in ihr kaltes einsames Grab, und richteten dasselbe traurige Momento mori wieder auf. Wahrscheinlich war ein großer Theil von Franklin's Expedition in dem Versuch, überlandwegs ihre Heimat zu gewinnen, auf solche Art umgekommen. Da uns die Indianer keine fernere Auskunft geben konnten, machten wir uns auf die Heimkehr.

Kaiserslautern, 8. August. Das gestrige Sp. Anzeigebl. bringt folgende schreckliche Nachricht: Speyer, 7. August. Welch ein Unglück! Was man befürchtet hat, ist leider eingetroffen. Gestern Abend um 5 Uhr hat sich das Wasser an der gefährlichen Stelle des Rheinhäuser Dammes Bahn gebrochen und ist unaufhaltsam mit einer fürchterlichen Schnelle gegen die Stadt vorgedrungen. Mit der einbrechenden Dämmerung war auch die Straße am Marxdamm schon von den Fluthen bespült. Wer aber beschreibt das herzzerreissende Bild, das sich heute frühe uns bot. So weit das Auge reicht — ein See. Die Niederungen längs des Rheines in den Gemarkungen von Speyer, Berghausen, Heiligenstein und Mechtersheim und weiter — mehrere Tausend Morgen stehen unter Wasser; von den herrlichen Feldern sind nur die Bäume noch sichtbar. Der Schaden ist nicht zu berechnen — jammernd stehen die Leute vor ihren begrabenen Hoffnungen. — 8 Uhr Morgens. Neue noch größere Gefahr! Auch der Hasenpfühler Damm droht zu brechen. Es stürmt fort und fort — alles rennt um zu helfen. Gott wolle dieses Unglück gnädig von uns abwenden, dessen Tragweite nicht zu bemessen ist. Bis und weit noch über Otterstadt würde Alles überschwemmt werden.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 64. Kaiserslautern, Donnerstag, 14. August **1851.**

Der Arzt.

Historische Erzählung aus Wiens Begebenheiten.
Von Frz. Ifld. Proschko.

(Fortsetzung.)

Aber der Wirth der Herberge „zur weißen Lanze", Johannes Lehmann, hatte die Ankunft Albrechts nicht abgewartet, er war erst verstohlen, dann in Gesellschaft seines Weibes, der bekanntesten Neuigkeitsträgerin des Viertels in die Kammer, wo der Todte lag, geschlichen und suchte denselben, weil er in dem Verbote Albrechts, ihn anzusehen, blos die Absicht vermuthete, irgend ein vornehmes Individuum verborgen zu halten, zu erspähen.

Er mußte seine Neugierde mit dem Tode bezahlen, denn kaum eine halbe Stunde nachdem er den kalten Leichnam, mit Ekel betrachtet hatte, fühlte er sich von einem heftigen Schwindel ergriffen, und mußte nach seiner Schlafkammer getragen werden, wo er in eine tiefe Ohnmacht versiel und am dritten Tage, trotz aller angewandten Sorgfalt an der Seuche starb.

Das Gerücht, die orientalische Pest mit ihren Schreckniſſen sey in der Hauptstadt eingezogen und das Wirthshaus „zur weißen Lanze" sey von der Behörde bereits gesperrt worden, verbreitete sich wie ein Lauffeuer in Wien und der Umgegend und verursachte eine namenlose Bestürzung.

Bemittelte, welche durch keine Familien- oder sonstige Verhältnisse zurückgehalten wurden, verließen mit ihren Angehörigen die Stadt; Aermere, denen der Rückzug vor der asiatischen Landplage nicht möglich war, versperrten sich in ihre Wohnstuben und wagten nur im dringendsten Nothfalle, sich auf der Straße umzusehen. Die Stadt wurde, ungeachtet einer Menge von einmal hundert und zwanzigtausend Menschen bald wie eine ausgestorbene Einöde.

Das Uebel wuchs mit jedem Tage, denn die Furcht vor demselben vergrößerte es.

Im zweiten Monde nach der Begebenheit in der „weißen Lanze" war es an der Tagesordnung, daß lange Leichenwägen des Nachts vor den Häusern hielten und die aus der menschlichen Gesellschaft den Tag über ausgetretenen Erdenwaller zu ihrer letzten Schlafstätte in einem großen Gemeindegrabe versammelten. Man hatte die Vorsicht gebraucht, die Räder der Leichenwägen mit Wollzeug und Tüchern zu umwinden, und das Pflaster hie und da aufgerissen, um der Pestkranken wegen das Gerolle der Todtenwägen zu vermeiden.

Der junge Magister Albrecht Winkler saß, obgleich die Mitternachtsstunde längst vorüber war, in seinem Zimmer, und betrachtete mit wehmüthigem Blicke das goldene Kettlein, das der Kaiser ihm, seiner hochherzigen That an der Kirchhofsmauer wegen, umgehängt hatte.

„Was frommt der Ehrensold!" klagte er vor sich hin — „was kümmern mich die fernen Sterne in der glanzlosen Nacht meines Lebens — ist doch der Eine erloschen!"

Düster blickte er auf ein Blatt Papier, welches vor ihm auf dem Tische lag. Es war ein Entschuldigungsschreiben des alten Anselm, welches Albrecht nach drei vergeblichen Versuchen, den Alten zu sprechen und um Rosa's Hand anzuhalten, von diesem erhalten hatte.

Anselm, dem das Gerücht von Albrechts Unterredung mit dem Kaiser nicht entgangen war, hatte nur zu gut vorausgesehen, daß er dem jungen Arzte nunmehr nicht länger abschlägige Antworten ertheilen konnte, und wählte demnach den klügern Weg, unter dem Vorwande der grassirenden Seuche die Stadt zu verlassen, nur zu wohl wissend, daß Albrecht, durch seine Berufspflichten mehr als jemals gefesselt, ihm nicht folgen würde. Er entschuldigte daher in dem erwähnten Schreiben seine Entfernung und war fest entschlossen, während dieser seiner Abwesenheit Rosa mit seinem Sohne Rainold zu vermählen. Niemanden war es aufgefallen, daß der alte Arzt nicht seinem Berufe gemäß in der Stadt verblieb, da seine Kränklichkeit und die Absicht, sich in Ruhe zu setzen und das Laboratorium seinem Sohne zu übergeben, genügend bekannt war. — Der Advokat Mayer hatte indessen geheime Aufträge erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Aus Liebig's chemischen Briefen.

(Mannh. Unterhaltungsbl).

Die Wissenschaften haben in den jüngsten Jahrzehnten mehr als vordem eine mehr practische, den Bedürfnissen des wirklichen Lebens zugewandte Richtung genommen. Dies gilt namentlich von den Naturwissenschaften und unter ihnen vor Allem von der Physik und Chemie. In Folge einer natürlichen Wechselwirkung steht die Achtung, welche die einzelne Wissenschaft genießt und die Verbreitung der Kenntnisse von derselben unter dem Publikum im geraden Verhältnisse zu ihrem in die Augen fallenden allgemeinen nützlichen Character, sowie sie umgekehrt aus diesem Quell der allgemeinen Theilnahme ihren Eifer für neue Fortschritte und Forschungen schöpft. Zu den Männern, welche in der neuesten Zeit diese Richtung in der Chemie vorzugsweise ausgebildet haben, gehört der berühmte Professor Liebig in Gießen. Gebildeten Oekonomen sind seine Verdienste um rationelle Landwirthschaft in dieser Hinsicht bekannt. Seit einer Reihe von Jahren veröffentlicht derselbe in ununterbrochener Folge in der „Allgemeinen Zeitung" unter dem Titel „Chemische Briefe" Ansichten über den Ernährungswerth unserer gebräuchlichsten Nahrungsmittel, über deren zweckmäßigste Bereitung und Zusammensetzung, ihre Wirkungsweise u. s. w. Diese Veröffentlichungen enthalten sehr Vieles von allgemeinem Interesse, namentlich da, wo sie die Wissenschaft der Lösung socialer Probleme dienstbar zu machen versuchen. Vielleicht dürften einzelne, diesem Bestreben zugewandte Bruchstücke aus denselben den Lesern dieses Blattes nicht unangenehm seyn. Wir theilen daher Auszüge daraus mit. „Die Vorschläge — sagte Liebig — welche man in Zeiten des Mangels und der Hungersnoth bis jetzt gemacht hat, um das Mehl im Brode zu ersetzen und das Brod wohlfeiler zu machen, beweisen, wie unbekannt noch die Gesetze der Ernährung sind. Mit dem Preis der Nahrungsmittel verhält es sich ähnlich, wie mit dem des Brennmaterials. Wenn man sich die Mühe gibt, den Preis der verschiedenen Steinkohlensorten oder der Brennhölzer, Braunkohlen und des Torfes mit einander zu vergleichen, so wird man finden, daß die Anzahl der Kreuzer, die man für ein gegebenes Gewicht oder Maß von diesen Brennstoffen bezahlt, so nahe wie möglich im Verhältniß zu ihrem Brennwerthe, d. h. zu der Zahl der Wärmegrade steht, die sie in der Verbrennung entwickeln; an einem Orte, wo man Buchenholz, Eichenholz, Tannenholz brennt, ist es dem Preise und dem Brennwerthe nach ganz gleichgültig, welches Holz gewählt wird; der Vortheil der Wahl liegt in dem Zweck. Für große, weite oder lange Feuerräume ist Tannenholz vortheilhafter, dessen Flamme den weitesten Raum ausfüllt; für kleine, enge Feuerräume gibt man, der Kohlen wegen, dem Buchenholz den Vorzug. In der Schätzung solcher Werthe irrt sich ein Einzelner leicht, aber die tägliche Erfahrung von vielen Tausenden gleicht die Irrthümer aus. Der Mittelpreis der Nahrungsmittel in einem größern Lande ist in der Regel das Maß ihres Ernährungswerthes; die Abweichung des Preises an verschiedenen Orten rührt von örtlichen Ursachen (guten oder schlechten Wegen u. s. w.) her. Für die Zwecke der Ernährung (nicht des augenblicklichen Sättigungsgefühls) ist der Roggen nicht wohlfeiler, als Weizen; Reis und Kartoffeln sind nicht wohlfeiler, wie Korn; Weizenmehl kann nach Qualität mit Vortheil durch keine andere Mehlsorte ersetzt werden; nur in Zeiten des Mangels oder der Hungersnoth ändern sich diese Verhältnisse in etwas; es gewinnen alsdann Kartoffeln und Reis einen höheren Preis, weil zu ihrem Ernährungswerth ein zweiter Werth sich gesellt, den sie als Respirationsmittel *) zwar immer besitzen, der aber in Zeiten des Ueberflusses nicht angeschlagen wird. Man hat, um das Brod wohlfeiler zu machen, vorgeschlagen, dem Brodteig Kartoffelstärkmehl, Reis, Rübenmark, ausgepreßte rohe Kartoffeln zuzusetzen. Aber alle diese Zusätze vermindern den Ernährungswerth. (Ein vermehrtes vorübergehendes Sättigungsgefühl durch Anfüllung des an Ausdehnung gewöhnten Magens vermögen sie wohl zu erzielen.) Diese Stoffe, dem Mehle zugesetzt, geben eine Mischung, deren Ernährungswerth dem der Kartoffeln gleich oder noch niedriger ist; aber die Verwandlung des Ernährungswerthes des Getreidemehls in den der Kartoffeln oder des Reises ist wahrlich keine Verbesserung. Die wahre Aufgabe ist, die Kartoffeln und den Reis dem Weizenmehl in seiner Wirkung ähnlich zu machen und nicht umgekehrt; es bleibt unter allen Umständen besser, die

*) Respirationsmittel sind nach Liebigs Theorie solche Stoffe, welche bei der Athmung verbraucht, nach ihrem Uebergang ins Blut durch den Sauerstoff der Luft verbrannt werden und dadurch die wirklichen Gewebe des Körpers und die dieselben wiedererzeugenden stoffbildenden (plastischen) Nahrungsmittel vor der Verzehrung durch die Athmung schützen. In dieser Beziehung erscheinen bei Liebig die Fette, der Weingeist (also auch Bier), das Stärkemehl u. s. w. nicht als (plastische) Nahrungsmittel, sondern als Respirationsmittel.

Digitized by Google

Kartoffeln abgekocht aus der Hand zum Brod zu essen; ihr Zusatz zum Brode sollte, des unvermeidlichen Betruges wegen, geradezu polizeilich verboten werden."

Ein wahres Ersparniß und wirklichen Nutzen in Zeiten der Hungersnoth gewähren im Grunde nur diejenigen Abfälle, die im gewöhnlichen Lauf der Dinge zur Ernährung nicht verwendet werden. So werden z. B. in England viele tausend Centner des feinsten und besten Weizenmehls auf Stärkmehl zur Appretirung der Baumwollenzeuge verwendet und der hierbei abfallende Kleber (10 bis 20 Procent des trockenen Mehls) geht als Nahrungsstoff für den Menschen verloren. (Bei Einstellung dieser Fabrikation während der Theurung würden aber viele Hände feiern müssen!) Nun ist aber der Weizenkleber sehr nahrhaft und läßt sich, in etwas Salzwasser aufgekocht und getrocknet in grobes Mehl verwandelt, leicht aufbewahren. In Verbindung mit Fleischextract (dem bis zur Trockne verdampften Safte des Fleisches) würde er als Mundvorrath für Schiffe und Festungen eine Menge Fleisch entbehrlich machen. Beim Bierbrauen ferner lagert sich in der Würzebereitung über den Trebern der sogenannte Oberteig ab, der aus feinen, abgeschlemmten Mehltheilen des Malzes besteht, bis 26 Procent blutbildende Bestandtheile und 4 bis 8 Procent Stärkmehl enthält und mit Beachtung seines großen Wassergehaltes dem Mehle zugesetzt, ein tadelloses Brod liefert. Die Brauereien Würtembergs liefern jährlich 30,000 Centner Malzteig, was 17,000 Centner Brod geben könnte. Alle diese Hülfsmittel, um in Hungerjahren die Noth der ärmeren Classen zu lindern, sind nur localer Natur und machen für die Bewohner eines großen Landes im Verhältniß zum Verbrauch nur wenig aus. Es gibt nur ein nachhaltiges Mittel für die weitesten Kreise, das darin besteht, daß das feingemahlene Korn ungebeutelt, d. h. das Mehl mit der Kleie zu Brod verbacken und der ganze im Korn vorhandene Nahrungsstoff dem Menschen zugewendet wird. Durch die Verbesserung unserer Mühlen werden heutzutage ungeheure Massen Nahrungsstoff, viele 100 Millionen jährlich an Werth, für die Menschen gewonnen, welcher früher blos für die Thiere diente, für welche derselbe unendlich leichter durch andere Nahrungsmittel ersetzbar ist, die sich für den Genuß des Menschen durchaus nicht eignen. Es ist schon früher auf den hohen Werth der Kleie als Nahrungsmittel aufmerksam gemacht worden. Der Weizen enthält nicht über zwei Procent unverdauliche Holzsubstanz und eine vollkommene Mühle im weitesten Sinne sollte nicht über diese Quantität an Kleie geben; aber unsere besten Mühlen geben immer noch 12 bis 20 Procent (10 Theile grobe, 7 Theile feine Kleie und 3 Theile Kleiemehl), die gewöhnlichen Mühlen bis 25 Procent an Kleie, welche 60 bis 70 Procent der nahrhaftesten Bestandtheile des Mehls enthält. Es ist einleuchtend, daß mit dem Verbacken des ungebeuteilten Mehles die Brodmasse mindestens um ⅙ bis ⅕ vergrößert und der Preis des Brodes um den Unterschied des Preises der Kleie (als Viehfutter) und des Mehls erniedrigt werden kann. Als Zusatz zum Mehl hat die Kleie in Zeiten des Mangels einen weit höhern Werth und ist durch keinen andern Nahrungsstoff ersetzbar. Die Absonderung der Kleie vom Mehl ist eine Sache des Luxus und für den Ernährungszweck eher schädlich als nützlich. Im Alterthum bis zur Kaiserzeit kannte man kein gebeuteltes Mehl. In Deutschland wird in vielen Gegenden, namentlich in Westphalen, die Kleie mit dem Mehl zu dem sogenannten Pumpernickel verbacken und es gibt kein Land, in welchem die Verdauungswerkzeuge der Menschen sich in besserem Zustande befinden. Die Gränzen des Niederrheins und Westphalens lassen sich an der ganz besondern Größe der Ueberreste genossener Mahlzeiten erkennen, welche Vorübergehende an Hecken und Zäunen hinterlassen, und es sind vielleicht diese ausgezeichneten Documente des Verdauungswerthes, welche den Aerzten in England die Idee eingeflößt haben, den englischen Großen Brod aus ungebeuteltem Mehl zu empfehlen, welches in vielen Häusern einen Bestandtheil des Frühstückes ausmacht.

Gemeinnütziges.

Neue Kartoffelerziehung. Im Frühjahr 1848 pflanzte der Schmiedmeister Eikart in Salem (Baden) in seinem Gemüsegärtchen Kartoffeln und gab unter andern einem Kartoffelstocke scherzweise einen 14 Fuß hohen Stecken. Mit der übrigen Pflege wurde das Kraut oder vielmehr die Kartoffelstengel von Zeit zu Zeit aufgebunden, wodurch es bis zu seiner gewöhnlichen Absterbezeit eine Höhe von 13 Fuß erreichte. Man theilte über die unerhörte Höhe seines Kartoffelstengels allgemein die Ansicht — wie man sie in solchen Fällen auch beim gewöhnlichen Kartoffelbau hegt — daß die Knollen gering ausfallen werden. Dem war aber nicht so; es zeigten sich beim Ausmachen zehn Knollen, worunter sich drei

Digitized by Google

von 3 Pfr. und die übrigen von 1¼—2 Pfd. befanden. Diese Pflanzungsart von Kartoffeln hat Staunen erregt und es haben sofort im Frühjahr 1849 einige Einwohner diesen Versuch fortgesetzt, was auch hier die Erwartung befriedigte, indem die Knollen, die nach obiger Weise gepflanzt wurden, ungleich größer ausgefallen sind, als jene nach der herkömmlichen Art.

Zur Kartoffelkrankheit. Ein Landwirth im Elsaß versichert, daß er seit zwei Jahren die Kartoffeln gegen die Krankheit dadurch schützt, daß er sie vor dem Setzen in einer Lauge wäscht, welche aus 16 Th. Wasser, 8 Th. Holzasche, 1 Th. Kochsalz besteht. — Mehrere Oekonomen rathen, die Kartoffeln im November zu stecken, um sie im Juni zu ernten; wobei man sie so tief legt, daß ihnen der Frost nicht nachtheilig werden kann. Man glaubt so die Krankheit zu vermeiden, welche sich blos im August zu zeigen scheint, wenn man die Kartoffeln im Februar oder März steckt und erst im September oder Oktober erntet.

Miscelle.

Um sich etwa einen Begriff von der Pracht des im pariser Stadthause den Engländern und fremden Commissaren am Samstage gegebenen Festes zu machen, muß man wissen, daß der mit zweiundvierzig National-Bannern reich geschmückte Fest-Saal durch 40 große Lustres erleuchtet war, die nicht weniger als 1868 Stearinlichter trugen; außerdem standen auf den Tischen 72 sechs- und siebenarmige Candelaber mit 436 Lichtern. Im Fest-Saale und seinen Vorzimmern brannten 2745 Lichter, 456 Pfund schwer. Mit den Lichtern im Conzert-Saale und in anderen Theilen des Gebäudes brannten an dem Festabende an 14,000 Kerzen, 2360 Pfund schwer, Die Ausstattung der Tische, an denen 500 Personen speiß'ten, die Pracht der Service u. s. w. soll Alles überboten haben, was man in Paris je gesehen.

Ein Inserat in Nro. 214 der Münchener „Neuesten Nachrichten" vom 2ten August ist unterzeichnet: „Cresszentia Gansmann, chemisch geprüfte Bettfedern- und Matrazenreinigerin."

Eine Dame, die eben aus einem Bade im Gebirg gekommen, beklagte sich gegen einen Freund des Hauses über die schlechte Vorsorge, die man dort getroffen, bezüglich auf die Ausflüge der Badegäste, anführend, daß nicht einmal ein Langohr zum Reitdienst der Frauen vorhanden gewesen, — worauf der Freund verwundert antwortete; „Das ist sonderbar! So lange ich im letzten Sommer in jenem Bad gewesen, hat es dort an einem Esel nicht gefehlt!"

Zusammenstellung der in Deutschland versicherten Summen. Diese belaufen sich auf nahe an 7000 Millionen Thaler und vertheilen sich wie folgt:

2000,000,000	Thlr.	gegen Feuersgefahr bei Actiengesellschaften;
700,000,000	„	„ gegenseitigen Gesellschaften;
3,000,000,000	„	„ Immobiliarversicherungs-Gesellschaft;
700,000,000	„	„ Transportgefahr zur See und Land;
62,000,000	„	auf Anwartschaften und das Leben;
10,000,000	„	auf Renten;
80,000,000	„	gegen Hagel;
1,500,000	„	Viehsterben.

Diese enormen Summen sprechen am deutlichsten für die Bedeutung der Interessen, welche bei der Vervollkommnung und dem Gange des Versicherungswesens betheiligt sind.

Neuestes.

☞ Zweibrücken, 12. August. Heute wurde der des Hochverraths angeklagte Georg Carra, Oekonom von dem Ausbacherhof, Gemeinde Reipoltskirchen, von den Geschwornen für nicht schuldig erklärt und in Freiheit gesetzt.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 65. Kaiserslautern, Samstag, 16. August **1851.**

Der Arzt.

Historische Erzählung aus Wiens Begebenheiten.
Von Frz. Jos. Proschko.

(Fortsetzung.)

Noch schweifte Albrechts Auge auf dem Papiere, da pochte es leise an die Thür und herein trat Mayer — der Fuchs. Gleich diesem blickte und bückte er sich in der devotesten Stellung, bot Albrecht einen freundlichen „guten Abend“ und erkundigte sich nach seinem Befinden.

Albrecht sah schweigend vor sich hin.

„Der Herr Magister scheinen etwas distrahirt,“ hob der Advokat an — „was mag da wohl die causa morbi seyn, geschätzter Herr?“

„Wem gilt Euer Besuch? fragte Albrecht, wie aus einem Traum erwachend.

„Einem Kranken,“ entgegnete Mayer mit listigem Lächeln über diesen zweideutigen Ausdruck. In der Vorstadt Wieden, Heugasse sub Nr. 163, liegt mein armer Vetter, der Tressenmacher, im hitzigen Fieber. Einige Tropfen von Eurem Recept, und morgen sitzt er wieder in seiner Werkstätte und zieht Goldfäden herab.“

Albrecht maß den Advokaten mit langen Blicken.

„Ihr suchtet doch sonst nie meine Gegenwart, und wenn Ihr mir des Morgens an der Straßenecke begegnet, so schlugt Ihr immer Eure Augen zu Boden.“

Der Alte war hierauf nicht gefaßt und blickte scheu und verlegen um sich. Indeß nahm Albrecht Hut, Mantel und Arzneibüchse und fuhr gutmüthig fort:

„Nichts für ungut, Herr Mayer, der Arzt und der Mensch müssen wohl stets Hand in Hand gehen, soll das Gute gelingen; aber der Arzt muß ewig und ewig vergessen, was dem Menschen Uebles zugefügt worden, denn er — setzte er seufzend hinzu — ist ja Undank gewohnt.“

Er reichte dem Advokaten die angebrannte Lampe und Beide gingen schweigend dem Stadtthore zu, nach der Gegend der Heugasse.

Bald waren der Arzt und der Advokat am Glacis angelangt. Die Nacht war mondhell und trotz der Mitte des Dezembers fast warm zu nennen. Eine drückende, seltsame Atmosphäre lag über der Stadt, als ob der Todesengel mit seinem Gefolge unsichtbar seinen Thron über den Ringmauern aufgeschlagen hätte.

Unfern des Platzes, wo sich jetzt die prächtige Karlskirche mit ihrer Rotunde erhebt, führte der Advokat den jungen Arzt in ein kleines Häuschen, unter dessen ärmlichem Dache das Elend seine Wohnung aufgeschlagen zu haben schien.

„Ihr dürft Euch nicht wundern, Herr Magister,“ sagte Mayer zu Albrecht; „ob der elenden Kajüte, in welche mein Vetter bugsirt worden ist. In dieser menschenverschlingenden Zeit ist eine sichere Pflege und Wartung in einem kleinen, verfallenen Hüttchen mehr werth, als die furchtbare Todtenstille in den ausgestorbenen Palästen.“

Die beiden Männer gingen nun über den Hof durch eine am äußersten Ende desselben angebrachte Thüre mehrere Stufen hinab in ein finsteres Gewölbe, aus welchem ihnen eine kalte Zugluft entgegen wehte.

Albrecht tappte mit ausgestreckten Händen vorwärts, während Mayer die Laterne öffnete und an dem Dochte zu richten begann.

„Ulpianus, stehe mir bei!“ rief der Advokat endlich hustend — „der Docht will nicht halten, und wir brechen auf den verdammten Stufen hinab sicher noch die Hälse!“

Der Arzt blickte herum, aber in diesem Augenblicke war die Laterne erloschen und Mayer hatte sich zurückgezogen.

Albrecht, ohne Arges zu ahnen, tappte die Treppe vollends hinab, in der Meinung, der Advokat wolle ein anderes Licht herbeischaffen; als er jedoch in der Ecke des Gewölbes den Schein eines matten Lichtes gewahrte, ging er, ohne auf Mayer zu warten, auf

Digitized by Google

dieses los, und bald bemerkte er eine Gestalt auf einem ärmlichen Strohlager liegend, welche mit den Händen herumschlug und Schmerzenstöne ausstieß, gleich einem im heftigsten Todeskampfe begriffenen Sterbenden.

Albrecht richtete das Oelflämmchen in der Lampe empor und trat vor den Kranken.

Es war eine Knochengestalt mit brechenden Augen und blauen Lippen, in durch die Zeit und den heftigen Fieberkampf zerrissene Lumpen gehüllt, aus denen nur ein Ueberrest alter Silberstickerei einer Uniform hervorblitzte.

„Hier komme ich wohl zu spät," sagte der junge Arzt vor sich hin und trat näher zu dem Kranken.

Der Fiebernde schlug die Augen empor und richtete sich, als er eine Person erblickte, mit der letzten Kraft der erlöschenden Lebensgeister empor.

„Bruder! Bruder!„ rief er, indem er seine beiden Arme um Albrechts Nacken schlang und seine von Schweiß triefende Stirn an dessen Hals drückte — „o, so kommst Du doch, Du heiliger Bruderengel, und willst mich hinübergeleiten in die ewige Heimath; o, ich will dem Vater von Deiner namenlosen Bruderliebe erzählen, die mich nicht ließ allein hinüberscheiden in die ferne Ewigkeit!"

Bei den letzten Worten brach der Kranke in ein heftiges Weinen aus, und Albrecht stand erschüttert ob der Scene, die ihm so unerwartet gekommen war.

„Ihr irrt Euch," sagte er tief bewegt, „ich bin nicht Euer Bruder; aber heilen will ich Euch, so wahr der Allbarmherzige lebt, und wenn noch ein Funken Lebenskraft in Euern Adern wallt, so sollt Ihr nicht sterben."

Der erschöpfte Kranke ließ seine heißen Hände von Albrechts Nacken herabgleiten und sank auf sein Strohlager zurück. Sein Auge haftete wehmüthig auf Albrechts theilnehmendem Gesichte und sagte dann mit klangloser Stimme:

„Nein, Du bist nicht mein Bruder, und Mayer sagte mir doch, als ich gestern hieher gebracht ward, daß ich nicht länger denn vierundzwanzig Stunden harren würde, bis mein Bruder, der Primator Bertram, mich mit seinem Töchterlein, der kleinen Rosa, abholen würde."

„Der Primator Bertram? fragte Albrecht mit steigender Aufmerksamkeit, während ein seltsamer Frost seine Glieder durchschüttelte.

„Ach ja," versetzte der Kranke mit schwacher Stimme — „ich bin ja sein Bruder, der Kapitän Andreas Bertram, bin vor achtundzwanzig Tagen mit dem Kriegsschiffe „Anker" in dem Freihafen von Triest gelandet und hoffte in Wien meinen Bruder, den Primator, den ich seit drei Jahren, wo ich mit der „Adelphia" nach Cypern ging, nicht gesehen habe, und sein liebes Töchterlein wieder zu umarmen. Da beschlich mich vor meinem Eintritte in die Stadt das Pestfieber, und ich sank vor den Ringmauern bewußtlos zur Erde."

Die letzten Worte hatte der Arme kaum hörbar gestammelt, während Albrecht ergriffen und schweigend vor ihm stand

„Als ich erwachte," fuhr der Kapitän fort, „sah ich unter den vielen fremden Gesichtern den Advokaten Mayer, auf dessen Anordnung ich hieher gebracht worden bin. — Aber nun will ich nicht länger in diesem Rattennester verweilen!" keuchte er, sich emporrichtend und an das morsche Brett stemmend, welches sein Strohlager zusammenhielt.

„Nein, nein," fuhr der Alte, Albrecht mit mattem Blicke anstarrend, fort, „Ihr seyd nicht Bertram, mein Bruder, obgleich Ihr mir bekannt seyd, — aber nun sagt mir, wo wohnt der Primator?"

Albrecht schwieg und blickte traurig vor sich hin.

„Da draußen wohnt er," nahm der Kapitän mit gebrochener Stimme wieder das Wort — „o, sagt es nur, ich bin noch kräftig genug, um nicht beim ersten Sturme zusammenzubrechen. Hab' schon manche grause Sturmkette laviren müssen, und mein Steuer blieb klar. Da draußen, nicht wahr? wo sie ihm das letzte Bett, gezimmert aus sechs Brettern, tief unter den Füßen der Welt, aufgeschlagen haben?"

„Faßt Euch!" tröstete jetzt Albrecht — „Euer Bruder . . ."

„Schläft auf dem Kirchhofe!" fiel ihm der Kapitän in die Rede, und als schiene der einzelne Strahl des Tagesgestirnes, welcher durch das kleine Gitterfenster von der Decke des Gewölbes hereinbrach, neues Leben in seine brechenden Glieder zu gießen, stützte er sich auf seinen Stab und wankte dem Eingange zu.

„Wo wollt Ihr hin?" fragte Albrecht besorgt.

„Des Primators Waise, meine Rosa, sehen und dann — sterben," entgegnete der Kapitän und war, auf der obersten Stufe angelangt, aus dem Gewölbe getreten.

Albrecht folgte besorgt dem Alten. —

Der Advokat Mayer hatte sich nicht verrechnet, als er an der Brücke des Kärntnerthores unter der gaffenden Menge den alten Kapitän getroffen und die Unterbringung desselben, um dessen Uebernahme als eines Pestkranken sich Niemand bekümmern wollte, in dem Gewölbe veranlaßt hatte.

„Die alte Seekrabbe soll den Arzt vergiften!" . . . Diesen Gedanken hatte Mayer pfeilschnell zur That

Digitized by Google

gestempelt — und sie gelang, diese teuflische That, genau, wie sie der Advokat berechnet hatte. Durch jene im Pestschweiße erfolgte Umarmung des Kapitäns war der Giftstoff der Seuche nur zu schnell in Albrechts Körper übergegangen; der Arzt fühlte sich noch an demselben Tage unwohl und das Delirium stellte sich in wenigen Stunden ein.

Drei Tage nach jenem Ereignisse war Albrecht Winkler, der junge, thätige Arzt, ein Opfer seines Berufes und des schändlichen Anschlages des Advokaten Mayer.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Spuk in der unterirdischen Bibliothek.

(Mitgetheilt von b*.)

Es ist allenthalben schön, soweit das goldene Licht der Sonne scheint, aber manchmal will's mich doch bedünken, als sey es nirgend schöner als am grünen Rhein. Zu ihm zieht es mich bisweilen mit unwiderstehlichem Zug, am stärksten zu der Zeit, wann der feine, würzige Duft der Rebenblühe wie ein Hauch befreundeter Geister um die grünen Hügel zieht. Ist mir doch oft, als müsse mir an dem murmelnden Strom in lauer Juninacht eine besondere Offenbarung aus den geheimnißvollen Tiefen der Natur werden. Goldene Träume wenigstens sind es, die sich um die Stirne weben, wenn der Rebenschein das winzige braune Käpplein abwirft und mit dem süßen Geisterhauch von der zukünftigen Herrlichkeit der Traube redet. Die Geister, die in den Fässern drunten schlafen, werden ja von diesem Hauch wach und regen sich und jubiliren toll und lustig durcheinander ob der neuen Hoffnung, welche ihrem Reich blüt.

Nicht minder schön ist es aber auch am Rhein zur Zeit wann die Strahlen der Oktobersonne so zu sagen die letzte Hand an die vollen Beeren legen und diese dann unter den Kelterblöcken verbluten, um der neuen Metamorphose entgegenzugehen, die sie zu lichten freudestrahlenden Geistern verklären soll. Wie schön ist's, um diese Zeit vom Johannesberg oder von der Schwabsburg oder von der Wachenheimer Ruine Umschau zu halten in dem fröhlichen Land! Allemal gleich erquickend ist es freilich nicht, das habe ich im letzten Herbst gesehen. Da waren die Finger kalt und die Herzen nicht warm, und die muntern Lieder wollten nicht über die Lippen. Die Sonne von 1850 hatte sich nicht mit der alten Liebe des schönen Rheinlandes angenommen, sondern den grauen Wolken allzu viel Spielraum gelassen; sie war schuld, daß man den Trauben und ihrem Blute entsetzliche Dinge nachsagte. Es war sogar von Gift die Rede.

Es gibt indessen Leute, die sich leicht trösten können, wenn es einmal sauer und bitter kommt. Der liebe Freund bei dem ich einige Tage blieb, gehörte zu diesen. Er weinte mit dem einen Auge über den schlechten Herbst, mit dem anderen lachte er über die goldenen Hoffnungen, die dabei in seinen noch so wohlgefüllten Kellern aufblühten. Meine alten Folianten steigen im Werth, sprach er jedesmal zu seinem Trost, so oft er eine Beere versuchte und sie ihm den Mund verzog. Er nennt nämlich das Weinlager seine unterirdische Bibliothek, in Holz und Eisen gebunden, und zeigt sie gern Freunden und Fremden, mit allerlei kritischen Bemerkungen über Inhalt und Gehalt. So behauptet er, in einigen seiner Folioausgaben von Anno 1846 sey mehr Geist als in der ganzen Literatur der Neuzeit, mehr Blume und poetischer Duft als selbst in Hafis' und Ferdusis Liedern zusammen.

Ich habe einen Umgang durch die unterirdische Bibliothek mit ihm gehalten, der mir gedenken wird. Weich stattliche Hallen, hoch und weit, wie Kirchen, die Gewölbe von kräftigen Pfeilern getragen. Da liegen sie neben und über einander, die Bände voll Geist vom größten Folio bis zum Duodez alle wohlversehen mit den nöthigen Titeln, daß man sich leicht zurechtfinden kann. Wir haben aus manchen derselben kleine Auszüge gemacht und uns trefflich verständigt über ihren Werth und über die poetische Schönheit so mancher Blume. Der Bibliothekar, wie mein Freund seinen Küfer nennt, ging dabei ab und zu: es galt noch die Stellen herzurichten, an denen die Ausgabe von 1850 untergebracht werden sollte. Es war an diesem Tage bereits die erste Lieferung da unten eingetroffen.

Während wir so im besten Examen waren und den Alten wie den Neuen die gebührende Gerechtigkeit wiederfahren ließen, wurde der Hausherr abgerufen und ging mit dem Küfer. Licht und Glas ließ er mir zurück und sagte: ich werde bald wieder da sein, recensire mir einstweilen Band dreizehn!

So war ich denn allein in der Bibliothek und ging die bezeichnete Nummer zu suchen. Fürwahr, ein stattlicher Foliant mit der Aufschrift 1846! Ziemlich schnell hatte ich heraus, weß Geistes Kind er sey; um aber recht genau zu prüfen und ein gründliches

Digitized by Google

Urtheil abgeben zu können, machte ich mir's bequem, ſtellte den Leuchter an den Boden, ſetzte mich mit dem wiederholt gefüllten Glas auf einen Lagerbaum und verſenkte mich mit wahrer Seligkeit in dieſes ganze Bouquet voll Duft — denn es war in der That mehr als blos eine Blume. Je tiefer ich hinein kam, deſto reicher entfaltete ſich die ganze poetiſche Fülle und Tiefe dieſes Geiſtes. Ich ſchloß zuletzt das Auge und überließ mich einem ſtillen Entzücken.

Geſtrichen! geſtrichen! ſcholl es plötzlich an mein Ohr und zwar von mehreren Stimmen durcheinander. Ganz erſtaunt horchte ich auf, denn die Stimmen klangen ſo ſeltſam, faſt geiſterhaft, vorab da unten in dem hallenden Gewölbe. War es doch, als käme aus jedem Faß, das um mich her lag, jener Ausruf, denn eine Menſchenſeele war ja außer mir nicht in dem Keller. In der That ganz nahe an meinem Ohr klangen die Worte: Das Urtheil iſt gerecht, er iſt nicht würdig unter uns zu ſeyn; es iſt kein Hauch von Geiſt in ihm, die Welt wird er mit ſeiner proletariſchen Gähre verpeſten, keinen Kopf und kein Herz wird er zu hohem Sinn und edler That erwärmen und beſeuern, er wird der Welt um wenige ſchnöde Kreuzer den Magen verſäuern und nur Krawall gemeinſter Art erregen und befördern, gleich wie ſeyn ſaurer Colleg von Anno 47. — Ei, ei! rief ich; da ſcheint ein geheimes Cenſurcollegium beiſammen zu ſeyn. — Ja, ja, antwortete dieſelbe Stimme, die offenbar aus dem Folianten kam, an dem ich lehnte; er muß in den index librorum prohibitorum! — Und wer iſt denn der Glückliche oder Unglückliche, wenn ich fragen darf? — Wer anders als der Fünfziger, der gemeine Patron? war die Antwort. Was ſoll der Gaſſenhauer unter claſſiſchen Poeten?

Der neue Ankömmling von dieſem Jahr dauerte mich faſt. Bedenkt doch, ihr unſichtbaren Geiſter, ſagte ich, daß wir Menſchen droben auch gar manchen neben uns dulden müſſen, der uns nicht ebendürtig iſt und nicht gefällt. Ferner dürft ihr Herren Cenſoren nicht vergeſſen, daß gerade das, was man als Gift verbietet und confiſcirt, meiſt den größten Abſatz findet. — O ſie ſind mir auffäſſig, die Ariſtokraten, rief eine rauhe aber jugendliche Stimme, weil ſie ahnen, daß ich außerordentlichen Anklang im Volk finden werde. — Geſtrichen! ſchrie der unſichtbare Chor durcheinander, und mit Schrecken ſah ich, wie zwei gewichtige Fäſſer einem dritten, das zwiſchen ihnen lag und die Aufſchrift „1850“ trug, etwas näher auf den Leib rückten, und hörte, wie dieſem die Rippen krachten. Auf ſprang ich und griff nach dem Licht. Eben trat mein Freund wieder zu mir, in der Hand ein Glas, gefüllt mit einer unendlich trüben, lehmfarbigen Brühe. Juſt von der Kelter! ſprach er; verſuche nur der Curioſität wegen. Ich mag ein eigenthümliches Geſicht geſchnitten haben, als ich der Aufforderung Folge leiſtete. Es war wirklich ein Gräuel und ich dachte an den ſeltſamen Rumor, den ich vor wenigen Minuten noch gehört hatte, als der Meiſter Bibliothekar neben uns ganz verwundert ſagte: Hm! hm! wer hat denn den Titel 1850 da ganz verwiſcht? ich hatte ihn doch dieſen Morgen ſo recht ſchön groß und dick mit Kreide aufgetragen.

Richtig! die Zahl auf dem Faſſe da drüben, die ich kurz vorher noch geſehen, war bis zur Unkenntlichkeit verwiſcht. Ich ſah meinen Freund und ſeinen Bibliothekar groß an und ſagte wie verwirrt: Geſtrichen! — komm, komm, es iſt nicht ganz geheuer da unten. Aber eins ſage ich dir, ſchaffe den Fünfziger fort, deine unterirdiſche Geiehrtenrepublik iſt ſtark ariſtokratiſch, die Claſſiker daunten dulden ihn nicht. Siehſt du, das Faß iſt ganz hoch und ſchmal geworden, ſo haben ſie's gedrückt. Mein Freund lachte, daß die ganze Halle dröhnte. Es iſt freilich nicht geheuer da unten, komm! Und er führte mich hinauf, nicht ans roſige Licht, denn der Abend war über meinen kritiſchen Studien hereingebrochen, wenigſtens ſah ich nicht mehr viel.

Am andern Morgen erwachte ich ſehr ſpät. Der Bibliotheldeſtzer ſtand vor meinem Bett, lächelte und ſagte: Ruhe nur noch und ſchlafe tüchtig aus, das unterirdiſche Studium greift an, ich hab's gemerkt an deiner Erzählung geſtern abends. — Ich antwortete nur: Streiche den Fünfziger! und vergrub den Kopf wieder in die Kiſſen.

Ein paar Wochen ſind ſeitdem verfloſſen. Geſtern erhalte ich einen Brief aus dem geſegneten Land, in dem der Freund ſchreibt: Es muß doch nicht richtig ſeyn da unten, das bewußte ſchmale Faß hat einen Treff und iſt in einer ſchönen Nacht halb ausgelaufen. Ich aber denke dabei: die Macht des eigenen Geiſtes hat die eichene Hülle nicht gebrochen, die Ausgabe von 1850 im Inder!

Verantwortlicher Verleger J. Kayſer.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 66. Kaiserslautern, Donnerstag, 21. August **1851.**

Der Gustav-Adolphs-Verein.

Da Manche mit der Entstehung, Verbreitung und Wirksamkeit des Gustav-Adolphs-Vereines, dessen Förderung in mehr als einer Hinsicht eine Ehrensache für die pfälzischen Protestanten geworden ist, nicht zureichend bekannt seyn möchten, so ist es ihnen gewiß wünschenswerth jetzt, da diese Angelegenheit unter uns vielfach zur Sprache gebracht wird, etwas Näheres und Zuverlässiges zu erfahren, um sich ein selbstständiges Urtheil in dieser Sache bilden zu können.

Der Verein dankt seine ursprüngliche Gründung einer Gedächtnißfeier, welche am 6. November 1832 auf dem Schlachtfelde zu Lützen, wo vor 200 Jahr der Heldenkönig Gustav Adolph von Schweden, der tapfere Vertheidiger und Beschützer der schwerbedrängten evangelischen protestantischen Kirche Deutschlands den Siegestode gefunden hatte. Diese Festfeier regte den Entschluß an einen Verein zu stiften, dem der Name Gustav Adolphs gegeben werden sollte, um in seinem Geiste, aber nicht durch äußerliche Gewalt, sondern durch Gaben evangelischer Bruderliebe schwerbedrängten protestantischen Gemeinden, die sich selbst zu helfen unvermögend sind, kräftige Unterstützung zu gewähren, um sie vor dem Untergange zu retten und der evangelischen Kirche zu erhalten. Der Entschluß ward zur That und im kleinern Kreise wirkte der Verein geräuschlos und segensreich ein Jahrzehnt. Da zeigte der damalige Hofprediger zu Darmstadt Dr. Zimmermann in einem begeisterten Aufrufe, den er im Jahre 1841 an die Protestanten Deutschlands erließ, das ächt evangelische Streben brüderlicher Liebe, das der Gustav-Adolphs-Verein sich zum Ziele gesetzt hatte, in hellem Lichte, und forderte zu lebhafterer Betheiligung an dieser Sache auf. Dieser Aufruf entsprach einem tiefgefühlten Bedürfnisse und fand solchen Anklang, daß der Gustav-Adolphs-Verein nicht mehr auf Sachsen beschränkt blieb, sondern sich über die meisten deutschen Länder verbreitete und Lutheraner, Reformirte und Unirte, Leute aus allen Ständen vom Königspalaste bis zur niedern Hütte herab, vereinigten sich eingedenk des apostolischen Wortes: „Lasset uns Gutes thun an Jedermann, allermeist aber an den Glaubensgenossen“ (Gal. 6, 10) zu dem Liebeswerke um die Noth der Brüder, welche die Mittel des kirchlichen Lebens entbehren, und deßhalb in Gefahr sind, der Kirche verloren zu gehen, in und außerhalb Deutschlands, so ferne sie im eigenen Vaterlande ausreichende Hülfe nicht erlangen können, nach allen Kräften zu heben. Es ist interessant zu sehen, wie rasch sich die Kraft des Vereines mehrte, während die Einnahmen 1842 erst 3000 Thlr. betrugen, erhöhten sie sich 1843 schon auf 9000 Thlr., 1844 auf 20,000 Thlr., 1845 auf 57,000 Thlr., 1846 auf 73,000 Thlr. Es traten denn die Jahre der Theuerung von 1847 und der politischen Bewegung von 1848 und 1849 ein, der Verein wurde von mächtigen Stürmen bedroht, aber die heilige Sache der Bruderliebe, die sich in ihm unbefleckt erhielt, hielt ihn auch im Sturme aufrecht, und bis zum Schlusse des Jahres 1848 hatte er nicht weniger als 288,255 Thlr. 27 gr. und 7 Pf. ausgegeben und von dieser Summe hatten nicht weniger als 360 evangelische Gemeinden Unterstützung zum Baue neuer und zur Wiederherstellung alter Kirchen Bet-, Pfarr- und Schulhäuser, zur Besoldung von Geistlichen und Lehrern, zur innern Einrichtung von Kirchen und Schulen, zur Herstellung von Gottesäckern, zur Abtragung von Schulden, womit arme Kirchengemeinden überbürdet waren und zu ähnlichen wohlthätigen Zwecken empfangen. Fragen wir nun, wo sich jene 360 Gemeinden fanden, so erfahren wir, in Böhmen 40, in Mähren 17, in Oesterreich 11, in Kärnthen und Steiermark 15, in Ungarn 28, in den Donauprovinzen 5, in Belgien 6, in Frankreich 19, in der Schweiz 4, in Sardinien (Waldenser) 2, in Portugal 1, in Algerien 3, in in Nord- und Süd-Amerika 8, in Neuseeland 1, in Rheinpreußen 37, in Westphalen 33, in Hannover 18, in Hessen 16, in Nassau 5, in Baden 5, in

Digitized by Google

Bayern, ehe der Verein verboten wurde, 5, in Weimar 9, in Coburg-Gotha 9, in Schwarzburg 8, in Meiningen 2, in Braunschweig 2, in Schlesien 19, in Posen 18, in Westpreußen 3, und 12 in verschiedenen andern Ländern. Im Jahre 1849 allein wurden 159 Gemeinden mit 45.823 Thlr. 26 gr. und 6 Pf. unterstützt, und die Jahresrechnung von 1850 soll, dem Vernehmen nach, über 80,000 Thlr. sich belaufen. Wie staunenswerth auch dies Ergebniß ist, nach welchem der Verein in so kurzer Zeit über 414,000 Thlr. oder 724,000 fl. zu verfügen vermochte, so blieb diese Summe doch weit hinter den Anforderungen zurück, welche an ihn aus allen Theilen der Welt gemacht werden, und Hunderte von Gemeinden, die ihre Nothzustände aufs dringendste darstellten, haben noch keine Unterstützung erlangen können. Wie hocherfreulich die Wirksamkeit des Gustav-Adolphs-Vereines sich erweist, darüber liegen sehr viele der bedeutungsvollsten Zeugnisse vor. Wir wollen nur eines hier mittheilen. Als der Gustav-Adolphs-Verein mit einem Kosten-Aufwand von 14,000 Thalern zu Reinerz, in einer der ärmsten Gegenden Oberschlesiens, eine Kirche erbaut hatte, kamen die Bewohner von ihren Bergen herunter und sagten: „Wir sind evangelisch. Wir und unsere Kinder sind zwar katholisch getauft, erzogen, confirmirt, getraut, aber nur, weil wir eben keine evangelische Geistliche haben; seit 200 Jahren hat es vom Vater, Sohn und Enkel fortgeerbt, daß wir evangelisch sind, der Vater hat den Sohn im Glauben der Väter unterrichtet und eingesegnet, und eben im Hause haben wir gemeinschaftlich den Keich genommen. Und so sind wir evangelisch und da jetzt wieder eine Kirche hier ist, so kommen wir wieder und wollen uns öffentlich dazu bekennen.“ So hat es sich längst bewährt, daß der Gustav-Adolph-Verein nicht ein bloßer Unterstützungsverein sey, und daß nicht die Gaben desselben, wie groß sie auch seyn möchten, die Hauptsache sind, sondern der Geist evangelischer Bruderliebe ist es, welcher diesen Gaben erst den rechten Werth, die wahre Weihe gibt; er knüpft allmälich Ein Band um die protestantische Kirche in allen Ländern, und erweckt das so vielfach schlummernde Bewußtseyn der Einheit unserer Kirche, und durch Einheit mehrt sich die Kraft und das Leben derselben nach Innen und nach Außen. „Die äußersten, beinahe von dem Körper der protestantischen Kirche in unserm Vaterland losgelösten und fast nur durch den Namen mit ihm zusammenhängender Glieder, Gemeinden an den Gränzen unseres Welttheiles und in andern Welttheilen fühlen sich bereits von dem erhaltenden, rettenden, verbindenden Geiste, der durch das Organ des Gustav-Adolphs-Vereines sich darstellenden einen protestantischen Kirche angeweht und schon fangen sie an, das Gefühl der hergestellten Verbindung und der einenden Kraft des Vereins höher anzuschlagen, als die unmittelbare Kraft der Gaben.“

Auch unter den Protestanten Bayerns und namentlich der Pfalz fand der Verein viele warme Freunde, aber er wurde unter dem Ministerium Abel's verboten, ja selbst die Gelder, die den hilflosen protestantischen Gemeinden in Bayern zufließen sollten, mußten zurückgewiesen werden; alle Vorstellungen und Bitten von Gemeinden, Kirchen-Behörden und Synoden ꝛc., waren vergeblich, bis endlich Se. Maj. König Max II. unter dem 12. September 1849 zu genehmigen geruhten, daß alle gegen den Gustav-Adolph Verein, dessen Einführung und Wirksamkeit in Bayern in den Jahren 1842 und folg. erlassenen Anordnungen sofort außer Wirksamkeit zu treten haben, daß hinfüro dessen Einführung kein weiteres Hinderniß im Wege stehe und derselbe lediglich den allgemeinen gesetzlichen Bestimmungen über das Vereinsrecht unterliegen solle. Nur die heftige Bewegung und die darauf folgende Abspannung der Gemüther, welche durch die politischen Ereignisse hervorgerufen wurde, lassen es erklärlich finden, daß in Bayern von der huldvollen k. Erlaubniß lang kein Gebrauch gemacht wurde, bis endlich die Protestanten der Pfalz vor Kurzem den Anfang machten. Schon haben sich 13 Zweigvereine gebildet und diese zusammen am 6. August in Neustadt einen pfälzischen Hauptverein gegründet, der seinen Vorstand für die nächsten 3 Jahre in Speyer hat und im Juni des künftigen Jahres zu Kaiserslautern seine erste feierliche Generalversammlung halten wird. Mit Zuversicht darf erwartet werden, daß, wie es die Statuten des pfälzischen Hauptvereines beabsichtigen, in jedem Defanate der Pfalz sich ein Zweigverein bilde, und in unseren Gemeinden bei Allen, denen das Wohl der protestantischen Kirche am Herzen liegt, ein reger Wetteifer zur Förderung dieser guten Sache entstehen werde. Es ist begreiflich, daß der Gustav-Adolphs-Verein seine Gegner habe, obwohl er nur das heilige Recht in Anspruch nimmt, die nothleidenden Glaubensgenossen, „die der Mittel des kirchlichen Lebens entbehren, und deßhalb in Gefahr sind, der Kirche verloren zu gehen,“ nach Kräften zu unterstützen; er tritt Niemanden, weder in noch außer der eigenen Kirche zu nahe, er erstrebt zunächst keine Union verschiedener Glaubensrichtungen, sondern Einigkeit in werkthätiger Liebe zu den Glaubensgenos-

Digitized by Google

sen, Intoleranz und Proselytenmacherei ist ihm daher gleich fern.

Die Gustav-Adolphs-Stiftung hat ihre oberste Leitung in den Central-Vorstand mit dem beständigen Sitze in Leipzig, an diesen schließen sich die Hauptvereine eines Landes oder einer Provinz, bei uns also der pfälzische Hauptverein an, der durch die Abgeordneten der Zweigvereine aus den einzelnen Dekanaten gebildet wurde.] Mitglied des Vereines ist Jeder, der einen jährlichen Geldbeitrag von vollkommen beliebiger Größe gibt, er hat das Recht zu Vereinsämtern zu wählen, und gewählt zu werden, und in den Versammlungen des Vereines mitzuberathen und mitzubeschließen. Die jährlichen Einnahmen des Vereines zerfallen in drei gleiche Theile, über das erste Drittheil hat jeder Zweig- oder Hülfsverein unmittelbar freie Verfügung, über das zweite Drittheil aller Einnahmen der Zweigvereine bestimmt der pfälzische Hauptverein nach den Statuten, und das letzte Drittheil wird dem Centralvorstande in Leipzig entweder zur Capitalisirung oder zur sofortigen Verwendung übergeben. Der Verein steht unter der möglichst besten Controle, nämlich unter der — der Oeffentlichkeit; sowohl die Zweig- und Hauptvereine, als auch der Centralverein legen vor öffentlichen Versammlungen der Vereinsmitglieder ihre jährliche Rechenschaft ab. Alle Vereinsämter werden unentgeldlich verwaltet.

Wir schließen nun diese auf zuverlässige Quellen sich stützende Darstellung über das Wesen und Wirken des Gustav-Adolphs-Vereines mit der freundlichen Bitte an die protestantischen Leser, dieselbe möglichst zu verbreiten, damit die gute Sache dieses Vereines unter uns viele warme Theilnehmer finde, und das göttliche Liebeswort: „Lasset uns Gutes thun an Jedermann, allermeist aber an den Glaubensgenossen“ — eine segensreiche Wahrheit werde.

D.

Assisenverhandlungen im großen politischen Prozesse.

Sitzung vom 17. August.

(Fortsetzung des Zeugenverhörs.)

Der Zeuge Mährlein wird nochmals vorgerufen und fügt seiner Deposition bei, daß nach seiner Verhaftung Freischaaren in seine Wohnung gedrungen, die Schränke geöffnet und verschiedene Waffen nebst Jagdgeräthschaftn mitgenommen hätten.

Der Angeklagte erklärt: Willich ist von vielen Seiten, selbst von Bürgern aus Rülzheim, bestürmt worden, den Gemeindeschreiber Mährlein zu verhaften. Ich erhielt den Befehl dazu und mußte gehorchen, habe aber persönlich keine Rohheit vielweniger Mißhandlungen gegen Mährlein verübt. Im Gegentheil habe ich so viel möglich Mannszucht zu halten gesucht, und dies war nicht leicht bei meinem Corps, worunter Menschen aus aller Herren Länder — Diebe und Mörder sich befanden. Die Behandlung, welche Mährlein erduldete, kann also mir persönlich nicht zur Last gelegt werden. Wenn ich bei seiner Verhaftung etwas darsch verfahren bin, so geschah dies im Glauben, er sey Ursache, daß ein Soldat, der nach seiner Ueberzeugung handelte, erschossen worden sey. Ich glaubte überhaupt recht zu handeln, denn man hatte mir die Sache so schön vorgestellt, daß ich mich hinreißen ließ, worüber ich mich heute wundere. Man wird dies meiner Jugend und meinem Temperament zu gute halten. Angeklagter gibt nun eine Schilderung von dem Gefecht bei Rinnthal und dem dummen feigen Benehmen Schimmelpfennigs, der die Leute in eine Maustalle gestellt habe. Die Meisten seyen geflohen. und die Anführer im wahren Sinne des Wortes „Anführer“ gewesen. Sodann schildert Angeklagter die bei seiner Gefangennehmung erduldete grausame Behandlung, wodurch er glaube genug gebüßt zu haben, wenn er auch strafbar seyn sollte.

4. Zeuge: Karl Theodor Friedrich, Papierfabrikant in Elsenberg (Entlastungszeuge, wegen dringender Geschäfte außer der Reihe vernommen). Am zweiten Pfingstag 1849 fuhr ich mit dem Angeklagten von Heidelberg nach Mannheim. Bei unserer Ankunft daselbst wurde er vom Miliär als Spion arretirt und auf die Commandantur geführt. Auf Verwenden mehrerer Bürger wurde er aber wieder freigegeben, und wir fuhren am folgenden Tag zusammen nach Neustadt.

5. Zeuge: Franz Peter Fieger, Oeconom in Rülzheim. Wir machten Patrouille und trafen in der Nacht vom 7.—8. Juni einen Soldaten mit voller Armatur, der aus Germersheim desertirt war. Der Polizeidiener Dudenhöfer wies ihn zurück. Später machten wir nochmals Patrouille mit dem Gemeindeschreiber Mährlein, der bei der Zurückweisung des Soldaten nicht gegenwärtig war und dennoch wurde er deßhalb von den Freischaaren verhaftet.

Digitized by Google

6. Zeuge: Joseph Hengen, Glaser in Rülzheim, bestätigt die Aussage des vorigen Zeugen.

7. Zeuge: Joseph Rassel, Waldaufseher, früher in Rülzheim jetzt in Scheibenhardt.

8. Zeuge: Georg Michel Dudenhöfer, Taglöhner, früher Polizeidiener in Rülzheim.

Beide erklären, den desertirten Soldaten nach Germersheim zurücktransportirt zu haben. Der Gemeindeschreiber Mährlein sey dabei nicht gegenwärtig gewesen. Bald darauf sey derselbe durch Freischaaren verhaftet worden; auch sie und viele andere Leute hätten sich flüchten müssen.

9. Zeuge: Franz Peter Kuntz, Ackerer in Rülzheim, deponirt über die Verhaftung des Mährlein; er habe später bei Willich Zeugniß ablegen müssen. Dieser habe ihm gesagt, Mährlein werde am folgenden Tag erschossen. Derselbe hatte sich bei der Zurückweisung des Soldaten nicht betheiligt.

10. Zeuge: Barbara Bürgermeister, Ehefrau des Jakob Gendheimer zu Ottersheim.

Die Freischaaren brachten den Adjunkten Jochim und den Gemeindeschreiber Mährlein von Rülzheim gefangen und hielten sich einige Zeit in unserem Hause auf, ich sah aber nicht, daß Beleidigungen gegen die Arrestanten vorgefallen wären, doch sagten die Freischaaren, dieselben würden erschossen. Bald darauf wurden sie nach Offenbach transportirt.

11. Zeuge: Johann Adam Heubel, Wirth in Rülzheim. Bei Gelegenheit, wo ich Wein in St. Martin holte, fragten Freischaaren, unter drohenden Aeußerungen, nach dem Gemeindeschreiber Mährlein. Später wurde ich mit zwei andern Leuten von Freischaaren verhaftet, aber gegen Caution wieder freigelassen. Von Loreck weiß ich nichts.

12. Zeuge: Johannes Steiner, Wirth in Rülzheim, bestätigt die Aussage des vorigen Zeugen. Vor seinem Hause sey die Chaise des Posthalters Schaupp von Germersheim durch Freischaaren weggenommen worden.

13. Zeuge: Johann Hatzenbühler, Ackersmann in Ottersheim. Ich übernachtete im Hause des Mährlein als er verhaftet war. Loreck kam mit seiner bewaffneten Schaar; sie durchsuchten das Haus, schlugen mit dem Gewehrkolben und dem von der Frau Mährlin herbeigeschafften Beil eine Thüre ein. Loreck befahl, nichts zu nehmen als Waffen und Munition, er war dabei nicht roh gegen die Frau Mährlein.

Der Angeklagte erklärt, er habe von Willich den Befehl gehabt, die zwei Leute, welche den Soldaten nach Germersheim transportirten, zu verhaften und zugleich Waffen wegnehmen zu lassen. Bei Einsprengung der Thüre sey er nicht gegenwärtig gewesen.

Der Zeuge Mährlein entkräftet die von dem Vertheidiger Gugel gemachte Andeutung, als sey er wegen Veruntreuungen vom Dienste eines Gemeindeschreibers entlassen worden, durch eine Reihe von höchstgünstigen Zeugnissen, woraus hervorgeht, daß er die Stelle freiwillig niedergelegt hat.

14 Zeuge: Johann Peter Völkel, Mühlarzt in Rülzheim, belastet den Angeklagten nicht.

15. Zeuge: Benjamin Feibelmann, Bäcker in Rülzheim, deponirt über die Verhaftung des Mährlein; gibt bezüglich des Angeklagten nichts an.

16. Zeuge: Georg Joseph Messemer, Uhrmacher allda, ebenso.

17. Zeuge: Franziska Schönwald, Ehefrau von Ferdinand Mährlein in Rülzheim, bestätigt die Aussage ihres Ehemannes bezüglich seiner Verhaftung durch den Angeklagten und schildert die nächtliche gewaltsame Wegnahme der Waffen in ihrer Wohnung durch den Angeklagten mit seiner Schaar. Loreck habe mit dem von ihr herbeigeholten Beil die Thüre eines Zimmers aufgehauen. Zeugin gibt unter Thränen ein Bild von ihren Leiden, dem Jammer ihrer Kinder und der Todesgefahr ihres Mannes. Sie habe bei Willich fußfällig um dessen Leben gebeten, aber die Antwort erhalten, es seyen zwei Kugeln für ihn bestimmt, ihre stehenden Kinder seyen zurückgestoßen worden, wobei Loreck gerufen, „weg mit den schreienden Kindern.“

Der Angeklagte stellt wiederholt entschieden in Abrede, die Thüre mit dem Beil eingeschlagen zu haben. Zeugin beharrt jedoch auf ihrer Angabe. Der nochmals vorgerufene Zeuge Hatzenbühler unterstützt die Behauptung des Angeklagten.

(Schluß der Sitzung.)

Verantwortlicher Verlage J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 67. Kaiserslautern, Samstag, 23. August **1851.**

Der Arzt.

Historische Erzählung aus Wiens Vergangenheiten.
Von Frz. Isid. Proschko.

(Fortsetzung.)

Die Auktion war zu Ende, der Advokat Mayer hatte für seine Freunde gut gesorgt. Der Jude Sonnenscheln, sein Haus- und Stadtagent, der abgefeimte Schreiber Simson, sein Factotum, die Fragnerin Rieka am Stadtgraben, seine Neuigkeitslieferantin, waren sämmtlich mit den besten Verlassenschafts-Effekten des seligen Primators Bertram, der seit acht Wochen in Währing schlummerte, davongeschlichen.

Mayer rieb sich die Hände und übersah noch einmal die schöne Reihe des Porzellangeschirres, des Silberservices, die immense Tracht der prächtigen Eichenmöbel, welche er in des Primators Wohnung erstanden hatte. Nachdem er den letzten Schacherjuden der Auction mit tausend Bücklingen hinausdekomplimentirt, kehrte er in das geschwärzte Zimmer zurück, warf noch einmal seinen Blick wie spähend umher, und nachdem er sich hinreichend überzeugt, daß ihn keine Seele belausche, hob er ein Brettchen im äußersten Winkel des Gemaches empor, zog ein eisenbeschlagenes Kästchen heraus, öffnete es und brachte ein Papier zum Vorschein, das er hastig entfaltete und mit funkelndem Auge zu durchlesen begann. Da unterbrach ihn ein vor das Haus rollender Wagen.

„Der Frachtwagen für die Licitations-Effecten rollt heran, sprach Mayer zu sich selbst, indem er das Papier rasch in seine Manteltasche schob, und mit zwei Sätzen war er vor der Thüre.

Während des verstorbenen Primators Effekten von den verschiedenen Theilnehmern der Licitation aus dem Hause geschafft wurden, wanderte Mayer dem Stephansplatze zu, um am Rothenthurme vorüber nach seiner in der Leopoldstadt gelegenen Wohnung zu gelangen.

Als der Advokat an der Stiege nächst dem gedachten Thurme angelangt war, hatte sich der Abend bereits herniedergelassen; die ohnehin bedeutend zusammengeschmolzene Volksmenge hat sich allmählig verloren und der Todtenwagen rollte mit reicher Eendte auf den mit Wolle und Lumpen umwundenen Rädern geräuschlos vorüber.

Der Leichenführer wurde den Advokaten gewahr und auf den obersten der im Wagen aufgeschichteten Cadaver deutend, rief er demselben zu:

„Nichts für ungut, Herr! aber der halbentblößten Leiche da thäte eine Bekleidung als Mitgabe in ihre letzte Kammer gewaltig Noth — hat doch auch die Seele, welche diese modernde Hülle barg, Manchen mit dem Mantel der Nächstenliebe bedeckt und erwärmt!"

Mayer hielt den Zipfel seines Mantels und blickte scheu nach dem Leichnam hinüber — es war die Hülle des Arztes Albrecht Winkler.

„Armer junger Mann!" klagte der Leichenführer — so jung, so edel, so talentvoll und schon eine Beute der Würmer; aber heute roth, morgen todt. Nun, was zögert Ihr, Herr Advokat! werft Euern Mantel auf den Arzt da, er deckt wahrlich die Hülle eines Biedermannes, und Ihr mögt Euch gewiß fühlen, die Blöße eines Mannes damit zu bekleiden, der so manchem Armen in dieser bedrängten Zeit Trost und Hilfe spendete. Segen seiner Asche!"

Mit diesen Worten ergriff der rasche Leichenführer den Mantel des Advokaten und warf ihn trotz dessen heftigen Widerstrebens auf den Leichenwagen, welcher über die Donauschiffbrücke in die Leopoldstadt hinüber fuhr.

(Fortsetzung folgt.)

Assisenverhandlungen im großen politischen Prozesse.

Sitzung vom 18. August.

(Fortsetzung des Zeugenverhörs.)

20. Zeuge: Eva Wagner, Ehefrau von Jakob Hoffmann, bestätigt die Aussage des vorigen Zeugen bezüglich seiner Verhaftung. Vom Angeklagten weiß sie nichts zu sagen.

Digitized by Google

21. Zeuge: Maximilian Kitt, Kaufmann in Rülzheim. Der Angeklagte, bei dem ich keine Pistolen, wohl aber einen Säbel bei der Verhaftung Mährleins sah, fragte, ob derselbe nicht einen Soldaten arretirt habe. Aber Niemand gab Antwort. Weil Mährlein unschuldig war, verwendete ich mich mit seiner Frau für dessen Freilassung. Zeuge, befragt bezüglich des Leumunds von Mährlein, erklärt, daß er wegen verschiedener Punkte in Untersuchung gewesen, jedoch wegen Verjährung freigesprochen worden sey. — Die kgl. Staatsbehörde erklärt, daß das Verfahren gegen ihn eingestellt worden. — Zeuge fährt fort, er selbst habe wegen eines Punktes Anzeige gemacht. Mehrere Leute seyen auch dadurch eingeschüchtert und abgehalten worden, in der Untersuchung gegen Mährlein zu deponiren, weil ihnen vorgespiegelt worden, sie müßten ihm das beweisen, was sie gegen ihn aussagen würden. — Die Staatsbehörde bemerkt, daß dies unwahrscheinlich sey; in der Pfalz wisse Jeder, daß ein Zeuge die Wahrheit seiner Aussage nicht zu beweisen brauche.

22. Zeuge: Ludwig Geisert, früher Postillon, jetzt Dienstknecht in Germersheim. An einem Sonntag im Juni 1849 fuhr ich mit der Briefpost nach Kandel; in Rülzheim wurde ich von Freischaaren unter Hauptmann Behlen, die mir das Gewehr auf die Brust setzten, angehalten, das Briefpaket wurde mir abgenommen und ich mußte den verhafteten Adjunkten Jochim mit Freischaaren zurück nach Ottersheim fahren. Das Wappenschild wurde mir vom Arm und mein Hut weggenommen. Unterwegs begegneten wir andern Freischaaren, die den Gemeindeschreiber Mährlein verhaftet hatten. Abends halb 7 Uhr wurde ich von Loreck entlassen, nachdem er mir einen Schein über die zurückbehaltene Chaise und Pferde und einen Geleitschein eingehändigt hatte.

23. Zeuge: Joseph Schaupp, Posthalter in Germersheim. Mein Postillon erzählte mir die Wegnahme meiner Chaise und Pferde durch Behlen und bemerkte, daß Loreck ihm damals bedeutet habe, so lange zu warten, bis Willich die Weisung gegeben habe, was mit denselben geschehen solle; hierauf sey erst Abends die Ordre gekommen, daß Wagen und Pferde dem Postillon nicht zurückgegeben werden sollten, worauf er von Loreck mit einem freien Geleitschein und einem Schein über die Ueberlieferung von Chaise und Pferde entlassen wurde. Ich hatte hierdurch, da ich meine Pferde nicht mehr bekam, nach Abzug einer mir von der königl. Postadministration gemachten Vergütung, ohngefähr noch einen Schaden von 400 fl. Gehört habe ich später, daß Loreck und Köhler meine beiden Schimmel geritten haben.

24. Zeuge: Conrad Gensheimer, Ackerer in Ottersheim. Loreck wurde mit seiner Compagnie von Offenbach nach Ottersheim verlegt, er kam zu mir in's Quartier und benahm sich recht gut, war jedoch streng gegen seine Leute und thätig. Sonntags nach 12 Uhr kam er von Rülzheim, übergab mir eine Flinte zum Aufbewahren, die er, wie er sagte, bei Mährlein erbeutet habe; auch sagte er, daß derselbe erschossen werde. Bald darauf kam Mährlein und Adjunkt Jochim in einer Chaise, welche die Freischaaren sammt Pferden dem Postillon des Posthalters Schaupp weggenommen hatten. Loreck ritt auf einem Schimmel, eines dieser Pferde, gegen Bellheim, wo ein Kampf gegen bayerisches Militär stattfand, worüber ich jedoch nichts Näheres anzugeben weiß. Es schoß schon lange zuvor, ehe Loreck mit seiner Compagnie dahin ausrückte.

25. Zeuge: Johann Georg, Bürgermeister in Ottersheim. Loreck war bei mir im Quartier, er war streng im Dienste wie ein Gendarm, jedoch menschenfreundlich. Nachdem Mährlein verhaftet eingebracht war, sagte er, wenn der Deserteur in Germersheim erschossen würde, so würde auch Mährlein, der ein Verräther sey, erschossen werden. Auch sagte er mir, daß er mit dem Säbel einen Bauer geschlagen habe, weil er auf seinen Aufruf nicht halten wollte. Loreck zog mit seiner Compagnie, die schlecht mit Munition versehen war, den Truppen entgegen, die aus Germersheim einen Ausfall machten; ich bemerkte, daß man gegen diese Truppen nichts ausrichten könne. Er und Köhler ritten die Schimmel von Schaupp, die ihnen Willich zum Gebrauch geschenkt habe, die Chaise behielt jedoch Letzterer selbst. Es hieß, Loreck sey bei obigem Kampfe geblieben, er kam jedoch zurück und seine Leute riefen: Loreck lebe hoch; er erzählte, daß er durch einen Zufall gerettet worden sey. Ich machte ihm Vorstellungen, daß dies ein Wagniß gewesen und diese Sachen nicht mehr gut thun.

26. Zeuge: Andreas Hardenstein, Wagner in Rülzheim. Am 10. Juni Nachts wurden wir von Freischaaren auf unserer Runde auf der Straße gegen Ottersheim angerufen mit einem „Wer da, woher und wohin“ und gefragt, ob Militär in Rülzheim sey, wir mußten hierauf stehen bleiben, bis sie in das Dorf marschirt waren. Vom Angeklagten weiß Zeuge nichts.

27. Zeuge: Johann Georg Dudenhöfer, Schneider in Rülzheim. In der Nacht vom 10. Juni mußte ich, durch Drohungen gezwungen, den Freischaaren die Wohnung des Polizeidieners Dudenhöfer zeigen, sie durchsuchten sie und zogen dann in

Digitized by Google

die Wohnungen des Bürgermeisters und des Gemeindeschreibers Mährlein. Von den Freischaaren waren zwei zu Pferd, der Anführer davon saß auf einem Schimmel. Vom Angeklagten weiß ich nichts Näheres.

28. Zeuge: Anton Brust, Stundenbläser in Rülzheim. Ich mußte den Freischaaren die Wohnungen des Nassel, Polizeidieners Dudenhöfer und des Bürgermeisters zeigen, welche alle nicht zu Hause waren; sie lärmten in denselben. Der Hauptmann fragte noch nach dem Einnehmer Bach, um dessen Kasse zu holen, einer von ihnen sagte jedoch: der Tag graut, wir müssen fort. Derselbe Hauptmann bemerkte noch im Weggehen, wenn die Nachbarn nicht wären, würde er beide Häuser (das des Bürgermeisters und das von Mährlein) in Brand stecken. Ob dies der Angeklagte war, weiß ich nicht.

29. Zeuge: Regina Knittel, Ehefrau von Joseph Nassel, Waldhüter in Scheidenhardt, früher in Rülzheim. In der Nacht kamen Freischaaren, sprengten die Hausthüre und durchsuchten unsere Wohnung nach meinem flüchtigen Manne. Sie waren zuvor irrthümlich in meines Nachbars Stube gekommen, wo sie die Frau mißhandelten. Mir setzten sie die Flinte auf die Brust und drohten, mich mitzunehmen, wenn ich meinen Mann, „den kgl. Spitzbuben“, nicht herbeischaffe. In Folge des Schreckens wurde ich in meinem damaligen Zustande krank und spie lange Blut. Den Angeklagten erkenne ich nicht.

30. Zeuge: Gg. Adam Janzer, Ackerer in Rülzheim. In der Nacht vom 10. — 11. Juni 1849 kam ein Trupp Freischaaren und durchsuchten meine Wohnung nach dem Waldhüter Nassel; ihr Anführer ritt einen Schimmel, ich kann den Angeklagten nicht erkennen. Meine Hausthüre wurde nicht eingesprengt; sie war nur angelehnt.

Der Angeklagte erklärt, er sey weder in die Wohnung des Nassel, noch des Janzer gekommen.

31. Zeuge: Martin Fellinger, Taglöhner in Rülzheim. In der Nacht vom 10. — 11. Juni 1849 begleitete ich den Nachtwächter; Freischaaren zwangen uns, ihnen die Wohnungen verschiedener Personen, die sie verhaften wollten, zu zeigen. Einer, welcher Hauptmann zu seyn schien, sagte am Hause des Bürgermeisters, wenn es nicht Schade um die Nachbarshäuser wäre, sollte man die ganze Boutique in Brand stecken.

32. Zeuge: Peter Dudenhöfer, Taglöhner in Rülzheim, bestätigt die Aussage des vorigen Zeugen.

33. Zeuge: Catharina Kern, Ehefrau von Georg Michael Dudenhöfer in Rülzheim. Am 10. Juni 1849 durchsuchte ein Trupp Freischaaren unser Haus, um meinen nach Germersheim geflüchteten Mann zu verhaften. In der Nacht kamen sie nochmals, brachen die Schlösser an Kisten und Schränken auf, durchstachen die Betten mit den Bajonetten, bedrohten mich mit dem Tode und stießen mir ein Gewehr auf die Brust. Der Hauptmann, ein junger schlanker, blonder Mensch, verlangte von mir, ich solle niederschreiben, der Mährlein habe meinem Manne befohlen, den Soldaten nach Germersheim zu führen, er führte mir sogar die Hand dazu, doch hat er sich nicht roh gegen mich benommen.

34. Zeuge: Anna Maria Zieger, Ehefrau von Jakob Becker, Bürgermeister in Rülzheim. Sonntags den 10. Juni 1849 wurde Mährlein durch Freischaaren abgeholt. Ein Hauptmann mit mehreren Bewaffneten fragten nach meinem Mann, der sich nach Germersheim geflüchtet hatte. Um 12 Uhr des Nachts kamen sie nochmals, durchsuchten das Haus und durchstachen die Betten in denen meine Kinder schliefen. Bald darauf erschien der Angeklagte und verlangte die Schlüssel zum Büreau, er zerriß das Ernennungsdekret meines Mannes; auch verlangte er die Gemeindekasse. Doch beschwichtigte er seine Leute, damit sie nicht so gar arg hausen sollten. Der Aergste war ein gewisser Brunner, der mich mißhandeln und mit fortschleppen wollte. Zeugin erkennt den Angeklagten bestimmt als den Hauptmann von dem sie gesprochen.

Loreck gibt zu, daß das Ernennungsdekret des Bürgermeisters zerrissen worden sey; er habe es aber nicht gethan. Zeugin beharrt bei ihrer Aussage und fügt bei, Loreck sey nicht so grob gewesen als die Andern.

35. Zeuge: Peter Studenrauch, Tagl. in Rülzheim. In der Nacht vom 10. Juni 1849 war ich auf der Wache. Ein Haufe Freischaaren zwang mich, ihnen die Häuser des Nassel und des Gemeindeschreibers Mährlein zu zeigen. Sie durchsuchten deren Wohnungen und auch das Haus des Bürgermeisters, wo sie die Gemeindekasse verlangten. Der Hauptmann drohte, er würde Alles in Brand stecken, wenn nicht die Nachbarshäuser dadurch in Gefahr kämen.

36. Zeuge: Franz Jos. Klein, Steuer- und Gemeindeeinnehmer in Bellheim. Am 12. Juni 1849 des Abends kam Loreck mit 10—12 Freischaaren, die sich vor meinem Hause aufstellten. Loreck erklärte mir auf dem Bureau, daß ich sehr schwarz angeschrieben sey; er habe Auftrag von Willich, das in meiner Casse befindliche Geld in Beschlag zu nehmen. Meine Einwendungen fruchteten nichts, ich übergab ihm gegen Quittung die Summe von 78 fl. in Gegenwart der beiden Adjunkten. Hauptmann Behlen

Digitized by Google

hatte mir am Tag vorher schon 177 fl. abgenommen. Loreck versprach, daß mir das ferner zu hebende Geld nicht mehr genommen werden solle, so daß ich die in Ottersheim gehobenen Steuern behalten durfte. Es entstand ein Gefecht zwischen den Freischaaren und dem Militär, nach welchem Loreck mir erklärte, sie seyen tüchtig im Feuer gestanden und Willich gesonnen gewesen, Bellheim abzubrennen. Ich muß noch bemerken, daß Loreck die Befreiung meines Sohnes von dem Aufgebot bewirkte. — Der Angeklagte gibt zu, die 78 fl. in Beschlag genommen und an Willich abgeliefert zu haben. — Der Geschworne Pletsch stellt die Frage, ob der Angeklagte einen schriftlichen Befehl von Willich zur Beschlagnahme der Kasse gehabt habe, was dieser verneint.

37. Zeuge: Th. Ehrdar, Adjunkt in Bellheim. Am 12. Juni 1849 kam Loreck mit Freischaaren und suchte den Bürgermeister Bamiller. Bald darauf kam ein Mann der an der Hand verwundet war und verlangte Hilfe; ich verwies ihn in seine Heimat. Loreck erschien nochmals, fragte nach Waffen, erkundigte sich nach Deserteuren und forderte mich auf ihn zum Einnehmer zu begleiten, um die Casse in Beschlag zu nehmen. Ich besprach mich mit dem andern Adjunkten und wir übergaben ihm das vorräthige Geld gegen Quittung. Am folgenden Tag fand ein Gefecht statt; man sagte Loreck habe commandirt. Weil wir keine Barrikaden bauten, bekamen wir 450 Mann Einquartirung. — Der Angeklagte gibt zu, bei diesem Gefechte gegen die bayerischen Truppen ein Commando geführt zu haben.

38. Zeuge: Anton Kramer, Bürgermeister in Bellheim. Am 12. Juni 1849 kamen Freischaaren nach Bellheim. Ich war bei dem Einnehmer Klein gegenwärtig, als Loreck 78 fl. aus dessen Kasse nahm.

39. Zeuge: Johann Michael Schlindwein, Ackerer in Bellheim. An der Waffenschmiede bei Germersheim begegnete ich dem Angeklagten, welcher sagte, er habe sein Pferd von dem Posthalter zu Germersheim erobert. Er zog den Säbel, woran ich einen rothen Fleck bemerkte. Loreck sagte, es sey Blut, er habe Einen gehauen.

Der Angeklagte gibt diese Thatsachen zu.

40. Zeuge: Ludwig Köster, k. Notär in Bellheim, kann bezüglich des Angeklagten nur angeben, daß er ihn mehrmals auf einem Schimmel, welcher dem Posthalter Schaupp gehört haben soll, durch Bellheim reiten sah, und daß er gehört habe, die Freischaaren hätten auf die Wachtposten bei Germersheim geschossen.

41. Zeuge: Conrad Spitzfaden, Gemeindediener in Frankweiler. Am 15. Juni 1849 wurde Mähre lein als Gefangener nach Frankweiler gebracht. Ich mußte ihn einschließen und es hieß allgemein er werde erschossen. Weil er mich wegen seiner Kinder dauerte, ließ ich die Riegel locker und gab ihm einen Feuerhaken, um sich in der Nacht damit zu befreien; es gelang ihm aber nicht zu entkommen. Am andern Tag wurde er nach Annweiler gebracht.

(Schluß der Sitzung)

Sitzung vom 19. August.

Der Präsident verliest das Verhör des verstorbenen Johann Georg Hardenstein von Herrheim, welchen der Angeklagte verwundete; ferner ein ärztliches Gutachten, wonach Hardenstein länger als 20 Tage arbeitsunfähig war.

Der Angeklagte gibt die Thatsache zu, behauptet aber, der Bauer sey grob gewesen und habe zuerst mit der Peitsche nach ihm geschlagen.

42. Zeuge: Johann Joseph Trauth, Schneider in Zeiskam. Ich war bei der Compagnie Loreck, welche eine blutrothe Fahne führte. Eines Tages als wir bei Bellheim standen, kam Johann Hardenstein aus Herrheim mit seiner Fuhre von Germersheim. Loreck fragte, „Bauer woher“? Auf die Antwort des Hardenstein, daß er Jemanden nach Germersheim geführt habe, zog Loreck den Säbel und gab dem Manne, der sich mit den Händen schützte, viele Hiebe. Als ich sah, daß Blut floß, suchte ich abzuwehren, und verband dann, auf Befehl Lorecks, den Verwundeten mit dem Sacktuch. In diesem Augenblicke kamen Soldaten aus Germersheim, da sagte ich: „Hauptmann, jetzt ist es Zeit flöten zu gehen.“ Ich habe nicht gesehen, daß Hardenstein grob gewesen, oder gar mit der Peitsche nach Loreck geschlagen hätte. In Ottersheim zeigte dieser seinen blutigen Säbel und prahlte, daß er Einen damit gemetzelt habe. — Der Angeklagte erklärt, seine Compagniefahne sey schwarz-roth-golden gewesen und in Burrweiler gemacht worden.

43. Zeuge: Franz Heubel, Handlungsdiener in Germersheim, 16 Jahre alt. Ich ging durch den Wald, als Hartenstein daher gefahren kam. Einige Freischaaren gingen auf ihn zu und fragten: wo er gewesen sey? Er antwortete, daß er einen Mann nach Germersheim gefahren habe. Die Freischaaren und ich setzten uns auf den Wagen. Dann kam erst der Hauptmann daher geritten, fragte ebenfalls den Hartenstein aus und ritt neben her. Der Hauptmann gab zuerst dem Pferde einige Hiebe, damit es schneller laufen sollte. Als Hartenstein sagte: „er solle sein Pferd doch nicht schlagen,“ gab der Hauptmann ihm selbst Hiebe mit dem Säbel und traf die Hand, womit Hartenstein abwehrte. Der Hauptmann hat dem Hartenstein gesagt: was! den Mähdlein hast du nach Germersheim gefahren? dies ist ja gelogen. Der Hauptmann war vom Pferd abgestiegen und hatte mir befohlen, es zu halten, sonst werde er mir den Kopf spalten. Es sey auch von einem Freischaaren nach einem Manne geschossen worden. — Loreck bestreitet die Aussage, als in vielfacher Beziehung unrichtig, und hebt Widersprüche hervor.

(Fortsetzung folgt)

Verantwortlicher Verlager J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 68. Kaiserslautern, Donnerstag, 28. August **1851.**

Der Arzt.

Historische Erzählung aus Wiens Begebenheiten.
Von Frz. Jos. Proschko.

(Fortsetzung.)

Die Pest, die furchtbare Geißel des Ewigen, hatte während der Jahre 1712 und 1713 in Wien und auch in Linz zahlreiche Opfer geheischt. Durch sechs Monate blieb die Stadt Linz enge gesperrt. Rings um die Stadt wurden Pallisaden gesetzt und Wachtposten ausgestellt, kein Fremder durfte sich bei Todesstrafe ohne ausdrückliche Bewilligung des kaiserlichen Landesgubernators, Grafen Franz von Lamberg, auf welchen noch in diesem Jahre der Landesgubernator Christoph Wilhelm Graf von Thürheim folgte — in die Stadt begeben. Um alle Communikation und mögliche Verbreitung des Contagiums von dem linken Donauufer herüber zu verhindern, wurde ein Joch der Donaubrücke abgetragen und vor dem Hause des damaligen Stadtamtmannes Schneider in der Vorstadt Neuhäusel ein Schnellgalgen für jene errichtet, welche sich wider das Verbot in die Stadt eindrängen wußten.

Mit dem Beginn des Jahres 1714 nahm jedoch die Seuche bedeutend ab, und Dankgebete erschallten in den beiden Hauptstädten für die gnädige Abwendung der furchtbaren Seuche zum Himmel.

Kaiser Karl hatte bereits den Grundstein zum Bau der herrlichen Karlskirche zu meißeln befohlen, denn völkerkundig sollte der hohe Dank seyn, den der Landesvater vor dem Allmächtigen mit den Worten aussprach:

„Vota mea reddam in conspectu timentium Deum!“
(Ich will mein Gelübde im Angesichte der Gottesfürchtigen erfüllen.)

Und jene erhabenen Worte des Kaisers, sie strahlen noch immer herüber aus dem verklungenen Jahrhunderte und geben Zeugniß von einer Furcht des Herrn, welche das Wahrzeichen jener altergrauen Zeiten darstellte.

Der Kaiser dankte vor Allem dem Himmel, der die Seuche abgewendet hatte, er dankte aber auch jenen Männern, welche mit edlet Selbstaufopferung die Lazarethe der Pestkranken, die Leichendüfte der Todtenkammern nicht gescheut hatten, als es galt, am Platze zu seyn, wo ihnen die Gefahr mit fahlem Todtenauge entgegengrinste.

Unter diesen Bewährten, denen der Kranz des Sieges noch in dieser, und nicht bereits als im Berufe Geschiedenen in jener Welt zuerkannt werden sollte, nennt die Chronik auch den gelehrten Doctor Vitus von Blischer.

Der Mann war in jenem Zeitpunkte, als die Gefahr den Culminationspunkt erreicht hatte, nach Wien gekommen. Wo fortan sein graues Haupt sich durch eine Thürschwelle beugte, wo sich seine bleichen Lippen öffneten, da strömt Segen und Heilkraft in die matte Hülle, und der angeblich aus Bologna gekommene Arzt hatte in dem Zeitraume von zwei Monaten den Ruf eines Wunderdoctors erhalten.

Des Kaisers hochgeschätzter Feldoberst, Graf von Sickingen, war, von der Seuche ergriffen, in das am äußersten Ende der Vorstadt Mariahilf gelegene Quartier des Doctors gebracht worden und nach weniger denn drei Tagen vollkommen gesund aus demselben in die Stadt gefahren.

Dieses Meisterstück ärztlicher Kunst bewunderte der ganze Hof, und Kaiser Carolus glaubte den geschickten Doktor nicht besser ehren zu können, als daß er denselben, nachdem die Pest in Wien einigermaßen nachgelassen, noch Linz sandte, um auch hier dem Volke ein Schutzengel zu werden.

Und so geschah es. Vitus von Blischer ward auch in Linz der unbegränztesten Verehrung, des höchsten Ansehens theilhaftig.

Auf die wiederholte Aufforderung des Kaisers, irgend eine Belohnung für die vielen Beweise von Menschenliebe und Selbstaufopferung zu verlangen, erwiederte Blischer stets, er werde Seiner kaiserlichen Majestät ein Anliegen ganz absonderlicher Art

Digitized by Google

in Höchstihrer Hofburg darbringen, sobald die letzten Spuren des Contagiums verschwunden und er im Stande seyn werde, die Stadt Linz zu verlassen.

* * *

Den Advokaten Mayer hatte die unbegreifliche Langmuth des Allgerechten verschont. Er hatte auch nicht den mindesten Krankheitsanfall während der bösen Zeit dieser Seuche, welche über zwei Drittel der Bewohner Wiens auf's Krankenlager warf, zu überstehen. Dagegen hatten die zahlreichen Sterbsfälle und Testaments-Executionen, bei welchen er nicht immer am redlichsten vorging, seinen Seckel dermaßen gefüllt, daß Mayer aus dem Meere der allgemeinen Traurigkeit mit Reichthümern beladen und als Besitzer von fünf großen Häusern in der Stadt selbst hervortauchte.

Das Testament des Primators und die fünftausend Goldgulden hatte Mayer, nachdem er letztere zu seinen „Unbeschnittenen" gereiht, längst vergessen, nicht aber die wunderliebliche Rosa.

Vergebens waren indeß auch alle Bewerbungen des jungen Rainold, alle Drohungen des alten Anselmus — Rosa's Herz schlug nur noch dem Andenken ihres so frühe verblichenen Geliebten.

Seit dem Tode Albrecht Winklers aber lebte die Trauernde bei dem Fregattenkapitän Andreas Bertram, ihrem Oheim, welcher sich nach jener Scene mit dem Arzte wunderbar erholt, seine Nichte aufgefunden und sein Recht, sie als nächster Verwandter unter seine unmittelbare Obhut zu nehmen, nicht ohne viele Gegenrede des Baders Anselm und dessen Sohnes Rainold, und trotz der Rabulistik Mayers vor Gericht, behauptet hatte.

Der Kapitän hatte aus dem Vorfalle in jenem Gewölbe kein Geheimniß gemacht; offen hatte er dem Advokaten seine Niederträchtigkeit vorgehalten, mit welcher dieser den jungen Arzt in dem schrecklichen Augenblicke des vollen Ausbruches der Pestkrankheit und der anscheinenden Hoffnungslosigkeit einer Heilung in das Gewölbe geführt, um ihm die Seuche anzuhängen. Mayer aber nahm derlei haltlose Anschuldigungen, wie er sie nannte, lachend entgegen und kündigte endlich dem tobenden alten Manne, als dieser ihn einen Mörder nannte, die Spedition über die Haustreppe an.

Allein der Kapitän und Rosa hielten den Advokaten Mayer für Winklers Mörder. — Rosa lebte nur noch ihrem Oheim und dem Andenken ihres so schmählich von ihrer Seite gerissenen Albrecht, und diese herrliche Blume schien für die Welt auf immer verloren.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schildkröten-Suppe.

Gespräche über die sozialen Zeitfragen.

Unter diesem Titel hat ein alter Professor der Staatswirthschaft und des Staatsrechts, Herr A. E. Cherbuliez in Paris, die Unterhaltungen bekannt gemacht, die zwischen ihm und einem in seinem Wohnzimmer bei Ausbesserungen beschäftigten Arbeiter stattgefunden.

Die besondere Verständigkeit und Gemüthlichkeit des jungen Mannes waren dem alten Gelehrten so interessant geworden, daß er die Besprechungen, wie er selbst erzählt, viele Tage hindurch fortsetzte, und sie jeden Abend aufschrieb. Sie scheinen kurz nach dem 24. Februar 1848 abgehalten worden zu seyn, und sind durch ihre populäre Darstellungsweise anziehend und Jedem zugänglich, weßhalb wir sie im Plauderstübchen mittheilen wollen.

Die verschiedenen Gespräche verbreiten sich über die meisten der sogenannten „socialen Zeitfragen".

Erstes Gespräch.

Ueber Luxus-Ausgaben.

Der Arbeiter: Herr Professor! In der Boutique des großen Viktualienhändlers im Nationalpalast sah ich heute einen großen Haufen lebendiger Schildkröten; kann man diese Thiere auch essen?

Der Professor: Allerdings; man macht davon die sogenannten Schildkröten-Suppen, welche bei den Feinschmeckern in großen Ehren stehen.

Der Arbeiter: So eine Suppe mag schönes Geld kosten?

Der Professor: Wie viel, weiß ich nicht; aber theuer ist sie gewiß, denn die Thiere werden weit hergeholt.

Der Arbeiter: Und sie zu finden und zu fangen, ist vielleicht auch noch ein Stück Arbeit. Mir ist dabei merkwürdig, daß es Leute geben kann, die vielleicht ein Fünffranken-Stück für einen Teller solcher Suppe aufopfern.

Der Professor: Warum nicht, wenn einer es bezahlen kann? Das ist ja ein Genuß, der Niemanden schadet.

Der Arbeiter: Das gebe ich zu; indessen mit fünf Franken könnte man mehr als zehn Arbeiter, wie ich bin, nähren; und wie viele kenne ich deren, die kaum etwas haben, um ihren Hunger zu stillen! Kann es recht seyn, daß Einer, der nichts thut, die Kost für Zehn, die gern arbeiteten, verzehrt?

Der Professor: Glauben Sie denn im Ernst, daß eine einzige Portion dieser Suppe hinreichend seyn

Digitized by Google

könne, um zehn Männer Ihrer Art zu sättigen? Ich zweifle daran stark.

Der Arbeiter: Oh, Herr Professor, Sie thun, als verständen Sie mich nicht! Sie wissen recht gut, daß wir keine Schildkröten essen, sondern Brod- und Gemüß-Suppen.

Der Professor: Aber wie soll es denn zugehen, daß der Schildkröten-Esser, ohne Brod und Gemüße zu verspeisen, die Nahrung von zehn Arbeitern verzehren könne? Er vermindert ja nicht einmal das Quantum von Brod und Gemüße, wenn er die kostbare Suppe ißt; gerade im Gegentheil.

Der Arbeiter: Sie wollen mich konfus machen, was die Herren Gelehrten oft thun sollen. Widersprechen Sie mir 'mal, daß das Fünffranken-Stück, welches hier in die Tasche des Restaurateurs spaziert, zehn leere Mägen füllen, sättigen und froh machen würde, wenn es statt dessen in die Hände der zehn Arbeiter gelangt wäre.

Der Professor: So! Ihr speiset also Fünffranken-Stücke? Wohl bekomm's!

Der Arbeiter: Mit Verlaub, Herr Professor, wenn Sie meines Gleichen wären, dann würde ich sagen: das ist nicht geschickt gesprochen. So schickt es sich aber nicht, sondern ich muß zum Späßchen mitiachen. Aber wir sind doch nicht so dumm, um eben so gut wie ein Professor zu wissen, daß, wenn wir das Geld auch nicht essen können, wir doch ohne Geld weder Brod noch Gemüße, und nichts von allem dem haben können, was wir bedürfen.

Der Professor: Darüber sind wir vollkommen einverstanden.

Der Arbeiter: Also werden Sie auch einsehen, daß, wenn uns der Schildkröten-Esser die Fünffranken-Stücke gäbe, die er täglich für seine Leckerei ausgibt, er uns in der That täglich Speise und Trank reicht.

Der Professor: Das ist wahr, Speise und Trank ohne Arbeit, während die armen Schildkröten-Fänger, die Herbringer, die Zubereiter, deren Gehülfen mit allem, was davon abhängt, für ihre Arbeit, die unnütz geworden, Hunger leiden sollen. Das wäre eine saubere Wirthschaft!

Der Arbeiter: Sieh da! So weit hatte ich nicht gedacht. Doch dafür ist auch ein Ausweg: wenn nur die Schildkröten-Esser sich etwas besteuern wollten, so würden sie leicht so viel zusammenbringen, um die Schildkröten-Fänger, und deren ganzen Anhang so lange wenigstens zu ernähren, bis sie andere Beschäftigung ausfindig gemacht hätten.

Der Professor: Glauben Sie wirklich, daß man für sie alle andere Arbeit würde finden können?

Der Arbeiter: Warum nicht? Etwas Geduld muß man sich dabei freilich gefallen lassen.

Der Professor: Darin mögen Sie allerdings ein besseres Urtheil haben, als ich. Doch kann ich mir wohl denken, daß, wenn diese auf einmal auf's Trockene gesetzten Leute sich z. B. im Vaufach einlernen, nämlich als Maurer, Handlanger, ...

Der Arbeiter: Erkusiren Sie, Herr Professor, ich muß Sie unterbrechen. Da gerathen Sie auf einmal in die Profession, worin ich zu Hause bin und mitreden kann. Darin ist nichts zu holen; denn dieses Fach ist überfüllt. Neulinge würden darin gar nicht fortkommen.

Der Professor: Ich muß das zugeben, weil ich das Nämliche von allen anderen Professoren auch gehört habe. Die Ueberfüllung ist ja die allgemeine Klage, und werden darüber dicke Bücher geschrieben. Dazu kommt in unserem Falle noch der schlimme Umstand, daß das doppelte Opfer, daß Sie von den Liebhabern der Schildkröten-Suppe fordern, auch die noch in Thätigkeit befindlichen Arbeiter theilweise ihrer Arbeit berauben und zum Hungerleiden führen würde.

Der Arbeiter: Wie so?

Der Professor: Jeder Freund der Schildkröten-Suppe gibt erstlich diesen Genuß dran, um die Fünffranken-Stücke an die bedürftigen Arbeiter abzugeben.

Der Arbeiter: Ganz recht.

Der Professor: Zweitens soll er noch für die arbeitslos gewordenen Schildkröten-Fänger und deren ganzen Anhang das Wartgeld hergeben; nehmen wir an, daß dies wiederum täglich fünf Franken seyen.

Der Arbeiter: Ja wohl, ebenfalls fünf Franken.

Der Professor: Diese letzteren fünf Franken, und noch etwas mehr für seine eigene Ersatzspeise, muß er irgendwo hernehmen. Jedenfalls entnimmt er sie ihrer ehemaligen Verwendung, und zunächst wohl den Ausgaben für Luxus. Also entgehen sie den Arbeitern bei den Anstalten für die Gegenstände, die jetzt nicht mehr gekauft werden, oder den Maurern, Zimmerleute, Tapezierern u. dgl., wenn der Fünffranken-Zahler eben ein Haus bauen oder repariren lassen wollte, und was er jetzt ausspeist oder weniger kostspielig vollbringen läßt. Er wird also weniger Arbeiter beschäftigen oder sie weniger lange gebrauchen.

Der Arbeiter: Das ist richtig. Das nämliche Fünffranken-Stück kann nicht zu gleicher Zeit arbeitslose Arbeiter nähren und den beschäftigten Arbeit geben. Allein die Schildkröten-Suppe ist nicht der einzige Genuß, an den die reichen Leute ihren

Digitized by Google

Ueberfluß verwenden, und ich meine nur, wenn sie sich unter einander vereinigten, um auf ihre sämmtlichen Luxus-Ausgaben die Fünffranken-Stücke zu Gunsten der arbeitslosen oder dürftigen Arbeiter zu ersparen, dann .....

Der Professor: Dann würden doch immer alle diese Ersparungen darauf hinauslaufen, gerade wie bei den Schildkröten-Essern, einer gewissen Anzahl von Arbeitern die Beschäftigung zu rauben oder zu schmälern, und diese würden dann nichts oder zu wenig zu leben haben, während sie vorher ihr Auskommen hatten. Eben haben Sie ja selbst eingestanden, daß das nämliche Fünffranken-Stück nicht zu gleicher Zeit zehn beschäftigte und zehn unbeschäftigte Arbeiter ernähren könne; halten wir daran fest, und stellen wir die Frage so: ob es besser ist, daß der reiche Mann fortfahre, zu genießen und Geld auszugeben, womit auch Arbeitslöhne bestritten werden, oder daß er seine Genüsse einschränke, um dürftigen oder unbeschäftigten Arbeitern die Kost zu geben, deren Zahl durch Herbeiströmung der Faulen, stündlich mehr anwachsen würde.

Der Arbeiter: Wahrhaftig, Herr Professor, Sie treiben mich mit ihren Bemerkungen so in die Enge, daß ich mir nicht mehr herauz zu helfen weiß. Doch etwas fällt mir eben ein: Wenn die dürftigen oder arbeitslosen Arbeiter die Fünffranken-Stücke bekommen, welche die reichen Herren sich von ihrem Munde abbrechen, so werden sie doch eben so schnell wieder ausgegeben werden, freilich für Nahrungsmittel, die der Bauer mehr liefert, als der Städter; allein es wird damit doch immer Arbeit bezahlt, und der Bauer bringt das Geld doch alsbald wieder zur Stadt.

Der Professor: Ich glaube mit Ihnen, daß die städtischen Arbeiter von dieser Wiederausgabe den geringsten Theil bekommen würden; aber ich sehe nicht ein, was die Bauern dabei gewinnen sollten. Glauben Sie denn, das unterstützte unbeschäftigte Arbeiter mehr essen als beschäftigte, die von ihrem verdienten Lohne sich nähren? Denn wenn die nämliche Kopfzahl derer bleibt, welche Brod und Fleisch essen können und wollen, so wird doch weder ein Pfund mehr noch weniger konsumirt und produzirt werden.

Der Arbeiter: Mit dem Unterschiede jedoch, daß die Arbeitslosen, zu deren Gunsten ich das Nichtessen der Schildkrötensuppe verlange, nun hinreichend Brod und Fleisch essen werden, dessen sie vorher keines zu essen hatten. Die Produktion wird um so viel vermehrt werden.

Der Professor: Ja wohl, während aber an deren Stelle nun andere Arbeitslose treten, nämlich diejenigen, die bisher für den Luxus der Reichen beschäftigt gewesen und nun nicht mehr so viel verdienen, um Brod, zu geschweigen Fleisch, bezahlen zu können. Was der reiche Mann seinen gewöhnlichen Ausgaben entzieht, um es, gleichviel an wen, umsonst zu geben ist eine Verkürzung an der Summe, welche täglich für Erzeugnisse durch Arbeit verwandt wird. Werden diese Erzeugnisse nicht mehr verkauft, dann können die daraus entspringenden Arbeitslöhne nicht mehr bezahlt werden, und es treten neue Arbeitslose in die Reihe. — Sie sehen, mein guter Freund, wie man sich auch dreht und wendet, daß auf solchem Wege und durch solches Mittel weder die Produktion noch die Arbeit vermehrt, die Bedürfnisse befriedigt, noch der Zustand der Arbeiter verbessert werden kann.

Der Arbeiter: Ja, ja, mein Latein ist zu Ende, und ich sehe es nun selbst ein, daß es sich so gestalten würde, wie Sie es mir auseinander gesetzt haben. Lassen wir darum die Liebhaber ihre Schildkrötensuppe nur ruhig fortessen. Höchstens möchten sich die Schildkröte berechtigt finden, darüber klagbar zu werden; wir werden ihnen aber kein Gehör schenken, weil sie uns nicht werden beweisen können, daß ihr Leben kostbarer ist, als dasjenige der Ochsen, Kälber und Hämmel, die täglich abgeschlachtet werden.

(Fortsetzung folgt.)

Absagebrief eines Handlungslehrlings.

MSalene — MSalene!! Ist 2ste ich nicht an Ihr, Zsoose verserin! Ich Schafsölis! Der durch' 6 Amen geburzelte Student also hat 7 ebelt, 7 ascht nach Haus gebr 8, ausgel 8, mich Elend gem 8! 9!. Noch nie dagewesen; o 9, o 9!!!!

Im Pech bis an die 10e
Vergeß ich Ihr das Nicht!
Auf dem Gipf 11 alsche Lene,
Ist m 1 Zorn und Strafgericht!

1000 Er 12 e sind nur Budelhunde im Ver = zu meiner Raachsucht. Nehm' Sie in 80! Kei 90 er Mensch — zero sehr nicht — darf 4 Sie 1 4wort pro Bieren, Sie schlechte per Sohn! — Die liebe Waar bis dato meine Losung; jezo mache in Prügel, und ziehe solche auf Sie nach Sich und ohne Rach Sicht. Und wenn Sie beim Incasso der ersten Abschlag zahlung nicht zu † kriegt u. sich resol 40 gut aufzuden, so werd ich Ihr wie 1en 100 ödien!*)

S. L. H. O. Jak. ½stiest.

* Der arme Junge, da er Kunde von seines Liebchens Untreue erhielt, war just in Ziffern vertieft und begraben; daher also die ungeheure Abkürzung mittelst der Zahlen. Daher auch wohl die Paar Verstöße gegen die Orthographie, die mit dem überraschten Reiter durchging.

Verantwortlicher Verlege J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 69. Kaiserslautern, Samstag, 29. August **1851.**

Die Schildkröten-Suppe.

Gespräche über die sozialen Zeitfragen.

(Kölner Zeitung.)

(Fortsetzung.)

Zweites Gespräch.

Ueber die Wohlthätigeit.

Der Arbeiter: Herr Professor! Ich habe über das, was Sie mir gestern gesagt, nachgedacht; ich glaube gern, daß sich Alles genau so verhält, wie Sie mir es auseinander gesetzt haben, aber dennoch scheint mir darin immer noch etwas wider den Mann anzugehen.

Der Professor: Lassen Sie hören! Geben Sie Ihre Zweifel von Sich, und sehen wir, wie wir zur Verständigung gelangen.

Der Arbeiter: Mit dem Vonsichgeben, da hapert's eben; ich bin nicht studirt, und es ist auch vielleicht eine Dummheit. Sehen Sie, wenn ich Jemanden leiden sehe, dann meine ich immer, noch etwas thun und mich beim Raisonniren nicht aufhalten zu müssen.

Der Professor: Das zeugt von Ihrem guten Herzen; es beweist mir aber noch nicht, daß wir uneins sind, denn auch ich bin mitfühlend bei den Leiden meines Nächsten.

Der Arbeiter: Das mag seyn; indessen.....

Der Professor: Heraus mit der Sprache; wir sind ja nicht darum hier, um einander Komplimente zu sagen.

Der Arbeiter: So denk' ich auch. Ich will einen Fall setzen: Wir sind wieder bei dem Schildkröten-Suppen-Mann. Ein Herr tritt herein; er fordert die Karte; er schreibt auf: Zuerst die famose Suppe, und dann Beefsteaks. Schon hat er dem Kellner die Karte zurückgegeben, als er ihn zurückruft, mit den Worten: Beefsteaks und keine Suppe! Denn in dem nämlichen Augenblicke sah er, vor dem Fenster stehend, eine almosenflehende Mutter mit ihren vier Kindern, wovon noch eins an der Brust liegt; alle sind in Lumpen gehüllt; halb nackend zeigen sie Leiber, die nur Haut und Knochen sind mit hohlen ausgehungerten Augen und eingefallenen Wangen. Schnell hat der Herr das Fenster geöffnet und der armen Mutter das Fünffranken-Stück in die Hand gedrückt, das für die Schildkröten-Suppe bestimmt war. Unwillkürlich muß ich ausrufen: Das ist brav! das ist schön! Ich hätte dem Herrn die Hände küssen mögen; Sie aber Herr Professor, nach Ihrer Art zu denken, hätten die schöne Handlung tadeln müssen.

Der Professor: Davor wolle mich Gott bewahren; mein lieber Freund, ich würde dadurch ergriffen worden seyn, wie Sie selbst, und eben so gut darüber denken, wie Sie gethan.

Der Arbeiter: Wirklich? Sehen Sie, das macht mir Freude! Sie haben also seit gestern Ihre Ansichten geändert?

Der Professor: Nicht im Geringsten. Ich behaupte heute wie gestern, daß der Liebhaber der Schildkröten-Suppe, indem er seinem Munde das Fünffranken-Stück abbrach, um es den Armen zu geben, um eben so viel die Totalsumme verringerte, welche die Bestimmung hatte, um damit die Erzeugnisse einer gewissen Arbeit zu bezahlen, und damit also eine betreffende Klasse von Arbeitern zu unterhalten. Aber der daraus in diesem Falle entstehende Schaden, indem er sich auf alle Arbeiter vertheilt, ist für den Einzelnen nicht fühlbar, während er hier ein schreckliches, namenloses Elend, wenigstes für einige Tage, erleichtert. Das Gute davon trat hier unmittelbar, schnell, gewiß und tief wirkend ein, während das etwaige Uebel noch ungewiß und kaum empfunden von denen ist, die dadurch verletzt werden können. Wer würde, um hier schnell zu helfen, sich wohl lange bedacht haben?

Der Arbeiter: Ich gewiß nicht; denn was Sie heute sagen, ist dasjenige, was ich gestern dachte, als Sie mir bewiesen, daß ich Unrecht hatte.

Der Professor: Dann muß ich Sie verkehrt verstanden haben. Ich meine aber ganz Anderes gehört zu haben; Sie schlugen nämlich eine freiwillige oder unfreiwillige Besteuerung aller Schildkröten-Esser

Digitized by Google

und reichen Leuten vor, um damit die bedürftigen oder arbeitslosen Arbeiter zu ernähren; oder mit anderen Worten: eine allgemeine Maßregel zu Lasten einerseits der Leute, welche sich Luxus-Ausgaben gestatten können, und zu Gunsten andererseits derjenigen, die nicht so viel zu verdienen wissen, um für sich und ihre Familien die Lebensnothdurft zu beschaffen.

Der Arbeiter: So war allerdings meine Meinung, und sehe ich auch jetzt noch nicht ein, wie das, was im Kleinen gut ist, nicht auch im Großen gut seyn solle.

Der Professor: Im Allgemeinen ist es dies auch in der That nicht. Ein Glas guten Weins, von Zeit zu Zeit unter Freunden genossen, erfreut das Herz, und belebt Leib und Seele, ohne uns in unserem Berufe zu stören oder unserem Beutel weh zu thun; trinken wir diesen Wein aber täglich und so viel als unser Durst ihn fordern mag, so treten an die Stelle jener wohlthuenden Wirkung sehr bald schiefte Aufführung und Verarmung. Wohlthätigkeitshandlungen, die augenblicklich und gelegentlich, unter dem Eindrucke eines richtigen Gefühles, vollbracht werden, sind zugleich wohlthuend für denjenigen, der gibt, wie für den, der empfängt; ja, sie sind es für den ganzen Gesellschaftskörper. Diese Handlungen hingegen, als allgemeine Maßregel in Vollzug gebracht, um dadurch den Armen, ganz oder zum Theil, den Ueberfluß der Reichen zuzuwenden, so würde dadurch die Wohlfahrt der Reichen geschwächt, die Zahl der Armen bis ins Unendliche vermehrt und der Gesellschaftskörper des Theiles der Arbeit beraubt werden, der ihn reich und glücklich macht.

Der Arbeiter: Das begreift sich. Von Zeit zu Zeit ein kleiner Regenschauer befruchtet die Ernte und bringt sie zur Reife; zu viel Regen verdirbt sie.

Der Professor: Schön gesagt! Nun darf ich auch hoffen, daß meine Ideen mit Ihrem Gewissen und guten Herzen in Widerspruch gerathen.

Der Arbeiter: Gewiß nicht! Nur bitte ich, mir noch zu erklären, wie Sie das verstehen, wenn Sie sagen, daß die Handlungen der Wohlthätigkeit wohlthuend für den ganzen Gesellschaftskörper seyen.

Der Professor: Das ist naheliegend. Es gibt Bedürftige, deren Elend so gränzenlos groß und umfassend ist, daß dasselbe nur durch unmittelbare Hilfe gemildert und der Verzweiflung zuvorgekommen werden kann, welche sich solcher Unglücklichen bemeistern könnte. Die Verzweiflung aber ist ein böser Rathgeber; die ihr Verfallenen treibt sie allzu leicht an, die Gesetze zu überschreiten und die öffentliche Ruhe zu stören, entweder durch Verbrechen wider Personen oder Eigenthum, oder durch frevelhafte Auflehnungen gegen die Regierungen oder die Staatsverfassungen.

Der Arbeiter: Erlauben Sie! Hiergegen wird besser die Justiz, als die Wohlthätigkeit schützen; eine schöne Wohlthätigkeit, vergesellschaftet mit den Gefängnissen und den Galeeren!

Der Professor: Sie mißverstehen mich. Gerade darum preise ich die Wohlthätigkeit, weil sie in vielen Fällen der Justiz ihre schwere, aber unabwendbare Aufgabe erspart, Bestrafungen eintreten lassen zu müssen. Denn besser ist es für die Gesellschaft, daß schlimme Anregungen in der Geburt erstickt oder, ehe ihr Ausbruch erfolgt, in Schranken gehalten werden, als die Justiz einschreiten zu sehen, um die entfesselten Leidenschaften niederdrücken und verbrecherische Handlungen bestrafen zu müssen.

Der Arbeiter: Gut, sehr gut! Ueber die Fragen wegen der Reichen bin ich nunmehr auf dem rechten Wege. Mögen meine Kameraden es nun versuchen, mich von diesem Wege abzuziehen. Ich bin nun auf dem rechten, und all ihr sozialistischer und kommunistischer Galimathias soll mich nicht mehr davon abbringen!

(Fortsetzung folgt.)

Assisenverhandlungen im großen politischen Prozesse.

Sitzung vom 25. August.

Zeugenverhör.

1. Zeuge: Abraham Dreifuß, Handelsmann in in Aiderswiler. Im Mai 1849, als es verboten war Lebensmittel in die Festungen zu bringen, kaufte ich zwei Paar Ochsen auf dem Schauerberg, um sie dem Metzger Schwenk in Landau zu überbringen. In Rodalben warnte mich ein Israelit, der Angeklagte Folz habe Mannschaft ausgestellt, um mir aufzupassen. Ich ließ deßhalb ein Paar Ochsen in der Kaltenbach stehen und kam mit den andern bis nach Leinoweiler. Da ich wegen den Freischaaren nicht weiter konnte, stellte ich die Ochsen bei dem Wirth Wissinger ein, wo sie in der Nacht geholt wurden. Ich erhielt später die Nachricht, daß sie zu Folz in Annweiler gebracht worden seyen. Dadurch entstand für Schwenk ein Schaden von 302 fl. Ankaufspreis ohne die Kosten. Die auf der Kaltenbach zurückgebliebenen Ochsen schaffte ich auf den Kaplaneihof, wo sie 17 Tage bei Herrn Albrecht blieben. Von der provisorischen Regierung, an die ich mich wendete, erhielt ich den Bescheid, die Sache

Digitized by Google

hänge von dem Commandanten Folz zu Annweiler ab. Dieser hatte einen Ochsen nach Kaiserslautern geschickt und den andern schlachten lassen; mich aber lud er ein, mit ihm Hirn und Rickelchen davon zu essen. Das Fleisch war zu 6 kr. pr. Pfund verkauft worden und Folz behielt 30 fl. für Futter, Bier ꝛc.

Der Angeklagte Folz erklärt, daß ihm von der Wegnahme der Ochsen nichts bekannt sey, indem er damals noch nicht Major gewesen. Alles sey auf Befehl des Civilcommissärs Bruch geschehen.

Der Präsident bemerkt, daß ihm ein Protokoll eingereicht worden, wornach man dem Zeugen in hiesiger Stadt Zumuthungen bezüglich seiner Aussage gemacht habe, und daß deßhalb eine Untersuchung eingeleitet sey. Zeuge bestätigt auf Befragen den Vorfall, mit der Bemerkung, daß er auch schon anderwärts wegen seinem abzulegenden Zeugniß schwer bedroht worden sey.

(Schluß der Sitzung.)

Sitzung vom 26. August.

Bei Eröffnung der Sitzung findet sich der Präsident veranlaßt, die Geschwornen nochmals aufzufordern, keinen Einflüsterungen Gehör zu schenken. Er verliest einen Brief des Angeklagten Reuther an seinen hier anwesenden Vater, worin er denselben auffordert, den Geschwornen Cloos im Wirthshaus aufzusuchen, ihn für die Angeklagten günstig zu stimmen und ihn zu bitten auch mit den andern Geschwornen zu sprechen.

2. Zeuge: Gütel Dreifuß, Ehefrau des Handelsmannes Abraham Dreifuß zu Albersweiler. Ich ging nach Annweiler zu Folz und bat mit Thränen um Zurückgabe unserer Ochsen, allein vergebens. Folz bemerkte, der eine werde nach Kaiserslautern geschickt der andere aber geschlachtet. Ich bot 22 fl. für die Kosten, die er aber nicht annahm. Am andern Tag ging ich nochmals zu ihm und flehte, weil wir arme Leute seyen, unser Eigenthum zurückzugeben, erhielt aber den Bescheid, mein Mann werde als Schmuggler in Annweiler erschossen oder nach Kaiserslautern geführt. Die Landauer brauchten kein Rindfleisch zu essen, die könnten verrecken. Die Umstehenden jubelten und stießen Drohungen gegen meinen Mann aus. Auch der Friedensrichter konnte mir damals nicht helfen. Doch hatte Folz gesagt, wenn der Friedensrichter die Herausgabe der Ochsen anordne, sey er es zufrieden.

Der Angeklagte Folz behauptet, er habe die Zeugin nicht hart angelassen, ihren Mann nicht bedroht, sondern sie sogleich an den Friedensrichter verwiesen. Anwalt Glasser bemerkt, daß die beiden vernommenen Zeugen einen Prozeß gegen Folz wegen der fraglichen Ochsen erhoben, daher Interesse am Ausgang der Sache hätten. Zeuge Dreifuß erklärt, daß nicht er, sondern Schwenk bei der Sache betheiligt sey.

3. Zeuge: Friedrich Levi, Mackler in Albersweiler. Dreifuß beauftragte mich, ein Paar Ochsen nach dem Sandhof bei Zweibrücken zu bringen. Zu Hambach wurde ich von Freischaaren arretirt und zu Annweiler dem Major Folz vorgeführt. Derselbe schimpfte sehr und ließ mich auf der Wachtstube in ein Holzkämmerchen sperren. Am andern Tag wurde ich wieder vor Folz geführt, welcher den Befehl gab, man solle mich aus der Stadt transportiren, unter der Verwarnung, daß, wenn sie mich nochmals erwischten, ich erschossen würde. Sie hätten uns schon 9 Nächte aufgepaßt, wir seyen Spitzbuben.

Folz stellt in Abrede, den Befehl zur Verhaftung des Zeugen gegeben oder ihn beleidigt zu haben. Am zweiten Tag habe er denselben nicht mehr gesehen.

4. Zeuge: Peter Wissinger, Wirth in Leinsweiler. Im Jahr 1849 hatte der Handelsmann Dreifuß, aus Furcht vor den Freischaaren, ein Paar Ochsen bei mir eingestellt. Diese Ochsen wurden durch den Adjunkt mit Beschlag belegt. In der Nacht kamen Männer von Annweiler und letzten einen Schein vor, von welchem der Bürgermeister sagte, er sey von Folz unterzeichnet. Gegen diesen Schein lieferte ich ihnen die Ochsen aus.

Folz stellte in Abrede, den fraglichen Schein ausgestellt zu haben.

5. Zeuge: Carl Gutmann, Kaufmann in Annweiler. Der Angeklagte Folz übergab mir 62 fl. 53 kr. baar und fünf Quittungen, im Betrag von 30 fl., aus dem Erlös des geschlachteten Ochsen, worüber ich als Rechner der Bürgerwehr quittirte.

6 Zeuge: Andreas Seiter, Bürgermeister von Gossersweiler. Bei der Rekrutirung am 11. Juni 1849 entstand Unzufriedenheit. Die beiden von Annweiler erschienenen Legionäre wurden von den Conscribirten, worunter viele Betrunkene, mißhandelt, und mußten die Flucht ergreifen. Bald darauf hieß es, die Bürgerwehr von Annweiler rücke ein, die Sturmglocke wurde gezogen, die Leute setzten sich zur Gegenwehr in Bereitschaft, und es begann zu schießen. Croisant war als Lieutenant zu Pferd. Der Commandant Folz kam hinten nach. Da ich selbst in Gefahr schwebte, sprach ich den Folz um eine Schutzwache an, worauf er erwiederte, dies sey nicht nöthig, er werde die Ordnung unter seinen Leuten handhaben. Sie betrugen sich auch gut und verübten keine Exzessen. Nach der Schaar von Annweiler und Albersweiler kam die von Bergzabern. Der bekannte Borscht und sein Adjutant beschimpften mich vielfach; Borscht verlangte 500 fl., unter der Drohung, mich als Geisel fortzuführen, begnügte sich aber am Ende mit Essen und Trinken für das Corps. Ich mußte einen Revers unterschreiben, alle Kosten des Zuges zu zahlen. Als die Bergzaberer abgezogen waren, erhielten wir am Abend nochmals Besuch von Klingenmünster, Heuchelheim und andern Gemeinden,

Digitized by Google

welche wieder essen und tranken und lärmten. An diesem Tage wurden während des Schießens ein Einwohner aus Gosserswеiler getödtet, ein Anderer verwundet.

Die Angeklagten Folz, Croisant und Hoffmann geben zu, den Zug nach Gosserswеiler als Major, Hauptmann und Lieutenant mitgemacht zu haben.

7. Zeuge: Adam Schnäble, Taglöhner in Annweiler. Ich trug den Legionären das Meß, als sie die Recrutirung in Gosserswеiler vornehmen wollten. Wir wurden aber von den Bauern verjagt und mit Steinwürfen verfolgt. Ein Legionär wurde verwundet und blutete sehr. Auf die geschehene Anzeige zu Annweiler schlug es Generalmarsch, es stürmte und der Zug ging ab. Was in Gosserswеiler und Schwanheim vorfiel, kann ich nicht sagen.

Folz behauptet, er sey gegen den Zug gewesen.

8. Zeuge: Georg Jacoby, Postbalter in Annweiler. In den Monaten Mai und Juni 1849 wurden durch den Angeklagten Folz oft Pferde requirirt. An dem Tage des Gosserswеiler Zugs erhielt er ebenfalls Pferde nach Bergzabern, auf seine schriftliche Requisition. Als ich mich einst weigerte Pferde herzugeben, bedrohte mich Folz mit Exekution; er holte auch sogleich Bewaffnete und nahm eines meiner Pferde, das ich nach 3 Tagen wieder erhielt. Am 17. Juni wurden Barrikaden gebaut; Folz verwendete sich, daß Willich sie wieder abtragen ließ.

Den Angeklagten Eisele kenne ich als einen ordentlichen Mann, der sich oft gegen die Bewegung aussprach, obgleich ich ihn einmal zum Exerzieren ausrücken sah. Wegen der Unruhen kehrte er nicht nach seiner Heimath zurück. Ob er den Zug nach Gosserswеiler mitmachte, kann ich nicht sagen, überhaupt kann ich in dieser Beziehung Niemanden angeben.

Der Angeklagte Eisele erklärt, er habe sich freiwillig zur Untersuchung gestellt, weil das Gerücht ihn beschuldigte, einen Mann zu Gosserswеiler erschossen zu haben.

9. Zeuge: Johann Schalk, Schlosser in Annweiler. An dem Tag, als der Zug nach Gosserswеiler ging, faßte ich auf dem Rathhaus von dem Oberlieutenant Acker Patronen. Folz sagte: „Ihr Leute, macht nur, daß es mit den Patronen kein Unglück gibt."

10. Zeuge: Philipp Seifried, Dienstknecht in Annweiler. Ich bin aus Gosserswеiler und wollte an dem Tag des Zuges meine Verwandten warnen; deßhalb wurde ich angehalten und mit dem Tode bedroht. Von dem Angeklagten Hoffmann wurde ich zur Rede gestellt, hernach durch Freischaaren verhaftet und durch Nikolaus Schellang, auf Befehl des Folz, in das Arresthaus geführt. Nach einigen Stunden erhielt ich die Freiheit wieder. Es ist möglich, daß es Folz gut mit mir gemeint hat, als er mich in Verwahr bringen ließ.

11. Zeuge: Dr. Franz Gergens, k. Kantonsarzt in Annweiler. An dem Tag, wo der Zug statt hatte, forderte mich der damalige Adjunkt Graf, im Auftrag des Commandanten Folz, auf, als Arzt mit nach Gosserswеiler zu gehen. Da ich nicht ausweichen konnte, begab ich mich in Begleitung eines Chirurgen auf den Weg, und traf unterwegs auch den Angeklagten Folz. Ich ging mit dem Nachtrab und schloß mich der Abtheilung an, welche über Völkerswеiler zog. An dem Orte fiel ein Schuß auf uns, dessen Kugel ich pfeifen hörte; darauf hörte ich oberhalb des Dorfes vielfaches Schießen. Von da an war ein Durcheinander, doch kann ich nichts Näheres angeben, weil ich mich in der Nähe von Gosserswеiler zurückzog. Ich hörte von dem Chirurgen, es sey ein Mann getödtet, ein Anderer verwundet worden.

Später nahm ich die Section des getödteten Ballwebers, eines kräftigen jungen Mannes von 20 Jahren, vor; derselbe hatte einen Schuß in die Brust erhalten, in dessen Folge der Tod eintreten mußte. Joseph Morio, Schneider von Lug, hatte 29 Schrote, durch einen Schuß von hinten, erhalten. Die Verletzungen waren jedoch nicht gefährlich, und ich weiß nicht mehr, wie lange der Verwundete arbeitsunfähig war, doch glaube ich, daß er mit 14 Tage hätte arbeiten können.

Ich war vor Folz Commandant der Bürgerwehr zu Annweiler, legte aber die Stelle nieder; weil keine Ordnung mehr herrschte, und ich von meinen eigenen Leuten mit Thätlichkeiten bedroht wurde. Der Oberlieutenant Acker war meist daran Schuld und überhaupt der unruhigste Kopf in Annweiler.

12. Zeuge: Wilhelm Köster, kgl. Notär und Bürgermeister in Annweiler. Am 11. Juni 1849 erschien die Proclamation gegen das Einrücken der Preußen, worauf die Sturmglocke gezogen wurde; Andreas Graf sagte nämlich, es müsse gestürmt werden. Des Nachmittags kam die Nachricht nach Annweiler, daß einer der Legionäre, welcher in Gosserswеiler die Messung der Conscribirten vornehmen sollte, todtgeschlagen und die andern mißhandelt worden seyen, was eine große Erbitterung unter der, an jenem Tage zahlreich versammelten Bevölkerung hervorrief. Ich machte den Vorschlag, einige Leute nach Gosserswеiler zu senden, damit der Bürgermeister auf ein Requisitionsschreiben des königl. Friedensrichters, die Schuldigen ausliefere. Obgleich das Schreiben ausgefertigt wurde, ging dennoch der Zug ab. Ich war erfreut, den Angeklagten Folz dabei zu erblicken, weil ich ihn als einen Mann kannte, der stets für Aufrechthaltung der Ordnung und durchaus kein Anhänger der provisorischen Regierung war. Er unterzeichnete das Protokoll, wodurch der Cantonalvertheidigungsausschuß zu Annweiler der provisorischen Regierung entgegentrat.

Zeuge gibt auf Befragen dem Angeklagten Hoffmann ein sehr gutes Leumundszeugniß.

Der Angeklagte Andreas Graf gibt zu, am 11. Juni dem Bürgermeister Köster gesagt zu haben, es werde gestürmt werden, er habe dabei nur den Willen der versammelten Menge ausgedrückt.

(Schluß der Sitzung.)

Verantwortlicher Redakteur J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 70. Kaiserslautern, Donnerstag, 4. September **1851.**

Der Arzt.

Historische Erzählung aus Wiens Begebenheiten.

Von Frz. Isid. Proschko.

(Fortsetzung und Schluß.)

Das Jahr 1711 war angebrochen. Die unzählige Volksmenge, welche sich am Platze, wo gegenwärtig die schöne Karlskirche emporragt, versammelt hatte, war nach der durch Kaiser Karl den Sechsten selbst erfolgten Grundsteinlegung auseinander gegangen, und der Kaiser trat in den Saal seiner Hofburg, um einige unaufschiebbare Geschäfte zu vollenden.

Der dienstthuende Kammerherr meldete den kaiserlichen Kammeradvokaten Mayer, welcher, einer geheimen Sendung an den Münchener Hof entgegenharrend, im Vorsaale wartete.

Auf einen bejahenden Wink des Kaisers trat der zu einer wohlgenährten Athletengestalt-herangewachsene Advokat in den Saal.

Aber der Kaiser beachtete nicht die tiefen Bücklinge des Themisdieners. Sein Auge schweifte über den Burgraum, über welchen ein Greis mit rothem Mantel und Staatsdegen der Burgtreppe zuschritt. Ohne den Advokaten zu beachten, klingelte der Kaiser und befahl dem Kammerherrn, dem bezeichneten Mann sogleich vor seine Person zu führen.

„Seyd uns willkommen, lieber Doktor Blischer, in unserer Hauptstadt!“ rief der Kaiser dem Eintretenden entgegen.

Veit von Blischer, ein Mann von hoher Gestalt mit jugendlichen Gesichtszügen, aber weißem Haupte, beugte sich dreimal vor dem Herrscher.

„Eure Majestät —“ begann er, da fiel sein Auge auf den ihn mit stechendem Blicke fixirenden Mayer; er schrack sichtlich zusammen.

„Kennt Ihr meinen Kammeradvokaten?“ fragte Karl den alten Arzt.

„Ob ich ihn kenne?“ entgegnete dieser, mit der einen Hand sich über die Stirne fahrend, als gedächte er vergangener Zeiten. „Ob ich ihn kenne? Ja, kaiserliche Majestät, ich kenne den Advokaten Alexius Mayer, ich kenne ihn und habe ihm auch das Vermächtniß eines sterbenden Freundes zu behändigen.“

Dabei nahm der Doktor ein schön gearbeitetes Portefeuille aus seiner Brusttasche.

Mayer aber hielt sich an dem Mauergesimse nächst der Saalthüre, sein Antlitz glühte in sonderbarer Ahnung, stammelnd erbat er sich von Seiner kaiserlichen Majestät die hohe Gnade seiner Entlassung aus dem Audienzsaale.

Karl wies jedoch auf den Arzt.

„Fühlt dem Advokaten den Puls,“ befahl der menschenfreundliche Monarch. „Uns dünkt, daß ihn irgend ein böser Schwindel befallen habe.“

Der Kaiser schob hier mit eigener Hand einen kleinen Sessel zurecht und befahl dem Advokaten, sich niederzulassen.

Der alte Doktor aber richtete jetzt sein Haupt jugendkräftig empor, faßte die Hand des Advokaten und blickte ihm fest in's Auge.

„Der Puls zittert, das Blut fiebert,“ sagte er kaltblütig — „es ist die Folge eines früheren, vor langer Zeit vorbereiteten Uebels.“

„Nun, so helft!“ drängte der Kaiser und wies auf ein Marmortischchen, wo Papier und Federn lagen. „Schreibt ein Rezept, Doktor.“

„Hier das Rezept!“ entgegnete Blischer ernst und drückte dem in glühender Angst zur Erde blickenden Advokaten Mayer das aus seinem Portefeuille genommene Manuskript in die Hand.

„Das Testament!“ hauchte dieser und sank erbleichend in die Kniee.

„Nicht wahr, Herr Kammeradvokat,“ sagte der Doktor kalt, „so nahe haben wir uns nie gestanden und Ihr habt den Doktor Blischer nur von Hören-sagen gekannt, sonst hättet Ihr ihn gewiß um das erkleckliche Wunderrezept da gebeten?“

„Verzeiht, kaiserliche Majestät,“ wandte er sich zu dem Monarchen — „verzeiht, daß Euch noch immer der Sinn meiner Rede dunkel; beliebte es, Euch, die-

Digitized by Google

ses Pergament zu überfliegen und mir sonach ein gnädiges Gehör zu gestatten."

Tiefes Schweigen herrschte nun im Saale. Halb geistesabwesend lag der Advokat auf den Knieen, der Doktor stand als ein rächender Engel mit dem Flammenschwerte an seiner Seite und blickte sinnend über das Fenster nach einer Gegend hinaus; der Kaiser aber durchflog das Pergament.

„Ein Testament," sagte er, indem er es dem Arzte zurückgab — „ein Testament des ehemaligen Stadtprimators Bertram, in welchem er die in seinem Hause unter dem Brette einer Zimmerecke verborgenen fünftausend Goldgulden seiner Tochter Rosa hinterläßt."

„Dieses Testament ist die Ursache meines Hierseyns," bemerkte Blücher, „meiner unterthänigsten Bitte, daß es Ew. kaiserlichen Majestät gefallen möge, als einst verheißene Belohnung meiner treuen Verwendung im Dienste der Menschheit, zwischen mir und diesem da ein Urtheil zu fällen, auf daß Jedem werde nach seinen Werken!"

Kaiser Karl blickte dem Arzte verwundert ins Gesicht, während Mayer, der Advokat, des Kaisers Kniee umklammerte und um Gnade und Leben flehte.

Der alte Doktor aber nestelte an seinem Haupthaare und die weißgraue Perrücke fiel zu Boden; er warf den rothen Staatsmantel zur Seite und im einfachen grauen rocke stand — Albrecht Winkler vor dem Kaiser.

Mit wenigen Worten hatte er dem Monarchen Mayers Tücke geschildert, wie dieser ihn in die Arme des pestkranken Kapitäns gelockt, wie er durch die furchtbare Wuth der Seuche übermannt, in einen todtenähnlichen Schlummer gesunken und auf dem Leichenwagen bereits aus der Stadt geführt worden sey. Zu oberst in den gemeinsamen Todtenschacht außerhalb der Stadt, in der Nähe des Kahlenberges, geworfen, in welchen erst am Morgen von den für jetzt ermüdeten Arbeitern ungelöschter Kalk gestreut werden sollte, war er in der Nacht zum Leben erwacht. Ein furchtbares Erwachen! Unter verpesteten Leichen, mitten unter den Todten der einzige Lebende! Er griff in der schaurigen Oede um sich, da faßte seine Hand ein kaltes Antlitz und kaltes Entsetzen seine Seele. Unbewußt, mit der letzten Kraftanstrengung war es ihm gelungen, sich herauszuarbeiten aus dem Todesschlunde; vor einem Häuschen nächst Nußdorf war er zu Boden gesunken, nach abermaligem Schlafe zum neuen Leben erwacht. — Aber wie erstaunte er, als er in Mayers Mantel, den ihm der Leichenführer umgeworfen, das Testament fand, welches seine geliebte Rosa zur Erbin von fünftausend Goldgulden einsetzte und welches Mayer nach der Auktion der Mobilien des Primators aus dem Verstecke in des Verstorbenen Zimmer hervorgeholt und zu sich gesteckt hatte! Vieles wurde ihm nun klar. Aber sein Entschluß war ein anderer. Als einem aus der Pestgrube Erstandenen war ihm der Eintritt in die Stadt von selbst untersagt; er wartete also seine Genesung ab, welche mit Beihülfe seiner Jugendkraft mächtig vorwärts schritt; dann wollte er, Rosa's Treue prüfend, Mayers Tücke dem verdienten Strafgerichte zuführend, diesem Leben abgestorben bleiben und als neuer Mensch wieder erscheinen. — So war er, nachdem er das durch Gottes Fügung in seine Hand gespielte Testament wohl verwahrt, den Mantel aber seinem liebevollen Wirth in Nußdorf nebst seinem besten Segen überlassen hatte, in die Stadt des heiligen Hippolyt gewandert. Dort hatte er unter dem Namen Veit Blücher und mit dem Vorgeben, daß er aus Bologna komme, jene wundervollen Kuren begonnen, welche er in Linz mit so glänzendem Erfolge fortsetzte, daß er nun als erster Koryphäe seiner Kunst vor dem Kaiser stand.

Karl der Sechste sprach, nachdem der Arzt seine Rede, während welcher Mayer mit zu Boden gekehrtem Antlitze in dumpfem Hindrüten dagelegen, vollendet, kein Wort. Wohl mochte es ihn unangenehm berühren, daß der Arzt nicht früher seine allbekannte kaiserliche Gerechtigkeit in Anspruch genommen und sich ihm nicht entdeckt hatte. Ernst und schweigend öffnete er die Thüre und winkte einem Pagen.

Dieser kam und Mayer wurde in eine Kutsche gebracht, welche ihn vor der Hand in sein Quartier zurückbrachte, woselbst augenblicklich eine Untersuchung vorgenommen und strenge Ueberwachung gehandhabt wurde.

Auch Winkler wurde von dem Kaiser mit einem schweigenden Kopfnicken entlassen.

* * *

Ein Jahr nach diesem Auftritte las man in dem 14. Jahrgange der „Wiener Zeitung":

„Seine römisch-apostolische Majestät haben den berüchtigten Halsprozeß des ehemaligen Kammeradvokaten Alexius Mayer und dessen Complicen des Wundarztes Anselmus und dessen Sohnes Raimold, als welche unglaublicher Maßen wider den berühmten Doctor der Arzneikunde, Vitus von Blücher, und dessen Braut, Rosa Bertram, also unredlich handthiret, daß Ersterer in die Pestgrube, Letztere um ihr rechtlich angeerbtes Vermögen gekommen — dem Reichskammer-

Digitized by Google

gerichte in Speyer übergeben, und dieses für sämmtliche drei Verbrecher ein auf ihre Hinrichtung durch's Schwert lautendes Urtheil nach Recht und Billigkeit gefället.“

Dieses Urtheil ward jedoch nicht vollzogen. Anselm und dessen Sohn wurden, auf Winklers Fürbitte, von dem Kaiser begnadigt und zu den Schiffszügen an der untern Donau verurtheilt, woselbst sie ihr Leben endeten. — Mayer starb im Frühjahre des Jahres 1718 im Wahnsinne, in welchen er in Folge der Erkennungsscene im kaiserlichen Palaste bereits verfallen war und somit auch nicht dem Schaffotte zugeführt werden konnte.

Albrecht Winkler aber lebte unter dem angenommenen Namen, nebst seiner Gattin Rosa und deren Oheim, dem Fregattenkapitän Andreas Bertram, von den höchsten kaiserlichen Huldbezeugungen überhäuft, längere Zeit in Wien, wählte sich aber später das freundliche Linz zu seinem Wohnsitze und lebte hier mit dem Ehrenprädicate Blischer von Lebenstrost bis in seine spätesten Tage als geehrter städtischer Arzt.

Mannheim, im August.

Preisausschreiben.

In Verbindung mit Gesangfreunden und Auftrag derselben werden hiermit sieben Ducaten als Preis für diejenige tonkünstlerische Bearbeitung untenstehenden Gedichts zum Gebrauch für Männergesangvereine ausgesetzt, welche von den einkommenden Bewerbungen als die zu krönende erkannt wird. Vaterländische Tonsetzer sind eingeladen, sich durch ihre Kunst im vierstimmigen Satz für Männerstimmen hierbei betheiligen zu wollen.

Es wird das Ersuchen gestellt, daß die Bewerbungen noch im Laufe dieses Jahres durch jemand dahier dem Unterzeichneten gegen dessen Schein frei zugestellt werden; daß ihre Zeitmaß- und Vortragsbezeichnungen durchgängig deutsch gegeben, dieselben mit einem deutschen Sinn- oder Wahlspruch versehen und begleitet sind von einem versiegelten Zettel, der innen den Verfasser des Werkes nennt, außen aber denselben Spruch führt, und drei nicht sehr weit von hier entfernte Künstler bezeichnet, welche der Verfasser als Preisrichter vorschlägt.

Die so, und noch im December d. J. einkommenden Bewerbungen werden den mehrstimmig erwählten drei Preisrichtern zur Beurtheilung vorgelegt und das Ergebniß dieser, sobald es vorliegt, bekannt gemacht.

Das gekrönte Werk bleibt gegen den Preis ausschließliches Eigenthum der Ausstellers desselben. Die übrigen, auch die besonders belobten, werden auf kostenfreies Verlangen der Inhaber gedachter Scheine, jedoch nur gegen diese, wieder ausgefolgt.

A. Schüssler.

Muttersprache.

Von Max v. Schenkendorf.

Muttersprache, Mutterlaut,
Wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort, das mir erschallet
Süßes, erstes Liebewort;
Erster Ton, den ich gelallet,
Klingest ewig in mir fort!

Ach wie trüb ist meinem Sinn,
Wenn ich in der Fremde bin;
Wenn ich Fremde Zungen üben,
Fremde Worte brauchen muß,
Die ich nimmermehr kann lieben,
Die nicht klingen als ein Gruß.

Sprache schön und wunderbar,
Ach wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
In den Reichthum, in die Pracht;
Ist mir's doch als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht.

Klinge, klinge fort und fort,
Heldensprache, Liebeswort!
Steig empor aus tiefen Grüften,
Längst verscholl'nes altes Lied;
Leb' aufs neu in heil'gen Schriften,
Daß dir jedes Herz erglüht.

Ueberall weht Gottes Hauch,
Heilig ist wohl mancher Brauch;
Aber soll ich beten, danken,
Geben meine Liebe kund,
Meine seligsten Gedanken:
Sprech' ich mit der Mutter Mund.

Digitized by Google

Assisenverhandlungen im großen politischen Prozesse.

Sitzung vom 31. August.

70. Zeuge: Johann Philipp Geenen, Hufschmied in Gossersweiler. Kennt nur Croissant. Es wurden mehrere Bursche verhaftet, weil sie an der Mißhandlung der Legionäre Theil genommen hatten.

71. Zeuge: Simon Haberlach, Ackerer in Gossersweiler. Ich kenne nur Folz, weiß jedoch von den Angeklagten nichts anzugeben. — Zeuge spricht im Allgemeinen nur von den Vorgängen an der Kapelle, wo die Annweilerer standen. Dieselben wollten nichts als die Bursche verhaften, welche die Legionäre mißhandelt hätten. Ich war mit einer Pistole und einer Heugabel bewaffnet, die mir abgenommen wurden.

72. Zeuge: Johann Philipp Glaffer, Ackerer in Gossersweiler. Ich kenne unter den Angeklagten nur Folz, Schröder und Schellang. — Zeuge spricht im Allgemeinen über die Vorgänge an der Kapelle. Ich wurde verhaftet, und sah, wie Mehrere, darunter Schröder, den Wilh. Heisel herumrissen, weil er seine Art nicht hergeben wollte.

73. Zeuge: Daniel Schwarz, genannt Hirsch, Handelsmann in Gossersweiler. Ich begleitete den mißhandelten Legionär nach Annweiler. Am Zinkgraf'schen Wäldchen trafen wir auf die Annweilerer. Hoffmann oder Füß sagte zu 12 Begleitern aus Gossersweiler, sie dürften nicht nach Hause, die Bauern könnten sich sonst hinterstellen. (In der Voruntersuchung gab Zeuge den Oberst an, als den, der diese Aeußerung gemacht.) In Völkersweiler wurde gestürmt und geschossen.

74. Zeuge: Anton Seifried, Ackerer in Gossersweiler. Croissant stellte die Mannschaft vor dem Pfarrhause auf; auf das Commandowort ging sie jedoch wieder auseinander. Folz sagte: „kommt, jetzt wollen wir (es war ein dicker Mann, nicht Andreas Graf, bei Folz) in das Pfarrhaus oder in den Pfaffenkeller gehen.“ Folz kam darauf mit einem Krug Wein heraus.

75. Zeuge: Ehrlstiane Schöffel, Haushälterin bei dem verstorbenen Pfarrer Fautsch in Gossersweiler. Es kam ein Bursche gesprungen und sagte: „Herr Pfarrer gehen Sie fort, die Annweilerer kommen und holen Sie.“ Der Pfarrer entfernte sich und ich verriegelte die Hausthüre. Als es schellte, sah ich zum Fenster hinaus, da standen viele Freischärler auf der Treppe, die Brod und Wein verlangten. Ich verabreichte denselben das Verlangte. Folz und Graf kamen auch und tranken einige Gläser Wein. Graf fragte, wo der Pfarrer sey, er garantire, daß ihm nichts geschehe.

76. Zeuge: Philipp Braun, Ackerer in Gossersweiler. Ich habe dem Pfarrer gerathen, auf die Seite zu gehen und ging mit Pfarrer Alphons in sein Haus. Die Freischärler drängten sich in das Haus. Folz suchte sie zu stören: „was thut ihr drin?“ und begehrte einen Krug Wein für auf die Straße. Ueberdem gingen die Freischaaren an mein Haus. Ich ging in den Klumpen und schloß mein Haus auf, das nun durchsucht ward. Ich erkannte Graf nicht unter Denen, die in meinem Hause waren.

77. Zeuge: Levi Marx, Handelsmann, früher in Gossersweiler, jetzt in Albersweiler. Im Dorf hieß es, allewell kommen die Annweilerer. In Völkersweiler kam Folz voraus und sagte: „ihr Leute, die Annweilerer wollen nichts, als die Sache wegen der Mißhandlung der Legionäre untersuchen.“ — Zeuge deponirt dann über das Benehmen von Folz, der die Freischaaren von Excessen, namentlich im Pfarrhause, abgehalten.

Vorlesung der Deposition des verstorbenen Pfarrers Fautsch aus Gossersweiler, wornach Andreas Graf die Beeidigung auf die Reichsverfassung verlangte.

78. Zeuge: Peter Kerner, Bürgermeister in Schwanheim. Auf dem Rückzug von Gossersweiler kam Folz zu mir in mein Haus und fragte nach Denen, die vor einigen Tagen auf die Annweilerer geschossen hätten. Ich erklärte ihm, diese nicht zu kennen, worauf Folz sagte: „Wir können sie schon; unsere Mannschaft sollte auf Execution hier bleiben, ich will es aber nicht thun, wenn die Mannschaft etwas zu essen und zu trinken bekömmt.“ Folz fragte nach dem Hause von Bäcker Graf. Dieser, Andreas Kunz, Haselwander und Dell wurden verhaftet und durch die Annweilerer mitgenommen. Diese verzehrten bei dem Wirthe 6 fl. auf Rechnung der Gemeinde. Der Grund der Verhaftung bestand darin, daß wegen Forstfrevel Mannschaft auf Requisition der Forstbehörde von Annweiler kam. Dieser Mannschaft zogen junge Leute aus Schwanheim entgegen und trieben sie zurück. Dabei fielen auch zwei Schüsse.

(Schluß der Sitzung.)

Verantwortlicher Verlage J. Kaffer.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 71. Kaiserslautern, Samstag, 6. September **1851.**

Die Schildkröten-Suppe.

Gespräche über die sozialen Zeitfragen.

(Kölner Zeitung.)

Drittes Gespräch.

Ueber die Ersparnisse.

Der Professor: Plaudern wir weiter! Haben Sie über die „Frage der Reichen," wie Sie es gestern nannten, näher nachgedacht, und sind Ihnen über Nacht nicht neue Zweifel überkommen?

Der Arbeiter: Im Gegentheil; je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr pflichte ich Ihrer Meinung bei, daß uns die Ausgaben für Luxus nützlich sind, nämlich uns Arbeitern. Ja, wenn es den Reichen einfiele, sich deren ganz zu entschlagen, und nur von Zeit zu Zeit und bei sich darbietenden Gelegenheiten Werke der Barmherzigkeit zu üben, würden sie uns mehr schaden, als sich selbst. Es wäre nur zu wünschen, daß alle Reichen dabei von den richtigen Grundsätzen ausgingen.

Der Professor: Darüber kann man ruhig seyn; wir werden nicht manchen Reichen finden, der sich seine Genüsse versagen möchte, um seine Revenuen mit den Armen und Arbeitslosen zu theilen.

Der Arbeiter: ich kenne deren aber, die Schlimmeres thun, und weder in der einen noch in der anderen Weise ausgeben, sondern nur sparen, um immer reicher zu werden.

Der Professor: Dessen sind sie Herr und Meister.

Der Arbeiter: Ja, schöne Herren und Meister! Sie, Herr Professor, werden doch nicht behaupten wollen, daß jene Niemandem Unrecht thun, wenn sie von Wenigem Leben, blos um Millionen auf Millionen zu häufen, statt dem ehrlichen Arbeiter Löhne für Arbeit zukommen zu lassen. Ich sehe es für Diebstahl an, wenn sie ihr Einkommen in eiserne Kisten einsperren, und es nicht ausgeben für die Arbeiten, die uns nähren.

Der Professor: Sind dies Ihre Ansichten, dann sind wir wieder uneins; denn ein solcher Sparer ist mir noch immer lieber, als einer, der all sein Einkommen ausgibt.

Der Arbeiter: O, Herr Professor, da kommen Sie mir schön an! Sind wir darüber nicht einig geworden, daß die Reichen nichts Besseres thun könnten, als ihr Einkommen in Gegenständen des Luxus zu verwenden?

Der Professor: Nicht so ganz. Sie, mein Freund, wollten, daß die Reichen sich die Ausgaben für Luxus versagten, und diese dann dazu verwendeten, um bedürftige und verdienstlose Arbeiter zu ernähren. Ich gab Ihnen darauf zu erkennen, daß es für das Ganze besser sey, wenn dieses Geld vor wie nach für Arbeitserzeugnisse verwandt werde. Aber ich habe Ihnen entfernt nichts gesagt, was Ihre heutige Ansicht begründen könnte.

Der Arbeiter: Das mag seyn. Wenn aber die Reichen ihr Geld einsperren, so ist das schlimmer, als wenn sie es umsonst hergeben; profitirt doch sonst kein Mensch davon.

Der Professor: Darin eben beruht der Irrthum, was Ihnen bald klar werden soll, wenn Sie mich aufmerksam anhören wollen. Kennen Sie Herrn Dumont, den Tuchfabrikanten?

Der Arbeiter: O ja! Ein Bruder von mir arbeitet in seiner Fabrik.

Der Professor: Ist Ihnen die Geschichte dieser Fabrik bekannt?

Der Arbeiter: So ziemlich. Ich weiß, daß er vormals nur das jetzt von ihm bewohnte Haus besaß, und fünfzig Arbeiter bei einer ererbten alten Maschine beschäftigte, die inmittelst der Rumpelkammer überantwortet worden ist.

Der Professor: Und jetzt?

Der Arbeiter: Ja, jetzt beschäftigt er dreihundert Arbeiter in den beiden großen Nebengebäuden in deren Mitte noch das alte Haus steht. Aus dem Elsaß hat er sich die schönsten Maschinen kommen lassen, die noch jemals in Tuchfabriken verwandt worden sind.

Digitized by Google

Der Professor: Er beschäftigt also zweihundertundfünfzig Arbeiter mehr, als vorher, ohne die zu rechnen, welche seine Maschinen angefertigt, seine Gebäude aufgeführt, noch die, welche immerfort bei der Darstellung der Wolle und dem anderen Material beschäftigt bleiben.

Der Arbeiter: Das ist wahr; er gibt vielen Leuten Arbeit.

Der Professor: Wie würde Herr Dumont es wohl fertig gebracht haben, seine Fabrik in so großem Maße auszudehnen, wenn er, als er erst fünfzig Arbeiter hatte, alle seine Ueberschüsse verzehrt hätte?

Der Arbeiter: Dann hätte er es sicher nie fertig gebracht.

Der Professor: Sie sehen also, daß seine Sparsamkeit nicht fruchtlos gewesen, indem sie ihm die Mittel gegeben, Hunderte von Menschen durch Arbeit zu ernähren.

Der Arbeiter: Man sagt indessen, daß er zweihunderttausend Franken angeliehen habe, als er den Bau der neuen Häuser unternahm.

Der Professor: Er besaß also guten Kredit, diesen wirksamen Gehülfen bei jedweder Thätigkeit, den man sich zunächst durch gute Haushaltung oder Sparsamkeit erwirbt. Zudem betragen diese zweihunderttausend Franken nicht das Drittel des Anlagekapitals, um die Fabrikation auf diese Höhe zu bringen. Und die Leute, welche jene Summe hergaben, waren hinwiederum Reiche, die es nur durch Ersparnisse geworden waren.

Der Arbeiter: Wer kann das untersuchen? Sie hatten vielleicht ihr Vermögen in Staatspapieren, die sie zu Geld machten, um damit bei Herrn Dumont bessere Zinsen zu genießen.

Der Professor: Das ist möglich, aber ändert nichts an der Sache. Das Geld war irgendwo hergekommen, es sey von Eltern, Vorfahren oder anders woher, es war immer durch Ersparnisse entstanden; Kapitalien entstehen nie anders und wachsen auch nur so an. Wenn die Menschen immer ihr ganzes Einkommen verzehrt hätten, dann würden niemals reiche Leute in die Welt gekommen seyn, und es würde heute nicht ein einziger Arbeiter existiren, der nur die nöthigen Werkzeuge hätte, um sein Brod zu verdienen. Denken Sie Sich ein Land ohne reiche Leute, und fragen Sie dann, wovon die armen leben sollen!

Der Arbeiter: Das ist wirklich wahr; möchten doch viele meiner Kameraden so mit Ihnen, Herr Professor, sprechen können, wie ich es thue! Sie würden dann auch dahin kommen, gerechter über die Reichen zu denken, und die Arbeit würde ihnen dann flinker von der Hand gehen. Denn, wenn man stets von so verkehrten Gedanken verirt wird, dann hat man weder den Kopf noch das Herz so recht bei der Arbeit, und thut diese dann nur halb.

Der Professor: Also jetzt sind Sie eines Besseren belehrt, und überzeugt, daß die Reichen der arbeitenden Klassen nicht schädlich sind, selbst wenn sie auch nur einen Theil ihres Einkommens für Gegenstände des Luxus ausgeben, und die Ueberschüsse durch nützliches Anlegen wieder zu Kapital anwachsen lassen?

Der Arbeiter: So vollkommen, daß ich mich ärgere, nicht aus mir selbst zu dieser Ansicht gelangt zu seyn; denn sie liegt gar zu flach auf der Hand. Es ist doch wunderlich: was die Reichen auch immer treiben mögen, so können sie stets sagen, es geschehe im Geiste der öffentlichen Wohlfahrt. Das ist aber doch in der That eine gar zu bequeme Wohlthätigkeit!

Der Professor: Da gehen Sie wieder zu weit, und unterschieden mir Gedanken, die mir niemals in den Sinn gekommen sind. Die Reichen können Ausgaben machen, und machen deren oft, die der öffentlichen Wohlfahrt geradezu entgegen sind, und der arbeitenden Klasse Schaden bringen.

Der Arbeiter: Daran dachte ich zwar auch schon, wagte aber nicht, es auszusprechen, um nicht immer neuen Widerspruch zu erheben. Es können böse Beispiele gegeben werden, wenn gleich die Arbeiter noch Geld dabei verdienen.

Der Professor: Es gibt Ausgaben, die viel Schlimmeres noch thun, als bloß böses Beispiel zu geben. Der Reiche, der sein Geld in liederlicher Gesellschaft verpraßt oder brave Mädchen verführt, kann so große Uebel stiften, daß er selbst davor erschrecken würde, wenn er im Voraus alle bösen Folgen davon und deren weitere Verzweigungen bedächte, die dabei fast unvermeidlich sind. Doch wollen wir den moralischen Schaden bei Seite gestellt lassen, der nicht unmittelbar die arbeitende Klasse berührt. Die von mir eigentlich gemeinte Ausgabe ist diejenige, die nichts hervorbringt, kein Erzeugniß hinterläßt und auch keine Arbeit bezahlt, aber doch die Summen vermindert, welche der Reiche hätte für Arbeit verwenden oder auch aufsparen können zu späterer derartiger Verwendung. Ausgaben für die ehrlosen Dienste der Ausschweifungen sind, unter diesem Gesichtspunkte, nicht schlechter anzusehen, als die Almosen, welche den faulen oder nichtswürdigen Bettlern zugeworfen werden.

Der Arbeiter: Sehen Sie, Herr Professor, mit

Digitized by Google

solcher Denkungsart machen Sie mir Freude! Sie schonen weder den Reichen noch den Armen; so höre ich es gern, obwohl ich nicht zu den neidischen oder mißvergnügten Leuten gehöre.

Der Professor: Durch seine Ausgaben kann der Reiche sowohl der Gesellschaft im Ganzen, wie der arbeitenden Klasse insbesonde Schaden zufügen, wenn er, statt ruhig sein Einkommen zu verzehren, sein Kapital angreift und dieses durchbringt. Er thut dann das Gegentheil von denjenigen, die Ersparnisse machen; er vermindert die Totalsumme der Kapitalien, das heißt, die eingesammelten Reichthümer, wovon allein die Arbeiter unterhalten, die Werkzeuge und die Urstoffe der Arbeit dargestellt und angestellt werden können.

Der Arbeiter: Es ist doch merkwürdig, ich hatte mir immer gedacht, der Geizhalz schade mehr, als der Verschwender; jetzt aber sehe ich klar ein, daß es umgekehrt ist.

Der Professor: Ganz recht. Auch das durch den Geiz zusammengescharrte Geld findet endlich seine Ausgeber, und in der Regel einen vernünftigen. Denken Sie an Herrn Dumont und an das Geld, welches ihm sein Vater hinterlassen haben mag; wenn er dieses verschleudert und allenfalls so viel behalten hätte, um die fünfzig Arbeiter beschäftigen zu können, was würde dann die Folge von solchem Benehmen gewesen seyn?

Der Arbeiter: Es gehört nicht viel Scharfsinn dazu, um die Folge zu errathen. Einmal im Zuge mit dem unverständigen Ausgeben, würden die fünfzig nach und nach auf zwanzig, auf zehn und endlich auf gar keine Arbeiter mehr zusammengeschmolzen seyn; denn im unrichtigen Thun folgen dem ersten Schritte alle übrigen nach. Die Schildkröten-Fänger und die Restaurateure würden sich eine Zeitlang am besten dabei gestanden haben.

Der Professor: Ja, für eine Zeit lang nur; denn bald würde ihm auch nicht so viel übrig gebliebe seyn, um täglich ein Beefsteak zu essen. Uebrigens, weil Sie wieder der Schildkröten Suppe Erwähnung thun, so habe ich Ihnen doch zu bemerken, daß unter den Ausgaben, selbst für Luxus und denjenigen, die Niemanden Schaden thun, den Arbeitern aber zu Gute kommen, doch noch Unterscheidungen zu machen sind, nämlich in diejenigen, welche mehr oder weniger nützlich, sowie mehr oder weniger verdienstlich sind. Also dürfen sie nicht alle auf gleiche Linie gestellt werden, indem dabei auch auf den Dienst gesehen werden muß, der damit der Gesellschaft geleistet wird. W.r ausgibt bloß für seinen Gaumen, ist von dem zu unterscheiden, der sich Werke für Kunst und Wissenschaft kauft, der Paläste baut, oder pomphafte Feste gibt. Der Erstere genießt für sich allein, und setzt nur eine mechanische Arbeit in Bewegung, während die Anderen für ihre Genüsse eine Menge Menschen beitheiligen und Arbeiten hervorrufen, in welchen sich zugleich die schönsten Kräfte des menschlichen Geistes entwickeln.

Der Arbeiter: Herr Professor, das begreife ich noch nicht recht.

Der Professor: Um es Ihnen ganz in die Augen springend zu machen, so setze ich den Fall, es würde für den Preis der Schildkröten-Suppe eine Steigrakete gekauft.

Der Arbeiter: Ja, so! Jetzt verstehe ich! Sie meinen, wer die Schildkröten-Suppe ißt, macht sich für sich allein ein Vergnügen; wer aber die Rakete steigen läßt, betheiligt Tausende an dem Genusse.

Der Professor: So ist es. Eben so, wer Gemälde oder Gegenstände der Naturgeschichte sammelt, würde nur halb genießen, wenn er sie nicht Vielen vorzeigen könnte. Außerdem wird dadurch die Pflege der Künste und der Wissenschaften befördert und ermuntert, und die Ausübung der erhabendsten und mächtigsten Fähigkeiten des Menschen in Thätigkeit erhalten.

Assisenverhandlungen im großen politischen Prozesse.

Sitzung vom 2. September.

99. Zeuge: Philipp Frey, Thierarzt in Annweiler. Nachts 11 Uhr wurde ich wegen den Ochsen gerufen, die krank seyen. Sie standen im Stalle von Folz. Der eine davon, welcher die Lungenentzündung hatte, lag auf dem Boden und ich rieth ihn zu schlachten, was auch geschah. Ich war auch beim Gosserweiler Zug und traf den Folz, der nachging, damit kein Unglück passire. Vergebens rieth Folz am Zinkgrafschen Wäldchen zum Umkehren. Aus einem Hause von Völkersweiler fielen die ersten Schüsse auf uns, und Folz rief: „schießt doch nicht.“ Der Schießende wurde arretirt und bedroht; Folz riß denjenigen weg, der ihn bedrohte. Deßgleichen stiftete Folz an Gramlichs Haus Ruhe. In Schwanheim sagte Müller Graf zu mir: „Gehen Sie mit, sie wollen am Pfarrhaus Sauereien machen.“

100. Zeuge: Joh. Brüßle, Gastwirth in Annweiler. Mit einer Flinte bewaffnet, machte ich den Gosserweilerer Zug mit. Viele gingen hinten nach, damit kein Unglück geschehe, so auch Folz. Ich bewirkte die Freilassung zweier Gefangenen. Der Zweck des Zuges war nur dahin gerichtet, Diejenigen zu verhaften, die den Legionär mißhandelt hatten. Heinrich Seibel sagte mir, „sie hätten blos geschossen um die Leute zu schrecken.“ Müller Graf sagte mir in Schwanheim: „ich muß ans Pfarrhaus, damit Niemand hineingeht, es darf dem Pfarrer nichts geschehen.“ Am 17. Juni wurden Barrikaden gebaut. Wir begegneten Herzog, und da es hieß er sey Schuld daran, so stellte ich ihn zur Rede. Er erwiederte: „wer das sagt ist ein schlechter Kerl, ich habe ebensogut ein Haus, Frau und Kinder, wie die Andern.“ Er war sehr aufgebracht.

101. Zeuge: Catharina Lugenbiehl, Ehefrau von Joh. Nolze, Buchbinder in Annweiler. Am 11. Juni verlangten die Legionäre von mir, daß mein Bube für den Zug Generalmarsch schlage. Derselbe that es. Folz kam dazu, fragte wer dies angeordnet, und tadelte die Sache. Die Legionäre waren grob gegen ihn, und sagten, sie hätten unbedingte Befugniß, die bewaffnete Macht zu requiriren.

Digitized by Google

102. Zeuge: Heinrich Nolze, Schullehrling von Annweiler, 16 Jahre alt. Am 11. Juni wurde ich um halb zwölf Uhr aus der Schule gerufen. Die Legionäre befahlen mir Generalmarsch zu schlagen, was ich auch that.

103. Zeuge: Salomon Flock, Handelsmann in Albersweiler. Ich ersuchte den Folz, die Ochsen zurückzugeben, welcher erklärte, er könne da nichts thun, er habe sie nicht geholt; die Frau solle zum Herrn Friedensrichter gehen. Die Frau Dreyfuß that es, kehrte aber mit der Erklärung zurück: „Der Herr Friedensrichter könne nichts machen.“ Folz sagte mir, „ja da kann ich auch nichts machen,“ und mehrere Andere bemerkten: „Die Ochsen werden in keinem Falle zurückgegeben, wenn es auch der Herr Friedensrichter oder Folz anordnen sollte.“

104. Zeuge: Franz Fischer, Kandidat der Medizin in Königsbach. Wir drei Legionäre wollten in Gossersweiler die Rekrutirung vornehmen. Wir waren gewarnt „es würde uns schlecht gehen.“ Trotz dem langten wir um 10 Uhr an und gingen in das Schulzimmer. Die Burschen waren betrunken, schleppten meine 2 Kameraden hinaus und mißhandelten sie. Ich wurde die Stiege hinunter geworfen. Einer schlug mich besinnungslos in ein Wasser nieder. Ein Bürger schleppte mich in ein nahes Haus und ich war in der größten Lebensgefahr. Mehrere Bürger retteten mich mit eigener Lebensgefahr und ich wurde endlich durch eine Escorte zurücktransportirt. Meinen zwei Kameraden glückte es durchzukommen. Am Ebertsberge traf ich einige Annweilerer, die anlegten. Ich wehrte ab, da meine Escorte mich gerettet habe. Der Zug kam nach und ich erzählte nun in beruhigender Weise den Vorfall. Es gelang mir insoweit, daß nun in Ordnung marschirt wurde. Folz war kein Führer; er suchte nur Gutes zu wirken und ohne ihn wäre viel Schlimmeres passirt. Ein Anführer hatte ein Verhaftsbefehl vom Friedensrichter. Ich ging mit ihm zurück und den obern Weg ins Dorf hinein. Aufs Schärfste war eingeprägt, ja nicht zu Schießen und sich nur gegen Angriffe zu vertheidigen. Die ersten Schüsse fielen in Völkersweiler auf uns, und diese waren das Losungswort für die Annweilerer zu schießen. Es wurde oft auf 6—800 Schritte geschossen und viele schossen, weil geschossen wurde, ohne jemanden zu sehen. Ich sah auch, wie in ein Haus geschossen wurde und kam später an die Kapelle, wo wir den Leuten sagten, „daß wir nichts Böses wollten.“ Mehrere Bauern wurden übrigens entwaffnet und ich stellte eine Wache zu diesen Waffen. Später (ich stand an der Kapelle) hörte ich einen Schuß fallen und es hieß, es sey Einer erschossen. Ich lief an den Platz und sah den Todten. Meiner Ansicht nach fiel der erste Schuß, von dem ich den Dampf aufsteigen sah, von den Bauern und erst darauf erfolgten beinahe a tempo von den Annweilern mehrere Schüsse, von denen der eine tödlich war.

105. Zeuge: Auf Anordnen des Präsidenten wird deklarationsweise vernommen. Barbara Kern, Ehefrau von Franz Kuhn, Gefangenwärter in Bliescastel. Am 12. Juni wurden Gefangene nach Bergzabern transportirt. Buchbinder Seibel und Oberst sprachen miteinander. Seibel sprach vom Todtschießen, und Oberst, der sein Gewehr lud, sagte: „Mein Schuß fehlt nicht, auf meinen Schuß muß Einer fallen.“ Seibel sagte dann auf meine Frage: „Gott wird es wissen, wer den Ballweber todt geschossen hat.“

106. Zeuge: Johann Schalk, Sohn von Johann Schalk, Schlosser in Annweiler. Ich war bei dem Zug und sah auch den Eisele, welcher äußerte, er habe ein miserables Gewehr, es ging nicht los. Er legte Pulver auf die Zündpfanne und drückte ab. Das Gewehr versagte. Dies war schon auf dem Rückwege.

107. Zeuge: Simon Müller, Leinenweber in Völkersweiler. Als es stürmte und schoß, ging ich unter die Annweilerer, die mir nichts thaten. Zwei Stunden später sagte mir meine Frau, daß eine Kugel durchs Fenster geflogen sey. Ich nahm die Kugel. Peter Müller meinte, die könne Faber geschossen haben und zeigte mir dessen Standpunkt, wonach dies Faber unmöglich gewesen seyn konnte. Peter Müller sagte mir nichts davon, daß seine Kappe durchschossen worden sey.

108. Zeuge: Fr. Heß, Zimmermann in Annweiler. Faber und ich wohnen nebeneinander. Ich weiß, daß derselbe oft, 20 — 30 mal geholt wurde. Zum Zuge holte ihn Acker mit zwei Leuten und er mußte trotz seiner Weigerung mit. Acker bestand auf dem Zuge nach Schwanheim, während Folz dagegen war.

109. Zeuge: Daniel Bruder, Werkmeister in Annweiler. Faber hatte beim Zuge ein so kleines Gewehr, daß seine Commißkugeln nicht hineingingen. Er lud daher nur Pulver. So ging ich mit ihm nach Völkersweiler hinein.

110. Zeuge: Peter Turgetto, Kaminfeger in Annweiler. Den Tag nach dem Zuge ging ich zu Reuthers Vater. Derselbe suchte den Schuß aus seines Sohnes Flinte heraus zu bringen; vermochte es aber nicht. Es war ein Commißgewehr. Ich nahm den Lauf und trug ihn in die Schmiede, wo die Schwanzschraube herausgemacht wurde. Das Pulver war nichts als schwarzer Staub. Es konnte unmöglich damit geschossen werden.

111. Zeuge: Johann Schmidt, Mechanikus und Uhrenmacher in Annweiler. Oberst hatte eine neue Büchse von mir gekauft, die 26 — 28 Kugeln aufs Pfund schoß. Das Gewehr von Amis schoß nur 13 — 16 aufs Pfund. Seine Flinte schoß Kugeln beinahe bald so klein, als ein Commißgewehr. — Schluß des Zeugenverhörs.

Nachdem der Präsident den Angeklagten ihre resp. Verhöre vorgelesen hatte, wurde die Sitzung für heute geschlossen.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 72. Kaiserslautern, Donnerstag, 11. September **1851.**

Was Eifer und guter Wille fertig bringen kann.

(Von W. O. von Horn.)

Joseph Fraunhofer wurde am 6. März 1787 zu Straubing, einer Stadt von Bayern, geboren. Sein Vater war ein Glaser seines Zeichens, und da der Glaser in Straubing viele waren, und die Leute vorsichtiger waren, als sie's manchmal in meinem Hause sind, so wurden die Glaser nicht gerade vom Verdienste seit, und unsres Joseph's Vater hätte manchmal, wie die Altbayern sagen: „a Bier trunk'n mit Brod a," wenn er die Kreuzer dazu gehabt hätte. Mit dem Schulunterrichte stand's damals in Bayern auch noch nicht absonderlich, und obgleich Nürnberg auch bayerisch ist, so setzten die Nürnberger von ihren berühmten Trichtern im Lande doch nicht viele ab.

Der alte Meister Fraunhofer ging von dem Grundsatz aus: Viel Wissen mache Kopfweh. Daher schickte er seinen Sohn wohl in die Schule, bis er lesen konnte, ein Bißchen schreiben, aber übel genug, und soviel Rechnen, als er in der Zeit seines Schulbesuches lernen mochte. Kam er aus der Schule, so mußte er Blei ziehen, um die Scheiben an einander zu befestigen; den Diamant in die Hand nehmen und Glas schneiden lernen; zerbrochene Scheiben einsetzen und solche Dinge, die in des Vaters Handwerk einschlugen. Der Junge zeigte auch zu Allem Geschick, wozu ihn der Vater anhielt, aber es schien ihm doch besser, wenn er das Glasergeschäft auswärts erlerne.

Da hatte er denn in München einen guten Freund, der Glaser, Spiegelmacher und Glasschleifer zugleich war. Er ging also einmal zu dem und sagte zu ihm: Guter Freund, du erinnerst dich, daß wir mit einander auf der Wanderschaft waren und haben manchen Kreuzer zusammen herdel gefochten. Dir gings gut; du sitzest warm, aber ich friere im eignen Neste, wenn's kalt ist, weil ich in der Regel einen leeren Magen habe.

Da du nun mein guter Kamerad warst und ein tüchtig beschlagener Meister allhier bist, so wollt' ich dir mein Sepperl (wie sie dort den Namen Joseph verdrehen) in die Lehr geben. Geld fürs Lehrgeld hab' ich nicht; ich denk' aber, der Junge könnt' für das Lehrgeld drei Jahre stehen!

Der Meister zu München war Einer, der das Gras wachsen sah und die Flöhe husten hörte, und der, wenn's sein Vortheil war, fünf für grad nahm. Er dachte: das wär' so übel grade nicht, denn der Jung müßte mir arbeiten, daß es eine Art hätte.

Er erkundigte sich, ob er auch nicht auf den Kopf gefallen sey, und als der alte Fraunhofer seines Sepperl's Talente pries, sagte der Münchener Geizhals: Ja, und der Sepperl wanderte gen München. In dem Jungen regte sich aber schon früh ein mächtiger Trieb nach reicherem Wissen und Erkennen. Wenn sich auch in der neuen Werkstätte Vieles ergab, was er mit Freuden erlernte, so hatte er doch Wünsche, die noch drüber hinausgingen, besonders hätte er gerne die Kunst gründlicher erlernt und auch aus Büchern, wie man die Brillengläser recht gut schleife und auch die Gläser, die die Dinge so sehr vergrößern und die für die Röhre, durch die man in die Ferne sieht und die Sterne des Himmels beobachten kann, nämlich die Perspective, wenn Ihr schon davon gehört habet. Nun hätte er gerne Abends noch gelesen, hätte sich im Rechnen üben mögen und auch besser schreiben lernen; aber da stand ein Damm entgegen, der hieß Meister, und im Meister einer, der hieß Geiz.

Er wollte den Jungen in den sechs Jahren, wo er ihn umsonst lehrte und fütterte, auch benutzen. Darum hieß es: Arbeiten von Morgens früh bis in die späte Nacht hinein. Nun war in München eine gar nützliche Anstalt, die Sonn- und Feiertagsschule, gegründet für Lehrlinge und Gesellen in den Handwerken und Künsten. Da lernten sie das höhere Rechnen, lasen nützliche Bücher, machten schriftliche Aufsätze und lernten auch gut Zeichnen. Darnach verlangte sein Herz; aber der Unhold von Meister nöthigte ihn, auch an den Sonn- und Festtagen an der Werkbank zu stehen oder am Schleifrad. Er

Digitized by Google

bewachte ihn, daß er ja nicht dazu komme, was seine Seele wünschte.

Der junge Fraunhofer konnte wohl leiblich an die Werkbank gefesselt werden, aber nicht seine Gedanken. Er grübelte immer und sann nach; rechnete für sich, und da er oft zu Gott um Hülfe in seiner Noth rief, segnete Gott seinen Fleiß; aber es sollte auch noch ein besonderes Ereigniß eintreffen, das, wie es oft im Leben geht, scheinbar ein Unglück war, das aber gerade dem Geiste Joseph Fraunhofer's die rechte Thür öffnete.

Der Meister war ein so geldgieriger Mensch, daß er, obwohl er ein reicher Mann war, nicht einmal Etwas auf sein Haus verwandte. Das war eine alte Speiunke, deren Alter kein Christenmensch in München kannte. Alle Mauern waren gewichen; kein Balke fügte. Kam man glücklich die Treppe hinauf und herunter, ohne Hals und Beine gebrochen zu haben, so mochte man Gott danken.

Die Nachbarn sagten hundertmal zu dem Meister: Laßt Euer Haus machen, sonst rumpelt's einmal, wenn der Tirolerwind bläst, Euch über dem Kopfe zusammen und reißt noch unsere mit zu Grunde!

Das muß ich denn doch besser verstehen, sagte der brummige Geizhals. Sorgt für Eure alten Scharteken! Mein Haus steht so fest, wie der Großglockner! — Und das ist ein Berg, vor dem unser Einer Respect hat! —

Aber manchmal krachte und rieselte es in dem alten Neste, daß es dem Sepperl in seiner Kammer neben der Werkstatt unter den Haaren gruselte, und er dachte: Am Ende haben die Nachbarn doch noch Recht und der Unhold macht uns Alle Elend!

Nun blies einmal wieder der Tirolerwind, wie die Nachbarn sagten, als wollte er ganz München in die Isar hineinblasen, wenn's ginge. Mit jedem Augenblicke wurde er wilder und heulte in den Kaminen und Schornsteinen, wie All nichts Guts — da kracht's, kracht noch einmal, und des Meisters Haus stürzt auf einen Haufen zusammen!

Das war ein Schrecken! Ganz München lief zusammen! Sind die Menschen gerettet, die drinnen waren? fragten die Menschenfreunde und darunter war auch ein trefflich gelehrter Mann, der Utzschneider hieß, und den die Leute in München wohl kennen.

Es wurde weiter gefragt. Der Meister und die Seinen waren glücklich davon gekommen, aber den armen Sepperl hatte das einfallende Haus begraben.

Selbst bis zum Könige war die erschütternde Nachricht gedrungen und von dem Unglücke des armen Jungen, dem jetzt Meistern und Nachbarn die belobendsten Zeugnisse gaben.

Viele Hände machen schnell ein Ende, sagt das Sprüchwort. Jedermann griff an und dennoch dauerte es mehrere Stunden, bis man endlich hoffen konnte, den, ohne Zweifel verstümmelten Leichnam des Unglücklichen unter den Trümmern herauszuziehen.

Hier fand aber auch das andere Sprüchwort seine Bewährung: Wen Gott beschützt, den mitten in Dornen kein Dörnlein ritzt. Das Auge da droben, das auf die Seinen auch in der Tiefe schauet, sah ihn in seiner Grube, und der, dessen Rechte uns am fernesten Meere hält, gebot einen Balken, das er sich schützend über den armen verschütteten Knaben legte, und ihn vor dem Erdrücktwerden beschützte. Bei dem hieß es recht:

„Aus tiefer Noth rief ich zu dir,
Ach, Herr, erhör' mein Flehen!"

Und wie's weiter in dem frommen Liede heißt, so geschah's — der Herr ließ ihn Hülfe sehen und errettete ihn vom Tode. Zur rechten Zeit kamen die rastlos Räumenden zur Stelle; denn keine Viertelstunde hätte er's mehr in dem erstickenden Staub ausgehalten.

Wunderbare Hülfe und Rettung Gottes! Unversehrt zogen sie ihn hervor, und reinigten und erquickten ihn.

Damals regierte in Bayern der edle König Max, ein rechter Menschenfreund. Er hatte sich von Stunde zu Stunde Bericht abstatten lassen und jetzt, als er vernahm, der arme Knabe sey gerettet, freute sich das Herz des milden Königs und er befahl, den Verschütteten zu ihm zu bringen.

Hier unterredete sich der König liebreich mit ihm; ließ sich erzählen, wie das alles gekommen sey und schenkte ihm dann 18 Dukaten in Gold, und entließ ihn mit der Versicherung, er werde auch ferner noch gerne für ihn sorgen.

So reich und glücklich zu werden, hatte der arme Junge nie zu hoffen gewagt. Er bewahrte sorgfältig seinen Schatz. Gott hatte nicht nur ihn gnädig mitten im Untergange geschützt; er hatte ihm nicht nur Mittel für seine so sehnsüchtig erwünschte Fortbildung gegeben; er wandte ihm auch noch ein Menschenherz zu, das sich seiner in Liebe und Treue annahm. Das war der Geheimerath Utzschneider, der sich mit dem Geretteten unterhalten, seine Gaben erkannt hatte, und nun ihm gute Bücher lieh, durch welche er die Gesetze der Kunst, Gläser für schwache, menschliche Augen und auch für solche Fernglässer zu schleifen lernen konnte, mit denen man auf den

Digitized by Google

hohen Sternwarten die Gestirne des Himmels genau sehen und beobachten kann.

Nun war er mit Gottes wunderbarer Hülfe so weit gekommen, daß er in seinem Herzen Gott pries und lobte, daß er seine Wißbegierde befriedigen konnte und im Stande war, eine Glasschneidemaschine sich selber zu kaufen, an der er in freien Stunden seine Kunst üben wollte, aber da trat ihm wieder der Damm entgegen, den er schon einmal als unüberwindlich erkannt hatte.

Sein geiziger Meister hatte sich mittlerweile eine andere Wohnung gemiethet, in der die Kammer für Joseph mehr einem Loch, als einer menschlichen Wohnung glich. Sie hatte kein Fenster! Wollte er Abends in seinen Büchern lesen, auch wenn er sich selber das Oel kaufte, so litt es der Unhold nicht, weil er fürchten mochte, der eifrige Junge sitzt halbe, ja ganze Nächte über seinen Büchern, und habe dann am andern Tage keine frische Kraft, um tüchtig für ihn zu arbeiten! Nur an den Sonn- und Feiertagen gelang es ihm jetzt dann und wann, die Feiertagsschule zu besuchen; aber an einen regelmäßigen Besuch, an eine Benutzung seiner lieben Glasschneidemaschine, war in dem dunkeln Loche, das er bewohnen mußte, nicht zu denken.

Daß unter solchen Umständen seine Seele nicht erlag, daß seine Lerndegierde nicht in der Verzweiflung zu Grunde ging, das zeigt für ihre Aechtheit, aber auch für die Kraft seiner Seele und seines Gottvertrauens. (Schluß folgt.)

Heirathsantrag.

(Ein Seitenstück zu Alberti's Complimentirbuch.)

Mein Fräulein!

Was ich von Ihnen will, werde ich ohne lange Brühe Ihnen gleich klar machen, denn ich hasse alle Umschweife. In der Schrift steht: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey.“ Dies sage ich auch, und aus diesem Grunde will ich mich verheirathen. — Mein Auge ist auf Sie gefallen, weil ich gesehen, daß Sie in der Wirthschaft so recht „schampetäsche“ sind und früh bis Abends in der Küche und Stube herumpusseln. Andere Freier greifen immer zum Zeitungsblatt und suchen da aus Mangel an Bekanntschaft eine Frau. Das sind nur Schaafköpfe, denn Mädchen gibt's wie Sand am Meer, und daß sie anbeißen, wenn die Partie nur halbewege ist, na! darüber sind die Gelehrten einig. Auch heißt es manchmal: es wird nicht auf Vermögen gesehen. Das ist aber nur Redensart, ich kenne das, denn beim Heirathen ist Moos die Hauptsache. Ich sehe auf etwas Vermögen, ja, wo möglich etwas viel Vermögen. Sie besitzen solches, das weiß ich von ihrem Sachverwalter. Zweitens war Ihr verstorbener Vater Getreidelieferant bei der Armee, und die Art ist nicht pauvre.

Was meine Person anbelangt, so bin ich ein verträglicher Mensch von ruhigem Charakter, der einen sichern Posten hat, und im Nothfall eine Frau ernähren kann. Es ist aber besser, man sucht sich eine, die etwas einzubrocken hat, denn man weiß nicht, wie es kommt. Ich weiß, daß ein paar Laffen um Sie herumschwänzeln und Jagd machen. Der Eine von diesen Süßholzraspern hat Ihnen neulich zu Ihrem dreißigsten Geburtstage ein Gedicht gemacht und auf dem Titel gesagt: zum 22. Wiegenfeste; das ist also ein Lügner und werth, daß man ihn zur Thür hinausstecke. Der Andere klimperte Abends vor'm Fenster auf der Guitarre und sang: „Dein ist mein Herz und soll es ewig bleiben!“ Ewig! der Dummerian, so lange, wie's Geld dauert, dann ist's mit der Ewigkeit aus. Aber weil die Kerle so recht abrett in ihren gepumpten Röcken, mit gebrannten Haaren und großen Siegelringen einhergehen, weil sie die Worte setzen können, wie gedruckt, deßhalb werden sie von ihnen nicht ungern gesehen und Sie denken ein Glück zu machen. Nichts ist es damit; lauter Flattusen; ich aber rede, wie mirs um's Herz ist und rücke gleich mit der Sprache heraus. Ich biete ihnen also meine Hand an, und dies mit Bedacht', es ist eine Vernunftheirath, und eine solche ist zehnmal mehr werth, als ein Bündniß wo blind hinein gerannt wird. Ich bin zwar nicht schön zu nennen, dies wäre auch Luxus, und in diesem Punkte können wir uns gegenseitig keine Vorwürfe machen. In die Jahre sind Sie auch, also keine Sperenzien gemacht und gesagt, wie Sie willens sind. Ich habe ein fixes Einkommen, das ist viel werth, wenn's auch nicht grade in großen Haufen ist, aber für uns beide langt's und wenn's ja einmal knapp geht, so wissen wir wohin, die Zinsen müssen zuschießen.

Ueberlegen Sie die Sache bis morgen Abend um sieben Uhr, wo ich an Ihrem Fenster vorbeigehen will. Schlagen Sie ein, so geben Sie mir ein Zeichen dadurch, daß Sie den alten Fritzen, der bei Ihnen auf der Commode steht, in's Fenster stellen. Sehe ich den alten Fritzen, so komme ich herauf. Wo nicht, gehe ich weiter, denn ich habe noch eine Andere auf dem Korne.

Christian Gradaus.

Digitized by Google

Melancholie im Rheingau.

Von C. Merck. *)

Ich mag nicht länger leben mehr,
Ich leid' an Lebensüberdruß;
Ein Ende machen der Beschwer,
Mich hängen, — das ist mein Entschluß!

Hier diesen neuen hänfnen Strick,
Getränkt aufs fetteste mit Oel,
Den will ich legen mir ums Genick,
Daß er des Zweckes nicht verfehl'.

Hoch auf des Speichers luft'gem Raum,
Da wird der Welt Valet gesagt;
Ade du leer Traum und Schaum,
Ihr habt mir's schlimm genug gemacht.

Fest sitzt der Nagel im Gebälk,
Schon hängt der Strick herab daran;
Mein Geist ist trüb, mein Herz ist welk —
Wohlan, so sey es denn gethan!

Wie sich der Strick so fügsam schmiegt —
Doch halt, da fällt mir eben ein,
Tief unten in dem Keller liegt
Mir noch ein schönes Fuder Wein.

Soll ich ins dunkle Schattenland
So nüchtern nehmen meinen Flug —
Nein, eh' ich sterb' von eigner Hand,
Thu' ich noch einen frischen Zug.

Gesagt, gethan. Am vollen Faß
Verweilt er bald, Strick unterm Arm.
Ha, welch' ein Weinchen! Bald vergaß
Der Trinker jeden Lebenharm.

Wie ward er fröhlich und fidel,
Wie strahlte feurig sein Gesicht!
Nein, diesen Wein, bei meiner Seel',
Den laß' ich frohen Erben nicht!

Hinab du Strick durch diesen Spund,
Du sollst im Wein begraben seyn.
Und bis ich find' dich auf dem Grund,
Stell' ich den Tod einstweilen ein!

Er trank und trank von Tag zu Tag,
Und als das Fuder endlich leer,
Der Strick am Boden trocken lag,
Gedacht er nicht ans Sterben mehr.

*) Nach einer vom Professor v. Liebig in seinen chemischen Briefen erzählten Anekdote. D. Verf.

Miscelle.

Der Herzog von Orleans, der sehr liebenswürdige Sohn des letzten Königs von Frankreich, Louis Philipp, welcher auf eine so traurige Weise sein Leben verlor, kam einst auf einer Reise in Frankreich in ein kleines Städchen um die Mittagszeit. Er ließ am ersten besten Wirthshause anhalten und sich, da er Hunger fühlte, eine Tasse Fleischbrühe geben.

Der Wirth dachte: Das ist das Erste und auch vielleicht das Letztemal, daß du einen Kronprinzen im Hause hast, der kann auch wie ein Kronprinz bezahlen!

Als der Adjutant nach der Zeche fragte, sagte der Wirth: Die Fleischbrühe kostet fünf hundert Franken!

Das ist ja unverschämt! rief der Adjutant.

Ich verkaufe sie nicht wohlfeiler, war des Wirthes Antwort.

Zornig über solche Grobheit, sagte er es dem Prinzen. Dieser lächelte und befahl den Maire (Bürgermeister) der Stadt herbeizurufen.

Als dieser kam, sagte der Prinz zu ihm: Ich will den Armen dieses Städtchens tausend Franken schenken unter Einer Bedingung.

Ich unterwerfe mich jeder Bedingung, die Eure königliche Hoheit aussprechen! sagte der Maire und verbeugte sich.

Gut, sprach der Prinz. Hier sind die tausend Franken in Gold. Die Bedingung ist, daß Sie eine Tasse Fleischbrühe dem Wirthe hier bezahlen, welche ich eben getrunken habe.

Der Maire nahm das Geld, dankte, und der Prinz fuhr fort.

Anfangs begriff der Maire die Geschichte nicht und lachte über den seltsamen Einfall des Prinzen; als er aber den Zusammenhang vernahm und das lange, essigsaure Gesicht des groben Wirthes sah, lachte er noch mehr, zahlte großmüthig einen Franken für die Fleischbrühe, die sonst noch kaum einen halben kostete, und verwendete die 999 übrigen Franken für die Armen der Stadt, die es nun erkannten, wie unwillkürlich und ohne Absicht ein grober Mensch zu ihrem Wohlthäter geworden war.

Wär' ich ein Wirth, ich würde mir das Exempel so anschreiben: Fleischbrühe ist Fleischbrühe, ob sie ein Kronprinz verzehrt oder mein Nachbar Gewürzkrämer — und nicht alle Vögel fängt man im Schlupf, die drauf herumhüpfen — endlich — Grobheit — ist keine Tugend, und alle drei Sätze sind richtig.

Verantwortlicher Verlage J. Kupfer.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 73. Kaiserslautern, Samstag, 13. September **1851.**

Was Eifer und guter Wille fertig bringen kann.

(Von W. O. von Horn.)

(Schluß.)

Als Fraunhofer seinem wohlwollenden Gönner, dem Geheimenrath Utzschneider, diese, seine große Noth klagte, rieth ihm dieser Menschenfreund, er solle bei dem Geize seines harten Meisters einmal den Versuch machen, ob er ihm nicht vielleicht die Zeit, die er noch zu stehen habe, was etwa ein halbes Jahr war, abkaufen könne.

Das war ein rechter Lichtstrahl in die Finsterniß! Joseph lief heim und sagte das seinem Meister. Als dieser Geizhals von Geld hörte, das er bekommen könne, da lachte sein Herz.

Sie wurden einig. Joseph Fraunhofer zahlte, was der Geldgierige forderte und war frei!

Da mochte es ihm seyn, wie dem Vögelein, das aus der Freiheit gefangen und in den Käfig gesetzt wird, wo es dazu noch schmale Kost bekommt, wenn nun das Thürlein aufgeht und es nun wieder frisch und frei die Schwingen heben und hinfliegen kann auf den grünen Zweig, nach dem es sich so lange vergeblich gesehnt, und sich selber suchen kann die Körnlein und Beeren, die ihm am besten schmecken und gefallen!

Jetzt ging für ihn die glückliche Zeit an, wo er, wie die fleißige Biene, sammeln konnte den Honig der Erkenntniß; aber da war auch dem Jünglinge kein Weg zu weit, keine Mühe zu groß. Tag und Nacht lernte er in seinen Büchern, und die Kraft, die Gott in seine Seele gelegt, die Gaben, mit denen ihn der Herr ausgestattet, die fingen nun an, sich zu zeigen. Treffliche Männer, die den Edelstein in ihm erkannt hatten, nahmen sich seiner an, halfen rüstig fort, und mit überraschender Schnelligkeit durchlief er die Bahnen des Erkennens; stieg hinab in die Tiefen des Wissens und klomm hinauf zu den Höhen, von wannen er hinausschaute in das weite Gebiet, das der Gott aller Gnade dem menschlichen Geist eröffnet hat.

So wurde der arme Glaserjunge ein Mann, den Hohe und Niedere hochachteten und ehrten; der Lebendigbegrabene war auferstanden zu einem neuen Leben und einer segensreichen Thätigkeit. Sein an wunderbaren Führungen reiches Leben zeichnete sich auch dadurch aus, daß Gott ihm treue und an Erkenntniß, wie an edler Menschenfreundlichkeit reiche Freunde schenkte, die ihm forthalfen. Unter diesen haben wir schon Utzschneider kennen gelernt; es muß aber auch noch Reichenbach genannt werden und der edle König Max, der das ihm einst gegebene königl. Wort getreulich erfüllte.

Im Jahre 1806 wurde er durch Utzschneider und Reichenbach als Optiker, das heißt, als ein solcher angestellt, der sich besonders damit beschäftige, die Instrumente zu machen, die Gläser zu schleifen, welche dazu geeignet sind, denen zu dienen, welche die kleinsten Dinge oder die entferntesten, die das menschliche Auge in seiner natürlichen Beschränktheit nicht erreicht, beobachten wollen, um die menschliche Erkenntniß zu bereichern.

Da man nun für solche Instrumente, und die Kunst, sie zu machen, eine eigene Anstalt in dem ehemaligen Kloster Benediktbeuern gründen wollte, so wurde der talentvolle Fraunhofer dazu ausersehen, dieser Anstalt vorzustehen, und sie einzurichten und zu leiten. Hier war er recht an seiner Stelle und im rechten Fahrwasser für seinen Beruf. Er machte mehrere wichtige Erfindungen, die seinen Namen ehrenvoll bekannt machten; allein sein Ruf wurde besonders dadurch in der Welt verbreitet, daß er die vortrefflichsten und größten Ferngläser machte für die Beobachtung der Gestirne, die man kannte, und durch die die Kenntniß des gestirnten Himmels so sehr gefördert worden ist. Selbst für den Kaiser von Rußland machte er ein solches, das auf der Sternwarte in Dorpat steht und besonders werth geachtet wird. Als die Anstalt von Benediktbeuern nach München verlegt wurde, zog er mit dahin, und nun übertrug ihm der König, der mit seinem

Digitized by Google

Geschenke von achtzehn Ducaten ihm die Bahn gebrochen hatte, das Amt eines Conservators, das heißt, obersten Aufsehers aller der vielen, kostbaren Instrumente, welche die Academie, das heißt, die königliche Anstalt, welche den Beruf hat, das menschliche Erkennen nach allen Seiten hin zu fördern, besaß. Das war eine ebenso ehrenvolle, als einträgliche Stellung.

Aber nur drei Jahre sollte er sie bekleiden, denn es gefiel dem Herrn, den verdienstvollen Mann am 7. Juni 1826 im kräftigsten Mannesalter abzurufen.

Allgemein, wie sein wohlverdienter Ruf war, wurde er auch betrauert. Sein König hatte ihn mit dem Verdienstorden geschmückt, und in seiner Vaterstadt wurde ihm ein Denkmal errichtet.

Dauernder aber ist das, welches er sich selbst durch seine Werke und durch die vortrefflichen Schriften gestiftet hat, die er hinterließ.

Blickt Ihr nun hin über das Leben dieses seltenen Mannes, so seht Ihr das, was die heilige Schrift mit dem Worte ausdrückt: Hier ist der Finger Gottes! Wie wunderbar hatte ihn Gott geführt und durch die Drangsale seiner Jugend gestählt für seinen Beruf, zu dem er ihn auserkoren hatte.

Da lernt man vertrauen Dem, der Alles wohl zu machen weiß. Da stärkt man sich in dem Glauben, den der fromme Paul Gerhard in den herrlichen Worten ausspricht:

Weg hat er allerwegen,
An Mitteln fehlt's ihm nicht;
Sein Gang ist lauter Segen,
Sein Weg ist lauter Licht.

Da merkt man aber auch, wie einem ehrlichen, festen, auf Gott vertrauenden Willen das am Ende gelingen muß, was er mit ganzer Kraft ergreift. Kleinmuth bringt's nicht weit! Und wer bei den ersten Schwierigkeiten einer mühevollen Laufbahn schon die Flügel hängen läßt, der bleibt — auf dürrem Aste sitzen! Ihr Jungen, die Ihr das leset, schreibt's Euch hinters Ohr! —

Die Schildkröten-Suppe.

Viertes Gespräch.

Ueber die Gleichheit.

(Kölner Zeitung.)

Der Arbeiter: Herr Professor, hat es zu allen Zeiten Reiche und Arme gegeben, wie heut zu Tage?

Der Professor: Ja, ausgenommen bei den Wilden, wo Jeder arm ist und wo der Reichste ärmer ist, als der Aermste unter Euch.

Der Arbeiter: Von den Wilden rede ich nicht; aber sind unter den civilisirten Völkerschaften, die sich selbst die Gesetze nach ihrer eigenen Art und Weise gegeben haben, die Verhältnisse so gestaltet wie bei uns?

Der Professor: Ueberall ist das Eigenthumsrecht anerkannt und also die Ungleichheit der Zustände zugegeben worden.

Der Arbeiter: Das ist doch sonderbar! Diese Zustände sind doch keinesfalls wünschenswerth; darum hätten die Menschen es wenigstens einmal versuchen sollen, bessere darzustellen.

Der Professor: Wie in Allem, so haben auch unsere Zustände unsere guten und schlimmen Seiten.

Der Arbeiter: Ha! Wenn ich berufen würde, mit meinem Cameraden eine eigene Colonie zu stiften, so würde ich, wäre es auch nur des Versuches wegen, mit die Sachen ganz anders einrichten. Von vorn herein gäbe ich Jedem gleich viel Land und anderes Benöthigte. Alle müßten arbeiten, Alle wären gleich. Wir hätten nicht so viel Luxus, und äßen wir wahrscheinlich auch keine Schildkröten-Suppe; allein dann wäre auch des Elendes weniger; die Menschen würden im Ganzen glücklicher seyn. — Sie lachen, Herr Professor, was hätten Sie gegen solche Einrichtung einzuwenden?

Der Professor: Daß sie so unmöglich, als in Ihren Augen schön wäre. In meinen Augen aber erscheint mir der hellste Tag nicht klarer, als diese Unmöglichkeit. Ich wollte, ich sähe Sie einmal diesen Versuch machen, ich würde Ihnen redlich dabei helfen; ich bin aber überzeugt, Sie würden sehr bald zu meiner Meinung übertreten, sowie jeder, der dabei ein Augenzeuge wäre.

Der Arbeiter: Es ist möglich, daß Sie Recht haben, aber dennoch möchte ich den Versuch machen können. Immer meine ich, die Sache müßte gut gehen bei gleichmäßig redlichem Willen.

Der Professor: Machen wir den Versuch einmal blos in Gedanken! Wählen Sie sich z. B. zur Bildung Ihrer Colonie tausend oder zwölfhundert Arbeiter aus, wovon einer dem andern gleich stehe an Körperkraft, Fleiß, Ordnungsliebe und an jedweder Fähigkeit, gleichsam wie gegossen aus Einer Form.

Der Arbeiter: Ja, wenn wir es so anfangen wollten, dann ständen wir besser nur gleich davon ab. Von solcher Gleichheit, wie Sie da wollen, fänden wir keine Tausend, ja, keine Hundert, keine Zehn, ja, keine Zwei.

Der Professor: Wie aber wollen Sie dann ver-

Digitized by Google

hindern, daß die Stärkeren, die Fleißigeren, die Sparſameren und die Fähigeren nicht ſchon gleich im erſten Jahre reicher als die Anderen würden und ſich durch die rechtmäßigſten Erwerbungen über dieſe Anderen erheben und ihre Beſitzthümer vermehrten?

Der Arbeiter: Dem beugten wir vor; wir verböten von vorn herein jedwedes weitere Erwerben und Vermehren über das urſprüngliche Beſitzthum hinaus.

Der Profeſſor: Aber es ſtirbt mein Nachbar; er hinterläßt zehn Kinder, die ſich in das Beſitzthum theilen ſollen; ich hingegen, der ich der einzige Sohn eines der erſten Anſiedler bin, ich genieße deſſen Theil allein. Dann — gute Nacht, Gleichheit!

Der Arbeiter: Keineswegs! Das Erben haben wir abgeſchafft; ſo wie Looſe durch Sterbefälle erledigt werden, vertheilen wir ſie gleichmäßig unter die Ueberlebenden.

Der Profeſſor: Aber wenn nun die zweite Generation, wie ganz gewiß der Fall ſeyn wird, eine viel größere iſt, als die erſte; wenn zum Beiſpiel die erſten tauſend Einwanderer fünfzehnhundert Söhne hinterlaſſen, wie ſtellen wir dann die gleichen Looſe wieder her?

Der Arbeiter: Oh weh! der Fall wäre beſonders kritiſch für die noch Lebenden und Beſitzenden der erſten Portion.

Der Profeſſor: Und ferner, wenn es Ihnen auch gelänge, die Looſe in vollkommener Gleichheit zu erhalten, ſo zwar, daß jeder nicht mehr und nicht weniger hätte, als er bebauen könnte, wer macht dann die Kleider, die Möbel und die Geräthſchaften?

Der Arbeiter: Dafür wäre geſorgt! Wir haben jeder eine Frau und Kinder, die drinnen wirthſchaften, wenn wir draußen ackern; nachher im Winter haben wir Zeit genug zum Zimmern, Schmieden, Spinnen, Weben und Ausbeſſern.

Der Arbeiter: Dahin könnte es doch nur alsdann kommen, wenn das Jedem zugetheilte Terrain zu klein gegriffen würde und er nur ſoviel hätte, als er ſelbſt bearbeiten könnte; greifen wir es darum größer, die Welt iſt ja groß genug.

Der Profeſſor: Größeres Terrain könnten wir aber nicht ſelbſt bearbeiten, ſondern wir müßten uns Leute ſuchen, die uns ihre Arbeitsverdienſte verkaufen könnten und ſie uns hergeben wollten, die aber alſo nicht ſelbſt Eigenthümer, wie wir wären; allein dann wieder gute Nacht, Gleichheit!

Der Arbeiter: Herr Profeſſor, ich glaube wir ſind auf einen verkehrten Weg gerathen, es gibt deren ganz gewiß andere, auf denen es ſich doch einrichten ließe. Sehen Sie, es müßte — — —, doch nein, ſo nicht; es müßte — —, ja ſo — —, dabei aber wäre wieder die andere Schwierigkeit — —

Der Profeſſor: Nur rund heraus, ohne alle Furcht; wir berathen zu unſerer Belehrung und machen keine Politik. Uebrigens errathe ich ſchon Ihre Idee.

Der Arbeiter: Es muß Alles in Gemeinſchaft beſeſſen werden, ſonſt wird es immer wieder Reiche und Arme geben. Das iſt klarer, als der Tag.

Der Profeſſor: Sehr wahr! Eigenthum und Gleichheit ſind unvereinbarliche Begriffe, ſind ein unauflösliches Problem, ſind eine Chimäre.

Der Arbeiter: So ſind wir alſo einig! Unſer erſtes Geſetz ſoll heißen: Aufhebung des Eigenthums und Gemeinſchaft der Güter unter allen Menſchen. Das mundet mir — ich berge es Ihnen nicht. Ich ſehe ſchon im Geiſte die ganze Menſchheit zu einer Brüder-Familie umgeſtaltet; es gibt keine ſelbſtſüchtigen Reichen und keine neidiſchen Armen mehr; Alle, Alle ſind glücklich. Gott ſoll mich davor bewahren, Communiſt zu ſeyn! Ich will die Ordnung über Alles; mich hat noch kein Menſch bei einer Meuterei geſehen; der Name thut übrigens nichts zur Sache.

Der Profeſſor: Ich wiederhole es Ihnen: wir plaudern nur, um einander zu unterrichten. Wären Sie auch Communiſt, dann würde es mich doppelt freuen, die Gelegenheit zu haben, Ihnen die Augen über einen Irrthum zu öffnen, der ſchon ſo viel Böſes geſtiftet hat und noch ſtiften wird.

Der Profeſſor: Ja, Zeit genug zum Ausdreſchen und zu der anderen Winterarbeit; aber die Frau iſt im Kindbett, eines der Kinder bekommt Zähne, ein anderes liegt an den Maſern; dabei wird wenig gezimmert, geſchmiedet, geſponnen und gewebt werden. Aber der Widerſacher der Gleichheit gibt es noch mehr: Sie ſind ſtark und robuſt, ich aber bin ſchwächlich und oft krank; Sie ſind thätig und gewandt, ich bin träge und ungeſchickt; Sie haben vier Kinder, und das ſind Knaben; ich habe nur zwei, und das ſind Mädchen. Vom erſten Anfang an hat ſich meine Wirthſchaft ſo geſtaltet, daß für mein Leben lang nur Armuth vorherzuſehen war; Ihnen aber ging es in Allem beſſer; indeſſen richtiger ſprechend, ging es uns beiden übel, mit dem Unterſchiede nur, daß es Ihnen etwas weniger ſchlecht erginge, als mir. Nun werden Sie bequemer wohnen, beſſer möblirt, genährt und gekleidet ſeyn, aber immer noch armſeliger, als es bei uns ärmſten Bauern ſind. Kommt dazu noch gar einmal eine ſchlechte Aernte, dann kann dieſer Armuthszuſtand eine Größe erreichen, die in unſeren civiliſirten Geſellſchafts-Körpern gar nicht mehr gekannt iſt.

Digitized by Google

Der Arbeiter: Ich bitte Sie, rauben Sie mir jenen Glauben nicht, sonst thun Sie nichts Gutes. Sehen Sie, Herr Professor, für uns Arbeiter in den Städten, die wir jeden Augenblick unser kümmerliches und mühevolles Daseyn, mit den glücklichen Zuständen der Reichen vergleichend, vor Augen haben, so ist ein Traum schon eine Tröstung, die uns wohl thut und die Wirklichkeit vergessen macht.

Der Professor: Sagen Sie lieber, der Ihnen die Wirklichkeit verleidet und unerträglich macht, und Sie die Vortheile und Freuden des eigenen Standes, und deren sind große, übersehen und vergessen läßt. Dies die ganze Wirkung des — Traumes!

Der Arbeiter: Wie kann dies in Betracht kommen, wenn wir daran denken, daß, durch das Mittel der Gemeinschaft, wir nach unserer Bequemlichkeit arbeiten und eben so gut leben könnten, wie einer, der zwanzig Franken täglich zu verzehren hat? Wir finden den Tag von zwölf Stunden sehr lang, den Taglohn von anderthalb oder zwei Franken aber sehr kurz. Ei was, Herr Professor, Sie haben gut sagen: Die Gemeinschaft der Güter sey unmöglich, — das ist leicht ausgesprochen für diejenigen, deren Beutel es zuläßt, Schildkröten-Suppe zu essen; diese werden allerdings von der Gemeinschaft nichts wissen wollen.

Der Professor: Wenn eine Truppe Krüppel daher käme, wovon jeder nur Einen Arm und Ein Bein hätte, mit zumuthend: „Du hast zwei Arme und zwei Beine, das ist eine Ungerechtigkeit, wir müssen alle gleich seyn. Hurtig, lasse abschneiden, was Du mehr hast, als wir, sonst stehe Dir Gott bei!“ Diesen würden Sie ohne Zweifel, wenn die Anrede an Sie gerichtet wäre, antworten: „Halt, Freunde, laßt uns die Sache erst etwas bereden. Hab ich ein Bein und einen Arm weniger, dann seyd Ihr darum nicht besser daran, ich aber um so viel schlimmer. Ist es nicht besser für Euch, so wie für mich, wenn ich meine beiden Arme und Beine behalte, um mich ihrer zum Nutzen für uns alle zu bedienen, als wenn wir alle Krüppel und unfähig zu den Diensten sind, die ich wenigstens Euch noch leisten kann?“

Der Arbeiter: Gleichnisse sind noch keine Treffschüsse. Der Arm und das Bein, die man mir abschnitte, könnten Niemandem dienen; aber nimmt man einem die Güter ab, welche er zu viel hat, so sind diese für diejenigen nutzbar, die daran Mangel haben. Die Glieder eines Menschen können, abgetrennt, nicht in die Gemeinschaft gebracht werden, wohl aber seine Reichthümer.

Der Professor: Gleichnisse sind meistens nur Streifschüsse. Das meinige hat auch nur so viel seyn sollen; dies ist auch genug für heute, und möge das bessere Treffen auf morgen verspart werden. — Bei dem guten Willen, den Sie haben, um Vernunft anzunehmen und erkanntes Falsches wegzuwerfen, zweifle ich nicht daran, daß wir auch über die heutige Frage eben so zur Einigkeit kommen werden, wie über die früheren.

Miscelle.

Von der Murg, 9. Sept. Das Verbot der Fröbel'schen Kindergärten durch die preußische Regierung muß überall, wo man diese Anstalten und den Geist, der in ihnen waltet, näher kennt, gerechtes Befremden erregen. Daß diesem Verbot eine Verwechslung der Bestrebungen Friedrich Fröbels, des Gründers dieser Kindergärten, und jener Karl Fröbels, von dem man demokratische Kundgebungen kennt, zu Grunde liegt, ist wahrscheinlich, obwohl wir noch eher geneigt sind, einen falschen Bericht, irrthümliche, weil ohne nähere Kenntniß gegebene Darstellungen zu vermuthen. Herr Friedrich Fröbel hat sich nun zwar an die preußische Regierung gewendet, um jenen Irrthum aufzuklären oder die falschen Berichte durch Darlegung seines ganzen Erziehungssystems zu entkräften. Ob dieser Schritt den gewünschten Erfolg, d. h. Zurücknahme des Verbots, haben wird, steht dahin! Wir haben indeß eine solche Erziehungsanstalt ganz im Geiste Fröbels in unserer Nähe, in Baden, welche unter der Leitung des Dr. Georgens und seiner vortrefflichen Frau steht. Es war dem Verfasser dieser Zeilen, dem das Erziehungswesen nicht fremd ist, ein lebhaftes Anliegen, diese Anstalt mit ihren Grundsätzen und Hülfsmitteln genauer kennen zu lernen, was ihm durch das freundliche Zuvorkommen des Herrn Dr. Georgens leicht wurde, und in der That, wir können nur wünschen, das es in Deutschland viele solcher Anstalten gäbe und recht viele Eltern in der Lage wären, ihre Kinder denselben zur Erziehung anvertrauen zu können. Wir wollen nicht von der liebevollen Behandlung der Kinder reden, aber die zweckmäßige körperliche und geistige Entwickelung, die rein sittliche und religiöse Richtung, welche die Kinder hier erhalten, verdient die höchste Beachtung. Es gewährt ein ungewöhnliches Interesse, zu sehen, wie die verschiedenen Anlagen des Kindes, wie des mehr Herangewachsenen, stufenweise gleichsam herausgebildet und gleichmäßig geübt und gestärkt werden. Wir sind vollkommen überzeugt, daß kein Verständiger den Geist wie die Methode, welche in der Anstalt des Dr. Georgens in Baden herrschend sind, mißbilligen, vielmehr beide als eine glückliche Vereinigung zu dem edelsten Zweck — der Menschenbildung — betrachten wird. (Mh. J.)

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 74. Kaiserslautern, Donnerstag, 18. September **1851.**

Eine Nacht im Schwarzwald.

Humoreske, erzählt von W. v. Horn.

Wenn's in einem auch noch so schönen Lande drunter und drüber geht und, durch eine epidemische Hirnentzündung hervorgerufen, nichts mehr fugen und passen will, dann meiden harmlose Reisende Land und Leute. Das ist ein einfacher Erfahrungssatz, und wir in Baden haben's wohl erfahren und wahrlich wir Wirthe nicht zu unserm Vortheil. So sprach der Wirth in *** im schönen Baden, wo mich ein Regenwetter länger als ich wollte aufgehalten. Der Mann war redselig, das kürzte die Zeit, und da er gut erzählte, lieh ich ihm gern mein Ohr. Wenn ich's jetzt wiedererzähle, was er mir vor einem Jahr in der Abenddämmerung bei einem „Glässle Mark, gräfler“ vertraut, so begehe ich kein Unrecht, denn er hat es mir ausdrücklich erlaubt und ich kann mich schon darauf berufen.

Ich sage Ihnen, fuhr er in obiger Rede fort, in der Revolutionszeit war's grade als wenn man in einen reifen Waizenacker schießt; da fliegen alle Spatzen fort. Kein Reisender ließ sich sehen. — Ihr Gleichniß hinkt, fiel ich ihm lachend in die Rede, denn die Spatzen rupfen Ihre Waizenähren und — die Reisenden werden von Ihnen gerupft. — Mein redseliger Wirth war gutmüthig genug, über den derben Scherz mitzulachen. Meinetwegen, sagte er, mögen Sie mich zwicken. Ich weiß schon, wie Sie das meinen, und große Ihnen aus Gründen nicht, die ich Ihnen nicht sagen will, um Ihnen in der Dämmerung den Schmelz der Verschämtheit nicht auf die Wangen zu locken. — Ich machte einen Kratzfuß und sagte: Sie sind sehr zart, doch fahren Sie gefälligst fort. — Die Reisenden mieden unser Land. Die Eisenbahn brachte nur unsaubre Polacken, zerlumpte Handwerksburschen, Freischärler mit Bärten wie Scheike der Wüste, Schlapphüten wie calabresische Banditen, und Waffen von solcher Mannigfaltigkeit und wundersamen Alterthümlichkeit, wie ich sie nie gesehen. Die Hahnenfedern erinnerten an den Gottfriedsbund und in ganz Baden sah man damals nur entschwänzte Hofhöhne und das kampfmuthige Krähen hatten sie mit ihrer Zierde an die Helden abgetreten. Ob auch den Todesmuth? das wußte man damals noch nicht. Auf mein Wort, das waren uns Wirthen unwillkommene Gäste, da es mit den Zechen bedenklich aussah; aber man mußte Gesichter machen, als wären sie pfundschwere Lords. Und diese grade fehlten und nach diesen hatten alle meine Zunftgenossen eine Sehnsucht, eine Art Heimweh, das sich nur fühlen, nicht beschreiben läßt. Sie wissen schon warum. — Anfänglich war's den Leuten ein rechtes Lustspiel, aber als die Preußen da unten heraufkamen, ward's eine Art von Trauerspiel, und mancher Wirtsgewanderte untersuchte eher seine Sohlen als die Batterie seiner alten Flinte, aus guten Gründen. Sie brauchten sie. Eine Kriegsgeschichte will ich Ihnen nicht geben. Wir haben davon schon etliche gedruckt und ich vermuthe, es werden noch welche nachfolgen, aus deren Vergleichung man am Ende das Wahre finden wird. Nur eine Geschichte wollte ich Ihnen mittheilen, die in dem Hause von meines Vaters Bruder droben im Schwarzwald passirt ist. Horchen Sie 'mal auf! Sagt man bei uns von einem: man meint, es wär' ein Engländer, so weiß jeder, daß man damit sagen will: er ist mit der Pelzkappe geschossen, oder: er hat einen Sparren, oder: es ist ihm ein Dachziegel gerutscht, oder: er hat mit der Nase schief getreten. Addiren Sie das aber, so kommt's drauf hinaus, er wäre ein Narr. Das ist aber nicht im allerschlimmsten Falle zu nehmen, sondern es deutet auf die Absonderlichkeit der sogenannten Sportsmen hin. Fällt so einer auf ein Sport, auf eine sogenannte hochadelige Passion oder wie man alle diese Haarzöpfe nennen will, so ist's rein aus mit ihm. Nun berühren sich im englischen Nationalcharacter zwei wunderliche Extreme: innige Liebe zur heimischen Insel und unbezwingliche Reiselust. Ist dabei der Sport der Sporn, so geht's über Hanns' Acker hinaus. Sie wissen aber auch, daß dennoch in der Sache ein System ist, daß alles nach der Ordnung betrieben wird. Da lebte denn in Eng-

Digitized by Google

land ein junger Mann namens Smith, der ein ungeheures Vermögen ererbt hatte und auf eignen Beinen ſtand, das heißt frei über ſich und ſeine Habe verfügen konnte. Der war der leidenſchaftlichſte Angler Altenglands, was bekanntlich viel ſagen will. Er hatte die Anglerkunſt wahrhaft ſtudirt, wußte alle Köder, hatte alle Apparate aufs beſte und feinſte und hatte in allen Gewäſſern England's, Schottlands und Irlands geangelt. Da gab's nichts neues mehr für ihn und ſo ſaß er da und gähnte. Einſt hörte er aber, wie zwei alte Angler über die köſtlichen Steinforellen des Schwarzwaldes ſprachen. Er ruft den Kellner und fragt: Liegt der Schwarzwald in Auſtralien oder Californien? Der Kellner hatte Geographie los und ſagte: Nein, Herr, in Deutſchland. Weiter zu fragen wäre nicht nobel geweſen. Maſter Smith fährt zur Buchhandlung des Maſter Armſtrong in London. Der hat die ſchwere Menge Reiſehandbücher in Verlag, ſauber in Seide gebunden und mit Goldſchnitt verſehen, mit Karten und Bildern aller Art. Schwarzwald! ſagt er. Die Commis laufen und bald hat er ſein Reiſehandbuch. Als er es aber daheim aufſchlug und, um ſich zu orientiren, das aufſchlug, was hier über den Schwarzwald zu leſen ſtand, da erſchrack er denn doch. Jeder hat ſeine Gaben, ſagt Fenimoore Cooper's Pfadfinder, aber Maſter Smith's Gabe war nicht das, was die Leute Courage heißen. Gewiß, Courage iſt nicht jedermanns Ding, und man kann der beſte Angler Altenglands, der beſte Raucher Deutſchlands ſeyn und doch keine Courage haben, weil die Gaben eben mannigfaltig ausgetheilt ſind und Anglerausdauer und Courage nicht dasſelbe ſind. Warum aber Smith plötzlich ſo betroffen wurde, das waren die ihm genau bekannten Mittheilungen der „Times“ über die Revolution in Baden und die Kämpfe dort. Freilich erinnerte er ſich auch, daß das Blitzen der Bronzeſpitzen an den Pickelhauben der Preußen immer ein Wetterſtrahl für die Freiſchärler geweſen, ihre Gabe auch der Muth nicht grade, und ſie längſt auf die Gränze der Schweiz übergegangen. Indeſſen hatte er in der letzten Zeit in den Seen Hochſchottlands geangelt und war dadurch in der Politik etwas zurückgekommen, wie denn Angeln und die meilenlange und breite „Times“ ſtudiren nicht gar wohl in Einklang zu bringen iſt. Ob's nun in Baden ſicher? Ob nicht die Freiſchärler noch hin und wieder ſpukten und gelegentlich die Beutel der Reiſenden ſegten? Vielleicht auch in der Wuth des Mißlingens ihres Unternehmens einem das Lichtlein des Lebens ausbliſen? Das waren bedenkliche Fragen, die ſich Smith nicht beantworten konnte aus obbemeldetem Grund des Angelns in den Seen Hochſchottlands.

Nun, Angeln iſt nicht gerade jedermanns Paſſion, wohl aber Zeitungsleſen. Es gab alſo Leute genug, die Maſter Smith den Zweifel benehmen konnten. Da hörte er denn, es laſſe ſich keiner mehr in Baden treffen, es müßte denn etwa Nachts ſeyn, denn die Preußen lägen im Land und die verſtünden ſchlechthin keinen Spaß, am wenigſten mit den Spitzkugeln und Zündnadelflinten, was beides ſehr mörderiſche Inſtitute ſeyen. Auch vernahm er, daß wieder eine Menge Travelier nach Deutſchland zögen, die Reiſe den Rhein hinauf in die Schweiz machten und dort ſäßen die Erfreiſchärler und zehrten von ihrem Ruhm und etliche von etwas mehr; aber kein Schweizerſpatze fürchte ſich vor ihnen. Das ſchien dem jungen Engländer ſehr erfreulich. Er eilte in ſeine Wohnung, packte tüchtig ein, beſonders Fiſchergeräthe, und reiste am andern Morgen ab, mit dem Vorſatz, vom Reiſehandbuch nicht einer Linie breit abzuweichen. So landete er denn mit Koffern, Kiſten, Kaſten und Hutſchachteln in Rotterdam. Getreu ſeinem Entſchluß folgend flog er den Rhein hinauf. Zwar wandelte ihn manchmal, wenn er vom Verdeck des Dampfers in die grüne Fluth des Alpenſohnes ſah, die Luſt an, hier zu weilen und zu angeln; aber Forellen waren da nicht und zu ihnen zog ihn das Herz. Er ließ das theure Anglergeräthe im Lederüberzug und beherrſchte ſeine Seele.

(Fortſetzung folgt.)

Luftſchifffahrt des Herrn Green am 7. September.

Ueber dieſelbe enthält die „Karlsr. Zeitung“ von einem Mitreiſenden folgende intereſſante Notizen: Nachdem wir unter lautem Zurruf des zahlreichen Publikums aus Karlsruhe abgefahren waren, ſtieg der Ballon in wenig Minuten bis zur Höhe von 5000 Fuß. Er ſchlug den Weg über Grünwinkel nach Forchheim ein; das Uebungslager der Artillerie war einen Moment gerade unter uns, man ſah deutlich die Bewohner zuſammenlaufen und ſich bewegen. Der Ballon flieg nun anhaltend. In der Höhe von 6000 Fuß erblickte man einige Wolken nur im Fluge rechts und links, wie wenn ſich Rauch hinzieht, und einen Moment nachher war Alles verſchwunden. Wir waren von der Wolkenſchichte umgeben. Dieſelbe ſah an dem der Erde zunächſt befindlichen Theil trübe, ſo zu ſagen ſchmutzig aus, und wurde je höher, je reiner und weißer; zuletzt erſchien ſie wie der weißeſte, durchſichtigſte Nebel oder wie mattgeſchliffenes Glas. Hier erreichte der Ballon die Höhe von

Digitized by Google

7500 Fuß, war jedoch ſo von Näſſe und Feuchtigkeit erſchwert, daß er ſehr ſchnell fiel. An den Stricken deſſelben und an unſern Kleidern war Alles tropfnaß. Wir fielen bis zu 5000 Fuß, wo wir uns gerade über Wärmersheim befanden. Die von dem kleinen Towler (einem der Mitreiſenden) bei Forchheim herabgeworfenen Stückchen Papier trafen wir hier einen Moment, vom Wind fortgetragen, wieder an; ſie waren nun höher, als wir, hatten aber die Wolkenſchichte nicht erreicht. Der Ballon nahm, 3000 Fuß hoch, nun die Richtung nach Steinmauern, wo wir Alles hörten und ſahen, was unten vorging. Zu allen Dörfern ſah man große Verſammlungen von Zuſchauern, die uns zuriefen. Raſtatt und der Rhein mit ſeinen Altwaſſern und Durchſtichen lag voll und hoch angeſchwellt zu unſern Füßen. Herr Green warf nun vier Säcke Ballaſt, zu 15 Pfund jeden, aus, was den Ballon, den die Sonne wieder getrocknet hatte, bei Ottersdorf in einigen Minuten bis zur Höhe von 8800 Fuß ſteigen machte. Es war halb 6 Uhr. Hier wurde es ſchneidend kalt, der Hut des Herrn Green und einige Strick-Enden ſetzten Reif an, und die Naſenlöcher und Fingerſpitzen froren empfindlich. Der Wind trieb hier den Ballon mit einer ungeheuern Schnelligkeit. Der Prozeß des Feuchtwerdens wiederholte ſich abermals, das Waſſer tropfte oder rieſelte fein herab, und der Ballon mußte fallen, ohne Zuthun ſeines Führers. Er fiel bis auf 5600 Fuß herab, wo wir die Erde plötzlich wiederſahen. Der Uebergang des Aus- und Eingehens in die Wolken geſchah in einer oder zwei Sekunden, und das deutliche Erkennen der Gegenſtände und das Verſchwimmen derſelben dauerte nur einen Moment. Der Ballon befand ſich nun bei Fort Louis, gerade über dem Rhein, den er hier überſchritt. Er fiel ſofort bis zu 2500 Fuß, und ging um 6 Uhr über Druſenheim und Gambsheim, deren Bewohner uns in ſtarken verſammelten Haufen zuriefen. Herr Green warf hier, nachdem der Ballon wieder getrocknet war, den letzten Ballaſt, 6 Säcke von gleicher Schwere wie die oben bezeichneten, aus, und in dieſem Augenblick beleuchtete die untergehende Sonne die badiſchen und franzöſiſchen Gebirge prachtvoll. Der Rhein mit ſeinen vielen Armen und Nebengewäſſern floß ruhig unter uns dahin; das Land lag zu beiden Seiten deſſelben wie eine aufgerollte Karte vor uns. Von hier aus ſah man das Straßburger Münſter, Karlsruhe, Baden, Raſtatt, Lauterburg, Weißenburg, Selz und Hagenau. Doch das Geräuſch unter uns verlor ſich immer mehr; die Städte, Dörfer, Felder, Berge waren nicht mehr deutlich zu ſehen; wir waren wiederum in den Wolken. Herr Green hoffte dießmal den Ballon über dieſe zu bringen, wo es wieder hell und klar ſeyn würde. Vergebens! Der Höhenmeſſer zeigte 8870 Fuß, die Kälte war ſchneidend und Alles naß. Es fing an zu dunkeln, und der Ballon fiel wiederum bis auf 2770 Fuß, wo wir die Erde wieder ſahen. Stets waren es Straßen, die man zuerſt erkannte. Da in dieſem Augenblicke die Sonne untergegangen war, ſo ſahen die Wolken unter uns aus wie Dampf aus einem ungeheuern Feuermeer, ſchwarz und roth. Straßburg lag gerade vor uns, keine halbe Stunde entfernt. Hr. Green gratulirte ſich und uns Allen zu einer ſo glücklichen Fahrt, 20 Wegſtunden in 7 Viertelſtunden bei einem ſo herrlichen Wetter zurückgelegt zu haben. Er machte nun fünf bis ſechs Züge an der Klappe, was den Ballon nach und nach doch unmerklich und ſanft, zu einer Höhe von 400 bis 500 Fuß fallen machte, wo er den Anker hinabwarf. In dieſem Augenblick brauſ'te der Zug nach Baſel auf der Eiſenbahn gerade vor uns vorüber. Der Anker brauchte 50 bis 60 Schritte, bis er nach einigen merklichen Stößen, wobei ein Kraut- und Gemüſegarten etwas gelitten haben mag, in einen Kartoffelacker ſich feſtrannte. Nach einigen Minuten kam zuerſt ein franzöſiſcher Artilleriſt, und nach und nach ein Haufe Bauern, die uns mit vieler Anſtrengung auf den Boden zogen. Dies dürfte der unangenehmſte Moment von der ganzen Fahrt geweſen ſeyn. Der Ballon widerſtand noch einige Minuten, doch mußte er ſich bald fügen und lag machtlos auf dem Ackerfeld ausgebreitet da. Es war 6¾ Uhr. Wir waren vor dem Gronenburger Thor in Straßburg gelandet, zunächſt dem Bierkeller des Hrn. W. Hatt, der uns mit ſeinen Leuten hülfreiche Hand leiſtete. Nach einem kleinen Zwiegeſpräch mit einigen Flurſchützen packten wir den Ballon auf einen Wagen, machten uns auf den Weg und kamen um halb 9 Uhr in Kehl an. Schließlich müſſen wir das gefällige Benehmen der franzöſiſchen und badiſchen Mauth-, Octroi- und Paßbeamten rühmend anerkennen.

Marienburg in Pr., 7. September.

Eine Somnambule.

Großes Aufſehen erregt in unſerer Nähe auf dem Lande eine Somnambule. Hunderte von Menſchenwallfahrten an den Tagen, wo dieſes Mädchen predigt, nach ihrem Wohnort, dem Werderdorf Neukirch. Dem Volksglauben gelten ihre Reden für unmittelbare göttliche Eingebungen, und feſt ſteht wenigſtens nach ärztlicher Verſicherung, daß Betrug

Digitized by Google

hier nicht odwaltet, (?) Ich habe heute die Somnambule besucht und berichte Folgendes. Die Wohnung des Mädchens war von Fremden überfüllt; sie selbst saß gebückt und zeigte ein krankes Aussehen. Sie versicherte, daß sie von dem, was sie im Schlaf spreche, keine Erinnerung habe; ihr Zustand sey ihr eine schwere Last, aber sie erfülle mit Freuden Gottes Willen. Nicht lange nachher versiel sie in Schlaf und wurde bewußtlos zu Bett getragen. Nun begann sie laut zu reden, dreiviertelstundenlang, mit lauter lieblicher Stimme. Es war nicht eine kunstgerechte Predigt, aber durch das Gerede schlang sich doch ein klarer Gedankengang. Wir vernahmen eine herzlich gemeinte Aufforderung zur Buße, vermischt mit vielen Bibelsprüchen und Versen. Der Eindruck war erschütternd und vielen Zuhörern traten Thränen in die Augen. Als die Hellseherin am Schluß das Vaterunser sprach, betete die ganze Versammlung mit. Ihre Hände waren kalt, obgleich es bei der Menschenmenge im Zimmer so heiß war, daß mehrere Zuhörer ohnmächtig wurden. Auf die Frage, ob sie sich für ein Werkzeug Gottes halte, antwortete sie ein freudiges Ja; sie habe die Aufgabe, die Unbußfertigen zu mahnen. Auf Fragen von persönlichem Interesse gab sie ebenfalls sehr entsprechende Antworten. Das Mädchen ist dreiundzwanzig Jahre alt und offenbarte von Jugend auf eine stark religiöse Richtung. Zum erstenmal in magnetischen Schlaf versiel sie am Tage der Sonnenfinsterniß; es sey, wie sie im Schlafe sagt, „eine Wolke zu ihr niedergefahren, aus der ein Engel getreten und ihr aufgegeben habe, den Menschen Buße zu predigen.“ Auch behauptete sie, daß Gott ihr die Gabe der Rede nur bis zum nächsten Erntefest verliehen habe; dann werde diese Gabe von ihr genommen und einem andern in einem fernen Welttheile verliehen werden. (?—)

Miscellen.

Mit einem am 6. Sept. aus der Davis-Straße zurückgekehrten Wallfischfänger sind Berichte über die Expedition des Capitäns Austin zur Aufsuchung Franklin's eingegangen, die bis zum 13. September 1850 reichen. Es geht aus diesen Berichten Folgendes hervor: Am 26. August 1850 fand man nördlich von Port Innis, am Wellington-Canal, Spuren, welche die früher von Capitän Ommanney beim Cap Riley gemachten Entdeckungen bestätigen. Man fand Fragmente von Kleidungsstücken, Fleisch in Zinnkasten und Stückchen Papiers, auf einem derselben den Namen des Assistenz-Arztes des „Terror“, M'Donald. Am 27. berichteten die vom Cap Penny ausgeschickten Leute, daß sie Gräber am Lande entdeckt haben. Dieselben wurden alsbald von den Capitäns De Haven und Penny und Dr. Kane besucht. Man fand auf diesen Gräbern die Namen eines Matrosoldaten und eines Matrosen vom „Erebus“ und eines Matrosen vom „Terror“; das Datum des letzten Todesfalles war der 3. April 1846. Außerdem fanden sich unverkennbare Spuren von einer Observatorium, einer Zimmermanns-Werkstätte und einer Schmiede vor. An der Seite eines Hügels und an dem Strande fanden sich Reste von Holz, Metall, Kleidungsstücken und Haufen von leeren zinnernen Kasten. Alles deutete auf längeren Aufenthalt, den die Expedition dort gemacht hatte. Es ist zweifellos, daß die Bucht zwischen Cap Riley und der Beachy-Insel, dem Lancaster-Sund gegenüber, die erste Winter-Station der verunglückten Schiffe gewesen ist. Am 31. August 1850 brach das Eis im Wellington-Canal, und am 6. September konnten einige der zur Aufsuchung von Franklin bestimmten Schiffe nach der Cornwallis-Seite vordringen; sämmtliche Schiffe mußten indeß am 10. September in die Nähe der Griffith-Insel zurückkehren. Dies ist der westlichste Punkt, den die amerikanische Expedition erreicht hat.

(Probe von Industrie im Glaspalast zu London.) Während ich an einem Feiertage, wo die Reicheren vorzugsweise den Glaspalast besuchen, an einer noblen Dame vorübergehe, nimmt ein Gentleman ihr anscheinend etwas mit dem Daumen und Zeigefinger vom Shawl. „Entschuldigen Sie, Mylady, was haben Sie da?“ Mylady erschrickt — er zeigt ihr eine Wanze, die er auf den Boden wirft und zertritt, während sie verbindlichst dankt und sich in Vermuthungen ergeht, woher sie dieselbe bekommen, und schon ihre ganze Haushaltung im Geiste von Wanzen inficirt sieht. — Die Sache hat Mylady so affizirt, daß sie nothwendig in eine der Restaurationen gehen muß, ein Glas Eis zu essen. Sie fühlt sich wunderbar erquickt; ihr durch die Verlegenheit entstandenes Echauffement ist fast beseitigt; — sie will bezahlen, greift in die Tasche nach der Portmonnaie, und Portmonnaie ist verschwunden! Der Gaudieb hat ihre Wanzen-Verlegenheit benutzt, ihr dieselbe zu stipitzen. Mylady ruft aber sofort einen der Hunderte von Polizeimännern herbei, die dort ohne alles Aufsehen still umherwandeln, und theilt ihm die Sache mit; — in fünf Minuten ist der Vorfall ihnen Allen bekannt; nach 25 Minuten macht unser Industrieritter die obige Proyedur mit einer andern Dame, der Polizeimann faßte ihn, führte ihn auf die Seite, leert seine Taschen und findet bereits 9 Stück Portmonnais im Werthe von 100 Pfd. St., die alle auf ähnliche Weise erworben sind. Und diese neun Börsen hatten nur einen Aufwand von neun Wanzen gekostet, indem aus einem ebenfalls vorgefundenen feinen gedrechselten Büchschen von Pflaumenholz zu jedem neuen Experimente nur Ein Exemplar hervorgeholt und zwischen die beiden vordersten Finger genommen war. Der Schelm hatte aber den Druck mit den bereits bewanzten Fingerspitzen so natürlich gemacht, daß keine der bestohlenen Damen auch nur einmal auf den Gedanken gekommen war, getäuscht worden zu seyn.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 75. Kaiserslautern, Samstag, 20. September **1851.**

Eine Nacht im Schwarzwald.

Humoreske, erzählt von W. O. v. Horn.

(Fortsetzung.)

Je schöner das Wetter gewesen war den Rhein herauf, desto übler wurde es, als er Schaffhausen erreichte, von wo aus er erst von seinem Reisehandbuch in die wildromantischen Thäler und dunkeln Schluchten des Schwarzwaldes, und hier besonders zu den Fluthen des forellenreichen Schluchsees gewiesen wurde. Da nun in dem Reisehandbuch der Rheinfall beschrieben stand, so wollte er ihn sehen. Leider war es schon Ende Septembers und es goß hier den Wolken, ihre lange zurückgehaltenen Thränen strommeise fließen zu lassen. Nebel senkten sich nieder und hüllten den Rheinfall in eine Hülle ein, die sein Rauschen vernehmen ließ, aber ihn selber zu sehen nicht gestattete. Im Hotel war's gut seyn, aber unendlich langweilig. Endlich gesellte sich einer zu ihm, der vortrefflich englisch sprach und noch besser windbeutein konnte, ein Schalk erster Klasse, der seinen Mann schnell durchschaute und sich eine Freude daraus machte, ihn in seiner Art zu unterhalten. Er schilderte ihm nun das Angeln im Schluchsee mit bezaubernden Farben; malte die Luft aus bis in die kleinsten Umstände, daß es Smith in den Fingerspitzen krabbelte, und sagte ihm unter anderm: es sey etwas ganz gewöhnliches, daß man dort Forellen fange von fünf bis sieben Pfund das Stück; aber der Fisch sey ganz unendlich schlau, fast wie der Fuchs auf dem Land. Er habe so scharfe Augen, daß er den Angler erluge und dann möge er den feinsten Köder haben, der Racker beiße nicht an; daher kleideten sich die Angler am Schluchsee alle ins Grasgrüne, so etwas heller aber, etwa wie ein Laubfrosch, deren es dort herum viele und sehr große gebe, und es darf darum der Angler nur hocken, nicht stehen, damit ihn der Fisch für einen Laubfrosch von größeren Dimensionen ansähe. Das alles war Master Smith nagelneu und er hatte nichts wichtigeres zu thun, als aus dem Rheinfallhotel trotz des Regens nach Schaffhausen zu eilen, um dort die Farbe zu suchen, in die er sich, gleichviel welchen Stoffes es kleiden eilen mußte; denn das Wetterglas war in, die Höhe gegangen und der Oberkellner prophezeite sonnige Tage. Grade nach dem Regen ist's gut fischen. Der Rheinfall ließ ihm nicht fort, dachte Smith, und bestellte auf den andern Morgen einen vierspännigen Wagen, um schnell an den Schluchsee zu kommen.

Abends kam der Aufbindermeister wieder und hatte frische Ladung für Smith. Nachdem er ihn durch neue Schluchseegeschichten in Feuer und Flamme gesetzt, konnte er es in seinem Uebermuth nicht lassen, ihm zu sagen, die neuesten Nachrichten lauteten bedenklich. Durch die Kriegstroubeln im untern Baden hätten sich die Bären, die noch im Schwarzwald hausten, in der Umgebung des Schluchsees zusammengefunden, da dort keine Preußen ständen; auch habe man dort eine aus zersprengten Freischärlern, Polen, Franzosen, Italienern, höchst verwogene Kerls, gebildete Räuberbande auftauchen sehen, die mitunter einsame schwarzwälder Gehöfte besuchten und dann schonungslos raubten und massacrirten, was sie fänden, und wie die amerikanischen Wilden ihre Opfer scalpirten und mit den Scalps ihre Gürtel zierten. An der Spitze stehe „der Konstanzer Hanns", ein Ausbund eines verwogenen Gesellen. Vor etwa vier Wochen habe man indessen dort eine Treibjagd auf Bären und Spitzbuben gehalten; freilich von beiden Racen nichts erwischt, aber sie doch einmal vertrieben. Wenn sie nicht zurückgekehrt seyen, sey es dort sicher. Das war allerdings eine Abkühlung für Smith's Anglerlust, allein diese überwand diesmal jede Rücksicht. Er vertraute seinem Glück, das ihn allezeit vor unangenehmen Berührungen dieser Art bewahrt, und — er trat seine Reise an.

Die Sonne schien so warm. Der Wald war so frisch. Die Tannen dufteten so köstlich. Smith vergaß Bären und den „Konstanzer Hanns", sagte seinem Kutscher doppeltes Trinkgeld zu und der Wa-

Digitized by Google

gen flog dahin. Trotz aller Eile wollte der Leib Erquickung. In einem einzeln ſtehenden Gaſthaus ſpeiſte Smith die erſten Steinforellen und ſeine Seele hob die Flügel, getragen von der ſüßen, daſtigen Macht ausgezeichneten Markgräflers. Unſer Angler hatte aber des Guten etwas zu viel gethan und ſchlief ein bischen ein. Dies ſogenannte „Nickerchen“ wurde länglich und der Kutſcher, der der Wege bei Nacht nicht ſicher war, weckte endlich. Jetzt mußte wie toll gefahren werden.

Es war am Ende des ſchönen Tages, als ſie in die dunkelſten und wildeſten Partieen des Waldgebirges kamen. Tiefe Stille herrſchte ringsum; nur dann und wann ließ eine Sägemühle, die ſich im tiefen Tannendunkel am ſchäumenden Walddach barg, ihre ſchrillen Töne hören, welche die Zirkelſäge ſo äußerſt unharmoniſch producirt. Kein lebendes Weſen ließ ſich blicken in dem Walddunkel. Tannen von rieſiger Größe, pyramidaliſch beaſtet von der Erde bis zum Gipfel, ſchaarten ſich zuſammen, daß bereits die Nacht ihren dunkeln Schleier über Berg und Thal gebreitet zu haben ſchien, während die Uhr noch der Tageszeit ihr Recht zuſprach. Die ſonſt ſchöne Straße bog um ſcharfe Ecken, und gehörte ſchier die Kunſt eines ruſſiſchen Pferdelenkers dazu, glücklich durchzukommen. Der Kutſcher radebrechte engliſch. Smith fragte, ob ſie bald am Ziele ſeyen. Zwei Stunden bis an's nächſte Bauernhaus, das Wirthſchaft treibt, lautete die unerquickliche Antwort.

Smith legte ſich ſeufzend zurück in den Wagen. Das iſt gewiß die Region der Bären und des „Konſtanzer Hanns“ und ſeiner polenfranzoſenitaliemeriſchen Bande! dachte der paſſionirte Angler, verfluchte den Schluchſee und ſeine Forellen und ſuchte zu ſchlafen; aber ſeine Einbildungskraft war zu ſehr erregt. Zu dem Kutſcher ſagte er: Zugefahren! Dreifaches Trinkgeld! Da klatſchte der luſtig, die Pferde flogen — aber — Krach! da lag der Wagen auf der Seite und des Liedes Ende war da. Der Kutſcher war zu nahe an ſo eine vorſtehende Felsmaſſe gerathen und das Hinterrad war in Stücke zerbrochen. Seine Entrüſtung wurde von dem Schrecken übermannt und der Schrecken von dem Schmerz ſeiner Rippen. Mit Mühe kroch er aus dem Wagen. Der Kutſcher ſtand rathlos da, und alle verzweifelnden Godams, die Smith ausſtieß, machten das Rad nicht ganz, lichteten das Dunkel nicht, machten den Weg zur Unterkunft nicht kürzer.

(Fortſetzung folgt.)

Das Vauxhall in London.

Herr Hackländer ſchreibt der „Augsb. Allg. Z.“ über das Vauxhall in London: „Ich will Sie, um ein ermüdendes Tagewerk luſtig zu beenden, nächtlicherweile in einen der vielen Gärten führen, wo ſich die Londoner elegante Welt gewiſſer Claſſen auf's Köſtlichſte amuſirt, und wo auch andere Menſchenkinder an dem wirklich fabelhaften Leben einige Stunden lang Geſchmack finden können. Wählen wir das alte berühmte Vauxhall. Vornehmer iſt es freilich in Surrey-Gardens; dort haben Sie brillantere Concerte, und nebenbei wilde Thiere, eine vortreffliche Menagerie. Aber Vauxhall gibt ſich in dieſer Saiſon erſtaunliche Mühe, den Fremden etwas Neues vorzuſetzen, die Menge zu feſſeln; auch iſt dieſer Garten wirklich einer der erſten. Ich möchte Sie, um von unten anzufangen, zuerſt einen Augenblick nach Cogle-Tavern in City-Road führen, einem kleinen Etabliſſement ähnlicher Art in einem mit buntfarbigen Lampen illuminirten Garten, mit Statuen, kleinen Springbrunnen, allen erdenklichen Genüſſen. Man bezahlt hier einen Schilling Entrée und ſitzt unter grünen Bäumen bei den Auserleſenen des ſchönen Geſchlechts; auch wird hier getanzt, eigentlich nur herumgehopſt; es iſt weder Walzer, noch Galopade, noch Polka, noch viel weniger aber jener ſchrecklich ſündhafte Tanz, der dabei ſo unendlich graziös ſeyn kann, und den die Pariſer „Can-Can“ nennen. Die ſchöne Welt, die man hier verſammelt findet, iſt wirklich ſchön zu nennen; herrlichere Mädchengeſtalten mit feineren, blühenderen Geſichtern ſieht man nicht leicht anderswo; aber es ſind keine Franzöſinnen; ſie verſtehen es ſelten, ihrem Gewerbe einen eleganten, gut ausſehenden Anſtrich zu geben, ſie ſind, was ſie ſind, und wollen für das gehalten ſeyn, was ſie ſind. Dabei trinken ſie ſehr viel Gin, eine Miſchung (?) von Branntwein und Waſſer. Auch für Genüſſe muſikaliſcher Art iſt hier geſorgt; in Cogle-Garden befindet ſich eine große Orgel, welche zuweilen mit ihren tiefen dröhnenden Klängen luſtige Lieder ausſpielt. Auch ein Vokal-Concert fand ſtatt, indem ein ſchwindſüchtig ausſehender junger Mann vortrat, und zur Klavierbegleitung Schuberts Lied: „Ich komme vom Gebirge her,“ abzuſingen ſchien. Ob er es aber wirklich gethan, kann ich nicht behaupten, denn in dem allgemeinen Geklapper der Gläſer und Teller, dem Lachen und Plaudern der Menge hörte man von dem Geſange nichts. Man ſah den Sänger nur hier und da den Mund öffnen und ſchließen, und dann und wann jauchzte das Forte-Piano eine Idee der Melodie krampfhaft hinaus.

Digitized by Google

Das Beste aber war eine theatralische Vorstellung, die später stattfand. Das Schauspielhaus war elegant und zierlich, die Sitze in demselben mit rothem Sammet überzogen. Es wurde ein Ballet gegeben, und die Tänzerinnen — es waren ihrer wenigstens dreißig — so jung, so schön, so gut gewachsen und leicht gekleidet; es hätte sich kein Hoftheater deren zu schämen gebraucht. Sie stellten Nymphen vor und ähnliche leichtfertige Wesen, und da die Bühne sehr klein war und der Tänzerinnen viel zu viel auf einmal tanzten für diesen unbedeutenden Raum, so sah man, um Heines Ausdruck zu gebrauchen, oft in der That nichts, wie Himmel und Tricot. Wir wollen aber den Eagle verlassen, so lange es noch Zeit ist, das heißt so lange es noch nicht zu spät ist für Vaurhall. Wir fahren über die Themse auf einer der ziemlich menschenleeren Brücken, gelangen nach dem rechten Ufer des Flusses und kommen von Black-Friars nach Vaurhall Read. Hier hört der lebhafte Verkehr der Londoner Straßen auf, und außer den Wagen, die mit uns desgleichen Wegs fahren oder die uns begegnen, bemerkten wir wenig Getreide auf den hier sehr breiten und ziemlich dunkeln Straßen. Wir befinden uns in einer Gegend von London die in vielen Beziehungen sehr verrufen ist, und wo es dem einsamen Wanderer unter Anderm passiren kann, daß ihm von zarter weiblicher Hand Uhr und Börse wegescamotirt wird. Jetzt sind wir am Eingange von Vaurhall, einer sehr finsteren Hausthüre, die uns in einen ebenso finsteren Gang führt. Hier sind spärlich von ein Paar Lampen erhellt einige Bureaur, wo wir zwei ½ Schilling Entrée bezahlen — ein Gulden und dreißig Kreuzer rheinisch. Wir nehmen unsere Marken und eilen dem Garten zu. Plötzlich traten wir aus dem dunklen Gang, von dem ich eben sprach, in einen weiten, seenhaft erleuchteten Raum, aus dem uns schmetternde Musik entgegenschallt und das Gesumme Tausender von Menschenstimmen. Man bleibt geblendet stehen bei dem Anblick, den man vor sich sieht. Es ist ein Garten; aber Bäume, Sträucher, lange gerade Alleen, Schlangenwege, Bosketts, Lauben, Grotten sind nachgebildet durch unzählige Lämpchen mit Flammen in Roth, Gelb, Blau, Grün, Weiß. Von dem Eingang, an welchem wir stehen, führen breite Gänge nach rechts und links, deren Wölbung aus so dicht zusammengesetzten Lichtern besteht, daß das Ganze wie eine einzige buntfarbige Feuermasse aussieht. Von ihr herab hängen phantastische Kronleuchter, ebenfalls aus buntem Feuer gebildet, auf deren lange weiße Gasflammen brennen. Vor uns ist ein geräumiger Platz mit Bäumen; auf demselben erhebt sich ein freistehendes Bauwerk in den Formen eines türkischen Kiosk, nach allen Seiten offen; seine Säulen, Gewölbe, Treppen, das Dach sind aus feurigen Linien gebildet, und um ihn herum befindet sich ein kleiner Garten, dessen Gebüsche und vielfarbige Blumen aus eben so vielfarbigen Glaskugeln bestehen. Zwischen den grünen strahlenden Blättern blicken dunkelglühende Rosen hervor, auf schlanken Stengeln biegen sich weiße glänzende Lilien, und hier und da zwischen diesen Feuerblumen stehen wirkliche Gesträuche, deren Blätter auf die seltsamste Art von dem Farbenmeer rings herum angestrahlt werden. Tausende von Menschen erfüllen diesen weiten Raum, wandeln zwischen den Feuergallerieen, sitzen in Restaurationen und lauschen den Klängen der verschiedenen Musikchöre, die oft, dem Auge unsichtbar, in einer dunkeln Waldpartie spielen, bei jedem Schritt, den wir in den Garten thun, zeigt sich uns etwas neues, ungeahntes. Dort erblicken wir ein großes Panorama, wir sehen das wogende Meer, ein gestrandetes Schiff, dessen Wrack und die gebrochenen Masten von den empörten Wellen hin- und hergeworfen. Am Ufer lagert eine Seeräuberbande, in ihrer Mitte die Passagiere jenes Schiffes, verzweifelte Frauen, gefesselte Männer. Wir folgen einer Biegung des Weges und verlieren uns in dunklen Gartenpartien; auf einmal stehen wir auf einem weiten Rasenplatze mit Gittern eingezäunt, an dessen Enden sich ein stolzes, mittelalterliches Schloß erhebt mit Zugbrücke und Thoren, auf den Zinnen flattern buntfarbige Fahnen, die Fenster sind, wie bei einem Bankett, hell erleuchtet, vorn am Gitter stehen zwei drohende Rittergestalten, die uns den Eintritt verwehren. Machen wir aber auch um Gotteswillen keinen Versuch, uns dem fabelhaften Schloß zu nähern! Wir sind in einem Zaubergarten, und dem Vorwitzigen würde es schlecht ergehen. Nicht als ob ihn Drachen oder wilde Thiere ergreifen würden, sobald er dieses Thor überschreitet — gewiß nicht! Aber all das Schöne, was er vor sich sieht, würde plötzlich verschwinden, denn — es ist nichts wie eine gemalte Decoration.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Schon wieder ist ein neuer Planet auf die Welt gekommen, aber wir wissen noch nicht wie er heißt, weil er noch nicht getauft ist. Ehe der Großvater die Großmutter nahm, damals grade als man zum letztenmal 1799 schrieb, lernte er in der Schule, es

Digitized by Google

gebe sieben Planeten. Als dann der Vater noch im Flügenkleide in der Mädchen Schule ging, lernte er, es gebe elf, und hätte er dem Schullehrer auf seine Frage geantwortet, es gebe zweiundzwanzig, so hätte er wahrscheinlich einen „Dummkopf“ eingeerntet oder hätte nachsitzen müssen. Und doch kennt man jetzt nicht weniger als zweiundzwanzig Planeten, von denen nicht weniger als fünfzehn erst im Lauf dieses Jahrhunderts entdeckt worden sind. Die vier sogenannten Asteroiden Ceres, Pallas, Juno und Vesta wurden kurz nach einander von Olbers, Harding und Piazzi in den Jahren 1801, 1802, 1804 und 1807 aufgefunden. Sie vermehrten die sieben Planeten unserer vormaligen Astronomen und Schulbücher auf elf, und dabei blieb's bis gegen Ende 1845, wo am 8. Dezember Henke einen zwölften Planeten entdeckte, den man Asträa nannte; derselbe berühmte deutsche Astronom fand aber am 1. Juli 1847 auch den dreizehnten Planeten auf, „Hebe“ genannt, und der Engländer Hing entdeckte im August Nummer 14 und im October Nummer 15: sie heißen „Iris“ und „Flora“. Das Jahr 1848 hatte wichtigere Dinge zu thun; es beschenkte uns durch Graham nur mit einem Planeten, dem sechzehnten, den ein Deutscher vielleicht „Märzerrungenschaft“ genannt hätte; Herr Graham aber taufte ihn „Metis,“ was da heißt „weise Fürsicht,“ an der es just 1848 überall sehr gefehlt hat. Im Jahr 1849 im April fand der berühmte neapolitanische Astronom de Gasparis Nummer 17 auf und nannte den neuen Planeten „Hygäa“ und am 11. Mai 1850 fand derselbe Gelehrte auch Nummer 18 und nannte sie nach seinem Wohnort „Parthenope;“ Hind entdeckte am 13. September desselben Jahres Nummer 19: die „Klio“ oder „Victoria“ und wiederum de Gasparis am 2. November Nummer 20: die „Egeria.“ Dann wurde im Mai 1851 von Hind und de Gasparis gleichzeitig der einundzwanzigste Planet, die „Irene“ entdeckt, und zu diesen ist nun als Nummer 22 der am 29. Juli, also am Tag nach der berühmten Sonnenfinsterniß wiederum von de Gasparis entdeckte, bis jetzt aber noch ungetaufte Planet gekommen. Wenn's so fortgeht, wird bald das zweite Dutzend voll seyn. Alle fünfzehn in diesem Jahrhundert entdeckten Planeten sind sogenannte Asteroiden und stehen zwischen Erde und Jupiter in folgender Reihe von der Sonne ab: Flora, Klio, Vesta, Iris, Metis, Hebe, Parthenope, Egeria, Irene, Asträa, Juno, Ceres, Pallas, Hygäa, der neuentdeckte noch ungenannte Planet.

Folgende Münchhauseniade wird von einem Pariser Blatt als Satire auf den modernen Fortepianismus erzählt. Der russische Graf Orloff hat vor kurzem dem Kaiser von Rußland einen jungen Pianisten, aus der Walachei gebürtig, vorgestellt. Derselbe nennt sich Friedrich Volz und besitzt vier Hände, jede mit zehn Fingern. Dieser vierhändige Pianist ist bis zum Alter von zwanzig Jahren von einem griechischen Priester, dem Pater Philippi erzogen worden. Derselbe lehrte ihn das Orgelspielen; hierauf arbeitete Friedrich Volz ganz allein und es gelang ihm, ein wirklicher Künstler zu werden. Er fertigte sich selbst ein Piano von acht Octaven an, auf welchen er ohne Mühe spielt, denn seine Vorderarme sind ein Drittel länger als die gewöhnlichen Arme. Während acht Jahren arbeitete Friedrich acht Stunden täglich, ohne sein Instrument zu verlassen; er aß selbst während dieser Zeit. Um Mittag brachte man ihm eine Suppe, welche er mit der einen Hand nahm, während die andern fortfuhren, zu spielen. Die erste rechte Hand hat Liszt'sche Methode, die erste linke Hand die Emilie Prudent's; die zweite Rechte die Thalbergs und die zweite Linke die Chopins. Diese verschiedenen Methoden bringen einen merkwürdigen Effect hervor. Der griechische Priester, der Friedrich erzogen hat, ist letztes Jahr gestorben und hat ihm ein kleines Vermögen hinterlassen; der vierhändige Künstler hat sich dafür eine Anzahl Diamantringe gekauft; wenn er spielt, zieht er sie alle an, wodurch die Wirkung eines diamantenen Regens hervorgebracht wird. Friedrich Volz wird nächsten Winter nach Paris kommen. Man zweifelt nicht, daß er eine ungeheure Sensation machen wird.

In der Académie des sciences wurde auf die Nahrungsweise der belgischen Bergleute aufmerksam gemacht, welche das Problem gelöst zu haben schienen, kräftig und gesund zu bleiben bei einer Kost, welche bald so arm an Nahrungsstoff sey, als die der meisten Europäer. Man suchte die Ursache in dem Genusse des Kaffee, welcher zwar nicht eigentlich nähre, aber die Individuen hindere, herabzukommen, indem er durch seinen Stickstoff-Reichthum den Verlust stickstoffhaltiger Körper-Bestandtheile aufhalte. Die große Mäßigkeit und Ausdauer der Kaffee trinkenden Völker (Araber u. s. w.) ist bekannt. Auch bei der algierischen Armee hat sich der Kaffee als das beste Mittel bewährt, um die Truppen zur Ertragung von Strapazen zu befähigen, und dieselbe Erfahrung ist in weitem Maße bei der schleswig-holsteinischen Armee wiederholt.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 76. Kaiserslautern, Donnerstag, 25. September **1851.**

Eine Nacht im Schwarzwald.

Humoreske, erzählt von W. O. v. Horn.

(Fortsetzung.)

Nachdem sich sein Zorn entladen, erkannte er, daß doch eigentlich hier nichts vernünftiger sey, als gute Miene zum bösen Spiele zu machen und auf mögliche Abhülfe des augenblicklichen Mißgeschicks zu denken. Dazu war auch der Kutscher sehr geneigt. Er hatte einstweilen die Pferde ausgespannt und schlug nun Master Smith vor, ihm zu helfen, daß der Wagen auf seine drei Räder zu stehen komme. Er wolle dann mit den Gäulen zum Wirthshause eilen und Hülfe holen. Bis dahin jedoch bleibe nichts übrig, als daß sich Smith ins Unvermeidliche füge und zum Schutze des Gepäckes sich in dem Wagen niederlasse, harrend, bis er zurückkomme. Smith überlegte rechts und links, aber es war nicht anders zu machen. So ergab er sich denn in sein Schicksal, kroch in das dreirädrige Wrack und der Kutscher ritt im Fluge davon. Da saß denn der arme Angler und blies Trübsal nach Noten. — Indessen war seine Einbildungskraft erregt. Da saß er im tiefen Dunkel des Wagens; alle Fenster desselben waren geschlossen. Er machte in stiller Todesverachtung die Augen zu; allein desto lebendiger wurden die Gebilde der mächtiger werdenden Furcht. Um seine Lage noch zu verschlimmern, zuckten jetzt dann und wann Blitze in die Nacht hinein und der ferne Donner grollte gewaltig über den Wipfeln der himmelhohen Tannen, die der Sturm peitschte. Seine Lage war nicht beneidenswerth. Bären hausten in diesem Gebirge — hatte der redselige Mann im Hotel am Rheinfall gesagt. Wenn die nun kämen und um den Wagen schnupperten und brummten! Himmel! was gäb das eine Belagerung! Sprang er heraus — so war er verloren. Da erinnerte er sich aus der Schule zu Eton der Fabel des alten Aesop von dem treulosen Freunde. Die sagte ihm, wenn man sich todtstelle, ziehe Petz ab. Er versuchte es, hielt den Athem an — aber das konnte er kaum länger als eine halbe Minute. O wehe, da war nichts zu machen. Die Fabel und die Wirklichkeit lag weit auseinander. Lieber Spitzbuben als Bären, sagte er zu sich und sein Herz klopfte, seine Pulse schlugen. Es war ihm, als höre er im Heulen des Sturmes drohende Stimmen, Rufen und Schreien. Da kam die Polenfranzosenitaliänerbande! Waren sie aber nicht vertrieben? Ach, hier war so recht das Land voll Schlupfwinkel. Hatte er nicht von einem Höllenthal gelesen? Er saß sicherlich mitten drin und empfand alle Qualen der Hölle im voraus. Es war ihm, als habe der Erzähler aller dieser Schauermären gesagt, der Konstanzer Hanns sey gehenkt worden; allein, wer bürgte, daß dies nicht in contumaciam geschehen war, in effigie, wie das Criminalvolk sich ausdrückt, wenn ihm einer entwischt, den's schon in seinen Geierkrallen zu haben meinte, um ihn möpsen zu können, wie die Kölner sich poetisch ausdrücken. Dann war er noch leibhaftig auf seinen Beinen und konnte kommen und sagen: Sir, Ihre Börse — oder —! Er schauderte. Im fremden Land ohne Geld! Lieber sterben den Tod der Ehre von der Hand des Konstanzer Hanns, gewiß so eines Gentleman wie Eugen Aram oder dergleichen — als verhungern ohne Geld! — Gesetzt aber auch, der Konstanzer Hanns wäre in der Wirklichkeit gehängt worden an den Galgen mit dem Strick um den Hals, bis er todt — gehängt worden wie irgend ein remarkabler Spitzbube Altenglands, so waren gewiß noch Polen, Fradzosen, Italiäner von seiner Bande übrig, und die waren gereizt durch den Tod ihres Hauptes nur desto wilder, grausamer, blutgieriger. — Plötzlich fuhr Smith auf! Das war der Ton eines Hornes! Richtig, das Signal, das die Bande zusammenruft! — Er horchte mit angehaltenem Athem und ein tiefer Seufzer löste sich aus der beklommenen Brust. Nein! das war der schrille Ton eines Posthorns, das dem Verlassenen wie eine Sphärenmusik klang! Er riß das Fenster nieder und horchte. Ja, ja, da rollte ein Wagen die Straße her. Smith lehnte sich weit hinaus und schrie. Ein Blitz erleuchtete die Scene. Der Postillon hielt an, aber der Barbar verstand

Digitized by Google

nichts von den classischen Zischlauten der Sprache Albions. Alle ihre Wohllauts verhallten in dem ungebildeten, rauhen, schwarzwälder Ohr. — Da wurde das Fenster des Wagens aufgerissen und — wer beschreibt Smith's Seligkeit? — er hört seine Muttersprache. Ein Landsmann fragt, was es da gebe? — Wie ein Blitz war Smith aus dem Wagen am Schlage des Landsmanns. Er schildert seine Lage; die Gefahren des Orts, der Zeit, der Umstände — und sein Landsmann hat Erbarmen! Er reicht ihm die Hand und das ist das Zeichen brüderlicher Theilnahme an des Beruglückten Schicksal.

(Fortsetzung folgt.)

Das Vauxhall in London.

(Schluß.)

Wenden wir uns lieber zur linken Seite, wo das geräuschvolle Leben erstorben zu seyn scheint, wo noch vereinzelte Wanderer gehen, wo die glänzende Illumination in Reihen von Lichtern endet, die eine uralte, dichtverwachsene Baumallee nur schwach beleuchten. Eine feurige Inschrift am Eingang dieses Weges sagt uns: Wer seine Zukunft zu erfahren wünscht, suche die Prophetin auf! Wir folgen dieser Mahnung und treten den geheimnißvollen Gang an durch den immer düsterer werdenden Waldweg. Freie Plätze, die sich rechts und links öffnen, zeigen seltsame Unthiere, welche Wasserstrahlen hoch empor werfen; alles ist hier still und wunderbar. Melancholisch plätschert das Wasser, und erscheint durch tiefhängende Lampen blau gefärbt, bei dessen falbem Lichte wir eine Grotte entdecken, in der die Sibylle über ihren Büchern brütet, während vor ihr auf dem Dreifuß der unheilvolle Trank siedet; alles dieses jagt uns einigermaßen Schrecken ein. Schnell wenden wir uns ab und folgen dem Weg, der zur Wahrsagerin führt. Endlich finden wir dieselbe in den Ruinen eines maurischen Schlosses, und als wir schon vor ihr stehen, um unsere Handfläche betrachten zu lassen, fällt uns ein, daß wir zu wenig Englisch verstehen, um ihre dunkeln Orakelsprüche, die sie in dieser Sprache ertheilt, begreifen zu können. Beschämt eilen wir davon, zurück zu den belebteren Partien des Gartens, wo die Sodawasserflaschen knallen, wo Musik erschallt, wo die Sherry-Gobbler servirt werden, wo man tanzt und lacht, alles Sachen, die wir ohne Kenntniß der Landessprache vollkommen begreifen und mitmachen können. Nachdem sich hier jedes eine halbe Stunde lang belustigt so gut es kann, namentlich eine große Masse einem humoristischen Vortrag zugelauscht, den ein seingekleideter Herr von den Fenstern des bereits oben erwähnten türkischen Kiosk hält — und der Vortrag muß sehr amüsant und witzig sein, denn die Menge lacht häufig laut hinaus — drängt sich alles einem großen Thore zu, der Reitbahn von Lejars und Cuzents, deren Productionen man, ist man einmal im Garten, gratis anschauen darf; das heißt, umsonst gelangt man in die unteren Räume, die Stehplätze, doch hier ist wahrhaft fürchterliches Gedränge, und man sieht sich schon genöthigt, einen Schilling weiter zu bezahlen, um auf den Gallerien einen Platz zu erhalten. Der Circus ist aufs Brillanteste eingerichtet, von ziemlicher Größe, bedeckt mit angenehmen Sitzen und sehr schön beleuchtet. Aber die Gesellschaft Lejars-Cuzent ist das nicht mehr, was sie vor einigen Jahren war, wo sie Aufsehen in Deutschland machte und Wien entzückte. Lejars selbst ist aber in St. Petersburg gestorben, und Paul Cuzent, der oftmals sein eigenes vortreffliches Orchester selbst dirigirte, kam nicht zum Vorschein; vielleicht aber auch, daß sie an diesen Vauxhall-Abenden des billigen Eintrittes wegen nicht ihre ganze Truppe ins Feuer führen. Es war wenig, was sie uns zeigten; im Ganzen immer die alten Geschichten: Mademoiselle Laura stehend, reitend, über Bänder springend, — Mademoiselle Mathildis das Gleiche, noch viel ärger, und Mademoiselle Pauline wieder das Gleiche am allerärgsten. Die Herren jagten auf ungesattelten Pferden, sprangen durch außerordentlich kleine Reife vor- und rückwärts, und Bajazzo machte dazwischen seine gewöhnlichen Späße. Das Ganze dauerte eine kleine Stunde, und dann strömte Alles wieder in die Gärten zurück. So mochte es fast Mitternacht geworden seyn, und ehe das unentbehrliche Feuerwerk abgebrannt wurde, besahen wir noch einige der Merkwürdigkeiten, die uns bisher entgangen. Da war ein kleines Theater im Freien, auf welchem physikalische Experimente aufgeführt wurden; nicht weit davon sah man lebende Bilder, und neben diesen wurden wir durch eine Aufschrift belehrt: Hier seyen orientalische Zimmer zu sehen mit türkischen Herren, so wie mit türkischen Ladies. Die Gemächer, worin sich die Muselmänner befanden, waren ziemlich reich, auch wohl theilweise im türkischen Geschmack eingerichtet; aber ob die Bewohner derselben ächt waren, kann ich nicht beschwören, doch saßen sie langweilig genug auf ihren Divans. Die Herren strichen ihren langen Bart, und von den Ladies war eine sehr wohlbeleibt, hatte auch recht feurige Augen und die Unterlippe herabhängend, wie eine ächte Türkin. Endlich wurde zum Beginn des Feuerwerks geläutet und augen-

Digitized by Google

blicklich strömte Alles aus dem Garten einem großen Thorbogen zu am Ende des Gartens, hinter welchem ein großer Platz, wo das Feuerwerk abgebrannt werden sollte. Dieser Thorbogen, von der Breite eines kleinen Tunnels hatte den Zweck, auf seinem Gewölbe ein kleines Amphitheater zu tragen, von wo man das Feuerwerk bequem ansehen konnte, dessen Plätze aber wieder einen Schilling extra kosteten. Die englischen Knallfeuerwerke sind bekannt und berühmt wegen ihrer Mannichfaltigkeit und der Präcision, mit welcher die einzelnen Stücke gearbeitet sind. Das von heute Abend war außerordentlich schön und gelang vollkommen. Zuerst stiegen eine große Menge Raketen des schwersten Calibers empor bis zu einer fabelhaften Höhe, neigten sich oben zierlich, und sprühten unzählbare Sterne in dem glänzendsten Farbenlicht e aus, in Roth, Grün, Gelb, Weiß, von einer Gluth und einem Glanze, wie ich nichts Aehnliches gesehen. Auch Fallschirm-Raketen waren darunter und wenn die weiß leuchtende Kugel derselben so langsam herabsank und den Garten mit seinen Gebüschen und Bauwerken rings umher und all die Tausend gaffende Gesichter tagshell beleuchtete, dabei die Schatten dieser Menschenmenge in den sonderbarsten Gestalten hinter und an die helle Wand warf, so jauchzte Alles laut auf, und dieses Jauchzen endete gewöhnlich mit dem Geschrei: Hut ab! Hut ab! welches den Vorderstehenden galt, die mit ihrer Kopfbedeckung den Hinterstehenden die Aussicht versperrten. Dann stiegen Leuchtkugeln gegen den dunklen Nachthimmel empor, abermals in allen Farben, Sonnen prasselten, Schwärmer zischten, Frösche knallten, und all dieses Feuerwerk durcheinander bildete die schönste Figuren und Gebilde, bald riesenhafte Sterne, kleine Tempel, Feuerregen, glühende Wasserfälle und dergleichen mehr. Der Beschluß des Ganzen machte die Illumination eines ungeheuren Schlosses, das am Ende der Wiese hoch hinaufgebaut war. Zuerst sah man die Architektur dieses Gebäudes, seine Thore, Fenster, Säulen, Balcone mit einemmal glänzend in weißem Feuer aufstrahlen; dann wurde das Schloß beschossen, zahllose Raketen und Leuchtkugeln flogen hinein, rothe, blaue grüne Flammen entzündeten sich überall; das Ganze gab eine einzige gewaltige Feuersbrunst, Mordschläge krachten, Feuerströme rauschten von allen Seiten herab, und jetzt in diesem allgemeinen Flammen-Chaos hätte jeder deutsche Zuschauer, ja jeder Franzose, ein befriedigendes Ende des Ganzen gefunden; aber hier in England mußte noch etwas extra kommen, etwas in der That außerordentlich nervenaufregendes, und das war — ein junges schönes Mädchen in weißem silberglänzendem Kleide, die an einem der brennenden Fenster des Schlosses sichtbar wurde, und pantomimisch zu verstehen gab, sie befinde sich in der größten Noth, wie diesem Feuermeer zu entrinnen sey. Ich muß gestehen, daß auch ich einigermaßen unruhig über das Schicksal der armen Person war. Nicht so die Masse der Schaulustigen. Alles klatschte in die Hände und stand erwartungsvoll da; jetzt trat das Mädchen hervor, und nun bemerkte ich, daß von demselben ein schwankendes Seil quer bei dem brennenden Gebäude vorbei bis zur höchsten Zinne desselben gespannt war. Dieses betrat sie mit sicherem Schritt, und ging in einer Höhe von vielleicht 40 Fuß über dem Boden durch die ganze brennende Wirthschaft hinauf und hinunter. Von allen Seiten zischten die Raketen toller wie je, flogen die Schwärmer um sie herum, und man glaubte jeden Augenblick, einer der Millionen Funken, unter welchen sie dahinschritt, würde auf ihr Kleid fallen, dasselbe anzünden und sie würde elendlich verbrennen oder vor Schreck herabstürzen; so etwas geschieht auch zuweilen hier — heute Abend kam glücklicherweise kein Unfall vor. Das Mädchen wandte sich lächelnd zu der gaffenden Menge, grüßte von dem brennenden Fenster freundlich herab, und verschwand dann hinter dem Gebäude. Das Feuerwerk war zu Ende, der Platz lag wieder in tiefer Dunkelheit, nur die und da glimmte eine halbverbrannte Hülse, und die Zuschauer strömten abermals in den Garten zurück in die Restaurationen, auf die Tanzplätze; die verschiedenen Orgester spielten lustige Weisen, und nun — es war Mitternacht vorüber — begann der Ball, welcher für die Tanzlustigen bis Morgens 4 Uhr dauerte.

Aus Californien und Peru.

Zwei Briefe eines deutschen Arbeiters.*) (Z. C. B.)

1.

Californien in den Minen, am 8. Januar 1851.

Aus meinem letzten Briefe, liebe Eltern und Geschwister, habt ihr ersehen, daß ich die Reise nach Californien angetreten habe, und ich will nun versuchen, euch eine kurze Schilderung dieser beschwerlichen hundertachtundsechstägigen Reise zu geben. Nachdem wir, am 19. März 1850 von Philadelphia abgegangen, per Eisenbahn, Kanalboot und Dampfschiff glücklich nach St. Louis gekommen waren, sahen wir erst ein, daß es bei unsern geringen Mitteln beinahe eine Unmöglichkeit sey, eine solche Reise zu unternehmen; allein der Gedanke an das „Goldland“ und der Vorsatz, lieber auf der Reise zu Grund zu gehen, denn als arme Handwerker zu sterben, gab

*) Diese Briefe sind von einem kräftigen, braven, verständigen jungen Handwerker, einem durchaus zuverlässigen Manne.

Digitized by Google

uns allen wieder frischen Muth, und so setzten wir, nachdem wir nothdürftig Lebensmittel, einen Wagen und drei paar Ochsen gekauft hatten, die Reise abermals mit Dampfboot bis Richeville, zweihundert Meilen Missouri aufwärts fort. Nach einem vierzehntägigen Lager, während welcher Zeit wir alles nöthige in Ordnung brachten, noch einen Wagen und zwei paar Ochsen anschafften, brachen wir unserer vierzehn an der Zahl auf, um unser Glück zu Land zu probiren. Nach mancherlei Unfällen erreichten wir ohngefähr 40 Meilen weiter aufwärts das Ufer des Missouri, über welchen wir am 10. Mai setzten und somit aus der civilisirten Welt hinaus in das Bereich der Indianer kamen. Gleich am 11. mußten wir durch einen Sumpf, durch welchen ein deutscher Fuhrmann nie wagen würde zu fahren. Am 12. sahen wir den ersten Steppenbrand. Am 14. setzen wir über einen kleinen Fluß, das Gepäck in einem Indianerboot, Am 16. passirten wir abermals einen Fluß, dann ein schönes Hügelland, jedoch gras- und besonders wasserarm. Fünf Tage später, den 21., kamen wir schon wieder über einen Fluß und des Nachmittags dieses Tages über einen größeren Strom. Zum erstenmal erblickten wir hier die Pracht eines schattigen Urwaldes, dessen riesige Bäume keinen Sonnenstrahl durchlassen. Am 22. starker Gewitterregen und Zusammentreffen mit denjenigen Wanderern, welche bei Independence über den Missouri gesetzt waren. Seit einigen Tagen war das Wetter sehr feucht und ungesund, auch sah man mehrere Grabhügel. Die Gegend ist sehr holz- und wasserarm; wir kochten schon einigemal Welschkorn-brei mit Wasser, welches so schlecht war, daß es die Ochsen nicht mehr saufen wollten. Am 30. sahen wir die ersten Antilopen und Büffel; auch sieht man jetzt schon Wagen und Geschirre ganz werthlos umherstehen. Seit anderthalb Tagen hatten wir nicht einen Tropfen Wasser, bis wir heute Abend bei starkem Gewitter am Platt River (Plattfluß) ankamen. Dieser Fluß hat einen unregelmäßigen aber langen Lauf; wir blieben ungefähr fünf- bis sechshundert Meilen weit in der Nähe desselben. Nachdem wir am 31. die amerikanische Festung Kearney passirt hatten, wurden die Spuren der Cholera, die sich unter den Emigranten eingestellt hatte, immer sichtbarer, so daß man in einem Tag zehn bis fünfzehn und mehr Gräber zählen konnte. Fälle der schrecklichsten Art kamen vor, so z. B. fand man einen Mann todt unterm Wagen, während Frau und Kinder im Wagen mit dem Tode rangen. Auch zwei von unserer Gesellschaft riß die Krankheit hinweg.

Am 13. Juni kamen wir am Rio Platt, einem Arm des großen Platt, an, welch ersteren wir zu überschreiten hatten. Ueber einen solchen Fluß, der eine englische Meile breit ist, mit starkem Triebsand geht und an manchen Stellen so tief ist, daß die Ochsen den Grund verlieren, mit einem beladenen, bei jedem Halt einsinkenden Wagen in einer Tour von 30 Minuten zu fahren, ist ein Wagstück, welches blos ein Amerikaner auszuführen vermag.—Nachdem wir diesen Fluß passirt hatten, kamen wir durch eine herrliche Gebirgsgegend mit Cedernholz bewachsen; in den schönsten Thälern trafen wir Indianer. Am 22. passirten wir das zweite amerikanische Fort Larmie; wir mußten hier wieder über einen Theil des Platt-Rivers, welcher zwar nicht sehr breit, aber wild und tief ist, so daß Wagen und namentlich Lebensmittel genug zu Grunde gingen; uns jedoch wurde nichts beschädigt. In der Ferne erscheinen die Blak-Helly (schwarzen Berge); die Thäler und Berge werden immer malerischer, und der Mensch, wenn auch einsamer Wanderer in der Wüste, freut sich ein Mensch zu sein; allein das Vieh, das arme Vieh hat nicht einmal Futter genug, um sich nothdürftig nähren zu können, und wird halb leblos von Tag zu Tag fortgepeitscht. — Am 30. setzten wir über die nördliche Hälfte des Platt, und zwar auf ausgehöhlten Baumstämmen.

Oefters Streitigkeiten in der Gesellschaft veranlaßten zuletzt die Trennung derselben, welche am 1. Juli vor sich ging und zwar in zwei gleich. Theile, ein jeder aus sechs Mann bestehend. Für unsere Partie machte ich einen Karren und wir setzten des andern Tages unsere Reise einiger und schneller denn zuvor fort. Todtes und halbtodtes Vieh sieht man in Masse am Wege liegen. Am 4. kamen wir an den Sweet Water River, einen kleinen Fluß mit gutem Wasser, und des Abends an den Independence Rock, einen ungeheuren Felsen, frei und unabhängig dastehend, ungefähr 150 Fuß hoch. Des Nachts wurden wir durch das Geheul der Wölfe im Schlaf gestört; gefährlich sind sie indessen nicht. Sehr viele Wagen und viel sonstiges brauchbares Zeug, welches durch das Absterben des Viehes nicht mehr weiter geschafft werden konnte, sieht man jeden Tag. In der Ferne erblickt man die Rocky-Mountains (Felsengebirge mit Schnee bedeckt). Ehe wir durch den Südpaß zwischen diesen Gebirgen hindurch waren, brach uns zum zweiten Mal die Achse, und zwar an einem Platz, wo rund umher meilenweit kein Stück Holz zu bekommen war. Ungefähr sieben Meilen zurück fand ich eine alte Achse, durch die ich in den Stand gesetzt wurde, den Wagen wieder zu machen; doch was nützte es uns, den Ochsen konnte ich nicht helfen; diese waren durch fortwährenden Grasmangel so heruntergekommen, daß es unmöglich schien eine vorliegende Strecke von sechzig Meilen ohne einen Tropfen Wasser zurückzulegen. Wirklich waren auch, als wir noch nicht zweidrittel des Wegs hinter uns hatten, die Ochsen durch den Mangel des Wassers schon so ermattet, daß wir Halt machen mußten, und da auch wir zu müde waren, um die Thiere zu bewachen, liefen dieselben, vom Durste gequält, davon. Alle Nachforschungen nach ihnen waren vergeblich und es blieb uns nichts übrig, als unsere Habseligkeiten zu verlassen und blos mit dem Nothwendigsten bepackt nach dem Green River zu marschiren, wo wir Nachmittags am 14. Juli, beinahe vom Durst verzehrt, ankamen.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 77. Kaiserslautern, Samstag, 27. September 1851.

Eine Nacht im Schwarzwald.

Humoreske, erzählt von W. O. v. Horn.

(Fortsetzung.)

Beim Licht der Laternen des andern Wagens wird umgepackt und als das alles geschehen steigen sie ein und rasch geht's weiter. Jetzt erzählt Smith seinem Landsmann sein Unglück ausführlich. Die Schilderung der Gefahr vor Bären und Räubern ergreift auch die Seele des Landsmannes mit entsetzen. Jetzt wollen sie einen Abhang hinunter — da — o des Schreckens! jagen vier Reiter daher — bärtige, zerlumpte, gräuliche Kerle. Das sind sie! ruft bebend Smith. Der andre starrt hinaus. Sie wollen den Kutscher anhalten, aber die beiden im Wagen schrieen: F ' fort! Die einzigen deutschen Laute, die der andre Engländer gelernt hat. Die Pferde brennen durch und im Fluge geht's fort — bis sie todtmüde kaum mehr können. Sie stehen still und schnauben und keuchen! — Zum Glück sehen sie in einiger Entfernung ein Haus und darauf fahren sie zu.

Bis jetzt waren beide mit den eigenthümlichen Häusern des Schwarzwaldes unbekannt. Sie hatten, wenn es ein Wirthshaus galt, die großartigen Hotels ihrer Heimat oder die der Rheinufer als Maßstab vor Augen. Kein Wunder, daß ein eisiger Schrecken durch ihre Glieder fuhr, als sie beim grellen Lichte eines zuckenden Blitzes das Haus näher ins Auge faßten. Das ein Hotel! riefen beide, und in dem Tone ließ sich die Harmonie ihrer Gefühle erkennen, die zwischen Schrecken und Erstaunen die Mitte hielten.

Ich kenne das Haus genau sagte der Wirth. Der Raum ist dort enge. Dunkle Felsen stehen himmelhoch an und das Haus lehnt sich fast daran. Einzelne himmelhohe Tannen umstehen es und vollenden den Eindruck des Unheimlichen. Massenhaft lag der vom Rauche geschwärzte Bau da, denn die Schwarzwälder kennen keine Schornsteine und lassen dem Rauche vollkommen Freiheit, sich den Ausgang zu suchen, wo es ihm beliebt. Es bot das Haus meines Oheims den Reisenden in dieser Umgebung, diesem Aussehen, unter solchen Umständen einen wenig genugthuenden Anblick und erweckte eine Vorstellung, die von einer Mördergrube nicht weit entfernt war. An den beiden Stockwerken des mit dem breiten Giebel nach der Straße gerichteten Hauses liefen vor den mehr breiten als hohen Schiebefenstern Gallerien her, die mit Ueberdachungen von Schindeln versehen waren und durch von außen zu ersteigende Treppen in Verbindung mit dem Erdboden standen. Vollends deckte den umfangreichen Bau ein Schindeldach, dessen schier unermeßlicher Umfang nach allen Seiten acht bis zehn Fuß von den Seiten und der Vorderseite des Hauses abstand, durch die Säulen der Gallerieen hier getragen wurde und die Bestimmung zu haben schien, das Licht möglichst abzuhalten, daß es nicht neugierig in das unheimliche Innere und seine Schrecken eindringe. Rings um das Haus befand sich eine wahre Wagenburg von größeren und kleineren Fuhrwerken, die man im Dunkel nicht unterschieden konnte; von Holzstößen, Bohlen, Balken, Dielen, Leitern und Pflügen und dergl. mehr; das alles aber stand in so wundersamer Unordnung aufgehäuft, daß es die Vermuthung rechtfertigte, es diene blos dazu, das Geheimnißvolle des Innern von allen Seiten zu maskiren. Ich kenne das Haus wie meine Hosentasche, fuhr der Wirth fort, und Sie dürfen mir glauben, daß ich nicht grau in grau male, sondern Ihnen ein Spiegelbild entwerfe. Mein Oheim ist eben ein ächter Schwarzwälder, der vom Hergebrachten nicht ein fingersbreit abweicht. Kein Wunder war es, daß die beiden Reisenden hier eine Herberge des Konstanzer Hanns und seiner Bande in bester Form erkannten. Eine Weile standen sie rathlos da und waren zweifelhaft, ob sie klopfen sollten; aber es trat wieder eine ächte schwarzwälder Nöthigung dazu, den Entschluß nach der einzigen wählbaren Seite hin zu fassen.

Das Gewitter hatte sich mehr und mehr genähert. Der Donner prasselte entsetzlich in den Waldbergen, die Blitze schossen wie feurige Schlangen am Nacht-

Digitized by Google

bimmel hin und urplötzlich begannen die Wolken sich eines Regens zu entladen, dessen Macht man im Schwarzwald kennen gelernt haben muß, um eine deutliche Vorstellung zu gewinnen. So gedrängt von Angst, Nässe, Kälte, denn es war ungemein frisch geworden, und Hunger schritten sie mit Todesverachtung der Thüre zu und klopften mit Macht. Bis jetzt hatte sich kein Mensch sehen lassen, trotz dem, daß das Anfahren des Wagens des Master Tornhill (so hieß der Reisende, der Smith aufgenommen) Lärm genug gemacht hatte. Nur in einem Zimmer des Erdgeschosses verriethen die Spalten eines Ladens die Spuren von Licht.

Meines Vaters Bruder, sagte der Wirth, ist nicht gerade durch Höflichkeit und Zuvorkommenheit gegen seine Gäste berühmt. Er ist ein reicher Bauer, der Waldbesitzer und Eigenthümer zweier schwunghafter Sägemühlen ist, die nur sein eigenes Holz verarbeiten. Wäre es nicht ein Erbstück seines Vaters gewesen, er hätte keine Seele für Geld gespeist, getränkt und beherbergt. Seine Weise ist die des derben, abgeschlossenen, aber biedern Schwarzwälders. Höflichkeitsformeln kennt und übt er nicht und machen die Reisenden Ansprüche, die er nicht befriedigen kann, so läuft ihm das „Läusle“ schnell über die Leber und es kommt dick. Haben nun Reisende das Unglück, ihm ungelegen zu kommen, so mögen Sie vollends denken, daß er nicht sehr artig zu seyn sich bemüht.

Nach langem heftigen Klopfen rief's innerhalb der Thüre: No, no! schmeißet die Thüre nur nit ein und wartets sein ab! Das sind gewiß wieder von den gottverdammten Engländern; die meinen, man wär nur für sie auf der Welt! Die sind mit nichts zufrieden. Hol' euch der —! Es war ein Glück, daß die beiden Engländer das nicht verstanden, was er in dem gurgelnden und eigenthümlichen Dialekt zum Willkomm sagte. Doch verrieth ihnen der Ton, daß hier die Freundlichkeit nicht zu Hause sey. Bald genug öffnete sich die obere Hälfte der Thüre und meines Vaters Bruder erschien hinter dem Untertheil derselben, als hinter einer sichernden Verschanzung, beleuchtet von der hochgehaltenen Oellampe.

Er fürchtet Konstabler oder Preußen! flüsterte Smith Tornhill zu; aber dieser hörte nicht, was sein leidensgefährte dem angsterfüllten Herzen entpreßte, denn seine Seele war völlig in das Auge getreten und dies starrte die Gestalt an, die sichtbar geworden war. — Meines Vaters Bruder ist kein Urbild der Schönheit, Herr. Sein Gesicht ist beträchtlich fett und breit, mit gewaltigen Hängebacken und Doppelkinn. Die kleinen, schwarzen, blitzenden Augen bergen sich unter dem namhaften Schutz überhängender buschiger Brauen; die Nase ist klein, aber ausgezeichnet durch einen bläulich anlaufenden Purpur. Der Mund mit schwülstigen Lippen hat eine anerkennenswerthe Ausdehnung gegen die Ohrläppleins nach rechts und links. Der unförmlich dicke, mit buschigem, schneeweißen Haar bedeckte Kopf ruht auf einem kurzen muskelreichen Hals und von da abwärts entwickeln sich wahrhaft riesenhafte Körperformen. Er trägt gewöhnlich ein dunkelgrünes langes Manchesterwamms, ditto kurze Hosen und auf dem Kopf das bekannte mit Steinmarderpelz besetzte grünsammtne „Käppli.“ Kam nun zu dem ohnehin wenig ansprechenden Gesicht der Ausdruck nur ein unfreundlicher seyn. Was gibt's? fragte er barsch. — Die beiden welschten ihm nun alles mögliche vor, was er nicht verstand, und baten um Herberge, Essen und Trinken. — Ich wollt' ihr läg't alle beide im Schluchsee! knurrte der Wirth. — Yes! sagte Smith, der den Namen des Sees hörte, aber auch sogleich wieder todtstill wurde, denn ihm wurde es klar, daß bereits heimliche Nachrichten über sein Kommen hierher mußten gelangt seyn! Ein Fieberfrost schüttelte ihn. — Der Alte sah, daß da die Menschlichkeit gebot, die Reisenden einzulassen, wo der Regen in Strömen vom Himmel schoß. Er machte auf und die beiden traten bebend ein.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Californien und Peru.

Zwei Briefe eines deutschen Arbeiters. (J. C. B.)

(Schluß des ersten Briefes.)

Nach abermaligen fünftägigen vergeblichen Nachforschungen ergaben wir uns endlich in unser Schicksal, und marschirten Abends am 19., sechs armen Wanderern gleich vom Schauplatz unseres Unglücks ab, anderweitigem entgegen zu gehen. Kaum einen Tag mit dem Bündel auf dem Rücken marschirt, wurde einer unserer Leidensgefährten krank, welchen wir, nachdem er unfähig war mit uns weiter zu gehen, auf einem Amerikanerfuhrwerk unterbrachten, zwei seiner Landsleute blieben bei ihm. Wir indessen, zwei Brüder aus Würtemberg und ich, setzten unsere Reise fort und kamen, nachdem wir von ungefähr zwei- bis dreihundert Indianern mit Halsabschneiden bedroht worden, am 22. Juli am Bar-

Digitized by Google

River an, wo wir die ersten Kolibris sahen. Dieser Fluß zeichnet sich hauptsächlich durch seinen schlangenförmigen Lauf aus und durch eine Masse großer Muskitos; auch findet man hier Mineralquellen. Nachdem man diesen Fluß verlassen, wird der Weg sehr schlecht; es sind hier ungeheure wasserarme Gebirge, in welchen es des Nachts so kalt, daß es beinahe unmöglich ist, mit einem Teppich unter freiem Himmel zu übernachten. Dazu kam noch, daß unsere Lebensmittel beinahe aufgezehrt waren. Diese und noch viele andere Uebelstände veranlaßten mich zu glauben, daß wir die Reise auf diese Weise nicht durchsetzen würden. Nach ungeheuren Anstrengungen und Entbehrungen erreichten wir endlich, an Körper und Geist geschwächt den Humboldt-River. Bis hierher hatten wir hie und da von andern Gesellschaften etwas bekommen; allein wie sollte es weiter gehen? Jedermann ist bange selbst nicht auszukommen, und allen wird die Reise immer bedenklicher! Immer vorwärts getrieben von unserm Geschick, nähren wir uns von den Ueberresten geschlachteter Ochsen, die wir an der Sonne trocknen und so ohne alles Weitere verzehren, wodurch natürlich der Körper sehr ruinirt wird. Der Humboldt ist nach seiner Erscheinung nur ein Bach und bringt es auch nach einem Lauf von fünf- bis sechshundert Meilen zu keiner Bedeutung, indem ihn hohe Gebirge einengen; er verliert sich zuletzt in meilendreite Sümpfe.

Am 22. August verließen wir mit gefüllten Wasserflaschen den letzten Ueberrest des Humboldt, um eine Sandwüste von 40 Meilen zu durchwandern, in der alle Vegetation gänzlich erstorben ist. Noch ehe wir aber zwanzig Meilen zurückgelegt hatten, konnten wir der furchtbaren Hitze und des Durstes wegen nicht mehr weiter, machten in der Nähe einiger Salpeterquellen Halt und versuchten, indem das Wasser so nicht trinkbar war, es mit einem Kaffee; doch auch dieser war ungenießbar. Mit Hülfe einiger Amerikaner kamen wir indessen am 24. vor Tagesanbruch, nachdem wir die ganze Nacht gelaufen, am Carson-River an. Euch einen Begriff zu geben von dem Jammer und dem Elend, welche in dieser Wüste herrschen, wo man nichts sieht als Wolken und Sand, und zwar furchtbaren Sand, so daß es große Anstrengungen erfordert hindurchzukommen, ist meine Feder nicht im Stand. Ehe man die Hälfte dieser furchtbaren Einöde zurückgelegt, sieht man schon Wagen zu Dutzenden stehen, um die sich kein Mensch bekümmert; todtes und halbtodtes Vieh in Masse. Geschirr, Kleider, Werkzeug, Medicin, kurz alles möglich Brauchbare hat hier keinen Werth, denn der Mensch lechzt blos nach einem Tropfen Wasser. Und dieses Elend wird noch immer größer und größer, je weiter man in der Wüste vordringt. Ganze Gesellschaften lassen alles zurück und eilen davon, um nur noch die nackte Haut zu retten. Sieben Meilen, bevor man den Fluß erreicht, wird an verschiedenen Plätzen Wasser verkauft, ungefähr ein Schoppen für einen halben Dollar. Bei der Ankunft am Fluß sieht es aus wie auf einem Jahrmarkt (Stove, eine Art Kramladen, wo Lebensmittel verkauft werden); doch was helfen uns diese? die Lebensmittel haben hier einen Preis, den man sich kaum denken kann; ein Pfund Brödchen aus sechs daraus gebackenen Theilen bestehend, kostet 2 Dollare, gedörrter Speck 2¼ Dollare. Arm und hungrig wie vorher setzten wir unsere Reise des anderen Tages fort. Der Carson-River ist der schönste, obgleich nicht der fruchtbarste Fluß, den wir auf der ganzen Reise sahen. Die Stoves werden von Tag zu Tag häufiger, so daß es uns gelang hier und da ein Stück Brod oder Zwieback zu bekommen; auch die Gegend wird immer schöner. Der Fluß ist mit majestätischen Bäumen umgeben, zur Rechten herrliche Gebirge mit den schönsten Tannen und Fichten bewachsen, wild rollende Bäche und eine Menge heißer Mineralquellen, die sich alle in den Carson ergießen. Nachmittags am 30. August erreichte das Schauspiel den höchsten Glanz: ein Gebirge bot sich den Augen des müden Wanderers dar, wie es kein Panorama aufzuweisen im Stand ist. Entzückt steht man vor den kolossalen Bergen und ein reißender Wildbach stürzt sich über steile Felsen. Peinlich ist es aber mit anzusehen, wie das Vieh mit beladenen Wagen diese Gebirge übersteigen muß, vor denen selbst der Fuhrlesende zurückschreckt.

Am 1. September überstiegen wir den höchsten Punkt der Californiagebirge, wo der Schnee 7 bis 8 Fuß hoch liegt, und wandten uns alsdann rechts in einen Seitenweg, um etwa zwölf Meilen abzuschneiden. Aber o Jammer! den Kelch der Leiden sollten wir auszuleeren bis auf den letzten Tropfen. Wir verloren den Weg und irrten in einer Wildniß umher, in die noch kein Mensch gedrungen ist, erreichten jedoch, uns beständig nach der Sonne richtend, in anderthalb Tagen ganz ermüdet den Hauptweg, wo ich sogleich in einem Stove mein seidenes Halstuch für ein Stück Brod hingab. Fortwährend führt der Weg auf einem Gebirgsrücken dahin, weshalb öfters Wassermangel eintritt. In Bezug auf Lebensmittel geht es jetzt immer besser. Den Weg nach Kingstown, wo die ersten Goldminen seyn sollen, verfehlten wir und blieben auf dem Weg nach dem Sacramento, auf welchem wir endlich am 5. September in dem Städtchen Ringgold die ersten

Digitized by Google

Häuser, sowie auch die ersten Goldwäscher sahen. Ohne Geld und Mittel, uns die nöthigen Werkzeuge anzuschaffen, hatten wir keine andere Wahl, als uns auf einen Monat zu verdingen, 90 Dollare per Mann. Als der Monat um war und wir uns fast zu Tode gearbeitet hatten, betrog man uns um unsern sauer verdienten Lohn, und so waren wir im Goldland einen Monat lang immer noch ohne Geld. Nicht willens nochmals für einen andern zu arbeiten, gelang es uns endlich Werkzeug zu verschaffen, womit wir unser Glück selbst probirten. Die Versprechungen, die wir uns indessen vom Goldland gemacht hatten, werden schwerlich in Erfüllung gehen, indem wir etwas zu spät gekommen sind. Vor einem Jahr war es wohl möglich, sich hier ein Vermögen zu erwerben, allein jetzt sind dies Fälle, die blos noch selten vorkommen, denn die besten Plätze sind alle schon ausgearbeitet. Dessenungeachtet gebe ich die Hoffnung nicht auf, auch einmal an einen Platz hinzutappen, wo einige Tausend Dollare begraben sind. Das Gold findet man großentheils an und in den Flüssen und Bächen von 3 bis 15 Fuß tief in der Erde in allerlei Formen und Gestalten. Wir drei zusammen haben bis jetzt ungefähr 1500 Dollare herausgeschafft aber auch schon mehr als 400 Dollare verbraucht. Unsern Platz haben wir jedoch bald ausgearbeitet und alsdann können wir vielleicht das, was wir erworben, wieder zusetzen. Lebensmittel sind immer noch ziemlich im Preise, Mehl das Pfund 25 Cents, gesalzenes Schweinefleisch 30, Kartoffeln 30 bis 35, Kaffee 50 bis 75 ꝛc. Das Klima ist im Sommer sehr heiß und trocken, im Winter hat man kalte Nächte und sehr viel Regen.

Zu eurem nächsten Brief bitte ich mir über die politischen Verhältnisse Deutschlands und Frankreichs etwas näheres mitzutheilen, denn seitdem wir von St. Louis abgereist sind, habe ich keine deutsche Zeitung gesehen, und somit auch nichts erfahren was unterdessen in der Welt vorgegangen ist.

Miscelle.

Nach der „Bombay-Times“ wurde die Nachbarschaft von Bangalore am 22. Mai von einem Gewitter und Hagelsturme heimgesucht, bei welchem die kleinsten Hagelschlossen so groß wie Orangen waren, Ziegeln und Dächer durchschlugen, Häuser, Felder und Gärten verwüsteten. Am folgenden Morgen fand man noch Schlossen, so dick wie Gänseeier und in einem ausgetrockneten Brunnen ein Eisstück, das 4½ Fuß lang, 3 Fuß breit und anderthalb Fuß dick war. Unter der Herrschaft Tippo Saibs fiel bei einem ähnlichen Sturme eine Eismasse von der Größe eines Elephanten, 1826 bei Candeish eines von derselben Größe, und 1838 wurde bei Dhorwar ein Eisblock gefunden, ein Conglomerat von Hagelschlossen, der 20 Fuß im Umfang hatte.

Der Waffenschmied.

Am Ambos steht der Waffenschmied
Und hämmert seine Eisen,
Und singt dazu ein altes Lied
Nach alten, ernsten Weisen.

Und wie sich zu dem Hammerschall
Des Liedes Takte reihen,
Erhält der heiße Waffenstahl
Durch Schlag und Lied die Weihen.

Es singt der Schmied vom Vaterland
Und von dem Landesherren,
Zu deren Schutz sich jede Hand
Im Volke mög bewehren.

Und wie sich zu dem Hammerschall
Des Liedes Takte reihen,
Erhält der heiße Waffenstahl
Durch Schlag und Lied die Weihen.

Dann singt das Lied vom wackern Heer,
Von Kriegern fest und bieder,
Da sprühn die Funken weit umher,
Es hallt die Werkstatt wieder.

Da geben Schlag und Lied für Recht,
Für Ehre und für Treue,
Zum tapfern Kampfe und Gefecht
Dem Waffenstahl die Weihe.

Und rascher führt der wackre Schmied
Die Schläge auf das Eisen,
Und heller klingt dazu sein Lied
In alten, ernsten Weisen.

Von Feindes Noth und tiefer Schmach
Und von der Zeiten Jammer —
Hell klingt das Eisen bei dem Schlag —
Es brechen Stahl und Hammer.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 78. Kaiserslautern, Donnerstag, 2. Oktober **1851.**

Eine Nacht im Schwarzwald.

Humoreske, erzählt von W. O. v. Horn.

(Fortsetzung.)

Der Alte führte die Fremden in die Stube und sagte: drüben von der Fremdenstube hat schon so ein Lord Besitz genommen. Sein Deuten auf die Thüre und das Wort „Lord“ machte einen wohlthätigen Eindruck auf beide, denn nun waren sie selbdritt und eine Vertheidigung konnte arrangirt werden um das Leben doch wenigstens so theuer als möglich zu verkaufen; allein, als sie sich in der Stube umsahen, ergriff sie ein neuer Todesschrecken. Auf den ringsherumlaufenden Bänken der Wände lagen vier bis fünf mächtige Kerle in blaue Kittel gekleidet, die in den Armen des Schlafes lagen und dies durch Töne kundgaben, welche mit denen einer Sägemühle zu vergleichen waren. — Nun ists richtig, seufzte Smith. — Hier bleibe ich nicht, sagte Tornhill und begann mit dem Wirth zu parlamentiren. Seine Pantomimen wurden verstanden. — Wollt Ihr in die Hundshütte kriechen? fragte zornig der Alte. Meinetwegen! oder in die Küche? Andre Räume hab ich nicht, denn droben schlafen meine Weibsleute! Das Wort Küche verstand Tornhill. Yes, yes! rief er und der höchst ärgerliche Alte führte sie hinaus in diesen Raum, der durch eine Thüre mit dem Gemach verbunden war, in dem angeblich der Lord restdiren sollte. Dies war Tornhill nicht entgangen. Er theilte die willkommene Communikationsmöglichkeit Smith freudig mit und beide, die an ein Niederlegen ohnehin nicht dachten, verständigten sich, hier zu bleiben. Sie gaben dem Alten zu erkennen, daß sie Hunger und Durst hätten. Mit eben nicht gewählten Worten setzte er ihnen auseinander, daß sie warme Speisen nicht haben könnten; Markgräfler und „Ebriefswasser“ sey da, auch Schinken, Butter, Käse und Brod. — Tornhill nickte, weil er vermuthete, das was der Bauer sagte, sey der Speisezettel und die Getränkekarte; und diese Verständigung bewirkte, daß bald einige Flaschen auf der blank gescheuerten Eisenplatte des Heerdes standen, ein ansehnliches Fragment kalten Schinkens, Käse, Butter und Brod hinzu kam und der Wirth ein Licht anzündete. Nun sagte der Wirth trotzig gute Nacht, ihnen die Anordnung ihrer Schlafstellen überlassend, und ging.

Der Geruch der Speisen und der Anblick der Flaschen verdrängte im Augenblick die Reihe von Vorstellungen, welche sich bisher bei den Reisenden geltend gemacht hatten. Mit einem wahren Heißhunger fielen sie darüber her, und die Arbeit ihrer altenglischen Kinnladen bewies, daß nicht immer tiefe Gemüthsbewegungen fähig sind, die Anforderungen des leiblichen Bestehens zu verdrängen. Es ist unsere Henkersmahlzeit, sagte tief empfunden Smith zu Tornhill. — So will ich sie auch in aller Gemüthsruhe halten, sagte dieser und schnitt eine derbe Scheibe des saftigen Schinkens auf sein Brod. — So einfach und proletarisch die Mahlzeit auch ist, sprach Smith, so muß ich bekennen, daß ich mich nicht entsinne, im Westend von London je ein schmackhafteres Souper gehalten zu haben. — Tornhill kaute, schluckte und schwieg, indem er seine Augen in der Küche umherfandte, mögliche Vertheidigungswaffen zu entdecken; aber da war außer einem großen Messer und einem Hackmesser nichts zu entdecken. Er holte beides und legte es auf den Heerd. Smith verstand ihn und nickte betrübt. Jetzt entkorkte Tornhill die Flasche, hielt sie gegen das Licht und goß ein. Der Wein war herrlich und die beiden Flaschen fanden schnell ihren natürlichen Abzugskanal in die durstigen Kehlen der beiden Todeskandidaten. Der Donner aber krachte draußen, als wolle er die Felsen über das Haus schleudern; der Wind brauste in den Tannen mit entsetzlichem Rauschen; der Regen schlug wider die Wände des Hauses, als wolle er die Füllungen des Holzwerkes auswaschen, um ins Innere zu dringen. Der Hunger war nun gestillt, dem Durst ein, wenn auch nicht ganz zureichendes Genügen geleistet. Jetzt konnten beide wieder dem Gedanken an ihre Vertheidigung Raum geben. Diese Unterredung wurde indessen auf eine sehr unangenehme Weise unterbro-

Digitized by Google

chen. In der Oellampe, die der Alte ihnen hingestellt, begann der Defect der Lampen der sieben thörichten Jungfrauen sich anzukündigen und bald erlosch sie völlig. Dieser Umstand weckte aufs neue den Verdacht der Absichtlichkeit, und als bald darauf in der Stube, wo die Kerle auf den Bänken lagen, ein vernehmliches Gepolter entstand und Tornhill, der sein horchendes Ohr an die Thüre gelegt, die zu des Lords Gemach führte, auch dort ein angstvolles Flüstern zweier Personen vernahm, so stand er nicht an zu pochen. Die Stimme eines Engländers wurde laut und diese Laute, wenn sie auch keineswegs freundlich waren, thaten den bedrängten Herzen unaussprechlich wohl. Tornhill leitete die Verhandlung durch eine gedrängte Erzählung ihrer Schicksale ein und schloß mit der Erklärung, daß sie in einer Räuber- oder Mörderherberge sich befänden, und dem Vorschlag sich gemeinsam gegen die bald eintretenden Angriffe zu vertheidigen. Diese Erklärung schlug durch und die Thüre wurde alsbald den beiden Landsleuten eröffnet. Als Tornhill und Smith eintraten, erblickten sie zu ihrem nicht geringen Erstaunen bei dem alten Mann ein unaussprechlich liebliches Mädchen von etwa siebzehn bis achtzehn Jahren, die todbleich mit gefalteten Händen da saß und die beiden Männer anstarrte. Und trotz dieser heftigen Erschütterung des Schreckens war sie unaussprechlich reizend. Erzähle, ich bitte, sprach der alte Mann, was ihr wißt. Dieß that nun Smith, und Ellen, so hieß Sir Robert Lawtons schöne Tochter, hing an den Lippen des schönen jungen Mannes mit ihrem großen ausdrucksvollen Auge und ihre Thränen rieselten über die bleichen Wangen. — Was meinet ihr denn, fragte Lawton. Euer Kutscher, Sir, und der meinige, vielleicht selbst der des Master Tornhill sind im Bund mit den Räubern und Mördern, und haben uns alle, offenbar vertragsmäßig, in ihre Hände geliefert. Es ist jetzt zwölf Uhr. Sie werden nicht mehr lange machen. — Habt ihr denn keine Waffen? fragte Lawton. Beide gestanden, daß sie keine besäßen. Da richtete sich Sir Robert auf. Seine Miene verklärte sich. Er eilte in die Ecke des Zimmers, wo seine Koffer standen, wühlte einen Augenblick und zog dann ein Kästchen hervor, in dem zwei Paar herrlicher Doppelpistolen lagen. Er faßte eine, hielt sie hoch in die Höhe und rief halblaut: damit können wir eine schöne Portion Köpfe treffen und wollte Gott vor meine Mündung käme der Konstanzer Hannß! Die Herzen wurden alle leicht und Tornhill entwarf schnell den Vertheidigungsplan. Während das Wetter draußen fortdauerte, stellten sie nun Tische, Stühle und einen schweren Koffer vor die Thüre, die in die Küche führte und das Bett vor die Hauptthüre nach der Hausflur. Hierauf untersuchten sie die Pistolen und stellten sich so, daß Lawton mit zwei Pistolen die Thüre in die Küche, die beiden andern je mit einer die Hauptthüre besetzten. Die schöne Ellen suchte hinter dem unermeßlichen Kachelofen Sicherheit. Kaum waren diese Anstalten getroffen, als man leise in der Flur flüstern hörte. Es gingen Leute nach der Küche. Dort wurde lange verhandelt; endlich entfernten sie sich wieder; dann hörte man die Stimme des Wirthes, welche Smith und Tornhill kannten, laut und heftig reden. Wenn man doch diese verfluchte und barbarische Sprache verstände, sagte Lawton. — St., warnte Smith. — Pferdegetrappel ließ sich vor dem Haus hören. Viele Stimmen wurden laut. Der Wirth tobte und fluchte. Es war, als ob ein Wagen anführe. Smith schlich an den Laden und wollte ihn leise öffnen; aber das ging nicht. Er hörte nur wie sein Kutscher mit dem Wirth und wenigstens fünf bis sechs Männern verhandelte, stritt und das Lärmen immer ärger wurde. Wahrscheinlich aber kam er in diesem Augenblick mit seiner Pistole dem Fenster oder einem andern Gegenstand zu nahe — sie ging los und mit einem heftigen Schrei fiel Ellen zurück, die meinte, die draußen schössen schon herein; jetzt erreichte die Verwirrung innen und außen den höchsten Grad.

(Schluß folgt.)

Aus Californien und Peru.

Zwei Briefe eines deutschen Arbeiters. (Z. C. B.)

2.

Callao, Republik Peru, 9. Juli 1851.

In meinem Brief vom 8. Januar dieses Jahres, datirt Californien in den Minen, habe ich Euch, geliebte Eltern und Geschwister, unsere mühselige halbjährige Reise nach dem Goldland, die wir am 19. März 1850 von Philadelphia aus antraten, geschildert. In der Hoffnung, daß ihr diesen Brief erhalten habt, erwähne ich von dieser gefährlichen Reise nichts mehr, sondern fahre gleich in meiner Erzählung fort. Ich sagte euch, wie uns, mich und meine letzten Reisegefährten, zwei Brüder aus Würtemberg, ein Gauner um unsern sauer verdienten Lohn für einen Monat schwerer Arbeit betrog, womit wir uns die Mittel hatten schaffen wollen, auf eigene Rechnung nach Gold zu suchen. Hart und mühsam

Digitized by Google

ist diese Arbeit, mit verschundenem Körper bei der größten Sonnenhitze dazustehen und tiefe Löcher in die Erde zu graben, bis man auf den Grund kommt, in welchem Gold enthalten ist. Die Hoffnung, unsere Bezahlung auf gerichtlichem Weg zu erhalten, wurde auch vereitelt bei dem sehr langsamen und kostspieligen Gang des Gerichts in Californien. Waren wir so auch nach einem Monat saurer Arbeit noch so arm, wie wir gekommen waren, so hatten wir uns doch an diese Arbeit gewöhnt und die Sache kennen lernen. Auch gelang es uns, durch drei Tage weiterer Arbeit für einen andern 27 Dollare zu verdienen und die nöthigsten Werkzeuge, Schaufel, Pickel, Waschschüssel, sowie einige Lebensmittel anzuschaffen. Wir fanden einen ziemlich günstigen Platz an welchem wir etwa vier Monate lang zu thun hatten, bis alles ausgearbeitet war. Der größte Werth, den wir eines Tages herausschafften, betrug 135 Dollare, der geringste 2½; öfters freilich fanden wir auch gar nichts; und doch war unser Platz der beste in der ganzen Gegend. Hunderte und tausende fanden nicht einmal so viel, um ihr Leben zu fristen. — Wir wohnten mit zwei Amerikanern in einem Blockhaus, wofür wir 32 Dollare bezahlten. Unsere Goldgrube lag drei englische Meilen davon. Morgens frühe gingen wir auf die Arbeit und nahmen Brod, Speck und Syrup für den Mittag mit. Nach des Tages anhaltender Arbeit kehrten wir Abends in das Blockhaus zurück. Die ganze Summe, welche wir bis Anfangs Februar gewannen, belief sich auf ungefähr 3000 Dollare. Wir hatten aber gar viele Ausgaben, wiewohl uns die Lebensmittel täglich nur 2¼ Dollare kosteten, so daß bei der Theilung nicht mehr als 750 Dollare auf den Mann kamen. Am klügsten wäre es gewesen, mit dieser Summe nach Nordamerika zurückzukehren und sich dafür im Westen eine kleine Farm zu kaufen; indessen hörten wir von den guten Minen im Norden, welche wegen des Schnees und Wassers noch nicht hätten bearbeitet werden können, und beschlossen, dahin zu gehen. Wir kauften zwei Maulthiere, Lebensmittel und neues Werkzeug und brachen mit zwei Amerikanern und drei Franzosen Ende Februars über Sacramento dahin auf. Anfangs ging alles gut; das Wetter war uns günstig und die Regenzeit schien vorbei; doch nachdem wir hundertfünfzig englische Meilen zurückgelegt hatten, überfiel einen der Franzosen und mich eine so heftige Diarhoe, daß wir mehrere Tage liegen bleiben mußten. Der Himmel überzog sich nach den Gebirgen hin. Wir waren noch ungefähr vierzig Meilen weiter gekommen und hatten fast den höchsten Punkt des Gebirges erreicht, als ein vier bis fünf Fuß tiefer Schnee fiel, der uns zum Rückzug zwang. Ich trennte mich nun von der Gesellschaft und begab mich nach San Franzisco, um über Panama nach New-Orleans zu gehen. Indessen traf ich dort einen ehemaligen Leidensgefährten, einen Goldarbeiter, der schon die Ueberfahrt nach Lima in der Republik Peru bezahlt hatte. Rasch entschloß ich mich, ihn zu begleiten; wir verließen San Franzisco am 19. April und kamen nach einer Reise von acht Wochen am 15. Juni in Callao an.

Lasset mich Euch nun erst noch einiges über Californien berichten. Das Gold wird nicht in gediegenen Adern gefunden, sondern in der Erde in ganz kleinen Stücken, häufig als feiner Staub, selten in größeren Stücken. Es scheint durch unterirdisches Feuer ausgeschmolzen und durch großartige Ueberschwemmungen in die Tiefen geflößt worden zu seyn, wo man es in sehr verschiedenen Lagen, von zwei bis hundert Fuß unter der Erde findet. Um das Gold hier zu gewinnen, gräbt man gewöhnlich an einem Fluß oder Bach, oder wo früher einmal eine Vertiefung war, und wäscht von Zeit zu Zeit eine Schüssel voll Erde aus, so daß der Goldstaub oder die Goldkörnchen als Bodensatz zurückbleiben. Wirft die Arbeit so viel aus, dann treibt man die Wäsche besser vermittelst einfacher Maschinen, gewöhnlicher Bretterkasten, die wiegenartig geschaukelt werden. Größere Arbeiten, wie z. B. das Abdämmen eines Flusses, können nur Gesellschaften von mindestens zwanzig bis fünfundzwanzig Mann unternehmen. Das Gold aus Quarz zu gewinnen, was man in neuerer Zeit versucht hat, ist auch schon schwieriger und kostspieliger, Tausende gewinnen bei all diesen Arbeiten nicht so viel, daß sie wieder ihre Rückreise antreten können und müssen nothgedrungen Bürger von Californien bleiben. Wenn man in den Zeitungen oder sonst neu entdeckte reiche Minen anpreisen hört, so liegt dem häufig Betrügerei der Speculanten zu Grund. Sie wollen die Arbeiter hinlocken, um sie auszubeuten und ihnen ihre Waaren theuer zu verkaufen. Merkwürdig ist übrigens die Ehrlichkeit in den Minen. Selten hört man von einem Diebstahl und doch trifft man Menschen von beinahe allen Nationen der Erde.*) Das Leben in den Minen ist übrigens im allgemeinen sehr veränderlich. Heute ist man hier, morgen da. Ist ein frischer Platz entdeckt, so strömen gleich hunderte hin und

*) Sollte hieran die bekanntlich dort herrschende Lynchjustiz schuld seyn?

Digitized by Google

beſetzen die ganze Gegend. Jedoch kann keiner mehr als 20 bis 25 Fuß beanſpruchen. Dieſes Geſetz machen ſich gewöhnlich die Leute eines Platzes ſelbſt. Ebenſo laſſen die Speculanten gleich eine kleine Stadt um einen ſolchen Platz entſtehen. Sie ſuchen dem Arbeiter durch Spiel und verlockende Getränke ſein Gold wieder abzunehmen. Dies dauert ſo lange, als die Minen ergiebig ſind; alsdann läßt man die ganze Stadt ſtehen und zieht weiter. Die Speculanten hängen alſo hier von den Arbeitern ab; mit deren Verdienſt ſteigen und fallen die Actien jener. Californien hat auf ſeiner höchſten Stufe geſtanden; die Preiſe ſind ſehr im Sinken. In San Francisco werden ganze Schiffsladungen durch Verſteigerung verkauft, welche nicht einmal die Fracht einbringen. Eine Schaufel, die bei unſerer Anfunft noch in den Minen 15 bis 20 Dollar koſtete, kauft man jetzt für 4 bis 5, und in San Francisco erhält man ein ganzes Dutzend für 5 Dollare. Ein Centner Mehl koſtete bei unſerer Ankunft 25 bis 30, bei unſerer Abreiſe 7 bis 8 Dollare ꝛc. Kleidungsſtücke braucht man in den Minen ſehr wenig; eine alte Hoſe, eine Jacke, einen Hut, gute Waſſerſtiefeln und ein paar Hemden, das iſt genug. Ich habe wenigſtens nie mehr gehabt.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

In Edingburg ereignete ſich kürzlich ein Vorfall, der großen Schrecken unter den Zeugen deſſelben und allgemeines Bedauern unter den Einwohnern der Stadt erregte. In einer außerhalb der Stadt ausgeſtellten Menagerie wurden unter andern auch verſchiedene große Schlangengattungen gezeigt. Der Beſitzer James Mayorſon machte die mannigfachſten Proben mit dieſen Schlangen, um deren Zähmung zu zeigen, und hatte ſich dadurch einen großen Ruf erworben. Bei den Productionen erſchien auch jedesmal ein junges Mädchen, Lucie, welche die Schlange ſich um ihren ſchlanken Leib winden ließ. Es hieß, ſie ſey eine Nichte des Menageriebeſitzers. Sie machte durch ihre Schönheit wie durch ihr kühnes Wagen, über das eine gewiſſe melancholiſche Schwärmerei ausgegoſſen war, allgemeines Aufſehen. Am 28. Auguſt war ein zahlreiches Publikum in der Menagerie verſammelt. Die ſchöne Lucie erſchien, in ein kurzes Röckchen von weißer Seide mit ſpannendem Mieder gekleidet; durch den Seidenſtoff zogen ſich geſtickte Guirlanden von Lotosblumen und einen gleichen Kranz hatte ſie auf die dunkeln ſchwarzen Locken gedrückt. Sie machte Productionen mit mehreren Schlangen und hatte eben eine Boa constrictor um den Leib geſchlungen, als ſich ein wilder Affe von ſeiner Kette losriß und mit kühnen Sätzen herumſprang. Ein Wärter bemühte ſich, den Affen einzufangen; dieſer ſprang gegen das Mädchen, wodurch die um dieſelbe gewundene Schlange derart gereizt wurde, daß ſie ihre Ringe ſo heftig zuſammenzog, daß das unglückliche Opfer todt zu Boden ſtürzte. Panischer Schrecken trieb die Zuſchauer nach allen Seiten aus der Menagerie und lang harrten dieſelben außerhalb, um zu hören, ob die Unglückliche wirklich rettungslos verloren ſey. Es war ſo. Nur mit außerordentlicher Mühe und Gewandtheit war es dem Menageriebeſitzer gelungen, der Schlange ſo nahe zu kommen, daß er ſie mit einem Schuß in den Kopf tödten konnte. Das unglückliche Mädchen war ganz zerquetſcht, ſo daß das Blut durch alle Poren und aus dem Mund gedrungen war. Die Menagerie mußte auf Befehl der Polizei ſogleich geſchloſſen werden.

Alljährlich ziehen noch Juden aus Rußland über Konſtantinopel nach Paläſtina, um dort zu ſterben; durchſchnittlich hundert jedes Jahr. Sie haben den Glauben, daß ſie am jüngſten Tag nur unmittelbar aus dem Boden von Paläſtina auferſtehen können und daß die, welche in einem andern Lande ſterben, ſich wie die Maulwürfe durch die ganze Erde hindurcharbeiten müſſen bis zum gelobten Land, wo ſie erſt ans Tageslicht hervortauchen können.

Außerordentliches Aufſehen auf der Londoner Ausſtellung machen die Arbeiten aus Kautſchuk des Hrn. Godyear aus New-York, der nicht weniger als 500 verſchiedene Artikel zu jedmöglichem Gebrauche, aus dieſem Stoffe gefertigt, ausgeſtellt hat. Beſonders werden ſeine Federn für Wagen und Eiſenbahnen bewundert. Es ſind Cylinder, die an den Enden mit eiſernen Ringen verſehen ſind und im Innern eine ſtählerne Spiralfeder haben. Sie halten den Druck von 10 bis 15 Tonnen aus. Durch einen Zuſatz von Schwefel und Magneſia hat er den Kautſchuk ſo hart gemacht, daß er auch Violinen, Guitarren, Flöten ꝛc. aus demſelben fertigt.

Verantwortlicher Verleger J. Kayſer.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 79. Kaiserslautern, Samstag, 4. Oktober **1851.**

Eine Nacht im Schwarzwald.

Humoreske, erzählt von W. O. v. Horn.

(Schluß.)

Sir Lawton warf seine Pistolen weg und eilte zu seiner Tochter, die er verwundet glaubte, und kniete weinend neben ihr nieder. Tornhill stand starr vor Schrecken da und Smith eilte mit Lawton zu der ohnmächtigen Schönen. — In diesem Augenblick wurden beide Thüren zugleich gestürmt, die Mobilien stürzten über den Haufen. Tornhill feuerte seine Pistole ab, ohne daß er aber jemand traf, und der Wirth faßte ihn bei der Kehle. Die beiden andern dachten vor Angst und Schrecken nicht ans Schießen. Lawton flehte nur um sein Leben.

Eine Weile standen die eingedrungenen Leute da, stumm vor Erstaunen. Die Engländer sahen seine Anstalten zum Mord und mit einemmal schien's, als tage es meines Vaters Bruder in diesem Dunkel. Wißt ihr was, rief er den Leuten zu, die haben uns für Räuber und Mörder gehalten! All sein Aerger und Grimm ging in ein maßloses Lachen über, in das die übrigen Anwesenden mit Ausnahme der Engländer im Chor mit einstimmten, in ein Lachen, das gar kein Ende nehmen wollte, und das zuletzt die Engländer überzeugte, die Leute wollten nichts böses und sie seyen nur einderdrungen, als sie den Schuß und den Schrei des Mädchens hörten.

Jetzt nahte sich schlafentrunken Lawton's Bedienter, der auf dem Heuschober seine Schlafstätte gesucht und durch den Lärm geweckt worden war; des Wirthes Frau und Töchter stürzten herzu und nun löste sich das Dunkel, denn Lawton's Bedienter war beider Sprache mächtig, die hier unverstanden und unverständlich einander gegenüberstanden. Jetzt stellte es sich heraus, daß Smith's Kutscher Holzhauer aufgetrieben hatte, die er, um seinen Reisenden schnell zu erlösen, auf die Pferde hatte sitzen lassen. Diese waren Tornhill's Wagen begegnet. Als sie bei dem zerbrochenen Wagen ankamen, fiel Todesschrecken auf den Kutscher. Die Effekten sammt dem Reisenden waren spurlos verschwunden. Er selbst glaubte nun an einen Raubanfall und erklärte sich nur so das wahnsinnige Fahren des ihm begegnenden Wagens, da die Reisenden einem gleichen Schicksal entgehen wollten. Trotz Regen, Sturm und Gewitter durchsuchten sie die Felsen und den Wald, kehrten aber, als sich nirgens eine Spur wollte finden lassen, endlich um Mitternacht mit dem Wagen zu dem Hause zurück, wo erst vor wenigen Augenblicken Tornhill's Kutscher ihnen durch diese Räthsel gelöst hatte. Nachdem das alles klar geworden und die Reisenden das ganze Gewebe der Selbsttäuschung durchschauten, brachen auch sie in ein herzliches Lachen aus und die Aufbindereien des Schalks im Hotel am Rheinfall sagten mehr denn eine Schauergöthe in Smith's Angesicht. Ellen erholte sich schnell wieder von ihrer Ohnmacht und entschuldigte Smith's Furcht auf die liebevollste Weise. Der Lärm vor dem Hause war aber durch einen Zank des Kutschers von Smith mit den Holzhauern über ihren verdienten Lohn entstanden; jenes Flüstern in der Küche war von dem Verschwinden der beiden Reisenden entstanden, die sich hier niedergelassen hatten, und die der Wirth nicht mehr fand. Die Kerle, welche in der Wirthswohnstube auf den Bänken geschnarcht hatten, waren Fuhrleute, die hier übernachten mußten, weil sie nicht weiter konnten. Begreiflich war es, daß, als der Schuß fiel und der Schrei gehört wurde, die Leute Unglück ahnend einstürmten, zumal der Wirth die beiden, Smith und Tornhill, für fähig hielt, die in der Stube überfallen zu haben.

Noch lange dauerte das Gelächter fort, da Smith den durchnäßten Leuten wacker einschenken ließ. Sir Lawton aber brachte aus seinem Flaschenkeller köstliche Weine und tractirte seine Landsleute nach dem Schrecken weidlich. Er und Tornhill unterhielten sich von ihren Reiseabentheuern, während Smith und Ellen von den Freuden der Saison und den Almacks in London sich angelegentlich unterhielten und es sehr bedauerten, sich dort nicht getroffen zu haben. — Sir Lawton verwünschte übrigens Deutschland, das

Digitized by Google

ihm eine solche schreckliche Nacht bereitet. Mit dem grauenden Tag schied er, da sich der Himmel aufgeklärt, um so schnell als möglich Albions weiße Küste wieder zu erreichen. Herzlich schied er von den neugewonnenen Fremden, die beide gelobten, ihn recht bald im nächsten Frühling auf seinem Landsitz in Middlesex zu besuchen. — Smith drückte Ellen's schöne Hand besonders innig und ihr Blick schien ihn zu bitten, daß er sie nicht vergesse. Smith zahlte seinen Kutscher und sandte ihn zurück. Er nahm den angebotenen Platz in Tornhill's Wagen an und fuhr mit diesen an den Schluchsee, um Forellen zu angeln. Indessen war die Jahreszeit zu weit vorgerückt, als daß er hätte weilen können. Er kehrte nach Konstanz zurück, wo er Tornhill fand, mit dem er die Rückreise antrat, um den Winter in London zu verleben, das sie ohne weitere Abendtheuer erreichten. Vergebens sah er sich dort nach Ellen um, die er mit aller Wärme einer ersten Liebe suchte. Sie war nicht in London, weil sie Krankenpflegerin ihres Vaters war, den das Zipperlein zum schweren Leide seines schönen Kindes an seinen Landsitz fesselte. Ein trauriger Winter verging ihr unter diesen Umständen. Als der Frühling kam und die Gärten ihres Landsitzes, seine Wiesen und den Park wieder mit allen seinen Blumen, Blüthen und Grün schmückte, genas der alte Lawton. Manchmal hatten sie von der Nacht im Schwarzwald und den beiden Fremden dort geredet und, wenn auch aus sehr verschiedenen Beweggründen, beide hatten gewünscht, daß sie ihr gegebenes Wort endlich lösen möchten. In London trafen sich um diese Zeit zwei, die, wenn auch wieder aus ganz verschiedenen Beweggründen, ihres gegebenen Wortes gedachten und sich auf des jungen Smith's Drängen zur Reise nach Middlesex anschickten.

An einem schönen Maitag erreichten die beiden Freunde das prachtvolle Landhaus Sir Lawton's, dessen reizende Lage und Umgebung sie wahrhaft bezauberte. Mit einer Freude, als wären sie die nächsten Angehörigen, wurden sie empfangen. Alles was der Comfort nur irgend heischte, war, gepaart mit einem verschwenderischen Luxus, aufgeboten, ihnen den Aufenthalt bei Sir Lawton angenehm zu machen. Während Tornhill mit dem alten Herrn den köstlichen Weinen des letzteren alle Ehre anthat, die der Gast dem Wirth schuldet, strichen Smith und Ellen durch Wald und Flur, durch Wiesen und Park. Smith ruderte sie auf dem See; er angelte mit ihr in seinen Wellen; er pflanzte mit ihr Blumen; er flog auf edlem Roß mit ihr durch die Landschaft; er lauschte ihrem herrlichen Gesang, ihrem kunstvollen Harfenspiel, und alle Tage blickte er tiefer in ihr schönes Auge und in ihr edles Herz. Wahrscheinlich geschah es von Ellen ebenso bei ihm und die gewöhnliche Folge solcher Einblicke trat naturgemäß auch hier ein, — die Erklärung und die Conjugation des Zeitworts: ich liebe. Tornhill und Lawton mußten das längst gemerkt haben. Vielleicht hatten sie auch darüber sich unterhalten, denn beide waren nicht sehr erstaunt, als eines schönen Abends das Pärchen um des Vaters Segen bat, den Lawton gern gab. Die Hochzeit folgte bald darauf und freudig wurde der Nacht im Schwarzwald gedacht, die eine so schöne Folge hatte. Das erzählte mein gewandter Wirth, um die Unlust der Regentage zu kürzen. Wollen Sie nicht auch den Schluchsee besuchen? fragte er mich; dann will ich Sie an meines Vaters Bruder recommandiren und verspreche Ihnen im voraus, daß sie in meinem Oheim ein orginelles Exemplar eines Schwarzwälders kennen lernen, das Ihnen sicherlich keine kleine Lust bereitet. Sie müssen sich dann die Geschichte von ihm selber erzählen lassen, die im schwarzwälder Dialekt, untermischt mit den Kraftausdrücken meines Oheims, Ihnen noch einmal so gut gefallen wird. Ich aber war kein passionirter Angler; mein Reiseurlaub war zu Ende — es blieb mir daher nichts übrig als zurückzukehren, da das Regenwetter weniger Lust trug, aufzuhören, als ich, abzureisen.

Aus Californien und Peru.

Zwei Briefe eines deutschen Arbeiters. (F. C. B.)

(Schluß des zweiten Briefes.)

Das Klima in Californien ist gesund. Im Sommer wird es ziemlich heiß; dagegen gibt es keinen eigentlichen Winter; dieser besteht aus einer drei bis vier Monate anhaltenden Regenzeit, während welcher gewöhnlich die meisten Flüsse aus ihren Ufern treten und die Passage ganz gehemmt ist, weßhalb die Lebensmittel um diese Zeit sehr theuer werden. Im letzten Jahr regnete es jedoch nicht sehr viel, für uns nur gut, weil wir sonst unsern Platz nicht hätten ausarbeiten können. Im Sommer regnet es gar nicht, weßhalb auch Californien trotz seines guten Bodens und gesunden Klimas sich nicht gut zum Ackerbau eignet. Blos in den Gebirgen Sierra Nevada fällt im Winter Schnee. — In den Städten San Franzisco und Sacramento, namentlich in ersterer herrscht ein unglaublich starker Verkehr. Der Haupterwerbs- oder vielmehr Betrugszweig daselbst

Digitized by Google

ſind aber die Spielhäuſer, dann die Verſteigerungen. In keiner Stadt Europas ſind wohl die Spielhäuſer großartiger eingerichtet und ausgebreiteter als in San Franzisco. Nicht blos befinden ſich daſelbſt mehr als ein Dutzend großer Spielhäuſer, von denen jedes nur acht verſchiedene Banken hält, dazu eine prächtige Muſik, ſondern es wird auch noch in vielen Privathäuſern von geſchloſſenen Geſellſchaften geſpielt. Dieſe Spielhöllen nun ſind es, welche den Arbeiter, der einige Dollare in den Minen mühſam verdient hat, verlocken und ihm ſein bischen Geld wieder abnehmen. Täglich hatte ich dieſen traurigen Anblick. Auch ich, ich muß geſtehen, verlor bei dieſer verfluchten Gaunerei an einem Abend mehr als hundert Dollare; doch war dies das erſte und letzte Mal, und nie mehr ließ ich mich wieder verlocken. Faſt alles, was in Californien ankommt, wird, weil es nicht anders geht, durch Verſteigerung verkauft, wobei, wie ſchon geſagt, manchmal die Fracht nicht herauskommt. Trotzdem muß man in den Kaufläden einzelne Stücke um guten Preis bezahlen. Kartoffeln, Gartengewächſe, Eier, gute Butter, und namentlich ſolche Sachen, welche nicht gut zu transportiren, bringen einen guten Preis. Viel Bärenfleiſch wird in Californien gegeſſen. Man erlegt Bären von zehn bis vierzehn Zentnern. Auch ſonſtiges Wild und Fiſche hat man, vorzüglich Lachs, welcher ſehr billig iſt. — Beſonders Frauenzimmer machen in Californien noch ſehr gute Geſchäfte. Es ſind ſchon einige weggegangen, die über eine halbe Million erworben haben ſollen. *) — Die Städte in Californien beſtehen aus Bretterhäuſern, und bricht ein Feuer aus, ſo liegt gleich die ganze Stadt in Aſche. Heute erhielten wir die Nachricht von Panama, San Franciſco ſey abermals abgebrannt, wobei ein Verluſt von ungefähr zwölf Millionen Dollare erlitten worden. Die Hälfte der Stadt iſt ganz aufs Waſſer gebaut, brennt es alſo einmal, nicht mehr gut zu retten. — Betrachtet man alle dieſe Zuſtände und die Maſſe der Nichtshabenden in Californien, ſo läßt ſich einſehen, daß das Goldland auf ſeiner höchſten Stufe geſtanden hat und nicht blos in einer Kriſe liegt, wie die Kaufleute ſagen. Wie manche Familie, wie mancher Einzelne iſt nun zeitlebens zu Grunde gerichtet! Unter allen Nationen hat es von je her mehr Unheil denn Glück gebracht! Doch einſtweilen genug von Californien.

Von Peru kann ich noch nicht viel ſchreiben, weil ich erſt vierzehn Tage in dieſem glücklichen Lande bin. Wir ſind hier unter dem zwölften Grad ſüdlicher Breite, haben alſo ſchon eine ganz angenehme Hitze, doch wird ſie einigermaßen durch die Nähe der Eisberge (Cordilleren) gemäßigt. Gegenwärtig (Juli 1851) iſt hier Winter, allein die Stubenthüren hat man den ganzen Tag offen. Es regnet hier viel. Die Hautfarbe der Eingebornen iſt braun, doch findet man auch viele Neger. Die Peruaner ſind im Allgemeinen faul und unreinlich; die Frauenzimmer arbeiten gar nicht. Die Geiſtlichkeit hat auch hier ſehr die Oberhand. Die Gewerbsthätigkeit iſt weit zurück; dennoch herrſcht ein ungeheurer Luxus. Man hat hier alle Südfrüchte ſehr billig, obgleich alles zu Waſſer aus den benachbarten Provinzen herbeigeſchafft werden muß, weil hier gar nichts wächſt. Von allen Fremden iſt der Deutſche am meiſten geachtet, jedoch ſind deren nicht ſehr viele hier. Die erſten paar Tage meines Hierſeyns ſah es wegen Arbeit ſchlecht aus, erſtens der Sprache halber und zweitens ſind hier ſehr wenig Schmiedewerkſtätten. Fuhrwerk geht ſehr wenig, indem aller Transport auf Eſeln geſchieht. Man hat blos eine Fabrik in Peru, eine Maſchinenfabrik und Eiſengießerei, der Regierung gehörig, zwiſchen Callao und Lima, auf den Trümmern der ehemaligen großen Stadt Bella Viſta, welche 1824 von den Spaniern zerſtört wurde. Hier fand ich endlich Arbeit, wozu mir die engliſche Sprache verhalf, indem der Werkführer ein Nordamerikaner iſt. Ich verdiene täglich zwei und ein viertel Dollare und bezahle die Woche vier Dollare für Koſt und fünf Dollare entrichten wir zu dreien für Logis den Monat. Ein Hemd zu waſchen koſtet 18 Cents. Branntwein iſt billig; der Wein ſehr ſchlecht; Bier, meiſtens engliſches, koſtet die Flaſche 50 Cents. Kleider ſind ſehr theuer. Schwarzbrod kennt man nicht; man hat nur Weißbrod (Wecke). Die Arbeit dauert täglich nur neun Stunden. Bemerken muß ich noch, daß es von Zeit zu Zeit ein kleines Erdbeben hier giebt, weßhalb die Häuſer aus Erde gebaut ſind, meiſtens einſtöckig und blos mit Rohren zugeiegt, ſo viele ſind ſogar ganz offen. — Von Callao nach Lima führt eine ſieben engliſche Meilen lange Eiſenbahn.

Nun noch ein Wörtchen mit euch, geliebte Eltern! So ſehr ich mich auch ſehne, einmal wieder in die theure Heimat zurückzukehren, ſo dürfte dies wohl ſchwerlich je geſchehen. Aber ſo ganz allein in der Welt dazuſtehen iſt eine Qual; man ſehnt ſich immer nach ſeinen Angehörigen. Da ich nun doch einmal über kurz oder lang nach Nordamerika zurückkehren werde, um dort ein Landbauer zu werden, ſo

*) Dieß zuſammengeſtellt mit den Spielhöllen, gibt wohl auch ohne weitere Schilderungen ein Bild von dem Leben, das man dort führt.

Digitized by Google

frage ich euch, ob ihr noch gesonnen seid dorthin auszuwandern? Ich habe jetzt noch ungefähr 400 Dollare in Goldstaub, welche ich vorläufig nicht gebrauchen kann. Sie stehen zu eurer Verfügung, wenn ihr sie nöthig habt.

Miscellen.

Das „Waldbröler Kreisblatt“ vom 30. September enthält nachstehende Mittheilung: Heute Morgens ist die bei Waldbröl gelegene große Pulvermühle der Gebrüder Milchsack in die Luft gesprungen. Die Explosion war bei der Masse des vorhandenen Pulvers so ungeheuer, daß die Erde im Umkreise von mehr als zwei Meilen stark erschüttert und die Mühle selbst mit ihrem nächsten Zubehör und den umstehenden Bäumen dem Erdboden gleich gemacht wurde. Das große eiserne Schwungrad fand sich in kleine Stücke zersplittert in weiter Entfernung wieder. In dem etwa zehn Minuten von der Pulvermühle entfernten Ort Benroth wurden ein großer Theil der Fenster sammt den hölzernen Rahmen zertrümmert, und einige auf der Straße verweilende Kinder durch den Luftdruck zu Boden geworfen. Glücklicherweise hatten sämmtliche Arbeiter zwei Minuten vor dem Auffliegen der Mühle das Fabrikgebäude verlassen, um zu frühstücken, und ist somit kein Menschenleben zu beklagen; nur einer der Arbeiter hat durch einen fliegenden Fensterflügel eine nicht erhebliche Verletzung am Kopfe erlitten. Die Ursache der Explosion ist unermittelt geblieben.

Man schreibt der „Elberf. Ztg.“ aus Düren: Die Fahrlässigkeit eines Bahnwärters hat hier am 28. Sept. von neuem einen jener beklagenswerthen Unfälle herbeigeführt, welche von Zeit zu Zeit das reisende Publikum in Besorgniß und Aufregung versetzen. Etwa 2—300 Schritte vom hiesigen Bahnhofe verließ der Zug, weil die Excentrik nicht richtig gestellt war, die Bahn und rannte mit aller Kraft über die Seitenschienen in den Bahnhof-Schuppen hinein, zertrümmerte die dort stehende Hülfsmaschine, durchbrach eine etwa 2 Fuß dicke Mauer, drang in das Zimmer des zufällig abwesenden Inspectors, beschädigte dann noch die letzte Mauer von einem Wartesaale bedeutend und wurde hier durch die selbstgeschaffenen Trümmerhaufen in seinem verderblichen Laufe aufgehalten. Die zerstörende Maschine war nun selbst zerstört und erst nach 2½ Stunde, als eine neue Locomotive von Köln gekommen, ging die Fahrt weiter. Glücklicherweise ist keine erhebliche Verwundung zu beklagen. Aber schon zum zweiten Male hat sich ein Zug in den Schuppen verirrt. Wir wollen hoffen, daß dieser Unfall an betreffender Stelle ein Sporn werde zu strengerer Aufsicht und Controle.

Im Arbeitshause zu Berlin befindet sich gegenwärtig ein höchst räthselhaftes Subjekt. Dasselbe ist ein Mann von etwa 25 Jahren, der vor mehreren Monaten in der Gegend von Crossen zum Vorschein gekommen ist, und beinahe völlig von Kleidungsstücken entblößt und der deutschen Sprache nur in einem geringen Grade mächtig. Nachdem dieses Individuum die deutsche Sprache im Gefängniß auffallend rasch gelernt, gab dasselbe an, es stamme aus einem unbekannten Lande mitten im Weltmeere, wo es keine Bäume und vierfüßigen Thiere gebe, wo die Leute mit großen Vögeln fahren und auf Luftballons Krieg führen, wo die Mädchen Soldaten werden müssen, wo man lederues Geld führt, und dergleichen abenteuerliche Dinge mehr geschehen. Dieser Mensch schrieb eine eigenthümliche Schrift und sprach als seine Muttersprache eine merkwürdige Sprache, welche Niemand zu enträthseln wußte. Obwohl dieser Mensch nothwendig ein Betrüger seyn mußte, da er völlig das Aussehen eines polnischen Landmanns hatte und seine Angaben augenscheinlich erlogen waren, so blieb er sich doch in diesen Angaben fortwährend consequent, und namentlich war es höchst auffallend, daß er seine angebliche, augenscheinlich erfundene Sprache immer ganz gleichmäßig sprach und schrieb. Endlich hat man ermittelt, daß diese merkwürdige Erscheinung ihren Grund einfach darin hat, daß dieser Mensch Wendisch spricht, aber jedes Wort umkehrt und von hinten liest und spricht. Dieser Betrüger entwickelt auf solche Weise eine enorme Schlauheit, und derselbe muß dringende Gründe haben, seine wahre Persönlichkeit zu verbergen. Er nennt sein räthselhaftes Vaterland Lararien mit der Hauptstadt Dastor, er will Jophar Forien heißen und Sohn des Apothekers Nr. 7 in Dastor seyn.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 80. Kaiserslautern, Donnerstag, 9. Oktober **1851.**

Großvater und Enkel.

Erzählung aus Niedersachsen von Günther Nic.

Es war ein schöner, heller Morgen. Die Sonne war aufgegangen, sie sandte ihre Strahlen auf die Häuser des Dorfes hernieder, in welchem schon längst ein reges, munteres Leben herrschte. Vor einem kleinen Hause des Dorfes stand ein großer, hagerer Mann, sein Morgenpfeifchen rauchend. Er hatte eine graue Chenille umgeworfen und trug ein schwarzes Käppchen auf dem Haupte. Sein Antlitz war gesund und fest, seine hellen blauen Augen drückten Klugheit und Gutmüthigkeit aus und lächelten in diesem Augenblicke verklärt und beseligt von einer großen und reinen Freude. Der Mann sah in den schönen Morgen hinein und sagte mit einer wohlklingenden Stimme: Bei Gott, das ist wieder ein Morgen, wie er nicht schöner gefunden werden kann. Welche Pracht, welche Frische, welch ein Sonnenschein! Sollte man nicht glauben, daß die Sonne heute gerade zum ersten Male vom Himmel hernieder schiene, während sie das doch schon seit Jahrtausenden thut? Sollte man nicht meinen, daß der Thau zum ersten Male an den Kräutern und Gräsern glühte, dort die weißen Tauben zum ersten Male durch die sonnige Luft hinflögen?

So sprach der Mann; dann kehrte er in sein freundliches Häuschen zurück, um mit seiner treuen, alten Lebensgefährtin den Morgen-Trunk einzunehmen. Es war der Vogelhändler Hennig. Im Dorfe hieß er der Chenillen-Fischer oder der Vogel-Hennig. Das kleine Haus, welches er bewohnte, war sein Eigenthum; er hatte es von seinen Vorfahren geerbt. Ein Baumhof und ein Garten gehörten dazu, das war aber auch alles, was Hennig besaß. Aber er war ein Mensch, der sich zu helfen wußte. Er war Musikant, und auf den Hochzeiten und bei den Hausrichtungen blies er das Waldhorn oder spielte er die Violine. Er war aber auch ferner seit langen Jahren Fischer auf dem adeligen Gute, welches in der Nähe des Dorfes lag, und verdiente sich auch dadurch manchen blanken Groschen. Endlich aber verstand es Niemand so gut wie er, die Vögel in Gesang und in andern Kunstfertigkeiten zu unterrichten. Herzlich schwer wurde es ihm freilich immer, sich von dem einen oder dem anderen seiner Lieblinge zu trennen; aber er war kein wohlhabender Mann, und deßhalb mußte er denn auch die Sänger scheiden sehen, wenn ein annehmlicher Preis für sie geboten wurde. Oft standen ihm dabei die Thränen in den Augen, und oft sagten dann die Käufer: der Hennig ist doch ein seltsamer Mensch!

Aus dem, was in diesen Zeilen mitgetheilt wurde, wird man sich schon ein Bild über Hennig gemacht haben. Er war ein warmer Freund der Natur. Die vielen Erfahrungen, welche er gesammelt hatte, theilte er gern und willig Jedermann mit, und so kam es denn, daß er bei allen möglichen Gelegenheiten von den Bewohnern des Dorfes um Rath gefragt wurde.

Es war eine tiefe Stille in dem Stübchen entstanden, in welchem die beiden Alten an dem Tische saßen. Auf einmal hörte man Jemanden raschen Schrittes in die offenstehende Hausthür treten und der Stube zueilen. Aha, sagte Vogel-Hennig, das Miezchen hat nicht gelogen, da kommt der frühe Besuch schon; bin nur neugierig, was es seyn wird. — Er hatte kaum diese Worte geredet, als auch schon ein Bauermädchen in das Stüben eintrat. Guten Morgen, sagte das Mädchen mit trauriger Stimme, ich komme schon am frühen Morgen zu Euch, Hennig. — Ei, sieh, Margarethe, entgegneten die beiden Alten herzlich und reichten dem Mädchen die Hände hin. Tief seufzend stand sie da. Und wieder so betrübt und traurig, Margarethe? fragte Hennig, der sich schon von seinem Stuhle erhoben hatte, nach kurzer Pause. — Soll ich's, muß ich's nicht seyn? war die Antwort. Jahr auf Jahr, Stunde auf Stunde vergeht, und ich bin nicht Mädchen und ich bin nicht Frau. Kann ich das noch länger ertragen? — In den dunkelblauen Augen des großen, schön gewachsenen Mädchens zeigten sich leuchtende Thränen, welche leise auf die blassen Wangen herniederglitten.

Digitized by Google

Margarethe, du mußt nicht verzagen, es wird bald Alles gut werden; Kind, setze dich doch auf meinen Stuhl hin.

Wie oft habe ich solche Worte schon gehört, aber er ist hart und unversöhnlich! — Das Mädchen setzte sich und fuhr mit der gebräunten Hand über das kummervolle Antlitz hin.

Unversöhnlich ist er nicht, dein künftiger Schwiegervater, aber ...

Schwiegervater! lächelte Margarethe bitter, werde ich ihn so nennen dürfen. Er ist es allerdings, denn mein Sohn ist sein Enkel. Aber er will nichts von uns wissen. Sein Sohn, sein leiblich Kind, soll mich nicht heirathen.

Margarethe, das wird doch noch geschehen, glaube es mir. Dein Schwiegervater ist nicht unversöhnlich, er ist nur ein eiserner Bauernkopf.

Und ein solcher gibt nicht nach.

Weißt du das so sicher?

Ich glaube es zu wissen; ist nicht schon Alles versucht worden?

Wohl, wohl.

Haben ihn nicht seine Söhne auf das dringendste gebeten, hat's nicht mein Vater gethan, ist nicht unser alter Pastor bei ihm gewesen? Aber der sagte selbst zu mir: Das harte unversöhnliche Herz ist nicht zu wenden. Habe ich darauf nicht selbst den schweren Gang unternommen?

Ja, ja, nickte Hennig mit seinem Haupte.

Und hat das geholfen? Ich sehe noch den unversöhnlichen Mann vor mir stehen. Sein dunkelbraunes Auge schaute finster, sein gebräuntes Gesicht schien von Stein zu seyn. Ich bemerkte nicht, daß auch nur ein Zug sich in demselben bewegt hätte. Und allen meinen Bitten, allen meinen Thränen setzte er nur ein scharfes „Nein“ entgegen. Als ich ihn verließ, fragte ich ihn noch einmal: Und Ihr wollt Euren Enkel nicht sehen? — Nein! Und Ihr verachtet ihn und mich? — Nein! — Und keine Versöhnung in Eurem Herzen? — Nein! Ich ging und habe die Ueberzeugung mitgenommen, daß sein unversöhnliches Herz nicht zu erweichen ist.

Nicht unversöhnlich, nur ein eisernes Bauernherz, das auch wohl noch zu packen seyn wird.

Aber wie denn, Hennig? habt Ihr nicht selbst alles Mögliche angewandt, um seinen Sinn zu ändern? Auf Euch hält er viel, Ihr seyd sein Jugendfreund, und doch hat es nichts geholfen.

Bis jetzt freilich nicht, aber aller Tage Abend ist auch noch nicht gekommen. Willst du deinen Sohn nicht wieder kommen lassen, Margarethe?

Weßhalb, Vogel-Hennig? lächelte das Mädchen.

Ja, weßhalb? er muß mit dem Großvater zusammen kommen.

Mit dem eisenharten, unversöhnlichen Mann? Nimmermehr, der könnte ihm ein Leid anthun.

Das glaube ich nicht, Margarethe, ein Kind ist von schützenden Geistern umgeben, und der Großvater wird dem Enkel nichts Böses zufügen, ich kenne den Mathias. Weißt du übrigens, wer wahrscheinlich eigentlich hauptsächlich daran Schuld ist, daß dein Schwiegervater den Harten und Unversöhnlichen spielt?

Nun?

Ich habe das längst gemerkt, die Haushälterin, welche er hat; sie hofft, die Frau vom Hause zu werden.

Ja, ja, das mag wohl seyn.

Aber wir schlagen auch diese aus dem Felde. Doch willst du deinen Sohn nicht wieder kommen lassen? — Er ist seit gestern Abend wieder im Dorf. Ein prächtiger Junge.

Und die Wangen Margarethens rötheten sich, und in ihren Augen blitzte ein freudiger Schimmer auf. Aber, sagte sie weiter, ein furchtbarer Trotzkopf, ich weiß wahrlich nicht, woher den der Junge erhalten hat.

Das ist kein Räthsel. Die Art des Großvaters, ist auf ihn gefallen, nicht aber von deinem Vater, Margarethe, sondern von dem Vater deines Christoph. Sieh, das bringt die Natur so mit sich. Der Junge, heißt Mathias, wie sein Großvater, er sieht ihm ähnlich, ganz genau ähnlich, und so hat er denn auch den eisernen Kopf von ihm erhalten. Darum gerade müssen die Beiden einmal zusammen kommen. Denn ich glaube es fest, der Enkel wird den Großvater besiegen. Willst du, daß ich den jungen Mathias zum alten Mathias hinführe?

Nein, das kann und werde ich niemals zugeben. Der heftige Großvater könnte dem armen Knaben ...

Das glaube ich nicht, Margarethe, aber wie du willst. Mag Gott also den Großvater und den Enkel zusammenführen.

Hennig, sagte das Mädchen, indem sie aufstand, ich habe Euch noch eine Bitte vorzutragen.

Sprich, mein wackeres Mädchen.

Redet noch einmal mit dem Mathias, Ihr könnt das ja so gut, versucht es noch einmal, und zwar heute schon, das Herz des Mannes weich zu stimmen. Wollt Ihr's thun, Chenillen-Fischer?

Ja, warte du nur! drohte der Hennig mit dem Zeigefinger der rechten Hand; doch dir thue ich Alles zu Lieb. Es soll geschehen. Ich will ihn in seinem Hause aufsuchen, und wenn ich ihn dort nicht finde,

Digitized by Google

so werde ich ihn in den schönen Feldern schon irgendwo antreffen.

So lebet denn wohl, sagte Margaretha zu den beiden freundlichen Menschen und entfernte sich.

Ein prächtiges Mädchen, sagte der Vogel-Hennig. Nun Frau, jetzt muß ich wohl zunächst einmal zum Gute hingehen und nachfragen, ob Fische nöthig sind.

Thu das, Hennig, ich werde den Garten besorgen. — Die Frau sprach wenig, sie war ein stilles Gemüth.

Der Chenillen-Fischer nahm nun sein Netz in die Hand, setzte eine alte Kappe auf, steckte die Holzpfeife in die Tasche und sagte seiner Alten Ade. Er trat aus dem Hause. Die frische, schöne Gottesluft wehte ihm süß und lieblich entgegen: die grünen Bäume rührten die thaufeuchten Blätter, so daß von ihnen goldene Perlen herab fielen, und der reine Himmel schaute hernieder wie ein unendlich großes blaues Auge voll Liebe. Hennig schritt rasch dahin, hinter ihm her flog der zahme Häher mit lustigem Geschrei; sein schönes Gefieder war wie mit sprühenden Feuerfunken übersäet.

(Fortsetzung folgt.)

Die Krankheit der Trauben und Kartoffeln.

Die französische Academie der Wissenschaften hat von allen Seiten Mittheilungen über die räthselhafte Krankheit erhalten, welche einen großen Theil der dießjährigen Traubenernte zerstört hat. Unter denselben befindet sich namentlich der Bericht eines langjährigen und erfahrenen Rebenpflegers, des Herrn Bouchardat, welcher constatirt, daß die Traubenkrankheit, welche stets von der Entwicklung einer mikroskopischen Schwammart (oidium Tukeri) begleitet ist, zuerst in den Treibhäusern entstanden ist und von da sich nach außen verbreitet hat. Im Jahr 1846 erregte sie zuerst die Aufmerksamkeit des Herrn Tucker, Gärtners zu Margate; in Frankreich zeigte sie sich in den Jahren 1847 und 1848 zuerst schwach n den Treibhäusern des Herrn von Rothschild, stärker im Jahre 1849; von dort verbreitete sie sich auf die benachbarten Weingelände und ergriff dann die Reben von Surresnes und Puteaux. Im Jahr 1846 erschien das Oidium in den Glashäusern von Versailles und ergriff in der Stadt die am best besonnten Stöcke. Im Jahr 1849 bemerkte man schwache Spuren der Krankheit in den Treibhäusern zu Charonne und schon im Jahre 1850 waren alle Weinberge der Umgegend auf das Furchtbarste davon afficirt. Aus diesen und unzähligen andern genau damit übereinstimmenden Beobachtungen scheint man zu dem Schlusse berechtigt, daß die Glashäuser, in denen man die Trauben zu künstlicher Reife zwingt, nach Ablauf einer gewissen Zeit zu Heerden der Ansteckung werden. und in Frankreich erheben sich schon Stimmen, welche verlangen, daß der Staat die Treibhauscultur in der Nähe großer Weinbezirke verbieten solle. Alle Mittel, durch welche man die kranken Trauben von ihrem Uebel hat befreien wollen, namentlich Waschungen mit Kalk, Schwefel, Terpentin u. s. w. haben bis jetzt nicht die erwünschte Wirkung gehabt, und diese niederschlagende Erfahrung mußte naturgemäß die Frage anregen, ob der beobachtete mikroskopische Schwamm wirklich die Ursache des Uebels oder nicht vielmehr bloß das Erzeugniß eines schon anderweitig vorhandenen, ungesunden Zustandes sey.

In der That hat ein französischer Gelehrter. Herr Guerin-Meneville, schon im September 1850 auf künstlichen Kleefeldern ganze Strecken wie von einem weißen Mehlstaube überdeckt gefunden, und diese weiße Farbe rührt von einem Oidium her, welcher vermuthlich mit dem an den Trauben beobachteten Schmarotzer identisch ist. Diese Kleefelder waren unmittelbar von Traubengärten begränzt, die vollkommen gesund waren. Herr Cribelli, ein Gelehrter in Mailand, hat ein vollkommen ähnliches Oidium auf verschiedenen andern Pflanzen, namentlich dem verbascum, dem ranunculus aeris u. a, bemerkt; neuerdings ist die nämliche Erscheinung auf Weiden, auf Klee- und Kreuzkrautfeldern in der Nähe von Paris beobachtet worden, und zwar ebensowohl in der Nachbarschaft gesunder wie erkrankter Reben. Alles dies bestärkt die Vermuthung, daß nur die schon erkrankten Weintrauben dem bezeichneten Schwamm einen willkommenen Boden bieten, und daß ihre Leiden von einem andern, weit verborgeneren und mächtigeren Feinde herrühren.

Dieser Feind ist wirklich durch die mikroskopischen Untersuchungen des Herrn Robineau-Desvoidy entdeckt worden. Derselbe hat sich nicht bei den augenfälligen Symptomen der Traube, den verstümmelten und zerrissenen Körnern, der schwielenartigen Haut, der Schimmeldecke u. s. w. aufgehalten, sondern er hat mit der Loupe die Blätter und Zweige erkrankter Stöcke untersucht und dort die wahren Urheber des Uebels, die dem Thierreiche angehören gefunden. Da wo die Stengel sich ansetzen, und

Digitized by Google

auf den Blattadern entdeckt man kleine oft unbewegliche, gelbliche Pünktchen, und diese Pünktchen sind nichts anders als Milben, die mit ihren Saugrüsseln die Rinde angreifen und aus ihr die zur Ernährung der Pflanze bestimmten Säfte auspumpen. Das Mikroskop reicht kaum aus, um die 8 Füße, den schnabelförmigen Kopf und den Bauch des Thieres zu erkennen. Es hält sich vorzugsweise auf den dicken Blattadern oder auch am Anfange des Stengels auf. So wie es eine Stelle ihrer nährenden Säfte beraubt hat, verläßt es dieselbe und klettert aufwärts, um einen neuen Weideplatz zu suchen. Uebrigens hat schon Linne dieses Insekt gekannt und beschrieben; er fand es in unzähligen Legionen auf den Blättern exotischer Gewächse in den Treibhäusern, wo es manchmal die größesten Verheerungen anrichtete. Seine Eier sind rund und durchsichtig. Das kaum sichtbare Geschöpf, welches ausschlüpft, ist anfangs durchsichtig und weißlich; allmälig wird es gelblich, gelb und zuletzt roth. Während seiner Entwicklung läßt es seine verschiedenen Hüllen in Form eines weißlichen Staubes auf den Blättern zurück. In den ersten Perioden seines Daseyns ist es schwer aufzufinden; aber im hellen Sonnenlichte und mit einer starken Loupe entdeckt man es in unzähligen Schaaren. Dann ist es nichts als ein rundlicher Körper mit sechs Füßen; allmälig wird er dicker und länger und die Zahl der Füße vermehrt sich bis auf zehn. Aber je größer diese Milben werden, desto geringer wird ihre Zahl, da sie anderen Insekten zur Beute dienen.

Herr Robineau hat, indem er die wahrscheinliche Ursache der Traubenkrankheit entdeckte, zugleich ein helles Licht in das Geheimniß der Kartoffelseuche fallen lassen. Auch diese entsteht durch unsichtbare Milben, welche in einem gegebenen Augenblicke, nur mit noch plötzlicherer Raschheit, die sich über ein ganzes Feld ausbreiten, den Ernährungsprozeß dieser kostbaren Knollenpflanze stören und deren desorganisirte Gewebe der spätern Invasion eines Schwammes preisgebeu, welcher dem Oidium der Traube ähnlich, vielleicht mit ihm identisch ist. Herr Robineau hat die Milben der Kartoffel wie die des Weinstocks gesehen, ihren Charakter beschrieben, sie in allen Stadien ihrer Entwicklung beobachtet, und er schreibt ihnen die Seuche zu, deren Verheerungen wir seit 1846 kennen.

Mit dieser interessanten Entdeckung ist freilich noch keine Abhülfe gegen das Uebel selbst gegeben; aber schon damit ist viel gewonnen, daß man die Natur der Krankheit kennt, die man zu bekämpfen hat. Man weiß nun, auf welchen Punkt man seine Anstrengungen zu richten hat und man wird sich bemühen, die Bedingungen kennen zu lernen, welche die abnorme Vermehrung der gefährlichen Insekten fördern. Man wird nicht mehr dem verzweifelten Glauben an eine unwiderbringliche Ausartung der nützlichsten Pflanzengattungen nachhangen, sondern versuchen, dieselben gegen ihre äußeren Feinde zu beschützen.

Miscellen.

Auf die Gewährschaft einer englisch-ostindischen Zeitung ist die Entdeckung ungeheurer fossiler Eier in Madagascar vor einiger Zeit von uns berichtet worden. Herr Isidor Geoffroy St. Hilaire gibt nun in einem neueren Bericht an die französische Academie der Wissenschaften genauere Mittheilungen darüber und die Ankunft von drei Eiern und einigen von einem riesenmäßigen Vogel herrührenden Knochen, welche dem zoologischen Museum in Paris übergeben worden sind, dürfte keinen Zweifel an der Wahrheit dieser merkwürdigen Naturerscheinung übrig lassen. Diese letzte Entdeckung scheint durch einen ziemlich seltsamen Zufall herbeigeführt worden zu seyn. Eines Tages bemerkte nämlich der Capitän eines Schiffes, welches nach Madagascar handelte, einen Eingebornen, welcher zu häuslichen Geschäften ein Gefäß benutzte, das einem ungeheuren Ei ähnlich schien, und als er ihn darüber näher befragte, erfuhr er, daß deren viele im Innern der Insel gefunden würden. Wie wir früher bemerkten, würde das größte dieser Eier, dessen Umfang dem von hundertfünfunddreißig Hühnereiern gleichkommt, zwei Gallonen enthalten. Anfangs hegte man einigen Zweifel über die Natur des Thieres, zu welchem die fossilen Knochen gehörten; doch hat sie Herr Geoffroy St. Hilaire, ein sachverständiger Beurtheiler in solchen Dingen, einem Vogel zuerkannt, welchem er den Namen Epiornes beigelegt hat.

Dieser Tage trug sich im Krystallpalast eine drollige Anekdote zu. Ein Engländer ging mit seinem Freund aus Frankreich auf und ab, als letzterer die Bemerkung machte, wie er gewiß sey, daß die Taschendiebe sich nicht an ihm vergreifen würden. Sein Freund machte sich hierauf den Scherz, während der Franzose in Bewunderung interessanter Gegenstände sich erging, ihm sein seidenes Foulard aus der Tasche zu eskamotiren. Da klopfte ihm ein elegant gekleideter Herr auf die Schulter, und ihn bei Seite nehmend, sagte er ihm: Mein Herr, ich sehe, Sie sind Einer der Unsrigen, darum gebe ich Ihnen Ihre goldene Dose wieder, die ich Ihnen eben genommen. Der Engländer, ganz verblüfft über das seltsame Geschenk, dankte verlegen, machte sich aber eiligst aus dem Staub, um nicht neue Bekanntschaften ähnlicher Art zu machen.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 81. Kaiserslautern, Samstag, 11. Oktober **1851.**

Großvater und Enkel.

Erzählung aus Niedersachsen von Günther Nic.

(Fortsetzung.)

An demselben Morgen saß der reiche Vollmeier Mathias in dem besten Zimmer seines großen, schön ausgestatteten Hauses hinter einem braunpolirten Tische und las eifrig in einem Briefe, welcher am vorigen Abende erst spät von dem Postboten überbracht worden war. Das Gesicht des Mannes war fest und tief gebräunt. Es hatte ein kräftiges und ausdrucksvolles Gepräge. Die Augen des Lesenden waren von dunkelbrauner Farbe, und wenn ihr glänzender, mitunter scharfer Strahl auf einen Gegenstand fiel, so schien es, als ob dieser bis ins Innerste hinein durchbohrt werden sollte. Die Nasenflügel hoben sich etwas in die Höhe, und wenn der Mann zornig wurde, so glichen sie dampfenden Nüstern. Ein kohlenschwarzes Haar bedeckte das große, volle Haupt und die sinnende Stirn, und durch die starken Augenbraunen erhielt das Antlitz noch etwas ganz besonders Anziehendes. Die Gestalt dieses Bauers war groß und fest, die breiten Schultern konnten die schwersten Lasten tragen, und die gewölbte Brust glich einem ehernen Harnische. — Jetzt hatte er den Brief durchgelesen. Ein finsterer Unmuth war auf seiner Stirn empor gestiegen, er saß noch einen Augenblick sinnend da, dann aber sprang er plötzlich zornig in die Höhe, stieß den Stuhl mit dem Fuße zurück, daß er krachend in die Ecke flog, knitterte den Brief in seiner mächtigen Faust zusammen und ging rasch in dem Zimmer hin und her. Das dauerte eine kurze Zeit. Er stand dann still und sagte mit tief grollender Stimme: Das wäre aber doch in der That eine schöne Geschichte, die mir da am Ende des Briefes gemeldet wird! Wie? Die Ablösungs-Ordnung sollte in Gefahr seyn? Es ist die Absicht, dieses Gesetz, welches in durchaus gesetzlichem Wege entstanden ist, wieder zu beseitigen? Was? soll denn der Bauer nie ein freier Mann werden? — Er ballte die Faust zusammen und knirschte mit den weißen Zähnen. Nie ein freier Mann? fuhr er zu reden fort. Haben wir nicht Entschädigungen geleistet, wo wir bereits abgelöst haben, und geben wir sie nicht, wo wir noch ablösen? Das wird uns sauer genug, aber wir werden dadurch doch selbstständige Männer werden, und darum bringen wir das schwere Geld mit Freuden auf. Und nun sollte das Gesetz in Gefahr seyn? Ich kann es und mag es nicht glauben. Nein! man wird den Bauernstand nicht zum wilden, wüthenden Ochsen machen wollen. Glaubt man denn, daß die Knochen der Bauern nicht mehr so derb wie früher sind? Wir sind noch eisern, wir sind noch abgehärtet, wir sind noch dieselben wie in früheren Jahrhunderten. Es wird nichts mit dem Geschreibsel seyn, das da in dem Briefe steht. Man wird das Ablösungsgesetz bestehen lassen, und wir werden gerade durch dieses freie Männer werden. Es ist ein falsches Gerücht, das da durch das Land hinläuft und die Gemüther in Unruhe und Angst versetzt. Der vernünftige Edelmann wird nicht daran denken, ein Gesetz umzustoßen, welches sowohl ihm wie auch uns ein Gesetz bleiben muß. Man muß das Gesetz in Ehren halten, wer es verletzt, ist übel berathen. — Er hatte sich beruhigt und sagte zu sich selbst: So, das wäre wieder abgemacht und vorbei. Bin da wieder einmal unnöthiger Weise zornig geworden, aber das liegt mir nun einmal im Blute, und Schröpfköpfe und Aderlässe helfen dagegen nichts. — In dem blauen, feinen Biedermannsrocke, den er des Morgens zu tragen pflegte, sah der große Bauer gar stattlich aus. Er stellte sich vor ein geöffnetes Fenster des Zimmers hin, von welchem aus er mit seinem scharfen Auge so ziemlich den ganzen Hofraum übersehen konnte. Mathias schaute sinnend hinein in den Morgen. Auf dem Hofe herrschte ein sehr reges, thätiges Leben.

Kräftige blanke Pferde, geleitet von tüchtigen Knechten, zogen den knarrenden Pflug und den dröhnenden Wagen fort, um sie in das freie Feld hinaus zu bringen; aus den Ställen kamen mit lautem Gebrüll die bunten Kühe und die gefleckten Kälber hervor, und ein Bursche, welcher den Hirtenstecken trug,

Digitized by Google

und die kurzstielige Peitsche lustig durch die Luft hin und her klatschen ließ, rief ein jedes der Thiere beim Namen und trieb sie, indem er sie förmlich in Reih und Glied ordnete, von dannen. Eine große Menge Federviehes lief schnatternd und gackernd auf dem Hofe hin und her, auf den Dächern hörte man die Tauben rukuhzen, und überschimmert von den Strahlen der Morgensonne kehrte auch schon eine Schaar dieser fansten Vögel wieder aus den Fluren zu dem heimischen Schlage zurück. Mitten auf dem Hofe stand ein Pfau, welcher seinen prächtigen Schweif auseinander geschlagen hatte; der schimmerte, funkelte und glitzerte wie Perlen und Edelsteine. — Mathias sandte seine Blicke nach dem Brennereigebäude. Auch dort herrschte Thätigkeit und Leben. Er überzeugte sich, daß jede Arbeit, welche er angeordnet hatte, vollführt werde, und war zufrieden. Aber da er den Bauplatz, welcher hinter der Brennerei lag, von seinem Zimmer aus nicht übersehen konnte, so beschloß er, zu diesem hinzugehen, um sich zu überzeugen, ob auch auf diesem alles so betrieben und ausgeführt werde, wie es sein Wille und Wunsch war. Auf dem Bauplatze wurde nämlich von den Zimmerleuten das Holz zu einer neuen Scheune, die in kurzer Zeit gerichtet werden sollte, bearbeitet. Der Vollmeier nahm ein spanisches Rohr mit weißem Knopfe zur Hand, welches er zu gebrauchen pflegte, wenn er sein Haus verließ, setzte einen schwarzen Filzhut aufs Haupt und war eben im Begriff sein Zimmer zu verlassen, als die Thüre desselben geöffnet wurde. Es trat ein alter Mann herein. Sein Gesicht drückte schweren Kummer aus, in seinen Augen schienen zerdrückte Thränen zu glänzen. Die Glieder seines Körpers waren in einer zitternden Aufregung, er ging mit einer gewissen heftigen Bewegung auf den Bauer los. Das spärliche Haar seines Hauptes war weiß wie der Schnee, welcher im Winter auf den stillen Fluren glänzt.

Was hast du, Peter? fragte Mathias den Alten mit einem Ton der Stimme, welcher eine große Besorgniß ausdrückte, bist du krank? ich werde sogleich den Arzt holen lassen. Es wird hoffentlich nichts zu bedeuten haben.

Der Vollmeier ergriff die Hand des Alten und führte ihn zu einem Stuhle hin. Setze dich und erhole dich, was ist dir, alter, treuer Mann und Freund?

Die Brust des Alten wogte unruhig auf und nieder, er konnte noch nicht reden. Mathias nahm den Hut vom Kopfe, legte seine rechte Hand auf das ehrwürdige Haupt des Alten und sagte wiederum: was hast du? so rede doch! Habe ich dir in meinem Zorne etwa zu nahe gethan, was ich freilich nicht weiß, oder hat ein Anderer ...

Nicht du, Mathias, war die Antwort, hast mich gekränkt, nicht du hast mir in deinem Zorne ein böses Wort gesagt, was ich auch nicht so hoch anschlagen würde. Aber... Er stockte in seiner Rede.

Nun, wer ist es denn gewesen? denn ich kann mir jetzt schon denken, daß da gekränkt und beleidigt worden bist.

Du kannst mich nur von deinem Hofe forschicken, du kannst mich nur aus deinem Dienste entlassen, da ich ja ein alter...

Wie? war die Antwort des Bauers, der einige Schritte zurück trat, und seine markigen Arme drohend empor hob. Sein Antlitz wurde finster, seine Augen sprühten wild. Seine Augenbraunen zogen sich zusammen, und seine Nasenflügel reckten sich in die Höhe. — Wie? was muß ich hören, was sind das für Worte, Peter? Meinst du denn, daß ich jemals vergessen könnte, daß du (in einigen Wochen wird die Zeit um seyn) fünfzig Jahre lang auf diesem meinem Hofe gearbeitet hast? Und wie gearbeitet? Vom frühen Morgen bis tief in die Nacht hinein! Fünfzig Jahre lang! Und in jeder Jahreszeit! Wenn es Frühling geworden, wenn die langen Sommertage da waren und es kaum Nacht wurde am Hämen (Himmel), wenn der Herbst kam, und wenn es Winter, bitter kalter Winter war, wer ist dann immer der Fleißigste, der Ausdauerndste auf dem Hofe gewesen? — Du, du, alter, väterlicher Freund, du, mit der schwieligen Faust, mit dem hellen Verstande, mit dem treuen, biederen Herzen. Fünfzig Jahre lang! Wer hat den Hof gerettet, als er dem Verfalle unter meinem verstorbenen Vater nahe war? Glaubst du denn, daß ich das jemals vergessen werde? Sprich, Peter, du hast dich jetzt erholt, du bist ja auch ein fester, eiserner Bauer, so gut wie ich, erzähle mir jetzt Alles.

Es klagte an der Thür, man hörte ein leises Wimmern vor derselben. Mathias öffnete, und ein alter Hund kam herein. Was will der alte Fix, sagte der Bauer, will er seine Freunde besuchen? — Der Hund wedelte mit dem Schwanze, ging langsam zu seinem Herrn hin, leckte dessen Beine, und legte sich dann zu den Füßen des alten Peter nieder. Mit seinen trüben Augen schaute er wie bittend zum Mathias empor.

Auch ein Alter, wie ich, seufzte Peter, aber ein Lächeln zeigte sich auf seinem Angesichte. Sieh, der treue Fix will für seinen Freund, den alten Peter, bitten.

Bitten? erwiderte Mathias mit dem sanftesten

Digitized by Google

Tone seiner tiefen Stimme, bitten für dich, Peter? Für dich braucht Niemand zu bitten, du kannst fordern und verlangen. — Der Bauer fühlte eine seltsame Rührung in seinem Herzen. Sprich, mein alter Freund.

Peter erhob sich vom Stuhle und reckte seine Glieder. Nun, sagte er dann, ich sehe, daß du, Mathias, noch eben so gesinnt bist, wie du es stets gewesen.

Und hast du daran vielleicht gezweifelt? ich wüßte doch nicht, daß ich Grund zu einer solchen Ansicht gegeben hätte.

Nein, nein, aber die Haushälterin, die Jungfer aus der Stadt, mit dem glatten, feinen Gesichte, aber dem ränkesüchtigen falschen Herzen... Peter stockte in seiner Rede.

Nun, was ist's mit der? willst du nicht frank und frei von der Leber weg sprechen?

Sie steht bei dir in großer Gunst, sie hat dich mit ihrem Garn umwoben.

Das kann von einer solchen Faust sehr leicht zerrissen werden. Mathias streckte lächelnd seine rechte Hand aus. Das ist Spinnweb, welches dem Sturme nicht Stand hält.

Wirklich? Aber sie möchte doch gern Herrin hier im Hause werden, ist sie es doch, welche nicht zuläßt, daß du dich mit deinem Sohne Christoph, mit der prächtigen Margarethe und deren Eltern versöhnst; ist sie es doch, welche es fortwährend veranlaßt, daß du nichts wissen willst von deinem Enkel, Mathias, daß du ihm, wie den Uebrigen zornst und grollst.

Das Antlitz des Bauers wurde plötzlich düster. Kommst du wieder mit diesem Liede, Peter? sagte er nach kurzer Pause. Nein, da irrst du dich, wie ich schon oft zu dir gesagt habe; das ist mein eigener Wille so. Sprechen wir nicht weiter davon. Du meinst es freilich gut, aber in dieser Hinsicht kann ich deinen Wunsch nun einmal nicht erfüllen.

Aber die Haushälterin hat dich bestärkt und bestärkt dich noch stets in deiner Unversöhnlichkeit.

Mathias schwieg.

Siehst du, daß ich doch eigentlich Recht habe?

Lassen wir das. Erzähle mir lieber, wer dich beleidigt und gekränkt hat.

Das hat die Haushälterin gethan.

Wie? — Das Antlitz des Mathias verfinsterte sich, sein Auge wurde scharf und stechend, und die Adern an seinen Schläfen schwollen stark auf. Wie? das hätte sie gethan, sie, der ich so oft gesagt habe, daß auch nicht das kleinste Haar auf deinem Haupte gekrümmt werden solle? Und wie hat sie dich beleidigt? Rede frei und sage mir Alles.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Folgender Zug echter Menschenliebe verdient der Vergessenheit entrissen zu werden. — Als nach der Völkerschlacht bei Leipzig das geschlagene französische Heer in wilder Flucht dem Rheine zueilte, war die Festung Mainz das erste Ziel der Flüchtigen. Nicht nur alle Spitäler, Kasernen und öffentlichen Gebäude, sondern auch alle Privatwohnungen waren überfüllt mit Kranken und Verwundeten. Aber viele Hunderte fanden keine Unterkunft und mußten auf der Straße ihr trauriges Daseyn fristen, bis in den meisten Fällen der Tod als willkommener Retter erschien. Unter diesen Unglücklichen befand sich auch schwer verwundet und auf den Tod ermattet ein junger Pfälzer, der, wie so viele seiner Landsleute, weil das Verhängniß es so wollte, im Dienste der Feinde seines Vaterlandes hatte bluten müssen. Krank und schmachtend schlich er auf der Straße dahin, sich an den Mauern der Häuser haltend und jeden Augenblick den Tod erwartend. In diesem Zustand fand den Unglücklichen ein Student. Ohnehin zur Hilfe entschlossen, fragte dieser ihn nach seiner Heimat und hatte kaum den pfälzischen Landsmann in ihm erkannt, als er den Verwundeten mit in seine Wohnung nahm, augenblicklich einen Chirurgen rufen, die Wunde reinigen und verbinden und den Patienten auf das Sorgfältigste verpflegen ließ. Seiner Bemühung gelang es, den Verwundeten bald vollkommen herzustellen, und dieser kehrte auf Martini 1813 in seine Heimat zurück, seinen edelmüthigen Retter, ohne den er eine gewisse Beute des Todes gewesen wäre, in seinem Herzen segnend. Der Student, obgleich selbst unbemittelt, hatte alle Ausgaben aus seiner eigenen Kasse bestritten. Der Soldat aber ist der jetzige Gemeindediener Kaspar Bertram in Ruppertsberg, der Student dagegen Seine Eminenz der Herr Cardinal Johannes v. Geißel, Erzbischof von Köln.

Die Folgen der bessern Volksbildung und Jugenderziehung werden täglich bemerkbarer und namentlich erfreulich sind die Fortschritte der Artigkeit. Einen Beleg dafür erhielten wir am Morgen des Volksmaskenballes in Leipzig, wo ein kleines zerlumptes Mädchen auf der Promenade einen, eben auch nicht brillant gekleideten Mann mit den Worten anredete: „Ich wollte zu Ihnen, Herr Remmel.“ „Weßhalb,“ fragte dieser. „Mein Vater läßt sich empfehlen und wünscht zu wissen, ob Sie heute wieder mit bettein gehen wollen?“ „Bedaure von Herzen, heute auf keinen Fall, denn ich gehe den Abend zum Masken-

Digitized by Google

balle und will mir jetzt ein Costüm holen, wenn aber morgen gutes Wetter ist, werde ich mir ein Vergnügen daraus machen. Adieu, liebes Kind.“

Genf, 3. Okt. Einen nicht uninteressanten Beitrag zur Sittengeschichte des 19. Jahrhunderts bildet folgender Vorfall: Vor einigen Tagen eilte ein Zeltelträger von Cafe zu Cafe und theilte eine gedruckte Veröffentlichung aus, abgefaßt in französischer und englischer Sprache, worin ein Spanier, Hr. de R... einen Engländer, Herrn W..., beide hier in Gasthöfen wohnend, kurz und bündig für einen Feigling, Lügner und Polisson erklärte, der nicht würdig sey, daß Gentlemen mit ihm umgingen. Des andern Tages that der Engländer auf demselben Wege dem Publikum kund, besagter Spanier habe sich ihm gegenüber „so niederträchtig und gemein betragen, daß er sich veranlaßt fände, seinen Insulten und Injurien nur die tiefste Verachtung entgegenzusetzen.“ So weit war die Sache gut und man lachte herzlich über diese ausländische Methode, Privatangelegenheiten abzumachen. An dem Tage jedoch, wo der Grundstein zu der englischen Kapelle hier gelegt wurde, faßte der Spanier den Engländer auf der Straße ab, stellte denselben und verlangte von ihm, sich mit ihm zu schlagen. Als Albions Sohn dieß ruhig verweigerte und sich durch nichts aus seiner kaltblütigen Fassung bringen ließ, griff der Spanier zu einem Mittel, das er schon zweimal vorher an dem Engländer vergeblich als Reizmittel versucht zu haben behauptete: er spie demselben so kräftig wie möglich ins Angesicht. Ohne auch nur eine Miene zu verziehen, wischte der Britte sich das Gesicht ab, versicherte seinem Gegner, er werde diesmal so wenig wie vorher seinen Zweck erreichen und setzte in Gesellschaft mehrerer Landsleute ganz fashionable seine Promenade fort. Die Ursache der Feindseligkeiten ist, einem Gerücht zufolge, natürlich ein Weib, des Spaniers Gattin, die trotz ihres südlichen Temperaments mit dem Sprößling der Nebelinsel in allzu vertrauten Verhältnissen leben soll. „Und die Liebe — die war schuldig daran!“ sagt irgend ein Volksdichter, dessen Namen uns entfallen.

In der „N. M. Z.“ Nr. 238 vom 7. October jüngst, ist unter der Rubrik „Privat-Anzeigen“ folgendes Heirathsgesuch zu lesen: „Ein in den ersten 50er Jahren stehender, in der sehr angenehmen Hauptstadt einer der schönsten österreichischen Provinzen seßhafter, ein Vermögen von hunderttausend Gulden besitzender Kaufmann von angenehmen Aeußern und heiterer Gemüthsart, wünscht ein schönes gebildetes Fräulein, oder eine hübsche junge kinderlose Wittwe zu ehelichen, wobei er, den guten Ruf ächt deutscher Erziehung kennend, aber ohne Bekanntschaft in Bayern, den Weg der Oeffentlichkeit einschlägt, um seinen Wunsch, seine Lebensgefährtin in Bayern zu finden, zu erreichen. Die Ansprüche, die er an dieselbe macht, sind an wenigsten die wegen eines Vermögens, da er selbst damit gesegnet ist, im Gegentheile ist er bereit, nach geschehener Verständigung seiner erkornen Braut einen Wittwenschatz von einigen Tausenden zu verschreiben, wogegen er aber an derselben eine schöne Gestalt, etwas stärkere gesunde Constitution, ein frohes, sanftes und herzensgutes Gemüth, Kenntniß der französischen Sprache, weiblichen Handarbeiten und bürgerlichen Haushaltung, sowie möglichst Fertigkeit im Pianofortespiele wünscht und sucht. Unter Zusicherung der liebevollsten Behandlung bittet er jene, welche sich dazu berufen fühlen, ihre ausführlichen Anträge „poste restante Wien an Hrn. Roderich Freund“ längstens bis Ende Oktober d. J. richten zu wollen. — Für Verschwiegenheit und ernstliche Absichten bürgt sein Ehren-Charakter.“

Theuerer Wein. In den Gasthäusern zu St. Louis (Amerika) kostet die Flasche Madeira 12 Dollars und das gilt für wohlfeil, denn auf der Weinkarte in dem großen Astor-House in New-York ist der Preis für eine Flasche Madeira mit 23 Dollars angesetzt, wie Jeder bezeugen kann, der einmal in jenem Prachthotel gegessen hat.

Barmen, 27. Sept. Gestern ereignete sich hier der traurige Fall, daß ein Ehemann, indem er seine Frau schlagen wollte, sein eigenes Kind, welches dieselbe auf dem Arme hielt, erschlug.

In Abington in Massachusetts werden die Lederabfälle, welche die Schuster sonst wegwarfen oder verbrannten, sorgfältig gesammelt, durch eine Dampfmaschine von sechs oder acht Pferdekraft zu Pulver zerrieben, dann durch Harze und andere Substanzen in eine flüssige Masse verwandelt, die, getrocknet und gewalzt, ein solides, wasserdichtes Leder von 1/24 Zoll Dicke gibt.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 82. Kaiserslautern, Donnerstag, 16. Oktober **1851.**

Großvater und Enkel.

Erzählung aus Niedersachsen von Günther Nic.

(Fortsetzung.)

Ich bin alt geworden und werde täglich älter, meine sonst so straffen Arme sind schlaff geworden und werden ständlich zitternder und schwächer. Mit der Arbeit will es nicht mehr vorwärts, Mathias.

Du brauchst nicht mehr zu arbeiten, Peter, wie oft habe ich dir das doch schon gesagt! du kannst und sollst ausruhen. Dennoch aber wirfst und strebst du noch immer. Aber weiter! — Der Bauer ging aufgeregt im Zimmer auf und nieder.

Du sollst Alles hören. Die Haushälterin hat längst einen Groll und Haß auf mich geworfen, weil sie weiß, daß ich für Christoph und Margarethe strebe, weil ihr bekannt ist, daß ich dir stets die Versöhnlichkeit anrathe, weil sie fühlt, daß ich ihr Gegner bin und bei dir gut angeschrieben stehe.

So, so, murmelte Mathias und neigte sein Haupt. Aber weiter!

Die „glatte" Mamsel aus der Stadt, mit dem hübschen Gesicht, aber dem häßlichen Herzen, will mich aus diesem Hause, aus meiner alten theuren Heimat verdrängen und vertreiben.

Nun und nimmer! fuhr der Bauer empor, und wenn sie das wirklich beabsichtigen sollte, so wird es ihr doch niemals gelingen. Dich vermag Niemand aus diesem Hause vertreiben. Glaubst du, daß ich jemals dem theuersten Freund meines Hofes mit schmählichem Undank gegenüber treten könnte? Aber weiter!

Ich will mich nur kurz fassen. Vor der Einfahrt zum Hofe stand ich unter den beiden Wallnußbäumen.

Welche du gepflanzt hast, welche manches Malter Nüsse getragen haben.

Der Sonnenglanz funkelte auf den grünen, nachtfeuchten Blättern, mir zu Füßen lag der alte, treue Fir. Ich sah dem Jungen nach, welcher die Kühe und die Rinder vom Hofe forttrieb, ich beobachtete die Knechte, welche mit den Pferden, dem Pfluge und den Wagen in das Feld hinauszogen. Ich wollte zusehen, ob auch Alles so vorgenommen und beschafft werde, wie es gethan werden muß.

Du wolltest, wie immer, mit dem Auge deines Freundes, mit meinem Auge aufpassen. Des Herrn Auge macht die Kühe fett, ja, das ist ein wahrer Spruch, und du hast, wenn ich nicht selbst am Platze war, für mich gesehen, für mich gesorgt. Schon wieder unterbrach ich dich, aber weiter...

Als ich nun so dastand, kam die Haushälterin aus dem Garten her, stellte sich mit in die Seiten gestemmten Armen so recht häßlich zu mir hin, stieß den alten Fir mit dem Fuße in die Rippen, daß er heulend zurückfuhr, und sagte darauf mit einer kreischenden Stimme zu mir: Wie man hier doch wie ein Baron steht! kann der alte Lungerer und Faulenzer nicht arbeiten?

Mit einem Satze war Mathias an der Stubenthür. Er riß sie hastig auf und rief mit einer wilden Stimme, die dem Brüllen des Stieres nicht unähnlich war, über die Diele hin: Haushälterin, Haushälterin! Als dieser Zornesruf durch das Haus ertönte, trat in allen Räumen desselben eine tiefe Stille ein. Ein Gewitter wollte sich entladen — man kannte den furchtbaren Zorn des Herrn, und vor diesem suchte sich Alles zu schirmen und zu retten. Es blieb still, nichts rührte sich. Der Bauer stampfte mit den Füßen, daß das Zimmer dröhnte, und rief wieder mit seiner furchtbaren Stimme: Haushälterin, Haushälterin! Aber kein nahender Fuß ließ sich hören. Sie kommt nicht, sie hat also ein böses Gewissen; gut denn, ich werde sie aufsuchen. — Er nahm seinen Hut, und ergriff das spanische Rohr. Seine Brust arbeitete wild, seine Augen sprühten im leuchtenden Feuer des Zornes, vor seiner Stirn standen helle Schweißtropfen.

Das ist schändlich und gottlos, das Alter soll man ehren! Peter, dir soll die vollkommenste Genugthuung zu Theil werden.

Nicht nur gar zu wild, Mathias.

In diesem Augenblick wurde unter dem Fenster ge-

Digitized by Google

pfiffen. Als der Bauer hinausschaute, erblickte er einen schmucken Zimmergesellen, welcher ihm die Worte entgegen rief: Der Meister befindet sich auf dem Bauplatze und läßt Euch bitten, doch gleich einmal zu ihm kommen zu wollen. Er hat mit Euch mancherlei zu bereden, und Ihr müßtet darauf wohl eiligst mit dem Herrn Förster sprechen.

Gut, gut, ich werde kommen, grüße den Meister vorläufig. — Der Zimmergeselle entfernte sich, indem er eine lustige Weise pfiff.

Peter, komm mit, begleite mich zu dem Bauplatze, denn du bist ein erfahrner Mann und kannst immer nützlichen Rath ertheilen. — Mathias war ruhiger geworden.

Sie hat sich versteckt, um meinen Zorn verschnaufen zu lassen; aber der wird wieder kommen, wenn sie mir erst unters Auge tritt. Sie mag aus dem Hause fortmarschiren, mir ist das gänzlich gleichgültig. — Das hatte Mathias noch niemals gesagt, und darum wurde Peter's Angesicht auch so freundlich und fröhlich. Er dachte an Christoph, Margarethen und den kleinen Mathias, und sagte leise zu sich selbst: Nun wird wohl in der Kürze Alles gut werden.

Die Beiden verließen das Zimmer, der alte Fix folgte ihnen, indem er vergnügt mit dem Schwanze wedelte.

Es herrschte ein reges Leben auf dem Bauplatze. Die blanke Axt wurde geschwungen, der Bohrer drang in die Balken und Ständer, und die große, scharfzähnige Säge durchschnitt mit hellem Geräusch das schöne gesunde Holz. Die kräftigen Zimmerleute arbeiteten rasch und emsig. Sie begrüßten den Bauherrn, welcher ihnen zurief: Nun, bald werden wir eine lustige „Hausbörje*)“ haben. Die frischen, rothen Gesichter lachten, und die kräftigen Arme bewegten sich mit verdoppelter Emsigkeit. Der Meister rief dem Vollmeier freundlich entgegen: Guten Morgen, Mathias, noch munter? — Munter ist die Hauptsache. — Die Männer standen neben einander und schüttelten sich derb die mächtigen Hände. Es hat sich herausgestellt, daß noch etwas Holz herbeigeschafft werden muß, sagte der stämmige Zimmermeister, und da ist es wohl am gerathensten, wenn du gleich selbst einmal mit unserem Grünrock sprichst.

Das soll geschehen, ich werde ihn gleich aufsuchen. Nun, der Bau rückt rasch vorwärts. So mag ich's leiden.

Wir werden bald mit der Arbeit fertig werden, meine Gesellen sind fixe Leute.

Nun, ihr Jungen, seyd fleißig! rief Mathias mit lauter Stimme über den Platz hin; wird die Scheune an dem Tage, welchen ich Euch schon öfter genannt habe, gerichtet, und sehen wir dann auf ihrem Giebel den Kranz, so soll das Euer Schaden nicht seyn. Ich habe noch so etwas ganz Besonderes im Sinn.

Er blickte dabei auf den alten Peter hin, welcher ihm zur Seite stand. Die Gesellen riefen: „Eine lustige Hausbörje!“ Hier und dort flog eine Mütze in die Höhe, und ein fröhlich Liedlein erklang zu dem Schlage der Axt und zu dem Geräusch der Säge. — Mathias verließ den Bauplatz, um den Förster aufzusuchen. Vorher sagte er noch zu Peter: Nun, Alter, dir soll die vollkommenste Genugthuung zu Theil werden. Ich werde wohl bald zurückkommen, und dann wollen wir die Haushälterin aufsuchen.

Der Bauer stand bald vor der hübsch gelegenen Wohnung des Försters, in deren Nähe ein klarer Bach vorüberfloß. Das Fenster steht offen — Nun hast du nicht nöthig, in die Hausthür zu gehen, da wohl Jemand in der Stube seyn wird, den du gleich fragen kannst, sagte Mathias zu sich, und im nächsten Augenblicke lugte er zur Stube hinein. Guten Morgen! rief er der hübschen, blondlockigen Försterin zu, die gerade vor dem Spiegel stand und ein weißes Häubchen mit Rosaband aufsetzte, ist der Herr Förster daheim? — Bin ich doch fast erschreckt worden, lächelte die junge Försterin, mein Mann ist aber nicht mehr zu Hause. — Und wohin ist er gegangen? — Mit den Holzhauern zum Walde.

Und welchen Weg hat er genommen?

Er ist durch die Wiesen gegangen, und wird im Walde bei dem großen Steinbruche gefunden werden können.

Nun, Frau Försterin, ich danke. Nichts für ungut, wenn ich Sie erschreckt haben sollte. Ade!

Hat weiter nichts zu sagen, ich wünsche ein gutes Geschäft und einen freundlichen, guten Morgen.

Die junge Frau lachte, und Mathias ging in die Wiesen hinein. Er wollte den Förster im Walde aufsuchen, um mit ihm über das Holz zu reden, das noch zu dem Bau der Scheune erforderlich war.

(Fortsetzung folgt.)

*) Hausbörje, so viel wie Aufrichtung des Hauses, des Gebäudes. Bören so viel wie Heben, Emporrichten in die Höhe bringen.

Die Zeit des Mittagessens.

Diese Zeit hat im Laufe der Jahrhunderte vielfache Veränderungen erlebt. Im vierzehnten Jahr-

Digitized by Google

hundert aß der König von Frankreich um acht Uhr morgens zu Mittag und ging abends zur selben Stunde mit den Hühnern zu Bett. Unter Heinrich IV. und Ludwig XIV. ging man um 11 Uhr zu Tisch; unter Ludwig XV. um zwei Uhr, und dieser Gebrauch dauerte bis zur Revolution. Noch vor fünfzig Jahren aß der König von Spanien um zwölf Uhr zu Mittag; unter der Regierung Heinrichs XIII. frühstückten die Leute von gutem Ton in England um sieben Uhr und aßen um zehn Uhr morgens zu mittag. Zur Zeit der Königin Elisabeth, wo ein Stück sehr hartes Pökelfleisch und ein Krug Bier das gewöhnliche Frühstück der Hofdamen war, dinirte man um elf und soupirte zwischen fünf und sechs Uhr, eine Zeit, in der man sich heutzutag in England kaum zum Diner setzt. Jetzt ist die Zeit des Mittagessens in England sehr verschieden. Ich erinnere mich, erzählt Baron Vaerst, daß ein Bekannter von mir sich um ½9 Uhr zum Souper bei dem Kanzler Eldon zu Tisch setzte und um dreiviertel zehn Uhr aufstand, um sich zu Georg IV. zum Diner zu begeben. In Frankreich ist sechs Uhr die Stunde des Diners. In Paris heißt aber um sechs Uhr meist sieben Uhr und sechs Uhr präcis bald sieben Uhr. Ein Witzbold hat gesagt, daß die Franzosen durch das ewige Hinausschieben der Stunde des Diners damit endigen würden, erst den folgenden Tag zu Mittag zu essen. In England herrscht die schlechte Sitte, daß man in vielen Häusern erst eine Stunde nach der Stunde der Einladung erscheint, so daß man in steter Furcht ist, zu frühe oder zu spät zu kommen. Lord Minto, englischer Gesandte in Berlin, wollte dies an der Tafel des sehr pünktlichen Königs Friedrich Wilhelm III. nachahmen, fand aber alle bei Tafel. In Ostindien herrscht die sehr schöne Sitte, eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang sich zum Mittagtisch einzufinden. In Deutschland aßen wir bekanntlich bis zur französischen Revolution fast durchaus um zwölf Uhr zu Mittag, bis wir durch eine spätere Stunde einen längeren Morgen gewannen. Jener Philosoph hatte ganz Recht, der, als man ihn fragte, welches die beste Zeit zum Essen sey, zur Antwort gab: für Reiche, wenn sich der Hunger einstellt, und für Arme, wenn sie Etwas zu essen haben.

Miscellen.

Fräulein Munoz' Abentheuer mit dem Koche steht nicht mehr allein da. Es scheint Anklang gefunden zu haben bei den Damen der Grandezza. Eine Tochter des Grafen Altamira, verheirathete Herzogin von San Lucar, hat nämlich Mann und Kinder im Stich gelassen und ist mit dem Livree-Jäger eines andern Granden ab- und davongelaufen.

Am 4. Okt. feierte in Berlin ein Ehepaar in der Blumenstraße seine Hochzeit. Als dasselbe von den geladenen Gästen am darauf folgenden Morgen 3 Uhr verlassen war, erkrankte bald darauf die junge Ehefrau, dann deren Ehemann und die bei demselben wohnende Schwiegermutter, so daß ärztliche Hülfe in Anspruch genommen werden mußte. Nach einem verordneten Brechmittel besserte sich der Zustand des Ehemannes, wogegen der der Ehefrau und deren Mutter sich verschlimmerte. Ein von Neuem herbeigerufener anderer Arzt — der erste Arzt wurde in seiner Wohnung nicht angetroffen — erkannte in der Krankheit beider Frauen eine Vergiftung und verordnete die nöthigen Gegenmittel, die jedoch keinen Erfolg gehabt haben. Die Schwiegermutter, 70 Jahre alt, ist in Folge der Vergiftung am 8. October Nachmittags gestorben. Das Leben der jungen Ehefrau steht ebenfalls in Gefahr. Auch von den geladenen Gästen sind neun Personen erkrankt, von denen eine Frau bedenklich darnieder liegen soll. Man vermuthet, daß die Vergiftung durch die genossenen Speisen herbeigeführt sey, namentlich durch Fricassee, in der sich Champignons befunden haben sollen. Die vorgefundenen Reste sämmtlicher Speisen und des Weines sind, Behufs Anstellung einer chemischen Untersuchung, in Beschlag genommen worden.

Vor der diesjährigen dritten Naturforscherversammlung in Gotha hielt am 23. September Dr. Cotta aus Freiberg, der bekannte Verfasser der Briefe über Humboldts Kosmos, einen interessanten, aber an gewagten Annahmen nicht armen Vortrag über den Einfluß der innern Formation der Erde auf die industrielle und geistige Entwickelung der Bevölkerung. Deutschland, meinte der Redner, gebe dafür Zeugniß. Ihm fehlte ein centrales Becken, ein großer Strom, der das Ganze wie durch ein Netz vereine. Dabei sey auch die geistige Formation seiner Bevölkerung Vielseitigkeit, und wo die geologische Karte die meisten Kerben zeige, fänden sich auch die meisten politischen Grenzen verzeichnet. Dagegen biete Rußland große Einheit der Bodengestaltung und in Harmonie

Digitized by Google

mit dieser Einförmigkeit der Bevölkerung war. Auf Thüringen übergehend, deutete der Redner darauf hin, wie in einigen Gegenden desselben die Flötzformation, besonders der Muschelkalk vorherrschend sey. Da blühe auch meistens der Ackerbau; der Ackerbautreibende sey aber in der Regel conservativer Natur, wogegen die meisten Städten auf den sogenannten Bruchlinien einer geologisch-revolutionären Bildung erbaut seyen. Der Redner fand einen Beleg hierfür in den Ereignissen der letzten Jahre, da die kohlenreichen Gegenden die Hauptpunkte der politischen Bewegung in Thüringen gewesen, so daß es schiene, als sey der geologische Brennstoff auf die Menschen übergegangen (!)

Zu Faenza in Italien macht eine sonderbare Laune der Natur viel Aufsehen. Daselbst lebt die Frau eines Rosoglofabrikanten, welche durch ihre Schönheit einen Ruf erlangt und sich stets des feinsten, zartesten Teints erfreut hatte. Vor einem Jahr zeigten sich jedoch an ihrem Kinn Sprossen eines Barthaares, welche die Dame natürlich schnell zu beseitigen suchte. Aber an die Stelle jedes ausgerissenen Härchens traten in wenigen Tagen zehn neue und in wenigen Wochen sah sich die Dame schon genöthigt, sich täglich früh und nachmittags zu rasiren und das Kinn weiß zu schminken, da es sonst eine ganz bläuliche Farbe trug. Sonst blieb das ganze Gesicht unvergleichlich schön und zart. Endlich wurde die Frau des ewigen Rasirens müde und ließ den Bart wachsen. Derselbe ist nun ein fast einen Fuß langer schöner Vollbart von glänzend schwarzer Farbe. Die Haare sind sehr fein und bilden in Verbindung mit den schwarzen Locken eine schöne Einfassung, aus der die glänzend weiße Stirne und die frischen rothen Wangen wie rothe und weiße Rosen hervortreten.

Die deutsche Kronik erzählt nachstehende charakteristische Züge des Volks im bayerischen Gebirge: Zwei Brautpaare waren ihrer Vermögensverhältnisse wegen vor den Landrichter beschieden. Sie erschienen, allein man wartete vergebens, daß sie ihre Angaben machten. Seitwärts standen sie und verhandelten heimlich miteinander. Als man endlich des Wartens müde wurde und sie vorrief, gab der eine Bräutigam an: Wir haben's uns überlegt; wir tauschen. I nehm die Sein und Der da die Mein — Ja, fiel der andere ein, i nehm' die Sein' und er gibt mir ein' Kronthaler drauf. — Als hierauf die Bräute befragt wurden, antworteten sie einstimmig: Uns is oa Ding! (einerlei.) Hierauf wurde der Bräutigam, der aus einem entfernten Ort war, nach seinem Namen gefragt; er antwortete: I hoaß Jakob. Aber der Familiennamen? hieß es weiter; immer dieselbe Antwort. Er wußte nicht, was man von ihm wollte. Man heiße ihn nur: den Jakob vom Rührmilinannerl, war alles, was er zu sagen wußte. Seine Mutter, die Nannerl hieß, verkaufte sauere Milch (Rührmilie). Man mußte hierauf nach seiner Heimat schicken, um seinen eigentlichen Familiennamen zu erfahren.

Die neuesten Herrenhüte, welche man in Paris trägt, sind von vulkanisirtem Kautschuk und sollen die bekannten Gibus ersetzen, die man unter dem Arm trug, wenn man sie nicht auf den Kopf setzen wollte. Diese Kautschukhüte geben jedem Druck nach und nehmen sofort von selbst die ursprüngliche Form wieder an; man kann sie eindrücken, einschlagen, zerren und dehnen, immer springen sie, sobald der Druck nachläßt, in die ursprüngliche Form zurück und immer sehen sie anständig aus. Indessen soll sich auch bestätigen, daß eine Verschwörung der Mode mit der Politik die Trachten aus Napoleons Kaiserzeit wieder einführen will: die steifgestärkten Busenstreifen, die Hasenohrencravatte, kurze hirschlederne Beinkleider, den Carrick mit fünf Kragen über einander; für die Damen die bis unter die Achseln verkürzte Taille, Schöpskeulenärmel und die häßlichen Kaleschen, wie die damaligen Hüte hießen. Man wartet allen Ernstes nur auf die ersten Wintertage, um mit dieser Mode hervorzutreten. Ob's glücken wird, ist freilich eine andere Frage.

Am 6. October d. J. starb zu Langerwehe nach zurückgelegtem 94 Lebensjahre die Ehefrau des gegenwärtig noch rüstigen Töpfers Kaspar Kurth, nachdem sie mit demselben 71 Jahre in glücklicher Ehe zugebracht hatte. Sie hinterläßt 4 Kinder, 54 Enkel, 39 Urenkel und 1 Ur-Urenkel.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 83. Kaiserslautern, Samstag, 18. Oktober **1851.**

Großvater und Enkel.

Erzählung aus Niedersachsen von Günther Nic.

(Fortsetzung.)

Mathias war der wohlhabendste Vollmeier im ganzen Dorfe. Vor längeren Jahren war übrigens sein Wesen einmal sehr im Verfall gewesen. Sein verstorbener Vater hatte nicht so gewirthschaftet, wie er als Bauer hätte wirthschaften müssen. Damals, als man täglich erwartet hatte, daß die schöne Stelle bald in die Hände eines anderen Besitzers übergehen werde, war aber ein Mann auf dem Hofe, der Tag und Nacht arbeitete, welcher mit aller Emsigkeit und Umsicht dahin strebte, das Wesen der Familie zu erhalten, in deren Händen es sich seit langen Jahren befunden hatte. Wir kennen diesen Treuen bereits, es war der alte Peter. Als Mathias' Vater ins Grab sank, übernahm der eben volljährig gewordene junge Anerbe den Hof. Auch er ist uns bekannt. Man wird sich bereits ein Bild von ihm gemacht haben. Eine feste, kernige, ja, eiserne Baueranatur. Aufbrausend, wild und zornig. Aber auch treuherzig, bieder und dankbar. Der junge Mathias arbeitete mit seinem Freunde Peter um die Wette, und den Männern gelangen ihre Werke. Glückliche Zeiten kamen hinzu, der Hof blühte von Stunde zu Stunde wieder mehr empor und wurde schließlich der schönste im ganzen Dorfe. Mathias hatte ein wohlhabendes Mädchen geheirathet, die aber auch mit ihrem klingenden Schatze den Schatz der Arbeitsamkeit und Sparsamkeit in das Haus gebracht hatte. Wer diesen Hof vor Jahr und Tag gesehen hatte, er kannte ihn nach Jahr und Tag kaum wieder. Da stand ein neues, schönes Wohnhaus, da erblickte man ein großes Brennerei-Gebäude. Das Haus war nicht mit schwarzem, verwittertem Stroh gedeckt, rothe Ziegeln blickten von ihm herunter. Es drückte überhaupt in seiner ganzen, sowohl äußeren, als inneren Erscheinung aus, daß auch für den Bauer eine junge, neue Zeit herangekommen. Mathias war seit längeren Jahren Wittwer geworden. Die beiden Söhne, welche ihm von der Frau geboren worden waren, hatten die Jahre der Kindheit glücklich durchgelebt und waren jetzt kräftige junge Männer. Der älteste von ihnen, Franz genannt, war in jeder Beziehung der verjüngte Mathias. Er hatte in einem anderen Dorfe die Anerbin eines großen Hofes geheirathet und lebte daselbst als einer der angesehensten Bauern. Der jüngere Sohn, Christoph, sollte nun das väterliche Wesen erhalten. Er war eine sanftere Natur, er glich seiner verstorbenen Mutter. — Mathias war Wittwer geblieben, und hatte „alle Partieen", die ihm von Heirathsmachern, welche auch auf dem Lande sehr bekannt sind, gar häufig angetragen wurden, stets und beharrlich zurückgewiesen. Aber es war nun seit mehreren Jahren eine junge Haushälterin in seinem Hause, welche, obgleich ihr bis jetzt alle Praktiken und Schlauheiten fehlgeschlagen waren, noch immer hoffte, die Frau vom Hause zu werden. Der Hof des Mathias lag an dem einen Ende des Dorfes. Gerade an dem anderen erblickte das Auge auch einen schönen Bauernhof, welcher dem Vollmeier Friedrichs gehörte. Mathias und Friedrichs waren aber in Feindschaft mit einander gerathen. Ein langjähriger Proceß entstand zwischen ihnen. Mathias nahm das Recht in Anspruch, durch eine Wiese des Friedrichs zu fahren, welches von diesem auf das entschiedenste bestritten wurde. Der eiserne Mathias wußte aber nicht anders, als daß ihm das von ihm in Anspruch genommene Recht auch wirklich gebühre. Seine Vorfahren waren durch diese Wiese gefahren, und er selbst hatte den Weg benutzt und benutzen lassen; indessen ging der Rechtsstreit verloren. Die Kosten waren bedeutend. Dann aber traten sich auch die beiden Männer, die sonst gute Freunde gewesen waren, in der Gemeinde einander gegenüber. Sie wurden immer erbitterter auf einander, und als Friedrich's endlich sogar Bauermeister wurde, glaubte Mathias, daß dieser nur durch Schliche und Ränke zu diesem Posten gelangt sey und ihn verdrängt habe. Das war nicht richtig, allein vorgefaßte Meinungen sind in manchen Gemüthern äußerst schwer zu beseitigen.

Digitized by Google

Genug, die Alten wurden immer erbitterter auf einander, sie grüßten sich nicht mehr, wenn sie sich im Dorfe oder im Felde begegneten. Während nun aber zwischen ihnen Groll und Feindschaft vorhanden war, herrschte unter ihren Kindern, wie sich das ja so oft schon ereignet hat und ereignen wird, Freundschaft und Liebe. Christoph und Margarethe waren einander Hold und gewogen. Margarethe, des Vollmeiers Friedrichs Tochter, war das schönste Mädchen im Dorfe. Mathias wollte aber nichts davon wissen, daß Christoph die Margarethe als junge Frau in das Haus führe. Ich habe nichts gegen das Mädchen zu erinnern, sagte er, sie ist hübsch, gut und arbeitsam, auch eines wohlhabenden Bauers Tochter, aber sie ist zugleich auch meines Feindes Kind, und das soll mir nicht ins Haus kommen. Der Christoph mag sich einen anderen Schatz nehmen. — Ja, das war leicht gesagt! Auch Margarethens Vater wollte Anfangs nichts von Christoph wissen, doch ließ er sich späterhin durch die Bitten seines Kindes weich stimmen und hatte dann nichts mehr dagegen einzuwenden, daß der Sohn des Mathias sein Schwiegersohn werden möge. Nun ereignete es sich aber, daß Margarethe eher Mutter als Frau wurde. Wer auf dem Lande bekannt ist, weiß, das das keine ungewöhnliche Erscheinung ist. Margarethe aber härmte sich sehr, als Mathias nach diesem Ereignisse der Unversöhnliche blieb. Der geborene Knabe wurde nach dem Großvater Mathias genannt. Es wurden alle Mittel in Bewegung gesetzt, um den Alten weich und milde zu stimmen, indessen hatte bis jetzt keine Umwandlung in der Gesinnung desselben erzielt werden können. Die Söhne Franz und Christoph waren mit Bitten auf ihn eingestürmt; schließlich war es zwischen ihnen und dem Vater zu einem sehr heftigen Auftritte gekommen, und die Söhne hatten zusammen das väterliche Haus verlassen. Christoph lebte gegenwärtig bei dem Bruder Franz. Oft besuchte er die sich härmende Margarethe und sprach ihr Muth auf bessere Zeiten ein. Auch diese war zum Mathias gegangen und hatte um Versöhnung gefleht und gebeten, aber auch dieser Weg war ein vergeblicher gewesen. Noch gab es einen Mann im Dorfe, welcher großen Einfluß auf Mathias ausübte, aber auch dessen Bemühungen hatten kein gewünschtes Ziel herbeiführen können. Dieser Mann war Vogel-Henning, welcher am Anfange dieser Erzählung aufgetreten ist. Er war immer der Ansicht gewesen, daß der kleine und der große Mathias einmal zusammen kommen müßten. Denn, bemerkte er, ich bin fest überzeugt davon, daß die Beiden ein großes Gefallen an einander haben werden. — Dem widersetzte sich aber Margarethe immer auf das entschiedenste, weil sie befürchtete, daß der Großvater in seinem wilden Zorn dem Enkel ein Leid zufügen könnte. Das glaube ich nun und nimmermehr, lächelte der Chenillen-Fischer; Gleich und Gleich gesellt sich gern, der Junge wird seinen Großvater besiegen, es kommt nur auf den Versuch an. Thu's, Margarethe, und deine Hochzeit steht vor der Thür. Wollen wir eine Wette machen? Ich setze meinen Dompfaffen, der unter Brüdern drei Pistolen werth ist, und was du, Margarethe? Das schönste Stück blase ich schon in Gedanken.

Es war aber eine lange Zeit dahin gestrichen und der kleine Mathias fast sechs Jahre alt geworden. Das Kind war dem Großvater merkwürdig ähnlich. Dasselbe Gesicht mit den dunkelbraunen Augen, dieselbe Nase mit den trutzigen Flügeln, dieselben dichten Augenbraunen. Aber auch im Uebrigen zeigte sich immer mehr und mehr, daß der Knabe auf den Aeltervater arte. Er zeigte einen eisernen Kopf, einen auffahrenden Zorn und einen kaum zu bezwingenden Trotz. Ein ganzer Bauernjunge, sagte der Vogel-Henning oft, und das alles ist ihm angeboren; ja, ja, es liegt ihm im Blute, ganz wie der Großvater. Darum müssen die Beiden auch einmal zusammen kommen. Der Junge kann mit dem Alten machen, was er will, ich wette meinen Dompfaffen. — Man hatte dem kleinen Mathias oft den vorübergehenden anderen Großvater, der auch Mathias heiße, gezeigt, und er hatte sich den Mann wohl gemerkt. Oft sagte er: Großvater, komm zu uns, oder: Ich will zum anderen Großvater. Der Knabe, welcher eine Zeit lang bei einer verheiratheten Schwester Margarethens in einem entfernt liegenden Flecken gelebt hatte, war vor Kurzem in das heimatliche Dorf zurückgekehrt und tummelte sich lustig unter den grünen Bäumen und auf dem freien Felde umher. Der andere Großvater Mathias, welchen er nicht vergessen hatte, wurde ihm wiederholt gezeigt, und der Knabe sagte: Ich werde ihn einmal besuchen. Der Großvater kein böser Mann. Wird mich nicht schlagen, denn ich werde bei ihm artig seyn.

Vogel-Henning ging mit raschen Schritten durch das Dorf hin. Lieschen, sein Großkind aus der Stadt, kam ihm mit dem frischen Ziegenfutter entgegen, und er begrüßte das Mägdlein freundlich. Die gekochte Milch wartet auf dich, Kind, mach, daß du heim kommst; wie wird sie dir nach dem Morgengange munden! sagte er gemüthlich, und das blondköpfige Kind mit den rothen Wangen und den blauen Veilchenaugen erwiderte lächelnd, indem es zwischen den frischen Lippen die schneeweißen Zähne hervor-

Digitized by Google

ſchimmern ließ: Ei wohl, Großvater, aber du ſollteſt einmal heute die Vögel in der Flur und im Walde ſingen hören. Du mußt hingehen, denn ſo ſchön wie heute haben ſie wirklich noch niemals geſungen. — Der zahme Häher ließ ſich auf Lieschens Schulter hernieder. Da iſt ja auch der Hans, nun, gehſt du mit mir nach Hauſe? — Alſo die Vögel ſingen ſo ſchön im Walde? Nun, es kann wohl ſeyn, daß ich in das grüne Holz hineingehe, wenn ich nicht in dem hellen Bache fiſchen muß. Grüße die gute Großmutter, mein Lieschen. — Der Alte ſtreichelte die roſigen Backen des Kindes und ging weiter; hinter ihm her flog wieder der Häher mit luſtigem Geſchrei. Als Henning auf dem Gute ankam, ſuchte er in dem großen, ſchönen Garten den Gärtner auf, welcher darüber zu beſtimmen hatte, ob Fiſche gefangen werden ſollten oder nicht. Dieſer wußte nämlich, wie weit der etwaige Vorrath derſelben reichte, und hiernach richtete es ſich natürlich, ob ein neuer Fang bewerkſtelligt werden mußte, oder ob derſelbe noch aufgeſchoben werden konnte.

(Fortſetzung folgt.)

Ein unbekanntes Thier.

(Aus der Breslauer Zeitung.)

Ich bin, ſo erzählt ein Ruſſe, in Krementſchug, einem Städchen am Dniepr, geboren, welches unter andern auch ein kleines naturhiſtoriſches Muſeum beſitzt, das heißt einige Wölfe von ſeltener Größe, verſteht ſich ausgeſtopfte, ein Elenthier, einige Mamuthknochen, einheimiſche Vögel, ein paar Zobel und einige Erzſtufen. Hinter den halb verblichenen Scheiben eines Wandſchrankes bewundert man, in Spiritus geſetzt, in einem Glasgefäß ein ſcorpionartiges Thier von ungewöhnlicher Größe, deſſen Hintertheil ſtachelartig zuläuft; auf dem Glas lieſt man die Aufſchrift: ein unbekanntes Thier! Auf meine neugierige Frage, wie dieſes Thier hierher komme, erzählt uns der Führer Folgendes: Auf dem alten Ritterſitz, welcher dort auf der Anhöhe am Dniepr liegt und jetzt herrenlos in Ruinen zerfällt, lebte vor langer, langer Friſt ein ebenſo liebenswürdiger als gaſtfreier Edelmann. Die weiten Räume ſeines Herrnſchloſſes reichten nicht hin zur Aufnahme derer, die der Ruf der Gutmüthigkeit des Eigenthümers herbeilockte. Da geſchah es, daß eines Tages nach einer durchſchwärmten Nacht beim Frühſtück einer der Gäſte fehlte. Da dies ſehr häufig ſich ereignete, ſo zog die Geſellſchaft, um den vermeinten Langſchläfer nicht zu hören, ohne dieſen zur Jagd hinaus. Als aber der Fehlende auch bei der Mittagstafel nicht erſchien, da zogen die luſtigen Kumpane, die Humpen in den Händen, vor deſſen Kammerthür, um den Säumigen, ſonſt der Fröhlichen einen, zu wecken mit heiterem Trinkſpruch. Doch vergebens war alles Pochen, alles Lärmen, die Thüre blieb verſchloſſen, und als man dieſelbe erbrach, da lag der geſtern noch ſo heitere Gaſt — todt im Bett. Das bleiche Antlitz verzerrt von furchtbarem Todeskampf gab Zeugniß, daß der Todt, wenngleich unerwartet, doch nicht ſchmerzlos über ihn gekommen. Wie begreiflich, hörte dies traurige Ereigniß die Luſt der Geladenen, und nachdem man dem plötzlich Dahingeſchiedenen die letzte Ehre erwieſen hatte, trennte man ſich vor dem eigentlichen Schluß des Feſtes.

Monate waren verfloſſen, wieder waren Gäſte aus dem weiteſten Umkreis auf dem gaſtlichen Schloß angelangt, deſſen Beſitzer die Verwählung ſeiner älteſten Tochter mit einem benachbarten Gutsbeſitzer auf das glänzendſte zu feiern beſchloſſen. Das Zimmer, in welchem vor längerer Zeit der junge Gaſt ſo unglücklich vom Leben abgerufen wurde, war ſeit jenem Tag nicht wieder bewohnt geweſen. Jetzt, da jeder Winkel des geräumigen Hauſes benutzt werden mußte, erhielt daſſelbe ein junger Offizier. Man denke ſich den ahnungsvollen Schreck des Hauswirths, als derſelbe am andern Morgen nicht beim Frühſtück erſchien und das grauenvolle Ereigniß ſich bis ins kleinſte Detail wiederholte wie damals. Die genaueſte Durchſuchung des Gemachs, von welchem ſogar die Tapeten geriſſen wurden, führte jedoch ebenſo wenig zu einem Reſultat wie die ſorgfältigſte Durchforſchung der Leiche des Unglücklichen. Nicht die leiſeſte Spur deutete auf irgend eine Gewaltthat hin; die Thüre, der einzige Eingang in das Gemach, hatte man von innen verſchloſſen und verriegelt gefunden und die Fenſter waren mit ſtarken eiſernen Gittern verſehen. So ſehr ſich die Vernunft gegen dieſe Auslegung ſträubte, ſo mußte man doch annehmen, daß beide Todescandidaten über Nacht vom Schlag gerührt worden waren.

Ein volles Jahr ſtand die verhängnißvolle Stube wieder unbewohnt; das unglückliche Ereigniß war beinahe, wenn auch nicht vergeſſen, doch aus der Erinnerung gekommen, da kehrte der einzige Sohn des Hausherrn von Petersburg heim, wo er im kaiſerlichen Pagenhof eine glänzende Erziehung genoſſen hatte, um die Seinigen zu begrüßen, die er ſeit ſeinen Kinderjahren nicht geſehen. Nichts war vergleichbar mit der Freude des Vaters, der ſich nicht ſatt ſehen konnte an dem ſtattlichen wohlgebildeten Jüngling,

Digitized by Google

in dessen ganzem Wesen sich jede ritterliche Tugend aufs deutlichste aussprach. Unter den hunderten von Mittheilungen, die man sich im Lauf des Tages zu machen hatte, kam die Reihe auch an die geheimnißvolle Begebenheit mit den damit verbundenen plötzlichen Todesfällen, welche auf den jungen Wasily einen gewaltigen Eindruck machte. Er selbst durchsuchte aufs sorgfältigste die Stube, allein ebenso wenig wie die früheren Nachforschungen hatte die seine irgend einen Erfolg. Als sich die Familienglieder spät abends nach einem fröhlichen Mahl getrennt hatten und der alte Herr bereits in süßem Schlummer lag, begab sich Wasily statt in die für ihn bereiteten Gemächer in das unheilbringende Zimmer. Dem Haushofmeister, als dem einzigen Mitwissenden, war das strengste Stillschweigen zur Pflicht gemacht worden; für Ivan, den erprobten treuen Diener des jungen Herrn, wurde eine Lagerstätte auf dem großen Lehnstuhl bereitet, während sich Wasily angekleidet aufs Bett warf. Vor demselben lagen auf einem kleinen Tischchen zwei scharfgeladene Pistolen.

Ein markerschütternder gellender Schrei weckte gegen Mitternacht die Bewohner des Hauses. Der Haushofmeister stürzte in die verhängnißvolle Kammer und fand den treuen Ivan schreckerstarrt am Bett seines Herrn, der sich in Todeszuckungen auf demselben wand. Das Licht, weit herabgebrannt, beleuchtete ausser die grauenvolle Scene. Während der Zeit waren der unglückliche Vater und die übrigen Angehörigen des Sterbenden herbeigeeilt, der vor ihren Augen, die Hände krampfhaft auf den Kopf gepreßt, verschied. Aus den Aussagen des Dieners ergab sich, daß beide, nachdem sie sich möglichst lange des Schlafes erwehrt hatten, endlich einem leisen unruhigen schlaf sich hingegeben hatten, als plötzlich der furchtbare Schrei Ivan erweckte und dieser seinen theuren Herrn schon besinnungslos im letzten Kampfe fand. Als der herbeigerufene Arzt die Leiche untersucht hatte und es endlich gelungen war, die wie mit Schrauben am Kopf fest eingekrampften Hände zu lösen, da entdeckte man unter denselben, halb zerquetscht, jenes unbekannte Thier, welches seinen Stachel in die Nähte des Hirnschädels eingebohrt und den jungen Mann eben so rasch getödtet hatte als dessen beide Vorgänger.

Miscellen.

London, 7. Oct. Nachdem der unterseeische Telegraph durch den Canal glücklich gelegt ist, trägt man sich allen Ernstes mit dem Plan, einen ähnlichen zwischen England und Amerika herzustellen. Es ist daran gar nichts Chimärisches, sagen, nach dem „Athenäum," die beiden Ingenieurs, welche bereits vor einem Jahre diese Idee aufbrachten. Sie schlagen vor, nur einen Draht zu legen, der außer der Gutta-Percharöhre eine Umhüllung aus Hanfgeflecht hätte. Der Hanf dazu würde durch ein chemisches Präparat gegen die auflösende Kraft des Salzwassers geschützt. Eine einzige solche Leine von $^3/_4$ Zoll Durchmesser könnte von der südwestlichen Küste Irlands nach dem nächsten Punkt der amerikanischen Küste — eine Strecke von kaum 2000 Seemeilen — in den Sommermonaten durch zwei Dampfer mit der größten Sicherheit gelegt werden. Die Kosten des ganzen Unternehmens schlagen die Ingenieurs auf 100,000 Pfund (1,200,000 fl. an. Würde der unterseeische Telegraph mit einem amerikanischen Landtelegraphen von ähnlicher Länge in Verbindung gebracht, so erhielte London binnen wenigen Minuten eine elektrische Post aus Californien am Gestade des stillen Weltmeers. Und bald nach Erreichung dieses jetzt fabelhaft scheinenden Zieles wird man beginnen, an einen Telegraphen rund um die Erdkugel zu denken!!

Man schreibt unterm 10. Oct. aus Paris: Gestern sah man mehrere Damen in den neuen Frauenanzuge auf den Boulevards; sie waren der großen sich versammelten Menschenmenge wegen genöthigt, sehr bald ihre Promenade einzustellen. Wie man versichert, hat sich bereits ein Club gebildet, dessen Zweck es ist, für die neue Tracht Propaganda zu machen. Die gestrigen Damen trugen folgendes Costüm: Hosen mit kleinen Stiefeln, einen kurzen, eng anschließenden Ueberrock und eine Art Tyrolerhut mit schwarzer Decke.

Struve, der große Revolutionär, ist fromm geworden, — so lesen wir in einem Londoner Briefe der „Allg. Z." Der Verfasser sagt, seine Notiz sey streng der Wahrheit gemäß. Die betreffende Stelle lautet: Kinkel ist nach New-York, wo er Meetings „im Interesse der deutschen Bewegung" zu halten beabsichtigt. Er wird schon im Dezember d. J. hieher zurückkehren und dann ästhetische Vorträge zu Edinburgh halten, wohin er viele Einladungen bekommen hat. Ueber Leben und Stellung der bedeutenderen demokratischen Persönlichkeiten in den Vereinigten Staaten melden uns Privatbriefe u. A.: Struve gibt seinen „Zuschauer" jetzt in Amerika heraus und ist fromm geworden; er hat jetzt die Ansicht: ohne Glauben keine durchgreifende politische und sociale Reform. Er ist in eine arge Fehde mit Heinzen verwickelt, den er beschuldigt, Flüchtlingsgelder unterschlagen zu haben.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 84. Kaiserslautern, Donnerstag 23. Oktober **1815.**

Großvater und Enkel.

Erzählung aus Niedersachsen von Günther Nie.

(Fortsetzung.)

Der Chenillen-Fischer fand seinen Freund, den Gärtner, bei den Orangen- und Citronenbäumen, welche vor dem großen Gewächshause im warmen Schein der Sonne blühten und Früchte trugen. Auch standen da zwei von den wunderbaren breitblättrigen Aloes, in welche eine große Anzahl Namen mit Dornenspitzen oder Spandeln hineingezeichnet worden waren. Mancher junge Bursche und manches junge Mädchen glaubten, daß sie nun eben so berühmt und bekannt, wie ihr Pastor oder ihr Cantor geworden, weil auch sie unter den Aloe-Schriftstellern ständen. Als der Gärtner den herannahenden Fischer erblickte, rief er ihm entgegen: Chenillen-Vogel, Henning-Fischer — ei, setzte er lachend hinzu, da versprach ich mich wieder wie gewöhnlich; nun, das macht aber nichts aus, die Fischerei kann heute auf sich beruhen, und deßhalb müßten sich die rothgefleckten Forellen und die übrigen silbergeschuppten Fische bei mir bedanken, wenn sie sprechen könnten. Nun, guten Morgen. Willst du dir aber in meiner werthen Gesellschaft den Garten betrachten, auch nach den schwärmenden Immen (Bienen) sehen, so wird mir das sehr lieb seyn, Freund Henning. Dein großes Netz, in welchem du Wallfische fangen könntest, wenn sie in unserem Bach sich aufhielten oder statt der Karpfen dort im Teiche säßen, kannst du nur so lange zur Seite stellen. Uebrigens ist es doch wirklich schade, daß es bei uns in den Gewässern keine Wallfische gibt, sonst könnte man dich den Wallfisch-Chenillen-Vogel-Fischer-Henning nennen, und das wäre doch ein ganz vorzüglicher Name. — Henning lachte, und die beiden alten Bekannten betrachteten längere Zeit die vielen und schönen Gewächse des großen Gartens. Nachdem der Vogel-Henning dann auch noch bei dem Immenhause gestanden und die fleißigen merkwürdigen Thiere beobachtet hatte, verabschiedete er sich von dem Freunde, verließ den Garten und ging dem Walde zu.

Das war ein schöner Morgen! Die Vögel sangen und jubilirten, die Sonnenstrahlen woben einen goldenen Schimmer um die ganze Welt, und die Blumen sandten ihre süßen Düfte wie eine holde Spende weit durch die Luft hin. Oft stand der Vogel-Henning still, sein Auge leuchtete, sein Herz pochte laut, und auf seinem Antlitz zeigte sich eine große, heilige Freude. Im Dorfe schlug die Glocke, er hörte diese bekannten, lieben Töne, sie erzählten ihm von den Stunden der Kindheit, sie erzählten ihm aber auch von den Tagen des Alters! Er sah, wie über den Häusern der blaue Rauch in die klare Luft empor stieg, er sah, wie die Tauben hin und her flogen, er sah, wie in den Feldern die fleißigen Menschen hin und her eilten. Er sagte: Unser Dorf ist doch das schönste in der Welt, und nimmer könnte ich es verlassen. Dann ging er vorwärts, der treue Häher war sein Begleiter. Vogel-Henning verschwand unter den leise flüsternden Bäumen des Waldes.

Mathias hatte den Grünrock am großen Steinbruche gefunden. Der Förster versprach, ihm das zu seiner Scheune noch fehlende Holz so bald als möglich anweisen zu wollen, und der Vollmeier war darauf weiter in den Wald hinein gegangen. Er hörte die Drosseln flöten, er hörte den Finken schmettern, der Specht klopfte an dem Baume herauf und herunter, und die Grasmücken zwitscherten. Im grünen Grunde, wo der helle, kühle Born entsprang, wo das frische dichtlaubige Gebüsch stand, schlug eine Nachtigall, und der Bauer stand still und lauschte dem schönen, weihin tönenden Gesange. Sein Herz wurde warm und weich, die göttliche Natur, der Odem Gottes rührte es gewaltig. Aus seiner Seele stieg ein Gebet empor, er dachte an seine Söhne, an seine gestorbene Frau, an Margarethe und an seinen Enkel Mathias. Er fuhr mit der Hand über die dunkelbraunen Augen hin, in denen sich ein schimmernder Glanz zeigte. So stand er lange Zeit da, der blaue Himmel lächelte durch die grünen Buchen und Eichen hernieder, um die bunten Blumen des Wal-

Digitized by Google

des schwebten die farbigen Schmetterlinge hin. Dann aber ermannte er sich plötzlich, er stellte sich straff hin und sagte: Nicht nachgeben, Mathias, du mußt fest bleiben, sie ist ja das Kind deines bittersten Feindes! Es geht nicht! — Er wanderte weiter. Da, wo die Gränze zwischen der Holzung des Dorfes, in welchem Mathias wohnte, und dem fremden, fürstlichen Revier sich befindet, stand er still und sagte zu sich: Wie? bis hieher bist du gegangen? Das ist eine weite Wanderung. Der Wald hat mir's angethan mit seinem linden Athem, mit seinen grünen Bäumen, mit seinem schönen Gesange. Aber da du nun bis hieher gekommen bist, so kannst du auch einmal zu der alten Eiche hingehen. — Der Bauer kam in ihre Nähe, er hörte ein helles Hähergeschrei, und bald entdeckte sein scharfes Auge unter dem Baume den Vogel-Henning.

Willkommen im grünen Walde, Mathias! rief dieser dem Bauer entgegen: was führt dich hieher, gehst du auch auf den Vogelfang aus?

Ich werde dir nicht in das Gehege kommen, Vogel-Henning. Mit dem Grünrock habe ich sprechen müssen, und da ich ihn in seinem Hause nicht fand, so mußte ich ihn im Walde aufsuchen. Dann schienderte ich so weiter, und bin endlich zur alten Eiche gekommen, unter der ich doch auch einmal wieder ausruhen will.

Das ist schön, Mathias, es ist ein wahrer Pfingstmorgen.

Du hast Recht, Chenillen-Fischer, die Pracht ist groß, man wird andächtig wie in der Kirche.

Es geht nichts über die Herrlichkeit der Natur.

Du hast wieder Recht, Vogel-Henning, du kennst aber auch die Schönheiten der Natur, wie sonst Keiner.

Sie saßen unter der Eiche, Vogel-Henning rauchte aus seiner Holzpfeife. Mathias erzählte von seinem Scheunenbau und dem Vorgange, welche er mit dem alten Peter gehabt hatte.

Henning horchte hoch auf. Er dachte: Vielleicht gelingt es dir in dieser Stunde noch, Mathias mit dem Christoph und der Margarethe zu versöhnen.

Und soll die Haushälterin in deinem Hause noch bleiben, Mathias? Sie ist kein Glück für dich.

Ich werde sie aufs strengste zur Rechenschaft ziehen, und sie kann meinen Dienst quittiren; ja, sie soll ihn verlassen.

Henning erhob sich, zog heftig und rasch den Dampf aus der Pfeife hervor und sagte: Mathias, ich wollte dich eigentlich in deinem Hause aufsuchen, um mit dir über eine wichtige Sache zu reden. Aber das kann nun auch hier im grünen Walde geschehen.

Ich kann mir denken, was du beabsichtigst, lächelte der Bauer, aber, Vogel-Henning, es geht nicht.

Und warum nicht? Willst du doch etwa wieder die Haushälterin in Gnaden aufnehmen?

Nein! diese Sache ist abgemacht, rechtskräftig von mir entschieden.

Nun, und wer soll denn künftig den Haushalt führen?

Die Großmagd mag das thun, bis ich eine andere Haushälterin gefunden haben werde. Das Kind meines bittersten Feindes kann nicht als Tochter in mein Haus kommen.

Mathias, kennst du wohl den Spruch:

Friede ernährt,
Unfriede verzehrt?

Willst du wirklich in ewigem Hader mit deinen Söhnen und der Margarethe leben, willst du nie deinen Enkel, den prächtigen Mathias, als Großvater aufund annehmen?

Der Bauer schwieg und fuhr sich mit der Hand über die Augen hin.

Dein Enkel, der kleine Mathias, ist dein Ebenbild. Er gleicht dir durch und durch — soll der Junge dich einmal besuchen? Wie? Du zauderst noch mit deiner Antwort?

Der Bauer drückte die Faust auf sein Herz und entgegnete: Ich will ihn nicht sehen, Vogel-Henning; du meinst es gut, aber es geht nicht. Ist nicht sein Großvater mein bitterster Feind?

Auch mit diesem mußt du dich aussöhnen, Mathias; vergiß den Prozeß und jage deine übrigen Grillen fort. Du mußt deinen Enkel sehen, ich führe ihn zu dir in dein Haus.

Der Bauer sprang rasch auf und sagte: Nein, Chenillen-Fischer, das geschieht nicht!

Er drückte noch heftiger die Faust auf sein Herz und murmelte: Ruhig, du willst weich werden, aber — er legte die Hand vor seine Stirn — du wirst fest und eisern bleiben. Ade, Vogel-Henning.

Ich soll also deinen Enkel nicht zu dir bringen? so mag Gott dich mit ihm zusammenführen. Dann wird die Stimme deines Herzens siegen, dann wird dein harter Kopf gebrochen werden.

Der Bauer schwieg.

Mathias, fuhr Henning zu reden fort, ich spreche ein wahres Wort zu dir. Gut, wir gehen als Freunde auseinander. Komm, ich begleite dich noch eine Strecke Weges, komm, du alter Trotzkopf, glaube es mir, dein Enkel wird dich besiegen, und da würde es in der That doch besser seyn, wenn ich ihn heute noch zu dir brächte.

Digitized by Google

Nein, nein, ich werde mich nicht beſiegen laſſen, denn feſt muß der Bauer ſeyn.

Die beiden Männer gingen an der Schnat (Gränze) hinunter. Als ſie noch einige Schritte von einer hohen, ſchönaſtigen Tanne entfernt waren, blieb Henning ſtehen und ſagte lächeind zu ſeinem Begleiter: Mathias, iſt dir dieſer Platz wohl noch bekannt?

Den werde ich wohl niemals vergeſſen, lachte der Bauer; wahrhaftig, ich fühle den Streich, welchen uns vor langen Jahren der Meier Klaus hier auf die Backe gab, noch immer.

Und mir geht es nicht anders, meinte Vogel-Henning.

Beide Männer legten die rechte Hand auf die linke Backe.

Der Meier Klaus, ſagte Henning, ſchlug mit der Fauſt. Als wir ſo zurückflogen, meinte er lachend! Die Jungen werden die Schnat hier ihr Leben lang nicht vergeſſen. Nun, wenn ihr einmal groß geworden ſeyd, ſo könnt ihr gelegentlich auch einigen Jungen die Ohrfeige ſchenken. Greint nur nicht, denn Alles geſchah aus Liebe und in Freundſchaft, und wegen der Gerechtſame unſeres Dorfes. Und wahrhaftig, Mathias, gegreint haben wir nicht.

Bewahre, wir haben bald darauf gelacht, als nur der erſte Schreck vorüber war. Wir kennen nun aber auch die Gerechtſame unſeres Dorfes, ſo lange wir leben.

Man findet hin und wieder auf dem Lande noch die Sitte vor, daß, wo Waldungen, welche verſchiedenen Eigenthümern gehören, an einander ſtoßen, an einem beſtimmten Tage des Jahres eine Gränzbeziehung vorgenommen wird. Zwei Knaben erhalten dann plötzlich da, wo die Schnat hinläuft, von einem älteren Manne, dem es in ſeiner Jugend ſelbſt ſo ergangen iſt, eine Ohrfeige. Die Jungen aber vergeſſen den Platz niemals, auf welchem ihnen eine derartige Liebkoſung zu Theil geworden iſt, und ſie können auch deßhalb, wenn es ja über kurz oder lang zum Prozeſſe mit dem Waldnachbar kommen ſollte, auf das beſtimmteſte angeben und bezeugen, wo die Schnat ſich befindet und fortläuft.

Vogel-Henning und Mathias trennten ſich jetzt. Der Muſikant wollte noch ein Dompfaffen-Neſt, welches tiefer im Walde lag, beſuchen; vielleicht waren die Jungen in demſelben ſchon flügge geworden. Der Bauer ſchlug den nächſten Weg zum Dorfe ein. Es war faſt Mittag geworden, als er ſein Haus wieder betrat. Er ging in die große Stube, in welcher eine der Mägde den langen Tiſch zur Mahlzeit herrichtete. In der einen Ecke des Zimmers ſtand die ſchöne Kaſten-Uhr, welche ganz vortrefflich verſchiedene Spielſtücke vortragen konnte, im Uebrigen bemerkte das Auge noch ſehr dauerhaft gearbeitete Tiſche, Schränke und Schänken, derbe Stühle und einige Hakenbörte. Auf dem großen Tiſche ſtanden zwei blaublumig geſprenkelte Krüge, welche mit braunem Bier angefüllt waren. An der einen Wand der Stube hingen zwei Bilder. Das eine zeigte den Ausfall der Hannoveraner von Menin, das andere den Volksfreund Karl von Rotteck. In die geöffneten Fenſter drang der warme Strahl der Mittagsſonne. Mathias wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn, ſetzte ſich hinter den langen Tiſch, raſtete eine Zeit lang und that dann einen herzhaften Zug aus dem Kruge. Das Mädchen, ſauber aber einfach gekleidet, ging aus und ein.

Wieschen (Louiſchen), ſagte Mathias zu dem freundlichen Mädchen, wo iſt denn die Haushälterin? rufe ſie doch einmal her zu mir.

Herr, lächelte das Wieschen, die Haushälterin iſt nicht im Hauſe.

Nun, ſo wird ſie wohl auf dem Hofe oder im Garten oder im Bauernhofe ſeyn; rufe ſie her.

Die Haushälterin hat das Weite geſucht, ſie fürchtet ſich vor Euch.

Ah ſo! ſie fürchtet ſich vor mir. Das Weite geſucht? Was ſoll das aber heißen, Wieschen?

Sie hat ſich zum ſchwarzen Hahnenwirth begeben, und der wird nun wohl als Geſandter zu Euch kommen, um Euch mit der Haushälterin wieder auszuſöhnen.

Was aber nicht gelingen wird. Der Hahnenwirth wird kein anderes Wetter bei mir hervorbringen, und wenn er ſich auch die Lungen abkräht. Baſta! Wer den alten treuen Peter beleidigt hat, iſt mir ſelbſt zu nahe getreten, und das vergebe ich nicht. Iſt das nicht recht, Wieschen?

Ja, Herr, Ihr mögt wohl Recht haben.

Mathias that einen neuen Zug aus dem blaugeſprenkelten Kruge, dann ſaß er mit verſchränkten Armen da. — Die Knechte und Mägde waren aus dem Felde heimgekehrt, eine tiefe Mittagsruhe lagerte über dem Dorfe. Nur dann und wann wurde das Krähen eines Hahnes oder das Bellen eines Hundes gehört.

Die Verſuche der Haushälterin, den Mathias ſich wieder geneigt zu machen, ſcheiterten.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Miscellen.

München, 13. Oct. Ein Mord der scheußlichsten Art bildete den vorletzten Verhandlungsgegenstand der am jüngsten Samstag beendeten oberbayerischen Schwurgerichtssession für das dritte Quartal. Ein Maurerlehrling Namens Michael Barth aus Riesberg im Landgericht Haag, noch nicht volle 17 Jahre alt, hatte Anfangs dieses Jahrs öfters vertrauten Umgang mit der 36jährigen Dienstmagd Marie Mayer auf der Einöde Barthub gepflogen, und letztere war in Folge davon in andere Umstände gekommen. Als sie ihm von ihrem Zustand Mittheilung machte, stieß er die Drohung gegen sie aus, er werde sie umbringen, wenn sie bei der Behauptung bleibe, daß er der Vater sey. Wiederholte Aeußerungen von ihrer Seite und Spöttereien von Cameraden über den Zustand seiner Geliebten scheinen den von Jugend auf etwas heimtückischen Menschen allmählig zu dem gräßlichen Entschluß gebracht zu haben, seine Drohung auszuführen, und die Mayer, welche sich bereits 4 Monat in einem andern Stande befand, zu erhängen — diese Todesart wählte er, wie er selbst gestand, damit es scheinen solle, als habe sie selbst Hand an sich gelegt. Acht Tage lang trug er den Entschluß mit sich herum und führte ihn endlich am 1. Juni, einem Sonntag, an welchem alle Hausbewohner, mit Ausnahme der Dirne, in die Kirche gegangen waren, mit unerhörter Grausamkeit aus, nachdem er eigens vorher sich mit ihr verabredet hatte, sie Sonntags Vormittags unter der Kirchenzeit besuchen zu wollen. Er nahm von dem Dachboden seines Vaters einen Strick mit, mußte aber, ehe er nach Barthub aufbrach, auf Befehl seines Vaters in die Kirche gehen um zu beichten. Zum Gottesdienst, so erzählt er, sey er zu spät gekommen; er habe versucht zu beten, allein er konnte seine Mordgedanken nicht los werden, eilte aus der Kirche und kam nach Barthub. Dort angekommen, trank er mit seiner Geliebten Branntwein, pflog noch vertrauten Umgang, und nachdem er sie noch einmal gefragt, ob sie bei ihrer früheren Behauptung verharre, warf er sie zu Boden, drosselte sie und legte ihr den Strick um den Hals. Die Dirne, kräftiger als er, entwand sich seinen Händen und floh in den Hofraum: er eilte ihr nach, riß ihr den Rock vom Leibe, wobei sie ausglitt und niederfiel. Der Mörder ergriff nun, als sie am Rücken auf dem Boden lag, eine im Hof liegende Brunnenröhre, ein Stück Holz von 4 Schuh Länge, 22 Pfund schwer mit beiden Händen und versetzte ihr damit zwei mächtige Schläge auf Gesicht und Kopf, so, daß nach dem zweiten Hieb Blut und Schaum aus dem Mund trat und der Leib sich streckte. Von der Gewalt der Schläge kann man sich einen Begriff machen wenn man aus dem ärztlichen Gutachten erfährt, daß der Schädel beim Skeletiren in 26 größere und kleinere Knochenstücke und Splitter auseinanderfiel. Nach vollbrachter That blieb er noch einige Minuten vor dem Leichnam stehen, ging dann zurück in die Kammer und nahm aus der offenen Truhe der Getödteten ein Säckchen mit etwa 50 fl. Geld, einen Rosenkranz und ein Rosenkranzknöpfchen, entfernte sich, ging in ein Wirthshaus und kam Abends betrunken nach Hause. Der Verdacht fiel alsbald auf ihn, er wurde gefänglich eingezogen und läugnete in den ersten drei Verhören hartnäckig, bald aber legte er ein umständliches Geständniß ab, welches er denn auch in der bei beschränkter Oeffentlichkeit vorgenommenen Verhandlung, öfters unterbrochen von Weinen und Schluchzen, wiederholte. Die Geschworenen erkannten den Angeklagten des Verbrechens des mit Vorbedacht beschlossenen, jedoch ohne Ueberlegung ausgeführten qualificirten Mords, sowie des Verbrechens des einfachen Diebstahls für schuldig, und der Gerichtshof sprach deßhalb gegen ihn das Todesurtheil aus, ohne auf den Antrag des Vertheidigers wegen Stellung eines Begnadigungsgesuchs ex officio einzugehen.

In Paris kommen wirklich neue Männertrachten auf. Mehrere Pariser Schneider haben Bestellungen auf neue Männerkostüme erhalten, die an das Edgars in Lucia von Lammermoor erinnern. Ein wegen der Damenkostüme zusammengetretener Club wird seine Sitzungen mit dem des Männerclubs halten, um sich über die zu machende Propaganda zu vereinigen.

Einen kostbareren Salat hat man wohl nie gesehen als der war, welchen König Philipp II. von Spanien einst seiner Gemahlin Elisabeth überschickte. Smaragden bedeuteten nämlich, und zwar eine ganze Schüssel voll, den grünen Salat, die Topasen das Oel, die Rubinen den Essig, Perlen und Diamanten das Salz.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 85. Kaiserslautern, Samstag 25. Oktober **1815.**

Großvater und Enkel.

Erzählung aus Niedersachsen von Günther Nic.

(Fortsetzung.)

Der schwarze Hahnenwirth hatte seine Beredsamkeit vergebens angewandt, um den grollenden Bauer auf einen anderen Weg zu bringen. Mathias blieb fest, aber die verschmitzte Haushälterin gab deßhalb ihren Plan noch nicht auf. Sie dachte, wie das die großen Diplomaten ja auch thun: Zeit gewonnen, Alles gewonnen. Deßhalb blieb sie noch im Wirthshause zum „Schwarzen Hahn“ und gab sich nun alle erdenkliche Mühe, um ihr feines Gewebe zu spinnen und dieses nach und nach um den Bauer zu schlingen.

Der kleine Mathias lief im Dorfe umher. Der Junge blühte und gedieh immer prächtiger. Es war ein beherztes Bürschlein, ein wilder Trotzkopf. Man reichte ihm wiederholt oft den Großvater Mathias, und er wunderte sich, daß er zu ihm nicht hinlaufen sollte. Er kannte die Gestalt des Großvaters ganz genau, er sagte oft: Ich will den anderen Großvater besuchen, der hat viele schöne Pferde, Kühe, Tauben und Hühner.

Der Bauer Mathias hatte in der Stadt Geschäfte zu besorgen gehabt. Seine Zeit wurde länger in Anspruch genommen, als er dachte, und als er das Dorf vor sich liegen sah, war schon fast der Abend hereingebrochen. Er wollte sobald wie möglich auf seinem Hofe ankommen und schlug deßhalb den Weg zur Kirche ein, um welche herum die Grabhügel sich zeigen. Zwischen diesen schlängelt sich ein Fußweg hin, und dieser wird oft von Wanderuden benutzt, um in die Nähe zu gehen. Die Kirche liegt übrigens etwas erhaben, und es führt eine mehrstufige steinerne Treppe zu dem Raume hinauf, auf welchem das Gebäude sich befindet. Mathias erstieg sie. Die Fenster der Kirche blitzten im sonnigen Abendglanze, vom schlanken Thurme waren so eben die letzten Töne der Betglocke hernieder geklungen. Schmetterlinge gaukelten noch vorüber, auf den rasigen Hügeln, welche dem Fußpfade zur Seite lagen, erblickte man Denksteine, Kreuze und Blumen. Mathias schritt langsam vorwärts. Mitten im Fußwege, aber da, wo man die Gräber schon hinter sich hat, saß ein Bauerjunge, welcher einen Stock neben sich liegen hatte und sich aus Flachssträngen eine Peitsche zusammenflocht. Der Knabe war sehr geschäftigt, er hörte kaum, daß ein Mann herankam. Der Bauer schritt leise — er hatte sich in Gedanken versenkt — er stand auf einmal vor dem Jungen, der nun plötzlich zu ihm empor blickte.

Aus dem Wege, Junge! sagte mit tiefer Stimme der Bauer, hörst du dies?

Der Junge blieb sitzen und griff mit der Hand nach seinem Stocke. Das dunkelbraune Auge des Knaben strahlte muthig und keck.

Er sagte: Mann, ist dies dein Weg?

Aus dem Wege! wiederholte schon heftiger der Bauer, und sein dunkelbraunes Auge funkelte dem gleichfarbigen des Knaben entgegen. Zugleich hob Mathias sein spanisches Rohr drohend in die Höhe.

Der Junge sprang blitzschnell auf, hielt seinen Stock in der Hand, wich aber nicht aus dem Wege.

Mann, ist dies dein Weg, willst du mich schlagen? Das thust du doch nicht, ist dies dein Weg?

Mein Weg ist es nicht, aber fort, hast mich nicht länger auf, sonst muß ich den Stock gebrauchen!

Der Junge wich nicht, er hob seinen Stock empor und sagte: Mann, du darfst mich nicht schlagen.

Der Alte schwieg, er dachte: das ist ein kräftiger, prächtiger Bauernjunge. Es flog ein Lächeln über sein Gesicht hin.

Der Junge sagte: Mann, du wirst mich nicht schlagen, kennst du mich denn nicht?

Nein, wie heißt du denn, du trotziger Junge?

Wie ich heiße?

Aber kennst du mich denn?

Ob ich dich kenne! Du bist mein anderer Großvater, du heißt Mathias, und so heiße ich auch. Nun, kennst du mich jetzt, Großvater?

Der Junge warf seinen Stock zur Erde und streckte

Digitized by Google

lächelnd dem Großvater die kleine Hand entgegen. Dabei blieb er aber fest auf seinem Platze stehen. Der alte Mathias schaute den Knaben mit großen Augen an. Dieses kernige Kind war in der That sein Enkel. Wie er da stand, fest und entschieden, wie auf sein Recht pochend, wie er lächelte mit seinen kindlichen Augen, wie das Antlitz glänzte im Abendschimmer! Der Bauer drückte seine Faust mit Macht vor die Stirn, aber sein Herz schlug in gewaltigen Schlägen. Er dachte: Wenn du so vor deinem Großvater gestanden hättest, was würde der gethan haben?

Er war besiegt, in seinen Augen standen leuchtende Thränen. Er streckte seine harte Faust aus und ergriff die Hand seines Enkels. In diesem Augenblicke drangen aus einem entfernt stehenden Holunderbusche die glockenhellen Töne einer Nachtigall durch die blaue Luft hin.

Mathias, sagte der Alte darauf mit tief gerührter Stimme: gehst du mit zu dem Hause deines Großvaters?

Ja, entgegnete der kecke Junge; komm, Großvater! Und fürchtest du dich nicht vor mir?

Nein, Großvater, du bist ein guter Mann, und ich werde artig seyn.

Hand in Hand schritten die Beiden nun verwärts. Der Alte lächelte, er hatte seit vielen Jahren nicht eine solch große Freude in seinem Herzen getragen, wie im gegenwärtigen Augenblicke. Hei! und wie der Enkel erzählte, das war ein „Pratsen“ (Reden), wie es der Bauer Mathias noch niemals gehört hatte. Als sie nun unter den Wallnußbäumen ankamen, trat ihnen der alte, treue Peter entgegen. Aber was machte der für Augen, als er den Jungen an der Hand des Hausherrn erblickte! Er schlug seine Hände zusammen und rief in größter Verwunderung aus: Was sehe ich, ist es wirklich gewiß und wahr?

Mathias, gib dem alten Peter die Hand, der wird bald dein guter Freund werden, sagte der Bauer zu seinem Enkel; ja, der Junge hat mich gezwungen, es gleicht fast einem Wunder. Ich würde so etwas niemals glauben, wenn ich es nicht selbst erlebt hätte.

Nun ist Alles gut, lachte der alte Peter. Junge, du wirst der erste Bauer im Dorfe werden; gib mir die Hand, zwischen deinem Großvater und mir sollst du ins Haus einschreiten.

Der kleine Mathias jauchzte vor Freude; von den beiden Alten geführt, wandelte er festen Schrittes über den Hof hin. Sie betraten die Diele und begaben sich dann in das Zimmer, in welchem wir den alten Mathias zuerst erblickt haben. Nun wurde dem Enkel Alles gezeigt, es wurde auf den Tisch gebracht, was er essen wollte, es wurde ihm erzählt, was ihn nur erfreuen konnte. Die beiden schönen langen Pfauenfedern, welche hinter dem Spiegel staken und mit ihren schimmernden Augen über denselben herschauten, wurden dem Jungen sogleich geschenkt, welcher sie fortwährend in den Händen behielt und sie stets mit neuer Freude anblickte. So saßen sie denn lange Zeit zusammen. — Aber nun war es schon tiefer Abend geworden. Kein Abendroth stand mehr am Himmel, es war schon still und ruhig geworden im Dorfe. Der kleine Mathias wurde unruhig und sagte: Zur Mutter, Großvater! Er hielt dabei die glänzenden Pfauenfedern wie ein großes Kleinod fest in seinen Händen. Komm, Großvater, bring mich zur Mutter.

Der Bauer erhob sich und lächelte. Er setzte den schwarzen Hut auf, nahm das spanische Rohr und sagte: Der Wetterjunge kann Alles mit mir anfangen! Nun komm, Mathias, ich will dich zur Mutter bringen; morgen kommst du aber wieder und besuchst mich.

Ja, Großvater, und dann schenkst du mir ein Paar Tauben und das kleine Fohlen.

Gewiß, mein Junge; nun komm, ich will dich zu deiner Mutter bringen.

Der Großvater und der Enkel gingen durchs Dorf hin. Der Mond war hinter dem Waldgebirge hervorgekommen, und beleuchtete Alles mit seinem milden Glanze. An dem blauen Nachthimmel funkelten dazu die Sterne wie Millionen Edelsteine. Die Luft war lau und still, hier und dort wurde eine Sense gehämmert, und hier und dort wurde ein Lied gesungen. — Unter der großen Linde, welche vor dem Hause des Vollmeiers Friedrichs steht, saß die trauernde Margarethe. Sie hatte das Haupt in die Hände gestützt und sann nach. Dann aber blickte sie plötzlich auf und sagte ängstlich: Wo nur der Mathias heute so lange bleiben mag, der wilde Junge? Es ist bereits später Abend, und er ist immer noch nicht heim gekommen. Hat er sich am Ende gar verlaufen, der trotzige Bursche? Doch da kommt er schon angerannt — aber nein, ich habe mich getäuscht. Nun sann sie wieder nach, die Linde flüsterte im Abendwinde. Der Großvater und der Enkel näherten sich dem Hofe des Friedrichs.

Großvater, sagte der kleine Mathias, die Mutter sitzt unter der Linde, siehst du's auch?

Wahrhaftig! du hast ein scharfes Auge; ja, es ist so.

Wir wollen leise gehen, wollen wir sie erschrecken?

Digitized by Google

Nicht das, Mathias, aber wir können leise gehen, da uns deine Mutter doch kommen hören wird, weil es ringsum so still iſt, daß man auch das kleinſte Geräuſch hören kann.

Margarethe hörte aber die Tritte der leiſe Herankommenden nicht, weil ſie zu ſehr mit ihren Gedanken beſchäftigt war.

Mutter, ſchläfſt du? rief der kleine Mathias; ſieh einmal auf, ich bin da.

Margarethe blickte empor, aber ſie glaubte zu träumen, es kam ihr das, was ihr Auge ſah, wie eine Erſcheinung vor. Stand denn da wirklich ihr kleiner Mathias an der Hand ſeines Großvaters? Sie fuhr ſich mit der Hand über die Augen hin.

Margarethe, ſagte der alte Mathias, ſiehſt du mich denn nicht?

Das Mädchen ſtieß einen lauten Schrei aus, ihr wollte das Herz zerſpringen.

Iſt es möglich! rief ſie dann mit bebender Stimme aus, der Großvater an der Hand ſeines Enkels, wie iſt das gekommen? — Sie ſtand auf, ihr ganzer Körper zitterte vor Freude, ihr bleiches Antlitz röthete ſich, ihr blaues Auge leuchtete wie eine thauige Kornblume.

Der alte Bauer ergriff ihre Hand und ſagte: Beruhige dich, Margarethe, es iſt jetzt Alles gut. Nimm wieder Platz, meine Tochter, du haſt wohl trübe Tage erlebt, ich kann mir's denken.

Sie ſchluchzte. Sie ſaß wieder unter der Linde, und hatte den kleinen Mathias auf ihren Schooß genommen.

Der Großvater ſprach weiter: Aber du biſt ja auch ein feſtes Bauernkind, und ſo wird es dir weiter nicht ſchaden. Eilern muß nun einmal der Bauer ſeyn, ſonſt hält er's nicht aus im Leben. Du kannſt einen Boten zum Chriſtoph ſchicken. Mein Haus ſteht Euch offen. Ihr könnt Hochzeit halten, wann ihr wollt.

Margarethe erwiderte: Ja, nun iſt Alles gut; Vater, ja, ich bin ein feſtes Bauernkind, und will's bleiben.

Aus der Thür des Hauſes kamen zwei Männer hervor, welche auf die Linde zugingen. Es waren der Vollmeier Friedrichs und der Chenillen-Fiſcher. Wer beſchreibt ihr Erſtaunen, als ſie den Großvater Mathias, die jetzt ſo glückliche Margarethe und den kleinen Mathias unter dem mondbeglänzten Baume fanden! Der Enkel rief: Großvater, hier iſt der andere Großvater, er hat mir die ſchönen Pfauenfedern geſchenkt. — Die alten Bauern ſchüttelten ſich derb die Hände, Mathias ſagte zu Friedrichs: Es iſt jetzt Alles gut, Gras iſt gewachſen über den Tagen der Vergangenheit. Nichts mehr davon. — Der Chenillen-Fiſcher aber rief aus: Es iſt doch Alles ſo gekommen, wie ich geſagt habe. Siehſt du, Margarethe, die Wette hätte ich gewonnen. Wo aber biſt du mit dem Jungen zuſammengetroffen, Mathias?

Bei der Kirche, da ſaß der Junge im Fußwege. Das iſt aber ein Junge, der ſich gewaſchen hat.'

Und nun erzählte er ausführlich, was er mit dem Knaben erlebt hatte. — Der kleine Mathias war auf dem Schooße der Mutter eingeſchlafen und hielt die Pfauenfedern noch immer feſt in ſeinen Händen. Leiſer flüſterten die Anderen. Stiller und ſtiller wurde es ringsum, nur das Heimchen zirpte noch, und die Fledermaus ſchwirrte vorüber. Aus der Ferne rauſchte die Mühle, die Sterne funkelten heller, und der Mond ſtieg höher empor. Unter der Linde ſchlugen glückliche Herzen, das glücklichſte Herz im ganzen Dorfe war aber das der freundlich lächelnden Margarethe!

(Schluß folgt.)

Miscelle.

Unter dem Nachlaß des bekannten franzöſiſchen Schriftſtellers Balzac hat ſich auch ein pikanter Aufſatz: „Theorie des Ganges und der Haltung“ gefunden, den ein franzöſiſches Journal mittheilt. Hier einige Sätze daraus: Die langſame Bewegung iſt weſentlich majeſtätiſch; ſie verräth einen Menſchen, der Zeit und Muße hat, folglich reich iſt oder vornehm, ein Denker oder Weiſer. Wer ſchnell geht, verräth ſchon dadurch zur Hälfte ſein Geheimniß: er hat Eile. Jede heftige Bewegung, alles Zappelige verräth ein Laſter oder ſchlechte Erziehung, Mangel an Bildung und Umgang. Die Frauen, die eckige Bewegungen an ſich haben, ſind ſehr häufig tugendhaft; alle Frauen aber, die geſündigt haben, zeichnen ſich durch eine reizende Abrundung aller ihrer Bewegungen aus. Ohne Rundung keine Anmuth; ein Satz, der unwiderleglich, aber ebenſo wenig zu erklären iſt, wie die Sympathie. Die Frauen dürfen beim Gehen alles zeigen, aber nichts ſehen laſſen: „dazu ſind die Kleider da“, hat eine geiſtreiche Dame geſagt, und in der Kleidung beruht unſere ganze Geſellſchaft. Man nehme der Frau das Kleid, und die Koketterie verſchwindet, mit ihr die Leidenſchaft, die Liebe. Die Völker, die nur einen Schürz tragen, kennen die Liebe nicht. Und darf eine Dame beim Gehen das Kleid aufnehmen? Eine Dame von Geſchmack geht bei Regen und Schnee

Digitized by Google

eigentlich nie aus; jedenfalls darf sie unter keiner Bedingung ihr Kleid aufnehmen. — Der Kaiserin Maria Theresia wurden einmal drei Prinzessinnen vorgestellt, erzählt ein alter Diplomat, unter denen sie eine als Gemalin für ** auswählen wollte. Ohne ein Wort mit ihnen gesprochen zu haben, entschied sie sich für die zweite. Ich habe sie aus dem Wagen steigen sehen, erklärte sie später dem Diplomaten; die ältere that einen Fehltritt, die zweite stieg natürlich und ungezwungen aus, die dritte sprang über den Tritt hinweg. Die älteste muß demnach linkisch und ungeschickt und die jüngste muthwillig und leichtsinnig sein. Und so war es. — Die meisten ausgezeichneten Männer trugen den Kopf etwas nach der linken Seite geneigt: z. B. Friedrich der Große, Newton, Voltaire, Chateaubriand, Byron ꝛc., nur Napoleon hielt ihn ganz grade und blickte so in die Seele der Menschen hinein und über Schlachtfelder hin. Auch bei allen schönen und graziösen Frauen findet sich die leichte Neigung des Kopfes nach der linken Seite, denn der Anmuth widerstrebt die grade Linie. Jede angestrengte übermäßige Bewegung ist Verschwendung. Das gilt besonders auch vom lauten Sprechen, denn damit geht stets unendlich viel Lebenskraft verloren. Leute, die an sich denken, sprechen z. B. nie in einem über das Pflaster fahrenden Wagen oder in einem klappernden Eisenbahnwagen, weil sie ihre Stimme anstrengen und sich dabei gegen den guten Geschmack und gegen ihren Körper versündigen müßten.

Speyer, 22. Oct. Das Resultat der am 19. d. M. stattgehabten mit dem landwirthschaftlichen Kreisfeste verbundenen Preisvertheilung ist folgendes:

a) Die große silberne Vereinsmedaille mit einer Beilage von pfälzischer Seide demjenigen, der nützliche Futterkräuter mit dauerndem Erfolge einführte — wurde Hrn. Joseph Binger, Gemeindeeinnehmer zu Eusei, zuerkannt.

b) Eine solche Medaille und Beilage jenem, der sich durch zweckmäßige Wiesenverbesserungen auszeichnete — zuerkannt Hrn. Gemeinderath Mittermaier aus Heidelberg, vertreten durch seinen Verwalter.

c) Eine solche Medaille und Beigabe dem, welcher durch namhafte und erfolgreiche Bodenverbesserung mittelst zweckmäßiger Mischung der Erdarten ein nützliches Beispiel lieferte — Hr. Metzgermeister Fritz Freytag von Speyer.

d) Eine solche Medaille und Beigabe für belangreiche Verbesserungen in der edlen Obstbaumzucht — Hr. Pfarrer Gassert in Zweibrücken.

e) Eine solche Medaille und Beilage dem, welcher sich im Tabaksbau rühmlich und nachahmungswerth hervorgethan hat — Hr. Hermann Fitz aus Dürkheim.

f) Eine solche Medaille und Beigabe für gemeinnützige Anlegung von Trockenschoppen des Tabaks — ohne Bewerber.

g) Eine solche Medaille und Beigabe dem, welcher den Tabaksbau in der Pfalz durch Einführung der Cigarrenfabrikation besonders hob — Hr. Fabrikant Schmittgen aus Oggersheim.

h) Fünf silberne Medaillen und Seidenbeigaben denjenigen Gemeindevorständen, die sich in landwirthschaftlichen Angelegenheiten, wie Handhabung der Feldpolizei, Verbesserung der Wege, Verhinderung des Abflusses der Gülle und das Liegenlassen des Straßenkothes in den Ortschaften ꝛc. rühmlich hervorthaten — diese Preise wurden wegen Mangels an Bewerbungen in nachstehender Weise vertheilt:

1. Hr. Conrad Jung von Dürkheim wegen ausgezeichneter Erfolge in der edlen Obstbaumzucht.

2. Hr. Regierungsdirektor v. Marc in gleichem Betreffe.

3. Hr. Martin Dosch von Hatzenbühl wegen Tabaksbau.

4. Hr. Revierförster Röbel von Dürkheim wegen Hebung inländischer Cigarrenfabrikation.

5. Herr Kaufmann Reiling aus Speyer in gleichem Betreffe.

6. Herr Kaufmann Eberhardt in Speyer wegen erfolgreicher Bestrebungen im Tabaksbau, Kartoffelbau und anderen landwirthschaftlichen Culturzweigen.

i) Drei silbernen Medaillen mit Seidenbeigaben den thätigsten Seidenzüchtern:

1. Hr. Bürgermeister Lehmann in Frankenthal; 2. Herr Lehrer Schulz von Heiligenstein; 3. Herr Adjunkt Ott in Eusheim.

Die Herren Rothermel, Haid und Heppenheimer, welche ihrer anerkannten, auch in der Ausstellung dargelegten Verdienste um Tabaksbau, Obstbaumzucht und Weinbau preiswürdig erkannt wurden, verzichteten in ihrer Eigenschaft als Comitemitglieder auf diese Auszeichnung, was rühmende Erwähnung verdiente.

Weiters wurden bei der geringen Anzahl der zu ertheilenden Preise rühmlichst erwähnt: Hr. Caj. Lichtenberger aus Speyer wegen Krapp- und Tabakspflanzungen; Frau Wittib Dudenhofer aus Lautzkirchen, und Forstgehülfe Hühnlein in Börstadt, beide wegen Tabakspflanzung; Hr. Oeconom Gaab dahier wegen Ausstellung ausgezeichneter Kartoffeln und kolossaler Wurzelgewächse; Frau Heydenreich wegen Ausstellung ausgezeichneter Obstsorten; Hr. Spital-Oeconom Bauhardt wegen Ausstellung edler Obstsorten und Küchengewächse; Hr. Bierbrauer Schwesinger wegen erfolgreicher Bestrebungen in der edlen Obstbaumzucht, und Frau Zick in gleichem Betreffe; Hr. Lehrer Hauck in Bellheim und Hr. Pedell Löb von hier wegen lobenswerther Thätigkeit in der Seidenzucht.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 86. Kaiserslautern, Donnerstag 30. Oktober **1815.**

Großvater und Enkel.

Erzählung aus Niedersachsen von Günther Nie.

(Fortsetzung.)

Als es am anderen Tage allgemein im Dorfe bekannt geworden war, daß sich der Vollmeier Mathias mit seinen Kindern versöhnt habe, verließ die Haushälterin das Wirthshaus zum „Schwarzen Hahn“ und kehrte in die Stadt zurück.

Christoph, welcher ins väterliche Haus heimgekehrt war, und Margarethe hielten eine ganz stille Hochzeit und zogen mit dem kleinen Mathias zum Großvater.

Der Bau war mächtig vorgerückt, schon schritt der „Bitter“, welcher Nachbarn, Freunde und Bekannte zur „Hausbörje“ nöthigte, durch das Dorf hin. Er hatte seine sonntäglichen Kleider angelegt und trug stolz den langen, glatten Stock in seinem rechten Arme. — Auf der Spitze des Stockes glänzt eine Fahne von Knittergold, von ihr herunter weht ein weißes oder buntes Tuch, und Bänder und Blumen sind als weitere Zierde um den Stock gebunden und geflochten. Die „Stockjungfern“ haben ihn so schön herausgeputzt und ausstaffirt; es ist aber auch eine ganz besondere Ehre, „Stockjungfer“ zu seyn. Der Bitter geht gravitätisch von Haus zu Haus und sagt einen langen Reimspruch her. Er beginnt wohl also:

Hier seyʼ ich nieder meinen Stab,
Und nehme auch mein Hütlein ab,
Und setze meinen Fuß dahei,
Damit ich auch willkommen sey.
Hätt' ich ein Pferd gehabt, so wär' ich hieher geritten,
Nun aber habʼ ichʼs im Stalle gelassen und bin hieher geschritten.

Der Bitter führt in seinem Reimspruch auch alle Gerichte vor, welche beim Schmause auf dem Tische erscheinen werden, ladet Groß und Klein aus dem Hause ein, webt Moralia in seinen Vortrag, indem er darauf aufmerksam macht, daß man die Winkel zu vermeiden habe, und sagt am Schlusse mit Humor:

Das Vergnügen muß sich aber ein Jeder selbst machen.

Ist der Bitter mit seinen Reimen zu Ende, so erhält er ein Stück Geld oder einen Schluck (Schnaps). So wandert er fidel von Haus zu Haus und geht auch auf die benachbarten Dörfer, um dortige Freunde und Bekannte zur „Hausbörje“ einzuladen.

Und auf dem Bauplatze wurde nun schon die „Hille-Bille“ geschlagen. Das ist ein Zeichen, daß die Errichtung des Gebäudes schon nahe bevorsteht. Das sind tapfere Schläge, das ist ein helles, lustiges, tactgemäßes, schnelles Klingen, welches weithin durch die Luft schallt. Die Zimmerleute legen einen Ständer in der Weise über zwei andere Stücke Holz hin, daß sich ein hohler Raum unter ihm befindet, während seine beiden Enden auf den beiden untergelegten Holzstücken ruhen. Nun stellen sich die Zimmergesellen, bewaffnet mit der scharfen, blitzenden Art, um diesen Ständer hin. Es sind ihrer vier, sechs, auch wohl acht, je nachdem eine kleinere oder größere Anzahl derselben bei dem Bau beschäftigt ist. Einer von ihnen gibt das Zeichen und commandirt. Nun fährt der Rücken der Art in raschen, kecken und mächtigen Schlägen auf den Ständer hernieder, aber so, daß ein durchaus regelrechter Rhythmus entsteht. Das dauert eine Zeit lang. Nach einer Pause wird das Schlagen wiederholt, welches, wenn es sich zu Ende neigt, immer rascher und rascher wird. Die „Hille-Bille“ wird am Morgen, am Abend und auch wohl am Mittage geschlagen. Ihre Schläge ertönen auch dann, wenn der Bau vollendet da steht. — Die große Scheune des Mathias wurde „gerichtet.“ Aus dem Dorfe war Alles herbei geeilt, um zu helfen. Die Ständer, die Bohlen ꝛc. wurden in die Höhe gezogen, und das Gebälk fügte sich in einander. Es herrschte ein fröhliches Treiben auf dem Platze. Da erblickte man denn auch den „hölzernen Esel“, welcher seltsame Ohren und einen eigenthümlichen Schwanz hatte. Er dient zum „Hänseln“, und kommt Jemand zu spät, oder versteht er etwas, so wird er auf den harten Esel gesetzt und unter Schreien und Lachen auf und nieder geschuppst.

Der letzte Sparren war in die Höhe gezogen, es hatte sich kein Unglücksfall ereignet, der Bau stand vollendet da. Die Zimmergesellen schlugen die „Hille

Digitized by Google

Bille«, dann gingen sie hin, um sich zu schmücken. — Lustige Musik erschallte, der Theaillen-Fischer führte die Musikanten. Die weiß gekleideten „Kranzjungfern«, zu denen auch die „Stockjungfern« gehörten, waren im Hause des Mathias erschienen. Der schöne Kranz wurde von zwei Kranzjungfern in die Hände genommen und in Bewegung gesetzt. Hei, wie er tanzte! Der Zug setzte sich in Marsch. Stattlich sahen die Zimmergesellen in ihren Schurzfellen und in ihren schmucken Camisölern aus. Wie funkelten die Augen in den gebräunten Gesichtern! An den Aexten und an den andern eisernen Geräthschaften, welche die Gesellen auf den stämmigen Schultern trugen, flatterten rothe Schleifen. Der Kranz prangte und leuchtete weit hin. — Ein solcher Kranz ist in Bogen von Blumen geflochten, und es prangen an ihm Tücher und auch wohl vergoldete Eier. Auch sieht man mitunter Pakete mit Tabak an ihm, welche für die Zimmergesellen bestimmt sind. Dann hängt auch noch ein neues Hemd, weiß wie Schnee, an demselben, welches der Zimmermeister erhält. — Die lustigen Leute zogen dahin, und der Kranz wurde unter dem Klange der Musik und unter Gejauchze vor den Häusern gezeigt. Der Umzug war zu Ende, und jetzt sollte der Kranz auf dem Giebel des Hauses befestigt werden. Auf den Leitern stiegen die Zimmerleute empor, zwei kecke Kranzjungfern folgten ihnen. Oben standen die Gesellen, der Kranz wurde festgeschlagen. Der blaue Himmel lächelte, die Sonne strahlte warm, und die heiteren Menschenaugen winkten einander freundlich zu. Unten im Vordergrunde stand der Bauherr Mathias, welcher an der linken Hand seinen Enkel Mathias hatte; zu seiner Rechten befand sich der alte Peter. Hinter diesem erblickte das Auge zunächst Christoph und Margarethe, Franz, dessen Frau und ihre Kinder. Margarethe war wieder schön und heiter geworden. Bei Franzens Kindern stand der alte Friedrichs mit seiner Frau. Dann erblickte man den Schullehrer mit den Schulknaben, welche Gesangbücher in den Händen hielten. Die Musikanten mit ihrem Director, dem freundlichen Chenillen-Fischer, an der Spitze, schlossen sich den Knaben an, und weiter im Hintergrunde stand dicht geschart eine noch größere Anzahl Zuschauer. Der Kranz war festgeschlagen. Die „Predigt«, welche in der Regel vom Zimmermeister selbst gehalten wird, sollte heute von einem sehr geschickten Gesellen vorgetragen werden. Dort oben standen im lustigen Giebel hinter einander zu zwei Mann auf den hingelegten Dielen die Zimmermänner. Ihre entblößten Häupter umzog die schöne Gotteslust. Es entstand auf dem Platze eine tiefe Stille, als der Gesell die ersten Worten hinaustönen ließ. Er forderte zum Singen des Liedes auf:

Bis hieher hat mich Gott gebracht ꝛc.

Nun wurden die Gesangbücher geöffnet, und Alt und Jung sang mit frommer Andacht das einfache Lied bis zur letzten Strophe. Dann aber wurde mit heller, kräftiger Stimme von dem schmucken Gesellen die eigentliche „Predigt« gehalten. Das Zimmerhandwerk wird in ihr gewaltig, aber auch mit Recht hervorgestrichen. Der Prediger erwähnt der Arche Noah, des Tempels zu Jerusalem ꝛc. und ruft dann die Worte:

Auch Christus war ein Zimmermannssohn.

(Schluß folgt.)

Auszug

aus einer Denkschrift „über Verarmung in den Rheinlanden«

von **Dr. L. Guembel**,
k. Rentbeamte außer Dienst in Kaiserslautern.

Volksbildung als Schutzmittel gegen allgemeine Verarmung.

Wenn ich schon bei Beleuchtung der Verhältnisse des Gewerb- und Handwerksstands in den Rheinlanden, den bei diesen Volksklassen eingerissenen Luxus und ungemessene Genußsucht, als eine Hauptursache der Verarmung bezeichnet habe, so gilt das Gesagte auch bezüglich der Mehrzahl der Landwirthe, welche man zu den sogenannten Mittelbauern zu zählen pflegt. — Daß bei Beleuchtung der Verhältnisse dieser verschiedenen Volksklassen, bei welchen bereits die Verarmung eingerissen, zunächst die Frage sich aufdrängt, welche Mittel und Wege wohl eingeschlagen werden könnten und sollten, um dem Umsichgreifen der Verarmung und deren Folgen zu begegnen, ist ganz natürlich und so sehr schwer auch das richtige und zeitgemäße Mittel zu finden ist, so darf dies doch kein Grund abgeben, an der Lösung dieser Zeitfrage vornherein zu verzweifeln. —

Wenn von der einen Seite zur Abwehr der Verarmung der vorhin bezeichneten Mittelstände, z. B. die Einführung einer zeitgemäßen Gewerbeordnung, Gewerbs-Vereine, — oder die Gründung von Credit-Anstalien ꝛc. ꝛc. — oder von der andern Seite die Minderung der Abgaben, welche diese Volksklasse zu leisten hat, — als nothwendig angerathen wird, so will ich geradezu gegen solche Einrichtungen und

Digitized by Google

Maßregeln mich nicht als Gegner erklären, erkenne jedoch dieselben blos als Palliativ-Mittel, die ohne gleichzeitige Anwendung eines Grundheilmittels keine entsprechende Hülfe gewähren können.

Nach meiner Ansicht besteht dieses ersehnte Heilmittel in der vernünftig-religiösen Bildung des Volks. —

Soll jedoch der gewünschte Zweck, — richtige Volksbildung, erreicht werden, dann müssen vor Allem die Erziehungs-Prinzipien in der Schule sowohl, wie auch in dem Hause abgeändert werden, damit jene Bildung erzielt werden kann, welche die Menschen zu jener Stufe der Erkenntniß hinleitet, von welcher aus sie klar und richtig ihre Stellung im Leben und ihr Verhältniß zu dem Staate, in welchem sie leben, erkennen, ihre gegenseitige Rechten und Pflichten üben und somit sich zu vernünftigen und intellectuellen Menschen heranbilden können.

Die Jugend muß zu dem Ende hauptsächlich zu der Erkenntniß hingeleitet werden, daß gleich wie in dem großen Weltalle, so auch in jedem wohleingerichteten und geordneten Staate eine Gliederung, eine ununterbrochene Kette zwischen den vorhandenen Kräften bestehen müsse, daß ferner jedes Glied in dieser Kette in seiner bestimmten Sphäre zu wirken berufen, und daß sonach das scheinbar Niedrigste bis zum Höchsten absolut nothwendig sey, daß demnach auch in jedem Staate die verschiedenen, je nach dem Staatszweck nothwendigen Stände, mit den eben so bestimmt vorgezeichneten Functionen vorhanden seyn müssen, um denselben zu erreichen, nämlich Förderung des Glücks und Wohlfahrt sämmtlicher Staats-Angehörigen. —

Sobald diese Einsicht tief Wurzel gefaßt, führt dieselbe zu der wichtigen Erkenntniß, daß jeder Mensch die Verpflichtung hat, sich zu einem nützlichen Gliede des Staats, in dem er lebt, auszubilden, dabei jedoch stets eingedenk seyn, daß jeder Stand und Beruf ein Ehrenstand ist und werden kann, in so fern man sich demselben mit Liebe widmet — und allen Anforderungen desselben nachzukommen sich bestrebt; — es wird weiter jedem Staatsglied klar, daß das Glück und die Zufriedenheit der Bewohner eines Staats nicht in der höheren oder niederen Abstufung der Stände zu suchen ist und gefunden wird, sondern lediglich in der freudigen und gewissenhaften Pflichterfüllung; es wird dann auch, was leider heute so häufig der Fall ist, der Wahn verschwinden, daß das Glück nur bei gewissen Ständen zu finden sey, daß ungezügelter Luxus und Genußleben nothwendig sey, um glücklich und zufrieden leben zu können; — fällt durch richtige Bildung des Volks dieser Wahn weg, und erkennt jeder Angehörige eines Staats die Wahrheit, daß das wahre und bleibende Glück und Zufriedenheit hauptsächlich in der treuen und gewissenhaften Berufs- und Pflicht-Erfüllung gesucht werden muß, — erkennt jeder Staatsangehörige an, daß er als Ehrenmann erscheint, sobald er seine Schuldigkeit innerhalb seines Wirkungskreises thut, ob in Purpur oder in einen kleineren Kittel gekleidet, und erkennt er in dieser Pflichterfüllung den Hauptzweck seines Lebens, und macht er eben deßhalb auch keine andere und größere Ansprüche an das Leben, als diejenige, welche seiner Stellung geziemen, dann ist ein Haupthebel gefunden, um so viele Zerwürfnisse im heutigen Volksleben zu beseitigen.

Sobald diese Ansichten ihre Geltung im Leben werden erhalten haben, was jedoch nur in Folge einer richtigen intellectuellen Bildung des Volks möglich ist, dann werden auch die verschiedenen Stände zu der Einsicht gelangen, daß viele Wunden unserer Zeit nur dann geheilt werden können, wenn die Menschen wieder zur Einfachheit in Sitte und Lebensweise zurückkehren, nämlich zu jener Einfachheit, die jedem der verschiedenen abgestuften Ständen wohl anstehtz es müssen die den verschiedenen Stände Angehörigen den Dünkel fallen lassen, als ob der Mensch durch Nachäffung von übertriebenem Luxus und unpassenden Aufwand aus einer niedrig drückende Stellung im Leben, in eine höhere sich erheben könne, bei welchen Bestrebungen diejenigen, welche von dieser falschen Ansicht befangen, in der Regel sich in eine solche Unwirthschaftlichkeit verlieren, welche dieselbe zuletzt bald in eine offenkundige, bald aber auch in eine sogenannte versteckte Noth gerathen läßt, welche diese Verarmte am Ende zu Handlungen verleitet, die jeden Menschen, welchem Stande er auch angehören mag, entsittlichen, — weil eben Noth kein Gebot mehr achtet.

Wer nicht unter dem Volke gedankenlos dahin lebt, kann sich von dem Vorhandenseyn der oben angedeuteten Mißstände täglich überzeugen, er wird wahrnehmen können, daß die sogenannte verdeckte Noth namentlich unsere Mittelstände schwer drückt, und welche nur von denen heute noch gerne in Abrede gestellt werden möchte, welche sich in Selbsttäuschung gefallen, oder den Muth nicht haben, Hand anzulegen, um bessere Zustände im Volksleben herbeizuführen.

Noch ist es Zeit den Verirrungen, wie solche oben angedeutet sind, zu begegnen, doch wer solche gar läugnen, und deßhalb jede Vorkehrung für überflüssig erklären wollte, der würde nicht nur seinem Vaterlande schlechte Dienste erzeugen, sondern vielmehr mit-

Digitized by Google

arbeiten, daß die Verirrten sicher ins Verderben gerathen, — er würde mitwirken, daß namentlich der Mittelstand der Gewerbetreibende und Landwirthe, in eine totale Verarmung gerathe, ohne zu bedenken, daß gerade der Mittelstand den Kern in jeder Nation, den Knochenbau des Staats ausmachen muß, und daß wenn dieser verschwindet, auch die Auflösung der socialen auf Gesittung, Ordnung und Religion basirte Verhältnissen im Staate, nicht mehr fern seyn kann. —

Bei der richtigen Bildung des Volks muß die Kirche, die Schule und die häusliche Erziehung Hand in Hand gehen, es muß der Verstand der Jugend in der Schule geweckt, der kindlich religiöse Sinn angeregt, im elterlichen Hause weiter gepflegt, und durch die Religionslehrer würdig ausgebildet werden, damit Verstand, Herz und Religion im richtigen Verhältniß den Menschen leite, und somit ein vernünftiges — intelligent ausgebildetes Volk herangezogen werde, das sicher die Perle des Lebens, nämlich die Zufriedenheit, in allen Verhältnissen des Lebens findet, ohne welche dem Menschen kein wahres Glück erblüht, weder in dem einfachen Hause des Bürgers noch in den goldprunkenden Palästen der Reichen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ausstellung landwirthschaftlicher Produkte

bei Gelegenheit des Kreisfestes des landwirthwirthschaftlichen Vereins für die Pfalz zu Speyer am 19. Oct. 1851.

Diese Ausstellung war ausgezeichnet an Produkten, welche man in einer Mannichfaltigkeit und mitunter in einer Ueppigkeit des Wachsthums vor sich ausgebreitet sah, wie sie nur immer von den gesegnetsten Jahren erwartet werden konnten. Wir werden unsern Bericht in III Abtheilungen besprechen und beginnen mit dem

I. Obst. Gleich am Eingange begegnen wir einem zierlich arrangirten Obsttagère, 52 Sorten edlen Tafelobstes enthaltend, sämmtlich etiquetirt mit einem beigefügten Cataloge der entsprechenden Nummern, geliefert von Madame Heydenreich. Als besonders ausgezeichnet heben wir unter den Calvilles: Stern Caville, Glasapfel, unter den Reinetten: Imperiale, unter den Parmains: die Parmain d'or, unter den Birnen: Schweizerbergamotte, Beurrée hervor. Mehre Sorten sehr gesund aussehenden Obstes von Hrn. Oekonom Gaab bilden den Uebergang zu einer Sammlung von Obstsorten ersten Ranges, gezogen von Hrn. Bierbrauer Schwesinger. Unter den 48 Sorten können wir nur hervorheben verschiedene Parmains; P. d'angleterre, unter den Calvilles: Cardinal rouge u. blanc. Auch die von Hrn. Hauck, Gärtner bei Hrn. von Reimanns, ausgestellten Aepfel verdienen lobender Erwähnung. Schon von ferne zieht eine hübsche, mit einem Bouquet geschmückte Vase die Aufmerksamkeit des Beschauers auf sich; der Wohlgeruch des dieses Bouquet verbreitet, stammt jedoch nicht von Blumen, sondern von 36 feinsten Apfelsorten, welche in 72 Exemplaren auf das geschmackvollste gruppirt aus dem sie zum Theil umhüllenden Moose herausschauen. Diese Zierde des Saales stammt von Herrn Regierungs-Director von Marc. Aus Mangel an Raum heben wir hier nur kurz hervor die Sorten: Gloria mundi, Reine d'angleterre, Gaiville blanc, Caiville rouge d'autome, Reinette francatur, Muscatreinette, Négre dorée, Pome incomparable.

Der Obstgarten des Hrn. Haid ist in 38 Sorten repräsentirt, unter welchen sich namentlich große Reinetten auszeichnen. Mehrere Pfirsiche ließen vergessen, daß der Winter schon vor der Thüre, wenn nicht edle Gewürztraminer, Burgunder und schwarze Muskateller freundlich an den Herbst erinnerten. Auch die HH. Ußlaub, Rothermel, Eberhardt, Weißenburger, Bossert lieferten in jeder Beziehung tadelloses Obst. Ganz besondere Anerkennung verdienen die von dem Oekonomen des Spitals Herrn Bankhardt gezogenen Obstsorten. Die ausgestellten 34 Sorten stellen das Edelste dar, was dieser Culturzweig zu liefern im Stande ist. Links vom Eingange bieten die von Frau Zick eingesandten 37 Sorten Tafelobst einen erfreulichen Anblick. Das gesunde Aussehen und der würzige Geruch rechtfertigen den Wunsch nach einem Desertmesser, um auch den Geschmackssinn zu laben. Wir erinnern namentlich an mehrere Parmains. Gleiches gilt von den 21 Sorten Aepfel und Birnen des Herrn Adjunkten Heppenheimer, namentlich gefällt unter den Birnen die St. Germain panaché und die poire d'ange, unter den Aepfeln der Peppin d'or, die Reinette franche. Die Trauben waren durch Hrn. Wolff von Wachenheim in einer schönen Auswahl vertreten, welche jedoch größtentheils zur Dekoration verwendet und so weniger zur Schau gestellt waren. (Sp. A.)

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 87. Kaiserslautern, Samstag 1. November **1851.**

Großvater und Enkel.

Erzählung aus Niedersachsen von Günther Nie.

(Schluß.)

Er schilderte dann auch in humoristischer Weise seine Reisen und Wanderungen; er sagt:

Da kam ich denn nun auch in das Land Sachsen,
Wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen.
Hätt' ich es nur recht bedacht,
So hätt' ich mir und meinem Cameraden eins mitgebracht.
Ich dachte aber, sie wären hier auch zu haben, denn sie sind sehr wohlfeil.
Man kauft ihrer Hundert um — ein Strohseil!

Bei diesen Worten entsteht ein lang' anhaltendes Gejauchze und Gelächter, und die hübschen Dorfmädchen lachen am hellsten und am meisten. Der „Prediger" kommt nun auf ein großes „Vivat-Ausbringen." Er trinkt von Zeit zu Zeit einen Schluck aus einem Glase, welches er in seiner schwieligen Faust hält. Das erste Vivat-Hoch wird dem Bauherrn und dessen Familie ausgebracht. Als es herniederklang, erhob sich aus allen Kehlen ein rauschendes Bittsatt*)-Hoch als Antwort. Das dauert eine lange Zeit, da alle möglichen Vivat-Hoch! ausgebracht worden. Der Amtmann, der Pastor, der Cantor und Küster, der Förster, der Amtsvogt mit deren Frauen Liebsten ꝛc. werden von dem Prediger genannt, und immer klingt ein jauchzendes „Bittsatt-Hoch. Daß die schönen Kranzjungfern nicht leer ausgehen, versteht sich von selbst. — Dann ruft der Redner noch einmal den Segen Gottes auf das neue Gebäude hernieder, leert sein Glas und schleudert dasselbe mit einem Wurfe kopfüber hinter sich. Wenn es kurz und klein splittert, so gilt das als ein sehr gutes Zeichen; aber mit betrübten Mienen stehen die Leute da, wenn das Glas heil und unversehrt unten am Boden anlangt. Das jetzt über den Kopf hingeschleuderte zerbrach aber, da es an einen Sparren flog und von diesem abprallend von Ständer zu Ständer stürzte, ganz und gar, was einen allgemeinen frohen Eindruck hervorbrachte. Dieser Abschnitt des Festes der „Hausbörje" wird dadurch geschlossen, daß die letzte Strophe des Gesanges, welcher die Feier eröffnete, gesungen wird.

Die Gesellen waren von der Höhe des Hauses hinabgestiegen und standen wohlbehalten unten vor dem Gebäude. Der Bauherr Mathias rief: Seyd still, Ihr Leute, denn ich habe Euch noch etwas zu sagen. Seht Ihr wohl, daß die Inschrift, welche über dem Eingange zur Scheune steht, nicht zu lesen ist, weil man sie zugehangen hat?

Ja wohl, ja wohl, entgegneten viele Stimmen, das haben wir schon lange gesehen.

Nun, sie soll jetzt sichtbar werden! Gesellen, legt die Leiter an, steigt empor und nehmt das Laken weg.

Das geschah sehr rasch, und nun erblickte man die Inschrift. Es standen da in schön ausgeschnittenen Buchstaben, welche roth angestrichen waren, die Worte:

Diese Scheune ließ Mathias Nonnenberg erbauen 1838 den 8. Juli. Fertig gerichtet stand sie da an dem Tage, an welchem der treue Peter gerade fünfzig Jahre auf unserem Hof gearbeitet hatte. Er möge noch lange bei uns bleiben!

An Gottes Segen ist Alles gelegen!

Nun aber hätte man das Gesicht des alten Peter sehen müssen. Er stand da wie ein Patriarch. Eine hübsche Kranzjungfer kam herbei und legte ihm einen prächtigen Kranz von Eichenzweigen und Blumen über das Haupt auf die Schulter hin. Ein heller lang anhaltender Jubel ertönte. Dann aber rief Mathias, als es ruhiger geworden war, mit starker Stimme: Auch der Bauer ist dankbar; so feiert man das Jubiläum eines alten treuen Freundes. Gerührt reichte er dem alten Peter die Hand, der kleine Mathias aber rief: Großvater ist ein guter Mann! Die Musikanten bließen einen Tusch dazu, wie er noch niemals im Dorfe gehört worden war.

Jetzt aber zu Tische, meine Freunde! sagte Mathias; Musikanten blas't von Neuem!

*) Bittsatt-Hoch ruft der Landmann für Vivat-Hoch!

Digitized by Google

Frisch auf, zum fröhlichen Jagen! erklang nun aus den Waldhörnern und Clarineten und Alles eilte zum Baumhofe hin, wo unter den grünen Bäumen geschmaus't werden sollte. Die einfachen Tafeln, Dielen, auf hölzernen Vorrichtungen gelegt, standen da, und an ihnen wurde Platz genommen. Die Hühnersuppe dampfte, der saure Kohl mit dem Schinken war prächtig, der dicke Reis schmeckte etwas nach dem „Brandenburger", aber das machte nichts aus, die Braten und die Zwetschen waren ganz vortrefflich. Der Bauherr Mathias saß zwischen seinem Enkel und dem alten Peter, ihm gegenüber saßen Christoph und Margarethe, Franz, der Vollmeier Friedrichs ꝛc. Wie lachte der Himmel, wie lachten die Augen der Menschen, wie bewegten sich leise die grünen Bäume! Das war ein Schmausen, das war ein Trinken! Der Chenillen-Fischer erschien mit den anderen Musikanten hinter Margarethe. Er trug ein Bauer, in welchem der prächtige Dompfaffe saß. Der Vogel-Henning sagte zur jungen Frau: Margarethe, meine Wette hätte ich gewonnen, aber dennoch will ich dir den Dompfaffen schenken, da ich doch Recht gehabt habe. Siehst du? ich kenne die Natur. Und ich wußte, daß, wenn die Beiden da — er zeigte auf den Großvater und den Enkel — zusammen kämen, Alles glücklich sich gestalten würde. Die Waldhörner und die Clarinetten hallten und klangen, und von einem hohen Apfelbaume schrie lustig der Häher. — Lange wurde getafelt, endlich ging der Teller für die Musikanten, für die Köchin ꝛc. herum. Dann aber brach das junge Volk auf, um auf der Diele im Hause des Vollmeiers Mathias zu tanzen. Und wenn es noch tanzt, so tanzt es noch.

Von dem Großvater und dem Enkel spricht man aber noch immer im Dorfe. Und davon wird wohl noch gesprochen werden, wenn wir alle nicht mehr leben!

Auszug

aus einer Denkschrift „über Verarmung in den Rheinlanden"

von **Dr. L. Gruembel,**

k. Rentbeamte außer Dienst in Kaiserslautern.

Volksbildung als Schutzmittel gegen allgemeine Verarmung.

(Fortsetzung.)

Jene Bildung, welche Verstand und Herz im richtigen Verhältniß umfaßt, bewahrt den Menschen gegen den Mißstand, daß nämlich ein kalt berechnender Verstand, das Gemüthliche im Menschen nicht unterdrückt; — diese Bildung schützt den Menschen gegen Un- und Aberglauben, schließt vielmehr den Born auf, aus dem die Erkenntniß der göttlichen Wahrheiten fließen, welche den Menschen höheren Muth und Kraft verleihen, das Gute, Erhabene und Gottgefällige zu erstreben, gleich viel ob Widerwärtigkeiten des Lebens auf ihn losstürmen, oder ob ihm die Sonne des wechselnden Glücks freundlich lacht; — eine solche Bildung leitet den Menschen sicher auf der Bahn der Tugend, der Ehre und des Rechts; — sie ist auch der Born des häuslichen Glücks und der wahren Zufriedenheit; — sie zieht den Menschen von dem niedrigen und ausschließlichen Genußleben ab, und veredelt sein Gemüth so, daß er nicht ausschließlich in der Befriedigung von materiellen Genüssen das Glück des Lebens sucht, sondern führt denselben vielmehr auf jenen geistigen Höhe-Punkt, von welchem aus er die Würde und höhere Bestimmung des Menschen klar erkennen und gleichzeitig achten lernt, sich aber auch gleichzeitig verpflichtet fühlt, die Rechte seiner Mitmenschen in Werthschätzung zu halten, gleich wie die Seinigen; eine solche Bildung hält demnach nicht nur den Egoismus, jene Geißel, welche heute so häufig in einer betrübenden Weise die Mehrzahl der Menschen beherrscht, fern, sondern führt die Menschen auf jene Bahn, auf welcher sie das wahre Erdenglück erreichen können, indem diese Bildung auch die Menschen in religiöser Beziehung zu sittlich guten gottgefälligen Glieder jenes großen Geisterreichs erhebt, dessen Bewohner zu werden, allen Menschen, ohne Ausnahme, die große Verheißung gegeben ist durch Christus und die Propheten.

Die oben bezeichnete Bildung erläutert aber auch zugleich den voranstehend angedeuteten Begriff vom Staate — und das Verhältniß des Menschen zu und in demselben; diese Bildung läßt jeden Bewohner eines Staats tief und als eine ewige Wahrheit erkennen, daß jeder Staat ein organisches Ganze ist, ein Nachbild des großen Weltenorganismus, in welchem jeder Bewohner ohne Ausnahme seine Bestimmung und Beruf hat, als Glied des großen Staatenorganismus, in demselben zu dienen und mit zu wirken, damit der Zweck des Staats erreicht werde, nämlich die Menschen ihrer Bestimmung für Zeit und Ewigkeit möglichst sicher zuzuführen und glücklich zu machen.

So lange nicht alle Bewohner eines Staats die obenbezeichnete naturgemäße organische Gliederung im Staate, als zum Gedeihen desselben, absolut nothwendig anerkennen, sondern nur in Aufhebung aller Ständeunterschiede das Wohl des Staats suchen; — so lange weiter das Volk von dem Wahne befangen ist, daß der Staat ein zufälliges, von dem Willen Einzelner abhängiger Verein sey, und deßhalb keinen andern als isolirte Vereinszweck habe, ohne

Digitized by Google

irgend eine höhere Bedeutung; so lange nicht jedes Glied in einem Staate auf der Stufe, auf welcher es sich durch Ausbildung seiner körperlichen und geistigen Kräfte bestimmungsgemäß gestellt sieht, — und in dieser Stellung sich zufrieden fühlt; — so lange nicht jedes Glied in einem Staate sich bestrebt, den Wirkungskreis, gleich viel, ob eng oder ausgedehnt, ob wichtig oder minderwichtig, ob schwer oder leicht, als Ehrenmann auszufüllen, sondern statt dem, von übertriebenen Ansprüchen; — von falschem Ehrgeize oder aus was immer für einem, den Unzufriedenen selbst unklaren Grunde, sich angetrieben fühlt, nach Etwas zu haschen, was der gewählte Beruf naturgemäß nicht darzubieten vermag, und demselben auch nicht ziemt und eben deßhalb, auch ohne alle vernünftige Berechnung sich bestimmen läßt, von einer Beschäftigung zur andern überzuspringen, von der vagen Hoffnung geleitet, daß der neu gewählte Beruf ohne Mühe, Kraftaufwand und männlicher Ausdauer dasjenige vollauf darbieten werde, was der verlassene nur mit Fleiß und im Schweiße des Angesichts sich abringen ließ; — ich sage, so lange nicht die verkehrte Bildung und Anschauungsweise vom Berufsleben vom Volke verlassen wird, so lange man vom Wahne befangen ist, daß Uebel im Volksleben nur durch Abänderung von äußeren Staatsformen geheilt werden könnten, ohne daß das Volk selbst nothwendigerweise Wege verlassen müsse, welche es, ohne Rücksicht auf die Staatsformen zuletzt ins Unglück stürzen müssen, werden auch nicht die gewünschten besseren Verhältnisse im Volksleben zurückkehren; was doch der Wunsch eines jeden wahren Freundes des Volks seyn muß.

Wenn wir nun weiter die Frage hier erörtern, ob man denn bei der heutigen Ausbildung der Jugend, in der Schule, der Kirche und dem Hause nicht die oben angedeutete Richtung im Auge habe, — dann wird uns keine befriedigende Antwort gegeben, vielmehr liegt die unbestrittene Thatsache vor unseren Augen, daß man schon seit mehr als 30 Jahren bei dem Unterricht der Jugend in den Volksschulen auf dieselbe Abwege gerathen ist, wie bei der Befriedigung von materiellen Bedürfnissen, denn so wie man in Beziehung auf diese, einer unbeschränkten Genußsucht fröhndet, ebenso huldigt man bei dem heutigen Schul-Unterrichte einer sehr häufig kernlosen Vielwisserei; — anstatt Herz und Verstand der Jugend im richtigen Verhältniß zu einander auszubilden, legt man entweder das Hauptgewicht auf sog. Verstandeswissenschaften, und auf Erlernung von Formen, deren Sinn von den Kindern in der Regel nicht so erfaßt wird, um daraus für das practische Leben einen Nutzen zu schöpfen, vielmehr tödtet man auf diese Weise die Zeit, um den Kindern ein Wust von Vielerlei, ohne alle Gründlichkeit beizubringen, — ein Wissen, das gleich wie das Flittergold nur auf eine kurze Zeit hin glänzt, dann aber spurlos verschwindet, oder was auch öfters im Leben vorkommt, den Grundstein zur Mißbildung abgibt, indem von Vielen, dieses obenbezeichnete Vielwissen als wahre und richtige Bildung angesehen, und darauf hin ein Lebensgebäude aufgeführt wird, das jedoch gar zu bald als fundamentlos in sich selbst zusammenstürzt und diejenigen, welche es erbaut haben, in der Regel, in ihrer ganzen Lebensrichtung irre und zuletzt unglücklich macht. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Ausstellung landwirthschaftlicher Produkte

bei Gelegenheit des Kreisfestes des landwirthwirthschaftlichen Vereins für die Pfalz zu Speyer am 19. Oct. 1851.

II. Wurzel-, Knollen- und Küchengewächse. Die Gemeinde Gerhardsbrunn eröffnet, vertreten durch Herrn Müller d. ä., den ländlichen Reigen. Wenn auch die ausgestellten Gelbrüben noch Material genug zu einer Boden-Untersuchung gaben, so sind sie doch ansehnlich genug, um mit den städtischen festlich gewaschenen zu concurriren. Mehrere Pfund schwere Kartoffeln von Herrn Neudelhuber erregten allgemeine Aufmerksamkeit. Minder groß, aber das Gepräge vollster Gesundheit an sich tragend waren die Kartoffeln des Herrn Rothermel, unter denen namentlich die Luxemburger Salatkartoffel ihres eigenthümlichen Baues wegen auffielen. Herr Oekonom Disque lieferte sowohl ausgezeichnetes Rothkraut als Weißkraut, letzteres in einem Exemplare von 1½ Fuß Durchmesser. Die Runkelrüben des Herrn Heppenheimer waren von ungewöhnlicher Größe. Herr Rusch hatte Frühkartoffeln geliefert, deren Qualität vorzüglich zu seyn scheint. Nicht minder empfehlenswerth erscheinen die 3 Sorten von schwedischen Kartoffeln, welche Herr Oekonom Gaab eingesandt hatte. Die von demselben ausgestellten Erfurter Riesenrettige sollen auch im Geschmacke nichts zu wünschen übrig gelassen haben — jedenfalls konnten sie im Herzen eines Biertrinkers einen entsprechenden colossalen Durst erwecken. Herr Freytag lieferte schöne Dickrüben, Zuckerrüben und 4 — 5 Pfd. schwere gelbe (Normänner) Rüben. Herr Weißenburger von Heiligenstein lieferte sehr schöne gelbe Rüben, Rothkraut

Digitized by Google

und englischen Wirsing. 10 Kohlrabiknöpfe wie der von Herrn Koch in Heiligenstein ausgestellte wären den Winterbedarf einer Haushaltung zu decken im Stande gewesen. Derselbe wog über 25 Pfd. Auch der Fleiß des Inhabers der hiesigen Baumschule, des Herrn Velten, war durch eine Sammlung aller Erzeugnisse des Garten- und Gemüsbaues veranschaulicht. Namentlich zeichneten sich Erfurter Sellerieknollen, Blumenkohl und Rothkraut aus. Rothkraut von seltener Schönheit und Dichtigkeit aus dem Gemüsegarten des Herrn Göll, sowie dessen Schwäbischfilder Spitzkraut verdienen besondere Erwähnung. Auch machte uns Herr Göll mit einer neuen Wirsing-Sorte bekannt, dem s. g. englischen Wirsing, welcher an Zartheit alle anderen Kohlarten übertreffen soll und dessen allgemeinerer Anbau sehr zu empfehlen seyn möchte. Gleich rühmlich wie im Obstbau zeichnet sich das Bürgerhospital auch im Gemüsebau aus. Ausgezeichnete Ober-Kohlrabi, 2 Sorten von Carotten, vorzügliche Schwarzwurzeln; Kohle aller Arten lassen auf eine gute Küche in dieser Wohlthätigkeitsanstalt schließen.

Die im hohen Kaiserdome zu Speyer

im Jahre 1845 auf Befehl und Kosten König Ludwig's I. von Bayern begonnene Ausschmückung der beiden Chöre und des Langhauses durch Fresken auf Goldgrund wurde im Jahre 1850 vollendet und ist von einer so großartigen Wirkung, daß sich dieselbe schwer schildern läßt. Die monumentale deutsche Kunst hat in diesen Fresken Wunderherrliches geleistet, und der Meister Johann Schraudolph, dem das große Werk vom Könige anvertraut wurde, sammt seinen Kunstgehülfen Claudi Schraudolph, Andreas Mayr, Joseph Mösl, J. E. Koch, Süßmaier und Max Bentele haben sich und deutscher Kunst in diesem Werke ein unvergleichliches Denkmal geschaffen. Was sein Vater begonnen, setzt König Max mit fürstlicher Freigebigkeit fort, und in diesem Jahre sind in dem Langschiffe „die Geburt Jesu,“ gemalt von Mayer, „die Hochzeit zu Kana,“ von Bentele gemalt, „die Kreuzigung“ als „Stabat mater,“ von J. Schraudolph selbst ausgeführt, größtentheils vollendet, und die „Beschneidung Jesu,“ „die Flucht nach Aegypten“ und „der Tod Joseph's“ noch angefangen worden. Das Langhaus wird durch vierundzwanzig Freskobilder auf den Flächen unter den Fenstern geschmückt und soll, nebst den durch Joseph Schwartzmann ausgeführten Ornamenten, in vier Jahren ganz vollendet seyn. Wenn man staunend bewundert, was die Künstler seit dem 8. Juni 1846, wo J. Schraudolph zu malen begann, schon geschaffen haben, so gewinnt man die Ueberzeugung, daß in vier Jahren das kolossale Werk vollendet seyn wird, dem Aehnliches Deutschland aus neuerer Zeit weniges, Gleiches gar nichts aufzuweisen hat, so großartig und wunderherrlich, dem maiestätischen Baue entsprechend, ist die Anordnung, die Conception der Bilder selbst und ihre Ausführung.

Miscellen.

Ein junger Mensch, Eugen B., mit zwölfhundert Franken bei einem reichen Pariser Handelsmann angestellt, hat so eben eine ganz unerwartete Erbschaft gemacht. Indem sich Eugen B. jeden Morgen um neun Uhr in sein Büreau begab, folgte er fast immer dem nämlichen Weg; gewöhnlich begegnete er an der nämlichen Stelle einem alten Bettler, dem er jede Woche ein bescheidenes Almosen gab. Der Bettler und der junge Mann, ohne sich je gesprochen zu haben, hatten auf diese Weise von lange her Bekanntschaft gemacht. Eines Tages im letzten Winter, als unser junger Mann dem Greis den einzigen Sou gegeben hatte, der ihm noch übrig blieb, gewahrte er auch eine arme Frau, welche ein Kind in ihren Armen hielt und ihn um ein Almosen anflehte. Er suchte in seiner Tasche, aber er fand nichts mehr. Es that ihm weh, die Hoffnung der armen Frau zu täuschen. Da zog er aus seiner Tasche das Brödchen, welches regelmäßig sein Morgenmahl bildete, gab es der Bettlerin und entfernte sich, ohne sich's zu versehen, daß er soeben achthundert Franken Renten gewonnen hatte. In der That, der alte Bettler ist dieser Tage gestorben, bei einem Notär eine Summe von ungefähr 15,000 Franken mit einem Testament hinterlassend, worin er Eugen B. als seinen Universalerben einsetzt, indem er angibt, daß an dem Tag, an welchem er den jungen Mann sein Brödchen hatte hergeben sehen, er beschlossen habe, sein Vermögen demjenigen zu vermachen, welcher die Mildthätigkeit so gut anzuwenden wisse. Der Greis nannte sich Jerome S. Er hatte keine Verwandten und ist im Hospital gestorben.

Bestrafung von Ehemännern, die von ihren Frauen geprügelt worden, fand in mehreren Gegenden Deutschlands statt, und trug sich noch im Jahr 1769 im Fürstenthum Fulda zu. Wenn ein Ehemann überwiesen ward, von seiner Frau Schläge bekommen zu haben, ward dem Geprügelten durch die in fürstlicher Livrée stehenden Diener des Hofmarschallamts das Dach seines Wohnhauses abgedeckt.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 88. Kaiserslautern, Donnerstag 6. November **1851.**

Auszug

aus einer Denkschrift „über Verarmung in den Rheinlanden“

von **Dr. L. Guembel,**

k. Rentbeamte außer Dienst in Kaiserslautern.

Volksbildung als Schutzmittel gegen allgemeine Verarmung.

(Fortsetzung.)

Als Gegensatz zu dieser Vielwisserei-Bildung verfolgt man anderer Seits die fast ausschließliche Gemüthsbildung, und erzieht auf diese Weise eine Jugend, welche das Leben nur einseitig auffaßt, und in der Regel in solche religiöse Schwärmerei sich verliert, und zuletzt in ihren Verirrungen ebenso weit von der richtigen und vernünftigen Bahn abweichet, wie es bei denen der Fall ist, welche gar keinen Glauben haben.

Stellen wir daher beide Erziehungssysteme bei der Volksbildung in ihren Extremen einander gegenüber, so werden wir finden, daß beide nicht geeignet sind, zur Heranbildung eines gemüthlich-vernünftigen, und somit eines intelligent gebildeten Volkes; — während nur in der goldenen Mittelstraße die Wahrheit gefunden wird, daß jede Bildung Herz und Verstand im richtigen Verhältniß umfassen muß, — daß jede Bildung auf Moral, Gesittung und gleichzeitige Ausbildung der körperlichen und geistigen Kräfte der Jugend, beruhen, und daß sonach die Grundpfeiler dieser obenbezeichneten Bildung auf der religiösen Anschauung von Gott und seiner ewig weisen Weltenregierung basirt seyn muß, indem ohne diesen obenangedeuteten Glauben an Gottes weise Weltenordnung, — die Bestimmung des Menschen nie richtig erfaßt und somit keine wahre Religion im Volke gefunden werden wird.

Werfen wir, zur näheren Prüfung dieser voranstehend gemachten Angaben, einen Blick auf die heutigen Volksschulen, so finden wir, daß die Lehrer zwar nach einem vorgezeichneten Lehrplan, von früh bis spät in die Nacht zu lehren haben; wir finden als Folge dieser Lehrmethode den unumstößlichen Beweis, daß z. B. die Dorfjugend in s. g. Verstands-Wissenschaften weiter ist, als vor 50 bis 60 Jahren mancher, in jener Zeit als brauchbar anerkannte Schullehrer; dann was die Geographie, die Geschichte der Bewohner der entferntesten Länder, was Rechnen, Lesen und Schreiben anbelangt, so ist die Mehrzahl der Dorfjugend heute so weit vor, wie man dies nur von den gebildeteren Ständen erwarten kann. Fragen wir jedoch dieselbe Jugend nach jenen Verhältnissen, welche dieselbe doch zunächst im Leben berühren, z. B. über die Geschichte des Landes welches sie bewohnen; Fragen wir diese Jugend welche Begriffe dieselbe hat vom Staate und dessen Zweck, — von Menschen-Rechte und Pflichten im Allgemeinen, von Nächstenliebe, — welche Ansichten über Treue und Redlichkeit im Leben ꝛc., dann werden die Befragten uns in der Regel die Antwort schuldig bleiben, oder eine höchst mangelhafte geben, ein Mißstand, welcher zunächst die Hauptursache ist, daß bei der Jugend kein Funke von wahrer Vaterlandsliebe und Begeisterung für ihr eigenes Vaterland geweckt und gefunden wird, vielmehr werden wir jenen kalten Eigennutz schon früh bei der Jugend wahrnehmen können, der sich dann später in allen Verhältnissen des bürgerlichen und geselligen Lebens ausspricht, und die ächte Menschen- und Nächsten-Liebe zu seltener Erscheinung macht.

Wir finden auch heute sehr häufig, in Folge der Erziehung der Jugend einen Ernst, eine kalte Zurückhaltung bei den Kindern, welche denselben nicht wohl ansteht, — wir sehen immer mehr und mehr diejenige Kinderspiele verdrängt, welche der muntern gemüthlichen Jugend sonst eigen. Abgesehen von dem Umstande, daß in Folge der heutigen Erziehungsweise, besonders der weiblichen Jugend, sehr häufig auch die körperliche Ausbildung der Kinder versäumt wird, verschwindet mit dem unschuldigen Kinderspiele auch sehr oft die kindliche Gemüthlichkeit, und es findet die Jugend nur an solcher Zerstreuung Genuß, welche dem Kindesalter noch gar nicht zusagen, wodurch ein Unreifer Aberwitz erzeugt wird, der es dann sehr schwer macht auf Herz und Verstand der Ju-

Digitized by Google

gend, wie es zu wünſchen, mit gutem Erfolge einzuwirken.

Begleiten wir die zuletzt kalt und herzlos herangewachſene Jugend in das practiſche Leben, und fragen nach wenigen Jahren, was der als kalte Verſtandsmenſchen erzogenen Schuljugend, von all ihrer Schulweisheit noch eigen iſt, dann werden wir gar häufig die traurige Wahrnehmungen zu machen Gelegenheit haben, daß die auswendig gelernten Formen, aus Mangel an practiſcher Uebung vergeſſen, und blos ein kaltes Herz geblieben iſt, während diejenige Jugend, welche zugleich gemüthlich ausgebildet iſt, ſtets einen Haltpunkt hat, der ſie ſicher mit und unter den Menſchen auf die Bahn der Zufriedenheit hinleiten kann.

Sollen die Kinder, zu welcher Stellung im Leben dieſelben auch ſeiner Zeit berufen, richtig herangebildet werden, dann darf bei der Erziehung derſelben nie vergeſſen werden, daß Herz und Verſtand gleichzeitig und im richtigen Verhältniß geweckt, und wo immer möglich, mit Rückſicht auf ihre künftige Lebensrichtung geleitet werden; es muß bei der Erziehung den Kindern die wichtige Lebens-Regel tief eingeprägt werden, daß ein Menſch, welcher an Weisheit und Verſtand noch ſo viel zunimmt, dagegen an Tugend und guten Sitten zurückbleibt, oder gar die Bahn der Tugend und Sittlichkeit verläßt, mehr ab als zunimmt, und im Verfolge einer ſolchen Richtung ſicher ins Unglück ſich ſtürzt; — von welcher unglücklichen Richtung jedoch die Kinder nur dann abgezogen werden können, wenn Schule, Kirche und Haus in gleichem Geiſte zuſammen auf die Erziehung der Kinder wirken.

Das vorzüglichſte Augenmerk einer weiſen Regierung muß daher auf die richtige Bildung des Volks gerichtet ſeyn, denn, ſobald ein Volk intelligent ausgebildet und ſich klar der Folgen ſeines Thuns und Laſſens bewußt iſt, dann iſt es auf der richtigen Bahn des ſichern und vernünftigen Fortſchritts.

Ein intelligent gebildetes Volk macht ſich auch von dem Wahne frei, daß die Urſachen ſo vieler Zerwürfniſſe im Volksleben, welche ſich bald auf dieſe bald auf jene Weiſe nachtheilig auf das allgemeine Wohl eines Staats äußern, anderswo geſucht und gefunden werden können, als da, wo ſolche wirklich zu finden ſind; — ein gebildetes Volk erkennt vielmehr an, daß ſehr viele Mißſtände im Volksleben nur dann ſicher geheilt werden können, wenn jeder Staats-Angehörige, wenn jede Familie, wenn jedes Gemeinde-Glied in ſeiner Stellung und innerhalb ſeiner Sphäre mitwirkt, daß die vorhandenen Mißſtände beſeitigt, damit es beſſer werden kann, in der Art, daß jeder ſeine Handlungs- und Lebensweiſe, ſowohl im häuslichen wie auch im bürgerlichen Leben genau prüft, die klar vor Augen liegende Fehler, Mängel und Verirrungen erkennt, und laſſen läßt, — anſtatt das Beſſerwerden von andern Urſachen abhängig zu machen und außer dem Bereiche ſeiner eigenen Handlungsweiſe zu ſuchen, und leider um ſich zu beſchönigen, auch gewöhnlich zu finden glaubt, nämlich in den beſtehenden politiſchen Staatsformen, — den ſozialen und bürgerlichen, oft aber auch in den kirchlichen Verhältniſſen, den Geſetzen ꝛc. ꝛc., während allerdings auch dieſe Einrichtungen und Anſtalten in jedem Staate von dem Geiſte der vernünftigen Ausbildung und Fortſchritte durchdrungen ſeyn muß, damit er dem Bildungsgrade der Bewohner des Staats ſtets entſpricht, — während jede Aenderung von Formen des Staats, und ſeyen ſie noch ſo ſchön, für ſich allein, dem Volk kein Heil und Segen bringen kann, wenn das Volk ſelbſt nicht mitwirkt, daß das bürgerliche und häusliche Leben mit dem Staatsleben in Einklang gebracht und erhalten werde und in dem Punkte ſich vereinigen, ein glückliches und zufriedenes Volk heranzubilden.

Erkennt jeder Staatsbürger die Wahrheit an, daß heute von ſehr Vielen die Bahn der Einfachheit in Sitte und Lebensweiſe verlaſſen worden iſt; erkennt jeder Bürger an, daß durch ungezügelte Genußſucht und Luxus der allgemeine Wohlſtand, namentlich bei dem ſogenannten Mittelſtand erſchüttert iſt, und würde dieſe Erkenntniß dahin führen, dieſen ebenbezeichneten Hang nach Luxus und Genußſucht in gemeſſene Schranken zurückzuführen, dann würde ſehr bald an die Stelle der heutigen Klagen über ſchlechte Zeiten; an die Stelle der allgemeinen Unzufriedenheit, die ſich in einer unklaren Unbehaglichkeit mit allen Verhältniſſen der bürgerlichen, ſocialen und kirchlichen Verhältniſſen des Lebens ausſpricht, — jene Begnügſamkeit zurückkehren, die auch bei Wenigen, die Menſchen, ohne dieſelbe unglücklich zu machen, zufrieden leben läßt; es würde alsbald der ſogenannte verſteckte Nothſtand, in dem heute eine Maſſe von Menſchen ſich befinden, aufhören, und damit zugleich der Hebel gefunden werden, viele Uebelſtände im heutigen Volksleben zu beſeitigen, während das Fortleben auf der betretenen Bahn, die Mittelſtände immer mehr zur Verarmung und damit zum Unglück eines Volks hinführen muß, weil es eben eine ausgemachte Thatſache iſt, daß Armuth gepaart mit Noth zur Entſittlichung hinführt, wie ſtreng auch die Geſetze des Staats und die Gebote der Kirche dagegen eifern und ſtrafdrohend auftreten mögen. Iſt jedoch ein Volk intelligent und gemüthlich herangebildet, dann ergreift es

Digitized by Google

auch willig alle jene Mittel, welche ihm an die Hand gegeben werden, um sich gegen eine Richtung im Leben zu schützen oder wenn Verirrungen vorkommen, um wieder auf die richtige Bahn zurückzukehren, namentlich von einer solchen Bahn, welche den Verfall des sittlichen, religiösen und bürgerlichen Lebens und zuletzt als Folge dieser Richtung das Unglück eines ganzen Volkes herbeiführen würde.

Soll jedoch eine Erziehung der Jugend in der eben angedeuteten Richtung herbeigeführt werden, dann muß dieselbe aber auch solchen Männern anvertraut werden, welche die Eigenschaft, — den Willen und die Kraft haben, in jeder Beziehung der Jugend mit einem aufmunternden Beispiele voranzugehen, es müßte dann aber auch zugleich die häusliche Erziehung den Lehrern in Kirchen und Schulen zur Seite stehen, indem nur dann, wenn die Schule, die Kirche und das Haus zusammenwirken, das schöne Ziel der Bildung der Jugend zu vernünftigen, einsichtsvollen, gemüthlichen und zugleich religiösen Gliedern eines Staats, erreicht werden kann.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ausstellung landwirthschaftlicher Produkte bei Gelegenheit des Kreisfestes des landwirthschaftlichen Vereins für die Pfalz zu Speyer am 19. Oct. 1851.

III. Tabak. Im Tabaksbau scheint dem Weinbau in manchen Gegenden der Pfalz ein gefährlicher Gegner erwachsen zu wollen. Schon triumphiren seine üppigen Stengel über den hundertjährigen Wurzeln der Weinstöcke in einzelnen Gegenden des Haardtgebirges, um gleich dem Weine, aber ungleich milder, den Menschen in den Nebel süßen Vergessens mancher Lebensplagen zu hüllen. Mehre Gebirgstabake haben den Beweis geliefert, daß es bei gewissen climatischen und Bodenverhältnissen weit leichter ist, einen guten Tabak als einen selbst nur mittelmäßigen Wein zu erzielen. Die von Hrn. Fitz aus Dürkheim eingesandten Blätter lassen fast auf mehr als sandigen Kiesboden schließen, sie verrathen fast einen Humusboden — wir können Herrn Fitz nur wünschen, daß die Ernte recht reichlich ausgefallen seyn möge. Andere aus der Gegend von Waldsee eingeschickte sehr großblätterige Proben schienen etwas spät gebrochen, auch scheint daselbst noch keine zweckmäßige Trocken-Methode heimisch. Im Uebrigen diesen Erstlingsversuchen alle Anerkennung. Aeltere Praktiker im Tabaksbau sind die HH. Eberhardt, Rothermel, Haid und Heppenheimer, welche eine Musterkarte der beliebtesten virginischen und Maryland-Tabake zum Theil in amerikanischer Originalverpackung aufgelegt hatten, die von allen Freunden des Tabaksbaues, namentlich den ihm sehr in Protekion nehmenden Unterhändlern als vorzüglich befunden wurden. Ein Deckblatt von ganz vorzüglicher Qualität, von fast lederartiger Dehnsamkeit hatte Hr. Casimir Lichtenberger geliefert. Auch die Tabake von Hrn. Rusch, Kood von Fußgönheim, Bossert und Andr. Müller von Speyer verdienen beste Erwähnung. Wie weit man es in loco in der Kunst des Fermentirens gebracht hat, davon geben zwei Proben, die eine von Hrn. Stockinger, die andere von Hrn. Micheaux schöne Beweise. Schade, daß so schönes Gut erst exportirt werden muß, um nach Genuß der Seeluft genießbar zu werden.

Was die Verarbeitung der Tabake betrifft, welche in der Pfalz trotz allen Capitales und aller Aufmunterung nur langsam gedeihen will, haben die äußerst gelungenen Versuche des Hrn. Röbel von Dürkheim das Mögliche bereits geleistet. In einem geschmackvollen Kistchen fanden sich Proben aller im Handel vorkommenden beliebten Cigarrensorten, verschieden in Façon, Färbe und Beize: Manillas, Traducos, Kaisercigarren, Havannahs, zierliche Damencigarren neben einem Riesenglimmstengel, der bei dem Festessen, als Friedenscigarre, statt des früher üblichen Humpens im Saale kreiste. Die in der hiesigen Filialstrafanstalt gefertigten Cigarren waren gut gearbeitet, doch noch zu neu von Blatt, um zu einer Rauchprobe einzuladen. Gleiches gilt von den Cigarren des Hrn. Reiling, welcher bereits eine schöne Anzahl Arbeiter, namentlich in den Wintermonaten beschäftiget. Die gelieferten Cigarren waren von untadelhafter Arbeit. Hoffentlich ist die Zeit nahe, wo die von Hrn. Reiling gewählte Etiquette: Palatina in dem Laden nicht mehr mit vornehmem Schrecken zurückgewiesen wird, um einer besser maskirten, ebenso ächten Landsmännin den Vorrang abzutreten. Wer es vorzieht vaterländischen Tabak und vaterländische Arbeit um den billigsten Preis zu haben, statt eine indirecte Eitelkeits- oder Vorurtheilssteuer zu zahlen, der hat nunmehr Gelegenheit zu Bestellungen genug.

Dem Tabak reihen wir an die vorzüglichen Krappsorten des Hrn. Lichtenberger, zum Theil aus Saamen gezogen, worunter namentlich 70 Centimeter lange einjährige Wurzeln.

Es erübrigt nunmehr nur noch Einiges über den

Digitized by Google

pfälzischen Seidenbau und die Thätigkeit der seither verschmähten oder gar nicht bekannten, von Herrn Regierungsrath Frey ins Leben gerufenen hiesigen Filanda, deren Vorstand Hr. Brantner, zu sprechen. Der für die Raupenzucht durchaus ungünstige Sommer wirkte auf die diesjährigen Einsendungen sichtlich zurück — es wurden nur 110 Pfd. Cocons geliefert (vorzugsweise von dem Bürgerhospital zu Frankenthal und den PP. Schuli und Rot), während in den Vorjahren 4—5 Ctr. erster Qualität im Einlauf stehen. Bei dem schönen Preise von 1 fl. bis 1 fl. 15 kr. per Pfd. möchte die Seidenzucht mancher armen mit Kindern gesegneten Familie auf dem Lande wie in der Stadt einen schönen Ertrag gewähren. Die ausgestellte Rohseide ist unter der Aufsicht des Hrn. Brantner gehaspelt, wie sich denn derselbe alle Mühe gibt, die Cocons so viel als möglich zu benützen. Die ausgestellten Socken, für Gichtleidende sehr zu empfehlen, sind aus den Abfällen der Cocons gefertigt, das Paar kostet nur 1 fl. — auch können auf Verlangen Jäckchen, Unterhosen, Gichtärmel angefertigt werden.

Schließlich machen wir noch auf die Auswahl herrlicher Rosen und Dahlien aufmerksam, welche Hr. Velten zur Ausstellung geliefert hatte. Jedem Blumenfreunde sind dieselben ohnehin aus dessen reichhaltigen Pflanzungen, wo sie zum Theil noch blühen, bekannt.

Anhang. Wären die von Hrn. Buhl in Deidesheim eingesandten Gläser mit eingemachten Früchten nicht bereits ihrer Vorzüglichkeit wegen allenthalben anerkannt, so würde der Beifall, den namentlich das minderjährige Publikum in unbelauschten Augenblicken demselben spendete, hinreichender Beweis seiner guten Qualität gewesen seyn. Dr. F. K.

Miscellen.

Dem Gartenbesitzer Neumann in Schönau in der Nähe von Bernstadt war von seiner Ehefrau ein außerehelicher taubstummer Sohn zugebracht worden, der gegenwärtig 17 Jahre alt ist und mehrere Jahre lang im Taubstummen-Institute zu Dresden gelebt hat. Aus letzterer Anstalt nach Hause zurückgekehrt, waren über seine Heimats-Angehörigkeit Weiterungen entstanden. Diesem Heimatsstreite hat Neumann durch ein haarsträubendes Verbrechen gewaltsam ein Ende gemacht. Vor etwa 14 Tagen wird der unglückliche taubstumme Mensch mitten in der Nacht von seinem Stiefvater geweckt und bedeutet, mit ihm zu gehen. Sie wandern mit einander in der Richtung nach Wauscha fort, anscheinend, um dort den Großvater zu besuchen. Auf der Neißebrücke beim preußischen Dorfe Radmeritz angelangt, faßt plötzlich Neumann seinen sorglos neben ihm gehenden Stiefsohn, stürzt ihn von der Brücke hinab in die reißenden Fluten der Neiße und geht dann, in der Meinung, daß der unglückliche ertrunken, wieder nach Hause. Doch das Auge der Vorsehung wachte, sah die ruchlose That, und die Vergeltung folgte ihr stehenden Fußes. Der gemordet Geglaubte, welcher in dem Taubstummen-Institute unter Anderem auch das Schwimmen erlernt hatte, erhebt sich wieder aus seinem Wellengrabe, theilt mit rüstigen Armen die Fluten und schwimmt glücklich ans Ufer, von wo er nach Wansha zum Großvater eilt und dort von dem ganzen Hergange der Sache schriftliche Mittheilung macht, worauf die Anzeige beim Gericht erfolgte. Neumann, sich Anfangs aufs Läugnen legend, soll das begangene Verbrechen bereits eingestanden haben.

Hundertjährige Kröten kommen an die Tagesordnung. Vor wenigen Tagen ließ der Thürsteher eines Hauses in der Bredastraße Holz spalten, welches er von einem auf den Abbruch verkauften Hause an sich gebracht hatte; dieses Haus war im vierzehnten Jahrhundert erbaut worden. Bei dem Spalten dieses halb verfaulten Holzes sprang plötzlich eine schwarze Kröte aus demselben, welche, sobald sie sich frei fühlte, auf dem Pflaster herumhüpfte und ein klägliches Gequake vernehmen ließ. Wenn der Balken, in welchem sie eingeschlossen war, von einem hundertjährigen Baum herrührte, so war die Kröte fünfhundert Jahre alt. Sie wurde mit einem Zeugniß ihrer Herkunft dem Jardin des Plantes übergeben.

Lola Montez hat bei der Baseler Regierung um Erlaubniß nachgesucht, auf dem Theater dieser Stadt tanzen zu dürfen. Sie hat die Erlaubniß erhalten; indessen sollen ihre Ansprüche der Theaterdirection zu hoch seyn, weßhalb es noch fraglich ist, ob sie über die unbedeutenden Bretter Basel's schreiten werde.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 89. Kaiserslautern, Samstag 8. November **1851.**

Auszug

aus einer Denkschrift „über Verarmung in den Rheinlanden"
von **Dr. L. Guembel,**
k. Rentbeamte außer Dienst in Kaiserslautern.

Volksbildung als Schutzmittel gegen allgemeine Verarmung.

(Fortsetzung.)

Die Lehrer in der Kirche und den Schulen dürfen die hohe Wichtigkeit ihres Berufs keinen Augenblick aus dem Auge verlieren, vielmehr stets eingedenk seyn, daß ihre wichtige Aufgabe darin bestehe, das Fundament zu legen, worauf das Gebäude der Moral, der Sittlichkeit und der Religion aufgeführt werden soll; — sie müssen sich als die auserlesene Baumeister — das Herz und den Verstand der Jugend als die Bausteine, und eine vernünftige, gemüthliche und religiöse Erziehung als den ewig festen Kitt betrachten, auf welchem sie in richtiger Verbindung miteinander das schöne Werk der Humanität nach allen Beziehungen zum Heil eines jeden Staats aufzurichten haben.

Damit die Lehrer dasjenige, was man von ihnen fordert, auch in aller Beziehung leisten können, müssen dieselben vor Allem auch in Beziehung auf ihre äußere Verhältnisse so gestellt werden, damit sie der bitteren Sorgen um das tägliche Brod überhoben, und ihrem Beruf auch ausschließlich ihre Kräfte und Thätigkeit widmen könnten; — während heute sehr viele Lehrer, im Kampfe um ihre Existenz, die Erziehung der Jugend als Nebensache betrachten, und eigentliche Nebenbeschäftigungen zu ihrer Hauptaufgabe machen müssen.

Die Lehrer müssen sich vor Allem bestreben, durch einen ächt moralischen und religiösen Sinn, durch Einfachheit in Sitte und Lebensweise der Jugend ein nachahmungswürdiges Vorbild zu seyn; — die Lehrer müssen bei Heranbildung der Jugend hauptsächlich darauf Rücksicht nehmen, daß die ihnen anvertrauten Kinder zu vernünftigen, moralisch-guten und ächt religiösen Gliedern des Staats erzogen werden sollen, — mit möglichster Berücksichtigung auf die Stellung, welche die Kinder seiner Zeit im bürgerlichen Leben einzunehmen berufen, damit namentlich die Jugend von jener überspannten, und somit gefährlichen Richtung fern gehalten, welche dieselbe über ihren Standpunkt, den sie dereinst einzunehmen angewiesen werden, hinausführt, und mit dem gewählten Berufsleben unzufrieden, mißvergnügt und zuletzt unglücklich macht.

Die Heranbildung solcher Männer, welche diese obendezeichnet wichtige Aufgabe zu lösen haben, verdient deßhalb die größte Aufmerksamkeit einer jeden Staatsregierung; — es muß vorzugsweise darauf hingearbeitet werden, daß die Lehrer die Grundprinzipien der Jugendbildung tief und richtig erfassen, — und somit die Wichtigkeit ihres Berufs erkennen — ohne sich in Ueberschätzung zu verlieren, wobei sie in der Regel ihr Lebensziel sich selbst vorrücken, und eben, weil sie dasselbe nicht erreichen können, sich unglücklich fühlen, und dann dasjenige nicht zu leisten vermögen, was man von ihnen fordert, — während jener Lehrer, der seinen schönen Beruf der Jugendbildung stets vor Augen hat und so gestellt ist, daß er seine ganze Thätigkeit derselben widmen kann, auch nur in der treuen Berufserfüllung seine Zufriedenheit findet.

Sollen die Bildungs- und Schulanstalten in dem Staate ferner die gewünschte allgemeine Volksbildung befördern, dann müssen dieselben nicht nur allen Staats-Angehörigen ohnentgeldlich offen stehen, sondern es müssen auch alle Bewohner eines jeden Staats angehalten werden können, diese Bildungs-Anstalten zu benützen, damit auch die Bildung allgemein werde, — und dieselbe nicht durch den Starrsinn von Einzelnen aufgehalten oder gar vereitelt werden könnte.

Soll jedoch das eben angedeutete schöne Ziel der Jugendbildung sicher erreicht werden, dann muß, was ich bereits schon oben angedeutet, die häusliche Erziehung dem Lehrer in Schulen und Kirche Beihülfe leisten; — die Kinder müssen in dem elterlichen

Digitized by Google

Hause Gelegenheit finden, das was sie in der Schule Gutes und Schönes erlernt, auch nutzbringend anzuwenden; — die Kinder müssen durch das Beispiel der Eltern zur Ordnungsliebe, Häuslichkeit, Sittsamkeit, Sparsamkeit und überhaupt zur Uebung aller bürgerlichen und häuslichen Tugenden angeleitet werden; — weßhalb an die Mütter im Allgemeinen die ernste Mahnung gerichtet werden darf, ihre höchst wichtige Stellung im Leben als erste Erzieherinnen der Kinder, richtiger aufzufassen, als dieß heute in der Regel der Fall ist — und dadurch ihren Mutterpflichten nachzukommen, daß sie mit aller Liebe und Sorgfalt, ja schon mit der Muttermilch, jenen kindlich frommen Sinn in die Seele des Säuglings überzutragen, und fort und fort emsig auszubilden, — welcher die schönsten Tugenden der Jungfrauen, Sittsamkeit, Haushältlichkeit bildet — auf welchem zugleich auch das glückliche Familienleben beruhen muß. (Fortsetzung folgt.)

Feierliche Wiedereröffnung
der
Gerichtssitzungen an dem k. Appellationsgerichte zu Zweibrücken
am 3. November 1851.

Nach vorher erfolgter Beeidigung des neu ernannten k. Appellationsgerichtsrathes Gugel hat der k. Generalstaatsprokurator in einer fast 1½ Stunden andauernden Rede die Resultate der Rechtspflege geschildert. Was beim Anhören mir als von besonderem Interesse erschien, theile ich Ihnen kurz, wie ich es notiren konnte, mit. — Das k. Appellationsgericht hat 56 Civilurtheile erlassen und anhängig blieben 33, einige mehr als im letzten Jahre, weil die Anwälte, die in 7 Assisensessionen, welche 200 Tage dauerten, beschäftigt waren, in der Bearbeitung der Civilsachen sich gehemmt sahen. — Erwähnt wurde hierauf mit Auszeichnung des in temporäre Quieszenz getretenen k. Appellationsraths Spach, eines durch Beförderung zum Consistorialdirektor aus der Magistratur getretenen Friedensrichters, des nach 40jähriger Dienstesleistung aus dem Advokatenstande ausgetretenen Heinrich Joseph Schüller von hier, des zum Professor der Rechte beförderten Advokaten Ludwig Weis, der eine sehr lucrative Praxis aufgegeben, um diesem Rufe zu folgen, der einem längst von den Studirenden empfundenen Bedürfnisse abhelfe, und endlich der im Laufe des Jahres verstorbenen Notäre Fuchs in Bergzabern und Köstler in Edenkoben. Bei den 4 Bezirksgerichten waren 3341 Civilprozesse anhängig und blieben zu erledigen 223. Bei dem Bezirksgerichte Zweibrücken sind die wenigsten Civilurtheile ergangen, allein demungeachtet, sagt der k. Generalstaatsprocurator, hatte dessen Richterpersonal einen über alle Maßen anstrengenden und die Gesundheit untergrabenden Dienst zu versehen, weil es nicht allein zu den 200 Tage dauernden Assisensitzungen mitgewirkt, sondern auch seine gewöhnlichen Arbeiten, ohne einen Rückstand aufkommen zu lassen, erledigt hat, weßhalb die aufopfernde Berufstreue, mit der das Bezirksgericht mit seinem Präsidenten sich den außerordentlichen dienstlichen Anforderungen gewidmet hat, bei welchen der mit der Anklage betraute k. Staatsprokurator mit dem Präsidenten des Spezial- und Assisengerichtes in dem Riesenprozesse durch die unermüdliche Ausdauer als Muster vorleuchteten, hier eine öffentliche und ehrenvolle Anerkennung zu finden verdient. Ehescheidungsprozesse waren zu erledigen 28. Die Scheidung erfolgte in 7, abgewiesen wurden 3, verglichen 6, und sind noch anhängig 12. Collocationen waren aus früheren Jahren 118 und aus dem letzten 195 zu erledigen. Beendigt sind 159 und noch zu erledigen 154, in denen jedoch bereits 74 pro. Status gefertigt sind. Zwangsveräußerungen wurden verordnet 428, vollzogen 273, verglichen 40, und bleiben zu erledigen 128. Die Zwangsveräußerungen und damit auch die Collocationen haben sich seit 1849—50 namhaft vermehrt, namentlich in den beiden Bezirken Frankenthal und Landau, wo Weinbau betrieben wird. Auch die Fallimente haben seit 3 Jahren zugenommen.

Die 31. Friedensgerichte haben in ihrer gewöhnlichen Competenz 12,164 Civilurtheile und zufolge Prorogation ihrer Competenz 2140 weitere Civilurtheile erlassen. Vor das Vermitteiungsamt waren 2726 Sachen geladen; davon wurden verglichen 739, nicht verglichen 1278 und in 418 Fällen sind die Beklagten nicht erschienen. Familienrathsbeschlüsse haben die kgl. Friedensgerichte 3839 aufgenommen, 761 Vormünder und 2201 Nebenvormünder bestellt. Sehr rühmliche Anerkennung ist im Allgemeinen den Leistungen der Civilstandsbeamten zu Theil geworden und viele derselben haben sich persönlicher Belobungen zu erfreuen, ihre Namen mitzutheilen, finde ich wohl später Gelegenheit. Geburtsacten enthalten die Civilstandsregister 24,026, Sterbacten 14,197, Heirathsacten 4034 und 7 Ehescheidungen. Unter den 24,026 Geburten sind nur 2159 uneheliche und dabei haben in 594 die Väter anerkannt und in 141 Fällen ist die Legitimation durch die Verheirathung der Eltern erfolgt. Gegen das Jahr 1849 haben wir 92 Geburten, 417 Sterbfälle und 335 Verehelichungen weniger. Die Rede geht nun zur Straf-

Digitized by Google

rechtspflege über. Die Anklagekammer hatte in 56 Proceduren über 67 Personen zu erkennen. Die Criminalgerichte hatten über 46 wegen gemeiner Verbrechen und 349 wegen s. g. politischen Verbrechen Angeklagte zu erkennen. Wegen politischer Verbrechen hat das Spezialgericht 30 Angeklagte zu verschiedenen Strafen verurtheilt und 12 freigesprochen, während das Assisengericht 96, davon jedoch 84 in contumaciam verurtheilt und 70 freigesprochen hat. Ausgesprochen ward durch diese Gerichte:

a) die Todesstrafe:
contradictorisch gegen . . . 4
in contumaciam 97
b) zeitige Zwangsarbeit:
in contumaciam gegen . . 2
contradictorisch gegen . . 11
c) criminelle Einsperrung:
contradictorisch gegen . . 1
d) correctionelle Gefängnißstrafe:
in contumaciam gegen . . 1
contradictorisch gegen . . 10.

Die Zuchtpolizeikammer des k. Appellationsgerichts hat in 168 Proceduren über 215 Personen erkannt. 40 Urtheile sind ganz, 15 theilweise reformirt und 113 einfach bestätigt worden. Die Frage, sagt der Herr Generalstaatsprocurator, ob der Art. 360 der peinlichen Prozeßordnung wörtlich zu nehmen oder in dem Sinne zu verstehen sey, daß *dieselbe* Anklage nicht mehr gegen einen Freigesprochenen erhoben werden könne, daß mithin eine zuchtpolizeiliche Verfolgung gegen den eines Verbrechens nicht schuldig Erklärten zuläßig sey, wenn die Thathandlung aus einem andern Gesichtspunkte ein selbstständiges zuchtpolizeiliches Vergehen ist, worüber den Geschworenen keine Entscheidung zugewiesen war, hat nach den Entscheidungen des Pariser Cassationshofes, nach der Jurisprudenz der Gerichte in der Pfalz und des Cassationshofes in München längst aufgehört controvers zu seyn. Deßwegen sind auch zuchtpolizeiliche Bestrafungen bei drei Bezirksgerichten und dem kgl. Appellationsgerichte gegen die von der Anklage des Hochverraths Freigesprochenen auf den Grund von Thathandlungen ergangen, welche wie Verhaftungen rc. Vergehen bilden und bei der Criminalanklage als Beweismittel geltend gemacht worden waren. Weitere zuchtpolizeiliche Verfolgungen der Art werden nachfolgen, da nach Fällung der Contumacialurtheile die bezüglichen Acten versendet werden können. Wer die Strafgesetze verletzt und die öffentliche Ordnung gefährdet hat, muß dafür Rede stehen. Darin liegt eine Gewähr gegen künftige Störungen derselben, sowie die Ausübung des Grundsatzes gleicher gesetzlicher Behandlung. Die Zuchtpolizeigerichte haben 3732 Endurtheile über 4731 Personen erlassen und davon 3635 zu Gefängnißstrafen, 612 zu Geldstrafen verurtheilt und 484 freigesprochen. Die Zahl der Abgeordneten zählt 286 weniger als $18^{49}/_{50}$. Wegen Forstfrevels im Vergehensgrade haben dieselben Gerichte 530 Personen zu Gefängniß, 25 zu Geldbuße verurtheilt und 10 freigesprochen. Auch hierin ist gegen das Vorjahr eine nicht unbedeutende Minderung eingetreten. Die Forstgerichte haben 102,507 Personen abgeurtheilt. Gefängnißstrafe erhielten 857, Geldbuße 99,949, freigesprochen 1701, die Frevel haben sich um 5838 vermehrt. Die Frevelfälle betragen 118,176, dabei sind 11,429, in welchen der Werthansatz unter 6 kr. betragen hat. Die Entschädigungen betragen 42,988 fl., die Geldstrafen 59,707 fl. Wegen Zolldefraudation wurden 65 Personen abgeurtheilt und davon 3 freigesprochen. Wegen einfachen Polizeicontraventionen sind 3958 Personen zu Gefängniß, 33,977 zu Geldstrafen verurtheilt und 3941 freigesprochen worden. Die Contraventionsfälle haben sich um 12,817 vermehrt.

Schließlich sind noch mehrere Urtheile des Cassationshofes in Strafsachen, dann der Vollzug der Strafurtheile und die Handhabung der Disciplin bei den gerichtlichen Beamten besprochen worden. Die Strafe der Suspension von 14 Tagen bis zu 6 Monaten wurde gegen 3 Gerichtsboten verhängt und einer derselben auf den Antrag des Gerichts entlassen. Disciplinarverweise erhielten 1 Friedensrichter, 1 Gerichtsschreiber, 1 Gerichtsbote, und ein Forstgerichtsbote. Zu Geldstrafen wurden verurtheilt 6 Notarien wegen Zuwiderhandlung gegen die Notariatsordnung und 3 Civilstandsbeamte, einer wegen unterlassener Anzeige eröffneter Pflegschaften und 2 wegen groben Fehlern in ihren Civilstandsregistern. Einige Disciplinaruntersuchungen sollen alsbald ihre Erledigung finden. — Dies sind, sagt der Redner, die Resultate der Rechtspflege des verflossenen Etatsjahres. Sie beweisen die aufopfernde Hingebung, mit welcher die gerichtlichen Beamten, wenige Ausnahmen abgerechnet, sich ihren Berufspflichten, ohne Verkennung derselben gewidmet haben. Hierauf erfolgte die Beeidigung der Anwälte, die Eröffnung der Besetzung der Kammern des k. Appellationsgerichtes und der Schluß der Sitzung. (V. Z.)

Miscellen.

Der Garten-Director Herr Lennè zu Berlin hat über die Kartoffelfäule sehr interessante Entdeckungen

Digitized by Google

gemacht, indem er sich aus den verschiedensten Gegenden verschiedene Arten von Kartoffeln kommen und diese auf einem und demselben, und zwar in gleicher Cultur stehenden Boden unweit Sanssouci auspflanzen ließ. Das Ergebniß der Ernte ist nun gewesen, daß er gesunde und kranke Früchte gewonnen hat. Bei genauer Prüfung hat sich aber ergeben, daß oft kranke Saat gesunde Frucht, und umgekehrt gesunde Saat kranke Frucht gegeben hat. Dieser Maßstab der Beurtheilung erwies sich daher wider die bisher gewöhnliche Annahme nicht als stichhaltig. Vielmehr hat Herr Lenné entdeckt, daß einige Arten, woher sie auch gekommen seyn mochten, durchschnittlich nur kranke, und andere Arten nur gesunde Früchte geliefert haben, obwohl zu letzteren kranke Saatkartoffeln ausgelegt waren. Auch versichert Herr Lenné, die Kartoffelkrankheit sey, wiederum gegen die gewöhnliche Annahme, die sie in die Jahre 1845 und 1844 zurücksetzt, gewiß 20 Jahre alt. Mit dieser Entdeckung ist in der Beurtheilung der Ursache der Kartoffelkrankheit ein wichtiger Anfang zu deren Hebung gemacht und den Mitmenschen ein ersprießlicher Dienst geleistet.

Der Pommer ist im allgemeinen zäh und schweigsam. Ein Bäuerlein dort will 'mal nach der Stadt gehen und sein Nachbar läßt ihm sagen, sie wollten den Weg zusammen machen, damit er keinem zu lang würde und man doch unterwegs ein Wort sprechen könne. Es geschieht. Stumm wie die Fische wandern beide neben einander. Endlich auf dem halben Wege nimmt der eine die Pfeife aus dem Mund, deutet damit auf ein Ackerstück und meint: „Deine Erbsen stehen da gut!“ Der andere nickt und damit ist der Herzensaustausch für den Hinweg zu Ende. Auf dem Rückmarsch bleibt der, welcher das Wort noch schuldig geblieben, genau auf derselben Stelle stehen, zeigt auf das nebenliegende Feld und schmunzelt: „Dein Flachs da aber auch!“ Jetzt ist das Nicken an andern, und so sind zwei pommerische Bauern einen langen Weg in Gesellschaft gegangen. — Da ist's in der Provinz Sachsen ganz anders. Viel lieber wird ein bald Dutzend Worte zugegeben, als eins zu wenig gesagt. In einem dortigen Städtchen tritt z. B. einer in einen Kaufmannsladen und fragt nach neuen Häringen. Der kleine freundliche Commis zuckt die Achseln und tröstet: „Haben thuen wir jetzt allewele grade eben noch keene nich, aber kriegen könnte es vielleicht balle sin, daß wir welche thälten.“

Es sind jetzt gerade vierundvierzig Jahre, daß Fulton in Nordamerika das erste vollständige Dampfboot auf dem Hudson baute, welches im April 1807 vom Stapel gelassen und im August mit seiner Maschine versehen wurde. Es führte den Namen „Clermont,“ und wurde als etwas Außergewöhnliches gepriesen, daß es vier englische Meilen in einer Stunde machen würde. Das Publikum schenkte der Erfindung anfänglich nur geringe Aufmerksamkeit, die Blätter sprachen gar nicht davon. Fulton selbst schätzte sich glücklich, als er bei der ersten Fahrt 150 englische Meilen in 32 Stunden zurücklegte, spricht sich aber in demselben Briefe dahin aus, daß in New York keine dreißig Personen gewesen, die an die Möglichkeit geglaubt, mit Dampfkraft ein Schiff zu bewegen. Vom Jahre 1806 bis 1813 baute Robert Fulton in New-York fünfzehn Dampfboote, unter denen 1814 die erste Dampffregatte für die Vereinigten Staaten, die seinen Namen führte: „Fulton the Firth.“ Fulton, 1765 in Lancaster County in Pennsylvania geboren, starb 1815 am 24. Februar. Schon 1793 hatte er in England die Idee gefaßt, Schiffe durch Dampfkraft zu bewegen und auch Patente auf verschiedene mechanische Erfindungen genommen. Im Jahr 1797 ging er nach Paris, wo er die höhere Mathematik, Chemie und Physik studirte, bis er 1806 nach Amerika zurückkehrte. Watts und Bolton ertheilten 1801 von ihm in Paris die Anleitung und Erklärung über den Bau eines Dampfbootes, obwohl er sich selbst nur die Erfindung zuschreiben wollte, da der Kanzler Livingston schon 1798 in New York ein Dampfboot gebaut hatte, das aber seinem Zwecke nicht entsprach. Livingston wurde Gesandter in Paris, lernte hier Fulton kennen, und so ward nach verschiedenen Versuchen nach Fulton's System 1803 das erste Dampfboot auf der Seine gebaut, das seinem Zwecke so gut entsprach, daß Fulton sogleich eine Maschine in England bestellte, die er zu seinem ersten größeren, von 1806 bis 1807 auf dem Hudson gebauten Boote benutzte. Wie viele Tausende Dampfschiffe durchkreuzen jetzt alle Meere, haben viele der bis in unsere Zeit unschiffbar gehaltenen Ströme bezwungen! Samstag, 11. Oct., liefen auf einmal aus dem Hafen von New-York nicht weniger als sieben der größten See-Dampfer aus, mit etwa 1200 Passagieren und einer Ladung von 11,400 Tonnen.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 90. Kaiserslautern, Donnerstag 13. November **1851.**

Auszug aus dem Vortrage des Herrn Hofraths Dr. Perner in der Generalversammlung der deutschen Thierärzte zu München am 19. Sept. 1851 unter dem Präsidium des Hrn. Professors Dr. Fuchs aus Karlsruhe.

Als Stellvertreter Sr. k. Hoh. des Prinzen Eduard von Sachsen-Altenburg, Herzogs zu Sachsen, des Vorstandes des Münchner Vereins gegen Thierquälerei, sprach Hr. Hofrath Dr. Perner unter Anderm Folgendes: Wenn ich wiederholt einige Worte an Sie richte, so kann dieses nur durch die Wichtigkeit Ihres und unsers Vereinszweckes, dann durch den Zusammenhang beider veranlaßt und gerechtfertigt seyn. Ich fasse mich kurz, weil Beides schon in Ihren und unsern früheren Vorträgen und Schriften zur Genüge, ja bis zur höchsten Evidenz erörtert ist. Ich muß jedoch, um an das früher Erörterte anbinden zu können, Einiges aus frühern Vorträgen hier heraushebe. Unser Verein hat folgende vier sich an einander reihende Sätze zur Grundlage:

1) ohne Mitleid zur Grundlage der Erziehung zu machen, kann das Menschengeschlecht nie glücklich werden; 2) ohne die Grausamkeit gegen die Thiere abzustellen, kann keine Macht der Erde das wahre Mitleid je zur Grundlage der Erziehung machen; 3) wenn man nicht den Erwachsenen die Mißhandlungen der Thiere, besonders die öffentlich ausgeübten des Zug- und Schlachtviehes, inhibirt, bleibt die wahrhaft gute Erziehung der Jugend stets unmöglich, weil das Beispiel und Vorbild der Erwachsenen alle Versuche der Erziehung mehr oder minder vereitelt; endlich 4) die praktische Ausführbarkeit unserer Grundsätze liegt ganz einfach darin, daß die Regierungen sie als zu den Hauptgrundlagen der Erziehung gehörig betrachten und als solche mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mittel behandeln.

Der Zweck bei der Vereine ist daher ein direkter und ein indirekter; jener ist auf das Wohl der Thiere unmittelbar, dieser mittelbar auf das Wohl der Menschen gerichtet; jener will bessere, zweckmäßigere, natur- und vernunftgemäßere Behandlung der Thiere, der gesunden sowohl als der kranken und der zum Tode bestimmten, dieser will staatswirthschaftliche, ökonomische, sanitäts-polizeiliche und moralische Vortheile für die Menschen; jener will unsern, von der Vorsehung unserer Macht überlassenen Mitgeschöpfen unnöthige Schmerzen, Krankheiten, Mißhandlungen aus Vortheil, eingerostetem Mißbrauche, Rohheit und Grausamkeit ersparen, dieser will, daß wir, die Herren dieser so oft und oft so furchtbar grausam, ganz schuldlos mißhandelten Geschöpfe, nicht uns selbst, unsern Familien, dem Vaterlande, ja der ganzen Menschheit unberechenbare Nachtheile zufügen, Nachtheile durch gestörten oder verminderten Gebrauch der Thiere, durch Erschwerung ihrer Arbeit für uns, durch Verschlechterung, ja oft Vergiftung der uns durch sie gelieferten Nahrung, ganz besonders aber durch Abstumpfung alles Gefühls und alles Mitleids in den Herzen der Menschen. Alles dieses wollen Sie und alles dieses wollen auch wir.

Die Mittel, um diese Zwecke zu erreichen, sind bei Ihnen und bei uns nur theilweise, oft, wie ich sagte, nur scheinbar verschieden, ja es liegt zuletzt der ganze Unterschied nur darin, daß Sie Ihre überwiegenden technischen Kenntnisse Selbst zur Anwendung bringen, während wir eben diesen Ihren technischen Kenntnissen immer mehr Verbreitung und Anerkennung, ein immer weiteres Feld für deren Anerkennung zu verschaffen suchen. Sie schreiben vor, wie man die kranken Thiere behandeln, wie man die gesunden vor Krankheiten möglichst bewahren, wie man die zum Tode bestimmten am zweckmäßigsten tödten soll, und wir arbeiten dahin, daß Ihre Vorschriften wirklich befolgt, daß sie immer allgemeiner und immer genauer befolgt, daß die Ihren aufgeklärten Rathschlägen und Anordnungen widerstreitenden, ja oft den hartnäckigsten Widerstand leistenden Vorurtheile, Mißbräuche und Grausamkeiten immer mehr und immer radikaler ausgerottet

Digitized by Google

werden. Daher empfehlen wir bei jeder Gelegenheit (und diese unsere Empfehlung geht in unzählige öffentliche Blätter über und wird durch unsere, sie ebenfalls enthaltenden populären Volksschriften in Hundert-Tausenden von Exemplaren im Volke verbreitet) wir empfehlen, sage ich, nicht nur Ihre Vorschriften und deren Befolgung, sondern Sie Selbst und Ihre Beiziehung in allen in Ihr Gebiet einschlagenden Fällen und Vorkommnissen; daher eifern wir in Wort und Schrift gegen die Pfuscher in Ihrem Fache, gegen die Quacksalber, deren leider noch so viele, besonders am Lande, zum Nachtheil der Thiere und ihrer Eigenthümer ihre unheilvolle Charlatanerie treiben.

Wer unsere Jahresberichte liest, findet sehr Vieles darüber, wie Ihre Thätigkeit der unsrigen in Beziehung auf Verbannung des Vorurtheils gegen den Genuß des Pferdefleisches, ungeeignete Operationen, das Englisiren, das Knebeln des Schlachtviehes, unzweckmäßige und grausame Arten zu schlachten, die Doppeljoche beim Zugvieh u. dgl. in fast ganz Europa hilfreich zur Seite stand, und wie die von uns dem Drucke übergebenen thierärztlichen Gutachten genau mit unsern Ansichten und Absichten übereinstimmen.

Wenn ich nun aber beifüge, daß einer unserer gemeinschaftlichen indirekten Zwecke, nämlich die moralische Einwirkung auf die Menschheit, der wichtigste von allen ist, weil durch unnütze Grausamkeit gegen die Thiere und alle hieher einschlagenden Mißbräuche das Gefühl abgestumpft, und die Menschen auch unter sich grausam werden, so sind sie mit mir gewiß einverstanden.

Dieser Gesichtspunkt stellt unsere beiderseitige Thätigkeit auf einen viel höhern Standpunkt und gibt ihr eine viel höhere Bedeutung, als man ihr früher zuzumessen gewohnt war.

Wir wollen daher alle, Sie in Ihrem und wir in unserm Vereine uns als eine und dieselbe Corporation betrachten, von der Vorsehung bestimmt, zum wahren Nutzen der Menschheit zu wirken, und ich würde mich sehr glücklich fühlen, wenn ich durch meine, aus voller Seele gekommenen Andeutungen auch nur das Allergeringste dazu beigetragen hätte, einerseits die durch seine Nachwirkungen so hohe Wichtigkeit Ihres edlen Berufes etwas anschaulicher zu machen, und anderseits das so höchst folgenreiche Band zwischen Ihrem und unserm Vereine noch enger zu knüpfen.

Und so erlaube ich mir denn auch heute, und das ist der Hauptzweck meiner heutigen Worte, an Sie Alle, und an Alle heute nicht anwesenden Mitglieder Ihres und unseres Vereines die Bitte um unerschütterliche und energische Ausdauer in unserm gemeinschaftlichen Bemühungen. Ich unterstütze diese Bitte vorzugsweise durch Hindeutung auf die unverkennbare Lehre der Geschichte, daß muthige Ausdauer im Kampfe für das Wahre, Gute und Nützliche noch jederzeit ohne Ausnahme, auch gegenüber von den ungeheuersten, ganz unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten und Mächten, zuletzt den Sieg davon getragen hat. Erinnern wir uns nur an die Fortschritte und Verbesserungen, die wir selbst schon erlebt haben, und an die Aufnahme, die die Schöpfer dieser Verbesserungen in ihrem anfänglichen Auftreten bei den Gegnern, bei den Vertheidigern der frühern Vorurtheile und Mißbräuche, ja oft bei der vorgefaßten Meinung des ganzen Publikums gefunden haben. Wie durch Zauber sind vor unsern Augen — wenn wir einen Zeitraum von 20 — 30 Jahren als einen Moment uns vorstellen und was sind 20 — 30 Jahre in der Unendlichkeit der Zeit und der Geschichte? — wie durch Zauber sind bewunderungswürdige Kunststraßen, Eisenbahnen, Telegraphen, Maschinen aller Art, forst- und landwirthschaftliche Verbesserungen, Gasthöfe mit Einrichtungen, die früher als fabelhaft erschienen wären, chirurgische und astronomische Instrumente, deren Resultate früher als Hexerei bestraft worden wären ꝛc. ꝛc., erstanden und mit welchen Schwierigkeiten hatten die ersten Versuche zu kämpfen? wie wurden sie verlacht, verspottet, ja wie wurden sie sogar systematisch bekämpft von Betheiligten und Unbetheiligten, selbst von öffentlichen Autoritäten und Behörden und von den gebildetsten Ständen, welche gleich dem Publikum durch die dunkle Brille des Vorurtheils, der Befangenheit und der herrschenden Begriffs- und Anschauungsweise die helle und klare Wahrheit nicht hell und klar sehen konnten!

(Schluß folgt.)

Eine Durchfahrt durch einen Eisberg.

Der Londoner „Herald“ theilt aus dem Tagebuche eines, der letzten Nordpolerexpedition (zur Aufsuchung Franklin's) attachirten Seeoffiziers folgende interessante Schilderung einer Durchfahrt durch einen Eisberg mit: „Sonntag, 30. Juni 1850. Vor Anker an einem Eisberg; ruhiges Wetter, wolkenloser, schön blauer Himmel; umgeben von einer ansehnlichen Zahl ungeheurer Eismassen, gleißend und farbenspielend unter den Strahlen der Mittagssonne. Ein Theil der Mannschaft war ans Land gegangen, um

Digitized by Google

Eier der wilden Seevögel zu sammeln, welche sich an den Einsamen Felsen und Abgründen der Bassinsbay aufhalten, während die übrigen, ermüdet von den erschöpfenden Arbeiten des vorangegangenen Tages, sich zur Ruhe begeben hatten. Ich allein ging auf dem Verdeck auf und ab; die ganze Natur rund um mich schien in die tiefste Ruhe versenkt. Da bemerkte ich in der offenen See einen ungeheuren Eisberg, der in der Mitte durchbrochen war und so eine Art Tunnel bildete. Noch nie hatte ich gehört oder gelesen, daß ein Reisender in den arktischen Regionen etwas Aehnliches geschildert hätte; die Neuheit der Sache reizte mich, deßhalb beschloß ich, eine Fahrt durch diesen Eistunnel zu versuchen, und fand auch bald zwei Matrosen, die bereit waren, mich zu begleiten. Das kleine Boot wurde ausgehoben und die Entdeckungsreise angetreten. Wir näherten uns dem Koloß, erkannten, daß in der Höhle Wasser genug vorhanden, um dem Boote die Durchfahrt zu gestatten, ruderten langsam und schweigend darauf zu, und eine der herrlichsten Naturscenen, die jemals das Auge eines Sterblichen erblickt, ein Schauspiel, dessen Erhabenheit und Größe keine Sprache zu beschreiben, keine Phantasie zu erfinden vermag, zeigte sich jetzt unsern staunenden Blicken. Man denke sich einen ungeheuren Bogengang von etwa 80 Fuß Spannung, 50 Fuß hoch und über 100 breit, so regelmäßig gebildet, als ob er vom geschicktesten Baumeister angelegt wäre, und das Ganze aus einer halbdurchsichtigen Masse von wunderbar schöner Smaragdfarbe, an allen Stellen eben und glatt, wie es nur der sorgfältigst polirte Alabaster seyn kann — und man wird nur einen schwachen Begriff von der Schönheit dieses natürlichen Tempels haben. Als wir ungefähr die Hälfte Weges durch denselben zurückgelegt hatten, sah ich, daß der Berg in seiner ganzen Breite, und zwar in senkrechter Richtung, geborsten war, dergestalt, daß an einzelnen Stellen die Sonnenstrahlen ganz oder theilweise durchbrechen oder eindringen konnten, und die nicht erhellten Parteien tiefblau erschienen, ein Anblick von wahrhaft zauberischer Schönheit, wie ihn der Pinsel des größten Malers nie wiedergeben könnte. Ich gestehe, ich war im ersten Augenblick so berauscht von diesem Anblick, daß ich mich wirklich nicht mehr in dieser Welt, sondern mein sterbliches Ich todt, die Pforten des Paradieses vor mir geöffnet glaubte und mich im vollen Sinne des Wortes für selig hielt. Aber ach! bald sollte sich die Scene ändern, denn ich war in der That wenigstens dicht an den Pforten des Todes. Ich erwachte aus einem entzückenden Traume, um alle Schrecken einer schreckensvollen Wirklichkeit zu erfahren. Ich bemerkte nämlich, als ich mich wieder etwas gesammelt hatte, daß der kolossale Riß über mir sich plötzlich sehr rasch schloß und dann langsam und allmälig wieder öffnete und ich konnte nicht mehr zweifeln, daß der ganze Eiskompler von mehreren Millionen Tonnen nicht auf einer festen Basis ruhte, sondern — schwamm, demnach jeden Augenblick das Gleichgewicht verlieren, umstürzen und in tausend Stücke zertrümmern konnte. Unsere Lage war in der That bedenklich. Ich sah vor- und rückwärts, überall schien die See in Bewegung. Um mich diesem furchtbaren Anblick zu entziehen, schloß ich einen Moment die Augen; meine beiden Begleiter griffen instinktmäßig zu den Rudern, pfeilschnell glitt das kleine Fahrzeug an den Eiswänden, in denen ich eben noch das Paradies erblickt hatte, vorbei durch die schwarze Fluth und war bald unter freiem Himmel. In ehrfurchtsvoller Entfernung fuhren wir nun um den Eiskoloß herum, um seine Ausdehnung zu erforschen und fanden, daß er ungefähr eine englische Meile im Umfang messen und an der höchsten Stelle dritthalb hundert Fuß hoch seyn mochte. Um 2 Uhr Nachmittags hatten wir die Fahrt gemacht und um 10 Uhr am Abend desselben Tages stürzte der ganze Bau zusammen, die See mehrere Meilen in die Runde aufregend. Noch habe ich nachzuholen, daß meine beiden Begleiter jenen Riß im Eise nicht bemerkt hatten, wie ich aber erst erfuhr, als wir bereits außer Gefahr waren; wir hatten nämlich ausgemacht, unterwegs nicht zu sprechen, damit nicht etwa durch den Wiederhall des Tones die zerbrechliche Masse gestört werden solle. Der Erzähler versichert noch schließlich, daß er um tausend Pfund Sterling die Erinnerung an diese Excursion nicht missen, aber um die ganze Welt sie nicht noch einmal machen möchte.

Miscellen.

Die durch den Genuß des Mutterkorns entstehende Kriebelkrankheit äußert sich in folgender Weise: Den Anfang macht eine Ermattung, ein Kriebeln in den Fingerspitzen und den Zehen, oder eine Empfindung als ob Ameisen darin lebten. Oft erbrechen sich die Kranken, der Leib bläht sich auf, wird hart, die Sinne werden stumpf, man bemerkt heftige Zuckungen an Händen und Füßen, an den Knieen, den Schultern, und den Ellbogen, am Munde und an den Lippen, und es stellt sich einige Wochen lang abwechselnd Frost und Hitze ein. Der Leib zieht sich zu einer Kugel zusammen und in den Zwischenzeiten

Digitized by Google

der Krankheit schlafen die Kranken ununterbrochen fort. Die Begierde nach Nahrungsmitteln wächst bis zur Unersättlichkeit heran. Einige klagen über Schwindel und schweres Gehör, andere werden unsinnig. Es stellt sich eine Unempfindlichkeit ein, Hände und Füße vertrocknen, die Haut wird schwarz und runzlich, und es scheint gleichsam eine Gränzlinie zwischen diesen und den noch gesunden Theilen wie von einem Aezmittel gezogen zu seyn. Einem Hunde an dem man Versuche damit machte, fielen ganze Glieder stückweise ab, und einige schleppten sich Jahre lang mit ihrem ausgemerkelten Körper.

Die Heilung beruhet auf Brechmitteln, Abführungen, Säuern und öligen, schleimigen und wässerigen Getränken. Schädlich hingegen sind die schweißtreibenden Mittel, besonders wenn sie für sich allein gebraucht werden.

In Plymouth hält ein Arzt es für durchaus nicht bequem, des Nachts erst sich aufklingeln zu lassen, dann erst an das Fenster oder gar an die Hausthüre gehen oder senden und sie öffnen zu müssen, um die Bestellung zu hören und Rede und Antwort zu geben. Er hat deshalb an seinem Namenschild die Mündung einer hohlen Röhre von Guttapercha angebracht; diese Röhre erstreckt sich ins Haus bis an sein Kopfkissen und endigt daselbst mit ihrer andern Mündung. In diese Röhre ruft man von der Straße die Bestellung hinein; der Doctor hört es und braucht sich nur im Bett umzudrehen und Antwort zu geben. Mehrere Aerzte in New-York haben schon dieselbe Einrichtung getroffen, und einer derselben, der wegen eines Beinbruchs längere Zeit bettlägerig war und durch Besuche nicht gestört seyn wollte, gab allen seinen Kranken, die sich an ihn wendeten, durch diese Röhre Auskunft und Rath, und auch sein Assistent mußte durch diese Röhre ihm Bericht abstatten und die nöthigen Recepte und Anweisungen erfahren.

Das Jennylindfieber ist in den Vereinigten Staaten ohne Nachwehen vorübergegangen, um einer ähnlichen Krankheit Platz zu machen; denn die Sängerin Miß Hayes, der irische Schwan, wie man sie nennt, wird nicht weniger gefeiert als die schwedische Nachtigall. Bei ihrem ersten Auftreten in der „Nachtwandlerin“ waren im Castle-Garden-Theater in New-York nicht weniger als 7000 Billets verkauft. „Nach Westen hin, nach Westen hin“, werden unsere Sängerinnen bald anstimmen.

Folgende Anzeige eines Ehemanns befand sich kürzlich in dem Blatt eines kleinen französischen Departements: „Es war am 5. October dieses Jahres, daß meine Frau um 8 Uhr Morgens an den Brunnen der Stadt ging, um ein paar Tropfen frisches Wasser zu holen. Als sie daselbst ankam, traf sie einige ab- und zugehende Nachbarinnen, mit denen sie sich in Unterhaltungen einließ. Als sie zurückkam, war es 5 Uhr abends. Dies zur Nachricht. Jean Gaspar.“

Wasserlied.

(Zur Composition.) Von J. V. Kutschelt.

Wenn auf der Erd kein Wasser wär',
Da könnt man sich nicht baden,
Und käm' auch auf dem großen Meer
Kein Schiffersmann zu Schaden.

Kein Bier dann freilich braute man,
Wär' aber schon zu tragen;
Wir führten ja den Wein sodann
Ganz ungelauft zu Magen.

Gekocht wird' alles auch in Wein,
Kaffee und Thee und Brühsupp,
Und mancher, dem's jetzt große Pein,
Genöss' dann ohne Müh Supp.

Doch eins wär' schlimm, es käm' die Frau
Und wollt auch Wein zur Wäsche,
Das machte in dem Flaschenbau
Doch zu gewalt'ge Bresche.

Drum mag, wie's nun mal Sitte ist,
Bergab das Wasser laufen,
Nur soll der Wirth als guter Christ
Blos seine Kinder taufen.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 91. Kaiserslautern, Samstag 15. November **1851.**

Ueber unbedingte Gewerbfreiheit

von **Dr. L. Guembel,**

k. Rentbeamte außer Dienst in Kaiserslautern.

(Fortsetzung.)

Motto: Nur wo Bildung und Intelligenz angetroffen wird, ist wahre Freiheit.

So wie Ackerbau und Gewerbe im Wechselverhältniß stehen, eben so innig berühren sich die Sitte und die Lebensweise dieser beiden Volksklassen, und wenn ich nachstehend die Verhältnisse der Gewerbtreibenden in den Rheinlanden näher beleuchte, so läßt sich das Gesagte auch im Allgemeinen auf die ackerbautreibende Volksklasse anwenden.

Was nun die unbedingte Gewerbefreiheit im Allgemeinen betrifft, wie solche gegenwärtig in den Rheinlanden angetroffen wird, so mag dieselbe zwar auf den ersten Anblick als ein unschätzbares Gut angesehen und eben deßhalb jeder Tadel, oder gar ein Vorschlag, dieselbe in gemessene Schranken zurückzuführen, als ein Eingriff in das große Rad der Zeit erklärt werden wollen, dennoch bleibt die Thatsache im practischen Leben als eine unumstößlich wahre feststehen, daß, wie überall, so auch in Beziehung auf die unbedingte Gewerbefreiheit, jeder Mißbrauch einer Freiheit, zur Unfreiheit zurückführt, und auch hier bewährt sich bei näherer Beleuchtung der Verhältnisse der Gewerbtreibenden in den Rheinlanden, der ewig wahre Grundsatz, daß alle Freiheits-Prinzipien nur dann für Volk und Regierung die erwünschten glücklichen Resultate erzeugen können, wenn der Gebrauch der dargebotenen Freiheiten auf Bildung und Intelligenz basirt und von diesen geleitet wird, damit das richtige Maaß möglichst gehalten, und die uneingeschränkte Freiheit im Handeln, nicht in unberechnete Zügellosigkeit ausartet, indem sonst das Gute und Segensreiche, welches durch die Freiheits-Prinzipien herbeigeführt werden könnte, gar nicht erreicht, wohl aber statt dem Besserwerden, noch schlimmere Zustände im Volksleben hervorgerufen werden, als solche durch straffe Zwangsgesetze erzeugt werden können.

Betrachten wir heute frei von jeder vorgefaßten Ansicht die Lebensverhältnisse der Gewerbtreibenden und Handwerker in den Rheinlanden, und untersuchen redlich, wie viele zufriedene und glückliche Handwerker wir, ohngeachtet der unbedingten Gewerbefreiheit finden, dann wird die Zahl derselben, nach ihrer eigenen Angabe, sehr gering seyn. — Wollen wir aber den Grund der häufigen Klagen der Gewerbtreibenden in den Rheinlanden näher kennen lernen, der in der Regel von den Klagenden anderswo gesucht wird, als er wirklich liegt, — dann müssen wir zunächst einen richtigen Blick auf die heutige Lebensweise dieser Volksklasse werfen, — und ein einfacher Vergleich dieser Lebensweise zu der in jener Zeit, wo die französischen Freiheits-Principien noch nicht in den Rheinlanden eingeführt — besagen, daß die damaligen Handwerker bei ihrer einfachen Sitte und Lebensweise zufriedener gewesen als die jetzt lebende Generation, die sich im Gegensatz zu der früheren durch Luxus und Genußsucht — besonders auszeichnet, wogegen aber auch der in früheren Jahren bei den Handwerkern vorherrschende solide Wohlstand jetzt zur seltenen Erscheinung geworden und den Grund zur allgemeinen Klage gibt. Die Sucht, luxuriöse Bedürfnisse sich anzugewöhnen, hat heute nicht nur die Gewerbtreibenden in Stadt und Land, sondern selbst auch die Bauern ergriffen, und zwar sehr häufig in der Weise, daß sie in der Befriedigung derselben, den Zweck ihres Lebens, ihr sogenanntes Glück suchen, und eben deßhalb sich nicht nur unglücklich fühlen, wenn sie dieser angewöhnten Lebensweise nicht in aller Ungebundenheit fröhnen können, sondern nicht selten sogar zu den unlautersten Mitteln greifen, um ihr vermeintliches Lebensglück zu erreichen.

Niemand, der nüchtern die heutigen Zustände im Volksleben auffaßt, wird in Abrede stellen können, daß sowohl der Handwerksstand wie auch der Bauernstand, weit aus der ihrem Stande so gut anstehenden

Digitized by Google

Bahn der Einfachheit in Sitte und Lebensweise herausgetreten sind, und eben deßhalb auch in der Regel alle zu Gebot stehenden Mittel, vorzugsweise zur Befriedigung der Masse von Angewohnheiten verwenden, ohne dabei zu berücksichtigen, daß die Erwerbsquellen nicht so nachhaltig sind, um andauernd und unbedingt allen luxuriösen Gewohnheiten fröhnen zu können, — anstatt dies wohl zu überlegen, genießt die Mehrzahl sorglos, was der Augenblick darbietet, unbekümmert um die nächste Zukunft, und folgen dann den Sonnenblicken des Glücks, nur einige trübe Tage des Mißgeschicks, in Folge von Krankheiten, Stockungen im allgemeinen Verkehr ꝛc. ꝛc., dann fehlen denselben auch zu bald die Mittel, um das Genußleben in angewohnter Weise fortführen zu können, ja es fehlen dann gewöhnlich gar zu bald diejenigen Mittel, welche zur Anschaffung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse nothwendig sind, darum, weil man in den Tagen des Glücks an Ersparungen und an Haushaltlichkeit nicht gedacht hat, — und nun doch sich berechtigt glaubt, gerechte Klage gegen Gott und die Welt führen zu dürfen, ohne zu bedenken, daß die meisten Klagenden sich selbst zu nächst anzuklagen haben, — und daß sie nur durch Umgestaltung ihrer eigenen Lebensweise, bessere Zustände herbeizuführen suchen sollten, anstatt von dem Umsturze aller bestehenden, gesellschen, gestützten Verhältnissen in dem Staate ihr Heil zu erwarten.

(Fortsetzung folgt.)

Auszug aus dem Vortrage des Herrn Hofraths Dr. Perner in der Generalversammlung der deutschen Thierärzte zu München am 19. Sept. 1851 unter dem Präsidium des Hrn. Professors Dr. Fuchs aus Karlsruhe.

(Schluß.)

Viele aus uns, die wir hier versammelt sind, kannten noch persönlich den Mann, der in Bayern zuerst die Einführung der Eisenbahnen zur Sprache brachte, und sahen ihn — als Narren und Gegenstand des allgemeinen Gespöttes und Gelächters — in den Straßen von München herumgehen. Welche Hemmnisse stellten sich vor unsern eigenen Augen unserm hochgeachteten Mitbürger entgegen, der noch unter uns lebt, dem wir so viele nützliche Anstalten verdanken, und der eben jetzt im Auslande in einer hochwichtigen industriellen Unternehmung mit dem Preise vor allen europäischen Mitbewerbern, zum Ruhm für ihn und zur Ehre für unser Vaterland gekrönt wird! Aehnliche Beispiele ließen sich aus unserer und unserer Zeitgenossen Erfahrung unzählige anführen, und sind diese uns so nahe liegenden Fingerzeige müssen Jeden, der von irgend einer nützlichen Wahrheit überzeugt ist, zur unerschütterlichen Ausdauer in seinem freilich oft unglaublich schweren Kampfe für das Gute ermuthigen. Aber was sind unsere wenigen eigenen Erfahrungen gegen das großartige Gemälde, das uns die Geschichte liefert.

Die ganze Geschichte ist für den, der sie kennt — und derjenige kennt sie nicht, der nur die Reihenfolge der Eroberer und der Schlachten und nicht die Sitten- und Culturgeschichte ins Auge gefaßt hat — nichts anderes, als eine großartige, umfassende, sich tausend und millionenmal, ja ewig fort wiederholende Darstellung jenes unaufhörlichen und zuletzt immer siegreichen Kampfes der Wahrheit mit dem Vorurtheile, der uneigennützigen Selbstaufopferung mit dem Schritt für Schritt sein Interesse vertheidigenden Egoismus, des Guten und Nützlichen mit dem herrschenden Mißbrauche und der herrschenden Dummheit. Wollte ich in eine weitere Ausführung hierüber eingehen, so müßte ich alle Geschichtswerke abschreiben, die ich gelesen habe, denn alle sind sie nur unendlich und ewig fortspielende Variationen über dasselbe Thema. Nur ein paar Stellen aus einem der geistreichsten und bekanntesten und bereits in der öffentlichen Meinung höchstgestellten Geschichtswerke der neuesten Zeit hier anzuführen, kann ich mir nicht versagen. Macaulay widmet einen ganzen Band seiner Geschichte von England seit Jacob II. der — freilich nie ganz umfassend möglichen — Darstellung der Früchte jenes schweren und äußerst hartnäckigen Kampfes und beschreibt die, trotz aller Schwierigkeiten und Gegengewichte enormen und auf ganz Europa, ja auf die ganze Erde nachwirkenden Fortschritte seit dem Jahre 1685, also in einem verhältnißmäßig wieder kurzen Zeitraum, in einer Menge von Detailangaben, die er alle mit den strengsten Beweisen aus Archiven, Parlaments- und andern amtlichen Acten, Geburts- und Sterberegistern, amtlichen Tabellen ꝛc. belegt.

2. Band. Fol. 103 nach Bülows Uebersetzung:

Die erste Straßenbeleuchtung in London 1685 betr. „Die Sache der Finsterniß ward nicht unvertheidiget gelassen. Es gab Thoren, die sich der Einführung dessen, was das neue Licht genannt wurde, so eifrig widersetzten, wie Thoren in unserem Zeitalter sich der Einführung der Kuhpockenimpfung und der Eisenbahnen, und wie die Thoren eines

Digitized by Google

früheren Zeitalters in der Frühdämmerung der Geschichte sich der Einführung des Pfluges und der Buchstabenschrift widersetzten. Noch viele Jahre (nach dem ersten Beleuchtungspatente) gab es ausgedehnte Bezirke ohne eine einzige Lampe."

Fol. 114. Dampf betr. „Der Marquis von Worcester hatte die ausdehnende Kraft der durch Hitze verdünnten Feuchtigkeit beobachtet, nach vielen Versuchen war es ihm gelungen, eine rohe Dampfmaschine zu erbauen, die er ein „Feuer-Wasserwerk" nannte und von der erklärte, daß sie „ein bewundernswerthes und höchst wirksames Werkzeug der Fortreibung sey," aber er stand im Verdacht wahnsinnig zu seyn und seine Erfindungen fanden keine günstige Aufnahme. Sein Feuerwasserwerk lieferte Stoff zu einer Versammlung der k. Societät, aber es fand keinen Beifall und ward zu keinerlei practischem Zweck anwendbar gefunden."

S. 115—124 beschreibt Macaulay auf höchst interessante Weise die Schlechtigkeit der Straßen, die Schwierigkeiten des Reisens und Waarentransportes ꝛc. und den Kampf, den Vorurtheil und Interesse gegen deren und unzählige andere Verbesserungen kämpften, er schließt mit den Worten: „wir lächeln jetzt über diese Dinge, aber ebenso werden unsere Nachkommen, wenn sie die Geschichte der Opposition lesen, die Hadgier und Vorurtheil den Verbesserungen im 19. Jahrhundert machten, ihrerseits lächeln."

Ich beschränke mich auf die wichtigsten Stellen, um Ihre Zeit nicht zu lange in Anspruch zu nehmen, obwohl es schwer ist, von hundert Stellen, die man für eine Wahrheit anführen könnte, nur drei anzuführen. Und im Hinblicke auf diese aufmunternde Anschauungs- und Auffassungsweise der Geschichte und auf die großen Schwierigkeiten und Hindernisse, die unsern Bemühungen schon entgegengetreten sind und noch entgegentreten, insbesondere im Hinblicke auf die stumpfe Gleichgültigkeit, mit der Viele aus den gebildetsten und einflußreichsten Ständen unserm schweren und uneigennützigen Kampfe für die klarsten und wichtigsten Wahrheiten zusehen, während sie so leicht helfen könnten, wiederhole ich denn die schon gestellte Bitte: Lassen Sie uns alle muthig und unerschüttert sich ausharren in unserer Thätigkeit; viele Früchte derselben sind schon gereift, noch viel mehr und noch viel wichtigere Früchte werden reifen. (Ich schalte hier ein, daß schon allein das actenmäßig nachweisbare, durch unsere Grundsätze und durch unsere Bemühungen zum Genusse in verschiedenen Ländern gekommene Pferdefleisch zwischen 2 und 3 Millionen Zentner beträgt und daß das Gubernium des lombardisch-venetianischen Königreichs in Mailand das durch uns veranlaßte und seit dem Jahre 1843 befolgte Verbot des Knebelns des Schlachtviehs vor wenigen Wochen bei 10 fl. curr. oder 5tägiger Arreststrafe neuerdings und strengstens eingeschärft hat.) Erst aus unseren letzten Bekanntmachungen haben Sie wieder entnommen, daß unsere Vereinsgrundsätze, die schon in so viele Länder sich seit den 10 Jahren des Bestehens unseres Vereins verbreiteten, in neuester Zeit auch in Aarau, Basel, Chur, Freyburg in der Schweiz, Meran, Breslau ꝛc. Anklang fanden und neue Vereine und neue weit verbreitete Schriften in unserem Sinne und nach dem Vorbilde unseres Vereines hervorriefen. Erst vor wenigen Tagen schrieb uns der Gründer des Vereins in Freyburg in Baden, Universitätsprofessor Dr. med. Fischer, daß das vom Vereine seit Jahren betriebene und endlich beim Landtage durchgegangene Gesetz gegen Thierquälerei nunmehr von der Regierung genehmigt und publicirt worden ist. Lassen Sie uns daher ausharren und eifrig zusammenwirken, und gewiß ist keiner unter uns, der nicht einst wenn eine gute Sache gesiegt hat, und wenn er auch bis dahin nicht mehr leben sollte, lieber unter jene, die für, als unter jene, die gegen die gute Sache gekämpft oder die sie auch nur vernachlässigt und mit Gleichgültigkeit behandelt haben, gezählt werden möchte.

Zum Schlusse benütze ich noch die Gelegenheit, unserm erlauchten Vereinsvorstande, Se. Hoh. dem Prinzen Eduard von Sachsen-Altenburg, Herzog zu Sachsen, den wiederholten, innigsten und tiefgefühlten Dank für die nun schon acht Jahre lang mit ununterbrochener Ausdauer unserm Verein gewährte Protektion und Unterstützung auszudrücken.

Das Stutzen zu Weisenheim am Berg.

Gegen den Winter hin, an einem bestimmten Tage, ziehen in Weisenheim am Berge alljährlich Nachmittags 2 Uhr der mit seinem Amtszeichen geschmückte Bürgermeister und der Gemeinderath auf das Gemeindehaus, um öffentlich die jungen eingetretenen Bürger des Jahres durch die folgende Handlung in die vollen Bürgerrechte einzusetzen. An dem Gemeindehause sind die jungen Männer versammelt; vor dem Steine, um den die ganze Ceremonie sich dreht, hält der Bürgermeister ihnen eine Anrede, was der Zweck der Versammlung sey: durch das Stutzen sollten sie in die Zahl der vollberechtigten Bürger aufgenommen werden. Ist diese Anrede vorbei, so ergreifen vier Männer jeden einzelnen Candidaten an Händen und Füßen, der Bürgermeister selber packt

Digitized by Google

ihn sein glimperlich hinten im Nacken und dann stumpfen diese fünf ihn unter großer Freude der zahlreich versammelten Gemeindeglieder auf dem Steine auf. Damit hat er dann das volle Bürgerrecht erhalten. Nachdem dieser Act vorüber ist und Jeder männiglich auf den festen Ton gemerkt hat, der vom Stumpfen erschallt, um die Solidität der jungen Bürger danach zu bemessen, — hält der Bürgermeister seine weitere Rede. Darin erklärt er die Rechte der neu eingestutzten Bürger: als da sind die Laubsteu und das Holzrecht, daneben hat dann auch der Witz noch sein Spiel; es werden den jungen Männern Rechte zugesprochen, wie z. B. die Jagd auf dem Lobenheimer See, der Fischfang auf dem Kuhberg und so und so viel Malter Rauch alljährlich beim Bäcker, und was dergleichen mehr sind.

Das Stutzen ist aber nur Ein Punkt der Feierlichkeit; die Hauptsache kommt erst hintennach. Es ist dies der ächte, urdeutsche Imbiß und Schmauß, der bei solchen Dingen natürlich nicht fehlen darf. Jeder neu eingestutzte Bürger muß nämlich dazu bringen eine tüchtige Stütze voll Wein, einen Teller voll Handkäse, einen Laib Brod und einen Hut voll Nüsse. Dies Alles wird nun vom Gemeinderathe nebst übrigen Theilnehmern in Lust und Ehrbarkeit verzehrt. Aber auch da zeigt sich wieder das alte sittliche Leben unserer Vorfahren. Wem muß der Stutzlag schmerzlicher seyn als den Wittfrauen, die an den Verlust des Ernährers und Vaters an diesem Tage besonders erinnert werden? So besteht denn das Recht, daß die Wittfrauen, alle wie junge, mit einem irdenen Hafen zum Imbisse kommen und sich in ihm Wein aus den Stützen und dazu noch Käse holen dürfen. Da zehlt denn auch gewiß keine; je älter sie sind, um so eifriger klappern sie mit ihrem Fußwerke hinauf. Ihre Zungen sollen an diesem Tage im Jahre am besten gehen. — Wie hoch bei den Wellsenheimern aber dieses die ganze Umgegend interessirende Fest gehalten wird, bei dem sich daher nicht selten noch Gäste einfinden, ist daraus zu entnehmen, daß, als man vor einer Reihe von Jahren es abschaffen wollte, das Landkommissariat nicht darauf eingegangen seyn soll, weil es einen Krawall der alten Weiber befürchtet habe. Die Ruhe des Landes geht natürlich über Alles! Daß die Väter und Mütter, wenn sie das Einstutzen der neuen Bürger feiern, auch wieder auf Rekruten für's nächstjährige Fest sinnliren, ist begreiflich. Manches neue Pärchen soll an solch einem Tage schon zum Abschlusse gebracht worden seyn.

Miscellen.

In London besteht schon seit vielen Jahren ein Excentric club, ein Club von Sonderlingen, welcher nur diejenigen aufnimmt, welche sich durch etwas Ungewöhnliches die Ausschließung aus der gewöhnlichen Gesellschaft zugezogen haben. Als ein Sonderling kann man freilich in England sehr bald angesehen werden, man braucht z. B. nur einen Schnurbart zu tragen, abends im Rock und nicht im Frack zu erscheinen, die Königin nicht für eine sehr schöne Frau zu halten ꝛc.; doch genügen solche Dinge nicht, um Aufnahme in den Club zu finden. Vor einiger Zeit wünschte ein junger Mann Mitglied desselben zu werden; er kleidete sich deßhalb auffallend, sprach in Gesellschaften die ungewöhnlichsten Ansichten aus und brachte es wirklich dahin, daß er aus allen Gesellschaften ausgeschlossen wurde. Der Club aber nahm ihn nicht auf. Da entschloß sich der junge Mann, eine bekannte Tänzerin zu heiraten und führte wirklich zum Verdruß seiner Familie — Lola Montez zum Altar. Er verbrachte einige Monate auf Reisen mit ihr, verließ sie dann, kam nach London zurück, meldete sich wieder bei dem Club und wurde nun mit offenen Armen aufgenommen. Dies war der Grund der Heirat des Herrn Heald mit der Lola, die ihrer Zeit so viel Aufsehen in ganz Europa machte.

Von Tribuzzi, einem bekannten österreichischen Gourmand aus Triest, erzählt man folgende Anekdote. Er war 1819 in Wien, als er hörte, daß man sich in Venedig genöthigt gesehen, einen unbändig gewordenen Elephanten zu erschießen. Er wußte, daß im Orient Elephantenfüße und Rüssel zu den ausgezeichnetsten Delicatessen gehören. Er bat also schriftlich bringend, man möge Theile von beiden einsalzen, ordnete seine Geschäfte, nahm Courierpferde und reiste nach Venedig ab. Als er durch die Kärnthnerstraße in Wien fährt, sieht er bei einem Delicatessenhändler eine gewisse lange weiße Wurst hängen, deren Eigenschaften unter den Feinschmeckern berühmt und nach der er längst getrachtet hatte. Aber er hält keine Minute: der Elephant läßt ihm keine Ruhe und doch verfolgt ihn wieder auf der ganzen Reise das Bild dieser seltenen ausländischen Wurst. Sie schwebt seinen Träumen so gut wie der Elephant vor. Endlich in Venedig angekommen, findet er, daß man seine Aufträge versäumt hat. Nun läßt er den Elephanten ausgraben. Der aber befindet sich schon so sehr in Verwesung, daß sich nichts mehr von ihm genießen läßt. Nun eilt Tribuzzi nach Wien zurück; aber die ersehnte Wurst ist dermalen verzehrt. Dieser Gastronom reiste alle Jahr zur Fasanenzeit nach Steiermark; er genoß am liebsten alles an der Quelle. Von Steiermark ging er durch Savoyen zu den berühmten weißen Trüffeln und von da nach Straßburg zu den Gänseledern. Er nannte das seine Kunstreise.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 92. Kaiserslautern, Donnerstag 20. November **1851.**

Auszug aus einer Denkschrift

über unbedingte Gewerbfreiheit

von **Dr. L. Guembel,**

k. Rentbeamte außer Dienst in Kaiserslautern.

(Fortsetzung.)

Motto: Nur wo Bildung und Intelligenz angetroffen wird, ist wahre Freiheit.

Wenn man Heute von den Vertheidigern der unbedingten Gewerbefreiheit die Behauptung hört, daß zwar in den Rheinlanden der Zustand der Gewerbetreibenden kein erfreulicher sey, daß jedoch die Ursache der unfreundlichen Erscheinungen bei den Gewerbetreibenden anderswo gesucht werden müsse, als in den Rückwirkungen der allgemeinen Gewerbsfreiheit, außerdem aber auch die Verarmung bei dieser Volksklasse noch nicht in der Ausdehnung vorhanden sey, wie man nach den allgemeinen Klagen anzunehmen gewohnt; — dann muß man solchen Ansichten gegenüber bemerken, daß diejenige, welche heute noch die allgemeine mißlichen Verhältnisse der Handwerker in den Rheinlanden ableugnen, entweder in Selbsttäuschung sich gefallen oder über den Begriff von Armuth mit sich selbst noch nicht im Reinen sind. — Allerdings ist auch der Begriff über Armuth sehr relativ, denn so unbezweifelt derjenige arm ist, welchen noch hungert, wenn er am Abend sein sorgenschweres Haupt niederlegt, und nicht weiß, wo er Brod für sich und die Seinigen hernehmen soll, wenn der nächste Morgen anbricht; ebenso arm dünkt sich derjenige, welcher, wenn er auch nicht gerade Mangel leidet an dem Allernothwendigsten, was zum Lebensunterhalt gehört, jedoch dasjenige vermißt, was er zur Befriedigung seiner luxuriösen Angewohnheiten nöthig erachtete; und gerade dieses Gefühl der Armuth ist es, welches heute so häufig in dem sonst so glücklich gepriesenen Hause des emsigen Bauers und in der Werkstätte des rührigen Handwerkers angetroffen wird; — diese Armuth ist es, welche man die sogenannte „güldene" nennen könnte, welche nach Außen kaum sichtbar, dagegen um so verderblicher im innern Leben der Verarmten sich äußert, und in der allgemeinen Unzufriedenheit mit allen Verhältnissen des Lebens sich ausspricht, und namentlich in neuester Zeit die Auswanderungssucht in der Ausdehnung erzeugt hat, wie wir solche in den Rheinlanden täglich wahrzunehmen Gelegenheit haben, jener Sucht, um jeden Preis aus der gedrückten Lage sich heraus zu schaffen, und zu dem Ende in fremden Landen das vermeintliche Glück zu suchen, welches diese Unglücklichen jedoch auch dorten nicht finden, eben so wenig wie im alten Vaterlande, so lange dieselben mehr verlangen, als ihrer Stellung im Leben geziemt, und ihr Beruf zu gewähren vermag.

Der nächste Grund dieser Erscheinungen im Leben liegt offenbar und zunächst in dem Mißkennen des Standpunkts den die oben bezeichneten Volksklassen in dem großen Staatsorganismus einzunehmen angewiesen sind, — darin daß der Handwerker und Bauer von einem falschen Dünkel sich beherrschen lassen, als ob dieselbe in Beziehung auf Luxus, hinter höher stehenden Ständen nicht zurück bleiben dürften, daß sie, um den Mann zu spielen, einer Lebensweise sich hingeben müßten, die jedoch mit ihrem Einkommen, oft im grellsten Widerspruche steht, ich sage der Hauptgrund der Mißverhältnisse in denen die Mehrzahl des Gewerbestands sich Heute befindet, liegt darin, daß der Handwerker und Bauer die schöne Wahrheit so oft aus dem Auge verlieren, daß jeder Stand an und für sich ohne Ausnahme, ein Ehrenstand dann ist, wenn jeder Standesangehörige demselben mit Liebe sich widmet, — und den Verpflichtungen desselben mit allen Kräften nachzukommen sich bestrebt, anstatt dem falschen Wahne sich hinzugeben, als ob der Geschäftsmann, Handwerker oder Bauer dadurch sich als Mann hervorthun, und auf eine höhere Stufe in der menschlichen Gesellschaft sich selbst erheben könne, wenn er sein ganzes Dichten und Trachten dahin richtet, den Sitten, Gebräuchen, Lebensweise und äußern Aufwand, wie er bei wohlsituirenden Volksklassen üblich, nachzuäffen — ohne zu überlegen, daß solches unge-

Digitized by Google

eignete Streben den schlichten Gewerbsmann nicht nur aus seiner Berufs- und Lebenssphäre hinauszieht, sondern sehr häufig auch die geheiligten Fundamente des Familienlebens untergräbt, und nur mit Verarmung endigt. —

Der Handwerker sowie der Bauer soll sich nie verleiten lassen, anders als standesgemäß zu leben; — diese Volksklassen sollten stets bedenken, daß sie nicht außer dem Familienkreise ihr Glück und Zufriedenheit, namentlich nicht in den gewöhnlichen Zerstreuungen des Wirthshauslebens ausschließlich suchen dürfen, weil sonstlen die Verdienste, anstatt zur Ernährung uns zum Besten der Familien, in luxuriösen Genüssen verwendet werden, in welchen Fällen dann in der Regel, während ein Glied der Familie vollauf genießt, der übrige Theil der Familie zu Haus darben muß; und daß dann unter solchen Verhältnissen kein häusliches Glück und Zufriedenheit erblühen kann, bedarf wohl keiner weiteren Erörterung mehr, und wo der Hausfrieden fehlt, kehrt Ansegen ein, und ist kein leibliches und geistiges Wohlergehen anzutreffen.

Fragen wir aber weiter, worin der Hauptgrund der oben berührten Nachäffung in Luxus und Genußsucht zu suchen sey, so liegt derselbe zum Theil in der Art und Weise wie die verschiedenen Volksklassen ihre gegenseitige Berufsgeschäfte und Lebensweise auffassen und beurtheilen, zum Theil aber auch in den vielen lockenden Gelegenheiten, dem Genußleben in aller Ungebundenheit fröhnen zu können.

In der Regel beurtheilen sich die verschiedenen Volksklassen entweder nach der zufällig sich darbietenden Licht oder Schattenseite des einen oder des andern Gewerbes, oder aber nach der äußern Lebensweise der Gewerbetreibenden — welche beide sehr häufig trügerische Merkmale, dann freilich zu ebenso unzuverlässigen Schlüssen hinführen und sehr häufig den Wahn erzeugen, daß die einen oder der andern Klasse von Arbeitern Angehörigen, glücklicher seyen, als diejenige, wozu die Klagenden gehören; welche Ansicht zuletzt zur Unzufriedenheit mit dem eigenen Berufe hinführt und den Hang rege macht, darum einen andern Beruf zu wählen, weil dieselbe hoffen, daß der neue ihnen ohne Mühe ein genußreicheres Leben verschaffen werde. — Sobald jedoch der gewählte Beruf als eine Last erscheint, tritt auch sehr bald zu diesem Gefühle, Arbeitsscheue, welches Gefühl zwar manchmal auf kurze Zeit, durch den, nach dem Prinzipe der unbedingten Gewerbefreiheit erlaubten Wechsel der Geschäfte verscheucht wird, jedoch um so drückender zurückkehrt, sobald der Schwindelwahn zur Ueberzeugung gelangt ist, daß ohne Mühe und Arbeit kein Erwerb möglich, und daß derjenige welcher größere Ansprüche an das Leben macht, als die Stellung im Leben zu gebieten vermag — nie und nimmer sich zufrieden gestellt sehen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Fenimore Cooper
in den Kerkern des Dogen-Palastes.

Nach der „Indépendance belge."

Bekanntlich reiste der kürzlich verstorbene Cooper im Jahre 1826 nach Europa, um die socialen Verhältnisse dieses Welttheils kennen zu lernen. Vor seinem Abgang nach Italien, welches er zum Gegenstand eines spezziellen Studiums machen wollte, verweilte er einige Monate in Paris. In einem Lesekabinet auf dem Boulevard des Capucins den ganzen Tag sitzend, verschlang er mit wahrem Heißhunger all die vielen dort aufliegenden Journale, Broschüren und Revuen, durch deren Lectüre, vorzüglich aber durch öftere Gespräche mit der sehr hübschen Eigenthümerin dieses Locals er seine europäische Erziehung vollendete. — Das Französische sprach er übrigens nie recht geläufig, obgleich er es ziemlich fertig schrieb. In Venedig angekommen vertiefte er sich, behufs ernster Studien zu einem Roman in den geheimnißvollen Gängen des Dogen-Palastes. Eines Tages war er in Begleitung seines Führers in die sogenannten „Brunen" (pozzi), bekanntlich der Kerker des fürchterlichen Rathes der Zehn, hinabgestiegen, um die vielen in den Wänden eingegrabenen Inschriften zu untersuchen und dieselben wo möglich für seine Zwecke auszubeuten, und ersuchte deßhalb seinen Cicerone, ihm einige Minuten zur genauen Betrachtung derselben zu gönnen. — Dieser, welcher die erwähnten Herrlichkeiten zu oft bewundert haben mochte, schien eben nicht allzu enthusiastisch für dieselben eingenommen zu seyn, und war auch ganz bereit, dem Fremden Muße zu gönnen, dieselben zu betrachten, wogegen er sich selbst auf eine Welle entfernen und sodann zurückkommen werde, um ihn abzuholen. Mit der Lampe in der Hand begann Cooper sogleich die Mauern zu durchstöbern und mit der nur dem ächten Forscher eigenthümlichen Wonne entzifferte er nun mit großer Emsigkeit die verwitterten Inschriften, diese lebendigen Zeugen so vieler berühmten und unberühmten Männer, welche durch wenige Worte ihrem stets hef-

Digitized by Google

ligen Groll gegen jene unerbittliche Macht, die ſie in der Kraft des Lebens in dieſe unterirdiſchen Räume bannte oder gar einem geheimnißvollen Tod widmete, Ausdruck zu geben pflegten. Cooper war es auch, welcher im dunkeln Winkel eines dieſer Kerker jene vom Staub zweier Jahrhunderte ganz unſcheinlich gewordene berühmte Inſchrift entdeckte, die den Schmerz eines verrathenen Schlachtopfers in philoſophiſcher Weiſe ſchildert und ſo lautet:

Di quello a cui m'allido, mi guardo, Iddio!
Di quello a cui non m'allido mi guarderè io!

Welche Enttäuſchungen muß jener Mann empfunden haben, ehe er ſchrieb: „Vor jenen, denen ich traue, ſchütze mich Gott; vor jenen, denen ich nicht traue, werde ich mich wohl ſelbſt ſchützen.“

Von einem Kerker zum andern wanderud, hatte er all die ſchauerlichen Höhlen, welche im Gegenſatz zu den glühend heißen Bleikammern die Opfer durch ihre Feuchtigkeit entſetzlich marterten, durchſtöbert, als ihn endlich der zur Neige gehende Docht der Lampe daran erinnerte, in dieſer Beſchäftigung bereits einige Stunden verbracht zu haben. Etwas beunruhigt ſuchte und rief er ſeinen Führer, aber vergeblich. Er ging zu der ſchweren Eiſenpforte, welche in dieſe grauſenvollen Höhlen hinabführte, verſuchte ſodann durch heftiges Klopfen die Aufmerkſamkeit der Außenwelt zu erregen, mußte jedoch bald einſehen, daß die ſchweren Eiſenmaſſen einen nur dumpfen Laut von ſich geben, der keineswegs hinreichte, ſich hörbar zu machen. Anfangs glaubte er noch immer, man werde ſicherlich nicht verabſäumen, ihn aufzuſuchen, und vertiefte ſich deßhalb neuerdings in ſeine Unterſuchungen; allein nachdem er beim letzten Schimmer der nun erlöſchenden Lampe ſeine Uhr zu Rath gezogen und geſehen, daß er nun ſchon ſeit ſechs Stunden hier verweile, wurde er wirklich etwas ängſtlicher und beſorgter, als er bereits ſchon war. Da keine Hülfe kam, machte er ſich gefaßt, die Nacht in dieſem ſchauerlichen Aufenthalt zuzubringen, und ſuchte tappend eine jener hölzernen Lagerſtätten, die zum Gebrauch der Gefangenen hier angebracht waren, um ſich auf derſelben niederzulaſſen. — Es iſt begreiflich, daß er in ſolcher Umgebung und mit Erinnerungen, wie dieſer Ort ſie wach ruft, eine ſchlafloſe Nacht zubrachte und das nur ſehr ſpärlich aus dem Gitter eines Luftloches, das auf jenen Kanal geht, der zur Seufzerbrücke führt, ihm zufallende Licht der Morgenſonne nicht erwarten konnte, um ſeine Unterſuchungen fortzuſetzen. Wohl zwanzigmal kam er wieder zur Pforte, die ihm eben ſo unüberſchreitbar vorkam, als die dicken Wände der Kerker. Nach vielem Suchen entdeckte er endlich eine mannshohe Oeffnung, die neben dem marmornen Stuhl angebracht war, auf welchen die Sbirren jene Schlachtopfer niederſetzen ließen, deren ſich der Rath der Zehn durch Erdroſſelung im geheimen entledigen wollte und deren Leichname ſodann in die in einer benachbarten Bucht ſtets bereit gehaltene Gondel geworfen wurden, um mit einem Stein am Halſe beſchwert in den berühmten Kanal Orfano, wo man nicht fiſchen durfte, geſchleudert zu werden.

Seinen Arm durch die erwähnte Oeffnung ſteckend hatte Cooper bemerkt, daß dieſelbe ſich in die Höhe ſchieben ließ und ſonach daher, auch irgend einen Verbindungskanal mit einem der vielen Punkte dieſes an geheimnißvollen Ausgängen ſo reichen Palaſtes gefunden zu haben. Den Mund an das Luftloch bringend verſuchte er durch Schreien die Aufmerkſamkeit der zufällig in der Nähe befindlichen Menſchen zu erregen, allein obgleich er dieſe Verſuche von Minute zu Minute wiederholte und überdies allerlei weitere Anſtrengungen machte, aus dieſer fatalen Lage zu kommen, ſah er ſeine Bemühungen lange Zeit durch keinen Erfolg gekrönt. Die Erſchöpfung, welche einer ſchlafloſ und unruhig zugebrachten Nacht gewöhnlich folgt, hatte den berühmten Reiſenden, welcher ſeine zu weit gehende Neugierde durch ein beinahe vierundzwanzigſtündiges Faſten, ſo wie durch die peinlichen Eindrücke, die in einem ſo fantaſtiſchen und an lebhaften Erinnerungen ſo reichen Ort auf das Gemüth einſtürmen, gebüßt, nun in leicht begreiflichen Zuſtand geiſtiger und körperlicher Abſpannung verſetzt, als die Thür des Ganges mit großem Geräuſch aufging und ſänf, ſechs mit Fackeln verſehene Perſonen eintraten. Sich ſchnell überall umſehend, fanden ſie den berühmten Dichter auf jenem entſetzlichen Marmorſtuhl ſitzen, welchen ſo viele Lebende nur als Leichen verließen und den auch er ohne dieſe rechtzeitige Hülfe in einem kaum andern Zuſtand verlaſſen hätte. — Alsdann klärte es ſich auf, wie es kam, daß Cooper von ſeinem Führer vergeſſen wurde. Die mit der Fremdenführung in den Bleikellern und Brunnen beauftragten Wächter löſen ſich gewöhnlich von vier Stunden zu vier Stunden ab. Nun wurde der Führer des berühmten Amerikaners grade abgelöſt, als er ſich von dem ihm anvertrauten Reiſenden entfernt hätte und ohne ſeinen Nachfolger von der Anweſenheit deſſelben in den unterirdiſchen Räumen zu verſtändigen, ruhig nach Haus ging. Die Thür will er aber nicht verſchloſſen haben, obgleich Cooper ſie in dieſem Zuſtand vorfand und gewiß benutzt hätte, wenn ſie offen geweſen wäre. Seine Rettung verdankte er übrigens der glücklichen Idee, durch jene Oeffnung gerufen zu haben; denn

Digitized by Google

diese stand glücklicherweise in Verbindung durch eine in der Mauer angebrachte Treppe mit dem Cabinet des Chefs der Staats-Inquisition und gleichsam ein marmornes Sprachrohr bildend, diente dieselbe den Sbirren dazu, die in den obern Gemächern sitzenden schrecklichen Richter stets von dem, was aus jenen auf dem Marmorstuhl sitzenden Schlachtopfern geworden war, zu benachrichtigen. Zufällig waren nun grade um Mittag Fremde angelangt, welche die obern Gemächer besichtigen wollten und wurden plötzlich durch das aus den Wänden hervorklingende dumpfe Geschrei Coopers erschreckt. Die Wächter, den Zusammenhang schnell begreifend, fliegen sogleich in die unterirdischen Räume herab, um ihn zu befreien. Als er am Fuß der Riesentreppe die Sonne wieder erblickte, mußte er sich, wie er einem Freund schreibt, Gewalt anthun, um nicht ohnmächtig zu werden.

Miscellen.

Am 3. October wurde der Boa Constrictor im Londoner zoologischen Garten, nachdem sie mehrere Wochen gefastet hatte, der Tisch zum Souper bedeckt. Der Oberwächter trug ihr ein paar lebendige Kaninchen auf, breitete zum Schutz gegen die kühle Herbstluft eine große schwere wollene Decke auf den Boden; da es schien, daß der Wärmapparat im Salon der Boa nicht genug heizte, und empfahl sich mit der Bemerkung: der Boa werde es hoffentlich an nichts mehr fehlen; sie sey gewiß ganz comfortable. In der Nacht erkundigte sich der Wächter noch einmal nach ihrem Befinden, erstaunte aber nicht wenig, als er beim Schein seiner Laterne durch das Fenster des Schlangenpalastes sah und die beiden Kaninchen wohlgemuth und ungenirt wie in ihrem heimischen Hag umherhüpften, während die Boa so human war, mit der Wolldecke vorlieb zu nehmen, deren einen Zipfel sie bereits glücklich in den Rachen practicirt hatte. Der Nachtwächter klopfte den Oberwärter aus den Federn, dieser flog nach dem Schlangenpalast, bemerkte jedoch, daß es zu spät sey, die Boa, die im besten Zug war, auf ihren Irrthum aufmerksam zu machen; denn wie Mr. Michel, der Secretär der zoologischen Gesellschaft, glaubt, hat die Verführerin Eva's keinen Gaumen und folglich auch nicht die geringste gastronomische Ausbildung; sie schnappte im Finstern nach ihrem Souper und als sie statt dessen einen welchen Wollenstoff faßte, hielt sie ihn wahrscheinlich für einen Lammesbraten ohne Knochen. Am nächsten Morgen, als der Oberwärter ihr seine Aufwartung machte, sah er die beiden Kaninchen wohl und heiter neben dem Porzellanwaschbecken der Boa sitzen; sie thaten ganz wie zu Haus und machten, Bart und Schnauze badend, ihre Morgentoilette. Die Boa lag satt und zufrieden auf dem Boden, den letzten Zipfel der Decke zwischen den Zähnen. Sie hat ihren Irrthum bis heute nicht bemerkt, obgleich sie an heftigem Durst leidet und ganze Fäßchen Brunnenwasser schlürft; die wollene Decke liegt sichtbarlich, ungefähr in der Mitte ihres langen Leibes; und die medicinische Facultät ist sehr gespannt darauf, wie sie die trockene Kost verdauen wird.

Stuttgart, 10. Nov. Seit vierzehn Tagen arbeiten hier die ersten Druckpressen durch Dampf getrieben. Es ist dies in der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, in welcher neben 30 Handpressen, vier Maschinenpressen in Thätigkeit sind, welch letztere nunmehr durch Dampf in Bewegung gesetzt werden. Die Dampfmaschine selbst ist aus der vortrefflichen Fabrik des Herrn Ritters v. Maffei hervorgegangen. Würden die hiesigen Preßmittel der J. G. Cotta'schen Buchhandlung mit denen, welche sie zu Augsburg und München in Thätigkeit hält, vereinigt, so würde diese Verbindung die großartigste Physiognomie darstellen, zumal in Vereinigung mit den für dieselben thätigen Schriftstellern. Seit dem Tode des verstorbenen Freiherrn v. Cotta sind diese Preßmittel um das Vierfache vermehrt worden, trotz der häufig sehr ungünstigen Zeitverhältnisse. Mit deren Erweiterung und Vermehrung hat auch die Papierfabrikation, die Buchbinderei, die Schrift- und Stereotyp-Gießerei zu Stuttgart und Augsburg bedeutend zugenommen. Die bevorstehende Verbindung der bayerisch-württembergischen Eisenbahnen bringt wohl eine Vereinigung dieser Geschäfte unter einem Dache hervor.

Berichtigung.

Im Plauderstübchen Nro. 89, erste Seite, erste Spalte, 9. Zeile von oben, lese man Bausteine statt Bausämme.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 93. Kaiserslautern, Samstag 22. November **1851.**

Auszug aus einer Denkschrift

über unbedingte Gewerbfreiheit

von **Dr. L. Guembel,**

k. Rentbeamte außer Dienst in Kaiserslautern.

(Fortsetzung.)

Motto: Nur wo Bildung und Intelligenz angetroffen wird, ist wahre Freiheit.

Der Grund, warum der Wechsel der Berufsgeschäfte so selten zum Stücke derjenigen gereicht, welche von einem Geschäft zum andern überspringen, liegt in der Regel darin, daß bei dergleichen Wechsel selten in Erwägung gezogen wird, ob das neu gewählte Geschäft nicht besondere Vorkenntnisse verlangt; ob die zum Betriebe nothwendige Capitalien aufgebracht werden können, und ob auch Ort und Zeit dem neu gewählten Geschäfte günstig; — alle diese wichtige Punkte werden als Nebensache angesehen, denn wenn das Glück mir will, so spricht der Mißvergnügte, dann wird sich schon alles so zusammen finden, daß es gehen wird — derselbe beruft sich darauf, daß so gut schon Tausende vor ihm Geschäfte angefangen, ohne dieselbe erlernt gehabt zu haben, ebenso kann möglicherweise auch ihm das neu gewählte Geschäft zu Glück schlagen ꝛc. ꝛc.

Mag auch der Zufall manchmal solche Waghälse begünstigen, im allgemeinen aber werden $^9/_{10}$ welche auf diese Weise handeln, nachdem sie das Vertrauen des Publikums und den Credit mißbraucht haben, zum Bettelstabe hingeführt.

Welchen Antheil die unbedingte Gewerbefreiheit an all diesen obenbezeichneten Vorkommnissen im practischen Leben hat, bedarf weiter keiner Auseinandersetzung mehr, wenn man bedenkt, daß Jedermann, welcher die Gewerbsteuer bezahlt, auch jedes ihm beliebige Gewerbe betreiben darf, gleichviel ob er es verstehet oder nicht (mit Ausnahme weniger sogenannten concessionirten Gewerbe).

Durch die unbedingte Gewerbefreiheit, verbunden mit dem Recht der unbeschränkten Anfässigmachung und Verehelichung, haben sich in dem Leben der Gewerbtreibenden in den Rheinlanden Zustände ausgebildet, die keineswegs geeignet sind, den Gewerbestand freudig zu heben, vielmehr müssen selbst die eifrigsten Verfechter der unbedingten Gewerbefreiheit, gestehen, daß es höchst nöthig sey, in dem Gewerbewesen Reformen eintreten zu lassen, um dem weitern Verfall der Gewerbtreibenden vorzubeugen — ohne sich jedoch einzugestehen, daß die Reform darin bestehen muß, die ungebundene Gewerbefreiheit in gemessene, den socialen Verhältnissen entsprechende Schranken zurückzuführen.

Wollen wir endlich eine solche Reform im Gewerbswesen, welche das Wohl der Gewerbetreibenden und das Interesse des Publikums bezweckt, — ohne den Aufschwung der Gewerbe durch lästige Beschränkungen zu hemmen, dann muß man vor Allem frei von allen vorgefaßten Ansichten genau die heutigen Verhältnisse des Gewerbestands in den Rheinlanden beleuchten, in welchem Falle wir dann folgende, durch die unbedingte Gewerbefreiheit hervorgerufene Mißstände wahrnehmen werden, nämlich daß

1) sehr viele Gewerbe von Leuten zu betreiben versucht werden, welche dieselbe gar nicht erlernt oder nur oberflächlich,

2) daß sehr viele Gewerbe ohne alle Rücksicht auf Orts- und Zeitverhältnisse angefangen werden, und ohne vorher reiflich zu überlegen, ob auch Nachfrage nach dem Gewerbserzeugniß oder die Gründung von Geschäftseinrichtung, ein Bedürfniß an dem Ort der Niederlassung ist oder nicht,

3) daß sehr viele Gewerbetreibende sich etabliren, ohne zu erwägen, daß sie ihr Geschäft nur dann vortheilhaft betreiben können, wenn ihnen auch die nothwendigen Betriebskapitalien zu Gebot stehen, vielmehr überschätzt man die zu Gebot stehende Mittel, was jedoch dann erst in der Regel eingesehen wird, wenn es zu spät ist, um von dem Etablirungsplan zurückzukommen. Anstatt daß nun das Geschäft, das bei den hinreichenden Mitteln mit Schwung hätte betrieben werden können, so viel abgeworfen hätte, um eine Familie zu ernähren — wirft es bei dem

Digitized by Google

Mangel an dem nothwendigen Betriebskapital nicht so viel ab, um bei aller Sparsamkeit einen Mann nothdürftig zu ernähren, was aber um so weniger möglich ist, wenn man bedenkt, daß mit der Gründung des Geschäfts, dessen Ertrag noch ungewiß ist, auch sogleich die Ansäßigmachung und Verehelichung verbunden wird, ohne abzuwarten ob die Verdienste auch hinreichen um eine Familie anständig zu ernähren, endlich —

4) daß sehr viele Gewerbetreibende, unreif und ohne alle geläuterte Lebens-Erfahrungen, sehr oft noch mit dem Lehrbursch-Schuh angethan in das Geschäftsleben treten, und alsbald auch den Meister spielen wollen, — dadurch aber auch gleichzeitig zu einem Aufwande veranlaßt werden, der mit dem nachhaltigen Einkommen, in dem grellsten Widerspruch steht, und dieselbe gar zu bald in die Reihe der Verarmten hinführt.

Wenn man nun einerseits das Vorhandenseyn dieser obenbezeichneten, den Verfall der Gewerbe herbeiführenden Mißstände im gewerblichen Leben nicht in Abrede stellen kann, so fragt es sich andernseits welche Schritte gethan werden müssen, um durch zweckmäßige Abänderungen der bestehenden Bestimmungen über Gewerbswesen — die richtige Uebergänge im Interessen der Gewerbetreibenden und des Publikums zu ermitteln.

Daß hier dem Nationalöconomen eine schwere Aufgabe gegeben ist, wird Niemand in Abrede stellen, wer es weiß, wie man in Frankreich und in den Rheinlanden an der Ansicht im allgemeinen festhält, daß das Prinzip der Gewerbefreiheit auf keine Weise angetastet werden dürfe, ohne dem Gewerbestand dadurch selbst den Todesstoß zu geben, und wenn gleich die Verfechter dieses Prinzips bei einer auch nur flüchtigen Betrachtung der heutigen Zustände im gewerblichen Leben in den Rheinlanden und Frankreich ebenfalls nicht in Abrede stellen können, daß irgend Etwas geschehen müsse, — so wollen dieselbe jedoch den Grund dieser Mißstände nicht in der Gewerbefreiheit, sondern lediglich in andern staatlichen Verhältnissen finden, eine Ansicht, welche jedoch nur dahin führen kann, die Crisis, in welchem sich Heute der Gewerbestand in Frankreich und den Rheinlanden befindet, anstatt zur Heilung hinzuführen, dieselbe immer weiter hinaus zu rücken.

Will man einen zufriedenen und glücklichen Gewerbestand in den Rheinlanden wieder erblühen sehen, was gewiß der Wunsch eines jeden wahren Vaterlandsfreundes ist, dann muß man das heutige Uebel, sobald es in seiner Quelle von jedem Unbefangenen, ja selbst von den zunächst Betheiligten, von den Gewerbetreibenden anerkannt ist, auch an der Wurzel erfassen — und mögen auch die Hindernisse, welche der Heilung des Uebels entgegen stehen noch so groß erscheinen, und die Mittel und Wege, welche zur richtigen Bahn hinleiten, noch so ungern gewählt werden wollen, wer das allgemeine Wohl und Beste mit erstreben helfen will, darf sich durch alle diese mögliche Schwierigkeiten nicht abschrecken lassen, unbekümmert um das, was Tausende von Tadler entgegensetzen, unbekümmert um die Hoffnungslosigkeit eben so vieler Zweifler, vielmehr spricht der Mann, der nur das Gute will, seine Ansichten offen aus, und wenn alle wahre Freunde des Volks dieser wichtigen Zeitfrage ihre Aufmerksamkeit zuwenden und selbst die oft entgegengesetzte Ansichten Anderer prüfen und das Wahre anerkennen, dann sollte man doch wohl glauben, daß es möglich sey, den Mittelweg zu finden, der zum Gedeihen und Wohlfahrt der Gewerbetreibenden und des Publikums hinführen muß.

(Fortsetzung folgt.)

Der Pferdekauf.

(Eine eben so tragische als wahre Geschichte aus dem Holsteinischen.)

Ein Pastor auf einem Dorfe hatte zwei Wagenpferde, von denen das Eine noch gut im Stand, das Andere dagegen, eine Bläße, sehr kummervoll seines Daseyns öde Tage dahinlebte. In Veranlassung dieser Bläße trat eines Nachmittags acht Tage vor dem Markte des nahen Städtchens, Hinrich, der Großknecht und Kutscher zu dem Pfarrherrn, als dieser gerade die Runde durch sein Landwesen machte, und Alles, von dem Huhn, das auf der Tenne sich sein Korn suchte bis zu der Taube, die oben auf dem äußersten Hausgiebel sich sonnte, prüfte, lobte oder verbesserte. Hinrich stellte dem Herrn vor, daß „der Bläß“ nothwendig verkauft werden müsse, denn erstens sey er nicht mehr zu gebrauchen, zweitens ärgere man sich zusehends an dem Thiere todt, drittens sey in acht Tagen der große Markt in der Stadt. Diese Gründe verfehlten ihre Wirkung nicht. Der Riesenentschluß ward gefaßt, den „Bläß“ am nächsten Montag zu verkaufen.

Schon am Sonnabend vor dem Markttage hatte der Bläß Ferien. Er brauchte nicht zu arbeiten und konnte so viel Haber fressen, als er Luß hatte; er machte es also gerade umgekehrt so wie gewisse Leute, welche vor einer großen Mittagsgesellschaft acht Tage

Digitized by Google

lang schon hungern, um sich Appetit zu verschaffen. Und nun gar am Montag Morgen — wie wurde der Bläß da herausgeputzt, gestriegelt, gekämmt, Mähnen und Schweif beschnitten, das Huthaar rasirt, dann rosenfarbiges Band in die Mähne geflochten, und das allerdianste Geschirr aufgelegt! Als endlich beide Pferde vor den ebenso schön herausstaffirten Wagen gespannt waren, fuhr der Schöpfer dieser Herrlichkeit in seinen Sonntagsstaat, den langen blauen Rock mit gelben Knöpfen und den Hut mit der schwarzen Kokarde dran, stieg auf seinen Thron, den Kutscherbock, und fuhr vor, um den Pfarrherrn abzuholen. Als sie mit Peitschenknall davonfuhren, standen die Töchter des Pastors an der Gartenpforte und sahen wehmüthig dem alten, treuen „Bläß“ nach, der, wie ein Opferstier geschmückt zur Schlachtbank geführt wird, so im Schmuck seiner Bänder trübausehend hintrabte, und selbst Hinrich zerdrückte eine Thräne in seinem Auge.

Das Fuhrwerk erreichte das Städtchen und der Schwarze wurde in den Stall gezogen zur „blauen Henne“ der Bläß aber wurde ausgeschirrt, noch einmal gefüttert, geputzt und gemustert und dann auf den Roßmarkt geführt. Nach längerem Suchen, Handeln und Feilschen fand sich ein Roßkamm, der den Bläß für fünfzehn Thaler erstand. Der Pastor, nicht gerade über den Preis, aber doch überhaupt über den Verkauf des Pferdes froh, ging ins Wirthshaus zur „blauen Henne“ zurück und pflegte sein sterbliches Theil, um nach Tisch auf den Markt zurückzukehren und einen neuen Rappen zu kaufen. —

Hinrich pflegte sich zur selben Zeit nicht weniger und das gute Bier that bei ihm dieselbe gemüthlich erheiternde Wirkung, wie bei seinem Herrn der gute Moselwein. So gingen Herr und Knecht nach Tisch in der leutseligsten Stimmung von der Welt auf den Pferdemarkt zurück. Nicht lange dauerte es, so bot sich eine günstige Gelegenheit zum Handel. Ein Roßkamm führte einen recht gut aussehenden Rappen vor. Er war ungefähr von der Statur des seligen Bläß, nur war er ganz schlicht dunkelbraun ohne Bläße und Abzeichen und hatte einen aufgestutzten englischen Schweif. Der Handel ging gut von Statten, in fünf Minuten war man einig und für fünfundzwanzig Thaler ward das Thier dem Pastor zugeschlagen.

Froh über den guten Handel gingen die Beiden wieder zur „blauen Henne“ und fuhren dann nach dem Dorfe zurück. — Unterwegs nun hätte das Gesicht des Kutschers Hinrich für den Physiognomen ein höchst ergiebiges Feld geboten, denn die Züge desselben machten alle Stadien von den Anfängen einer leisen Besorgniß, bis zu der vollkommensten Gewißheit eines schaudererregenden Factum's durch. Und was war es, was die Seele Hinrich's so in Aufruhr brachte, was dieses sonst so spiegelglatte Wässerchen in jähe Fluthen zerbersten und aufbrausen machte? Ach! man höre.

Kaum war man aus dem Städchen auf die Landstraße gelangt und sollte das erste Wirthshaus passiren, wo Hinrich, wenn er allein fuhr oder ritt, gewöhnlich einkehrte, so wollte der neue Gaul durchaus abbiegen auf den Hof des Wirthshauses hinauf. „J“ dachte Hinrich, „dat is ja en kloks Peerd. —“ Und als man an das Wirthshaus „zum ländlichen Verein“ kam, stand das neuerstandene Pferd gar still und ging nur nach einigen Andeutungen mit der Peitsche weiter. Auch hier pflegte Hinrich einzukehren. „J“, dachte er, „dat Peerd is meist so kloak as de ole Bläß.“ Und als sie zu dem einsamen Maierhof der an der Straße liegt, kamen, wo ein Milchmädchen war, das Hinrich recht gut kannte, stand das kluge Thier wieder still. „J,“ dachte Hinrich, „ganz as de Bläß.“ Aber als nun die Stelle kam, wo der Weg von der Straße abliegt ins Dorf, da lenkte das neugekaufte Pferd nicht nur von selbst ein, sondern trabte auch vergnügter und rascher dahin, als hätte es eine Ahnung davon, daß man bald zu Hause sey. „Na —“ dachte Hinrich, und schüttelte den gedankenschweren Kopf. Endlich kam man auf den Hof des Pastorats. Die Töchter standen wieder an der Pforte um das schone Thier zu bewundern. „Ach was für eine Haltung,“ rief die Eine. „Ach! was für ein schöner Schweif,“ rief die Zweite. „Ach, was für ein Gang!“ rief die Dritte. — Aber Hinrich sagte kein Wort und der Pastor auch nicht. Und als nun die Pferde ausgeschirrt waren, lief das neue Pferd mit dem schönen Gang, Schweif und der wunderschönen Haltung sogleich in den Stall an die Krippe des alten verkauften Bläß.

In diesem Augenblick dachte Hinrich — gar nichts, sondern stand versteinert da. Der Pastor aber zog das Pferd wieder auf den Hof hinaus und musterte es von oben bis unten. Da plötzlich sprang Hinrich auf den Gaul zu und rieb mit der Hand ihn vor der Stirne — ach! die Hand wurde ganz schwarz gefärbt.

Es war kein Zweifel mehr, man hatte denselben alten Bläß verkauft und wieder gekauft und zwar mit Avance von zehn Thalern. Ob durch Malice des Roßkamms, der aus dem Bläßen mittelst Kienruß einen schlichten Rappen fabrizirte und durch Stutzen des Schweifes das Thier noch unkenntlicher

Digitized by Google

machte, oder durch Tücke des Schicksals allein, das den Pastor nicht des alten treuen Bläßen berauben lassen wollte — wissen wir nicht zu entscheiden, Ebensowenig ist es uns zu Ohren gekommen, ob der Pastor später abermals Versuche gemacht habe im Pferdehandel, oder durch dies eine Beispiel gewarnt wurde! —

Miscellen.

Eine berühmte Waffensammlung war die des Marschall Oudinot. Sie wurde kürzlich auf seinem Schloß Jeandheurs versteigert. Ein gleiches Schicksal widerfuhr der Pfeifensammlung des Marschalls, eine der größten in Europa. Sie enthielt alle Arten Tabakspfeifen von den primitiven Fabrikaten aus der ersten Zeit des Rauchens an bis zu den Werken der Vollkommenheit, welche die neueste Pfeifenmacherkunst liefert. Auch viele historisch merkwürdige Exemplare befanden sich darunter. Das interessanteste war die Pfeife, welche Johann Sobieski, dem König von Polen und Mitbefreier Wiens von der Türkenbelagerung, gehörte. Sobieski hatte die Pfeife am Morgen vor der Schlacht bei Wien geraucht und sie später zum Andenken an den denkwürdigen Tag der Stadt Wien geschenkt. Bei dem Einzug der Franzosen in Wien ernannte Napoleon den Marschall Oudinot zum Commandanten der Stadt, bei welcher Gelegenheit die Pfeife Sobieski's in den Besitz des Marschals gelangte.

Eine reiche Dame in Kurhessen läßt ihren Palast möbliren. Die Teppiche werden angeblich aus Paris bezogen und kommen sehr hoch zu stehen, sind aber dafür auch „unvergleichlich schön." Einige Zeit nachher kommt ein bekannter, durch seine ausgezeichneten Teppiche rühmlich bekannter Fabrikant aus Hanau in den Palast jener Dame und erkennt jene angeblichen Pariser Fabrikate als echtes Hanauer Fabrikat, das er selber, freilich um ein Erkleckliches billiger, liefert. In Crefeld arbeitet man seidene Kordeln im Auftrage von Pariser Häusern, und sie werden als Pariser Fabrikat schon in Köln verkauft. In Elberfeld arbeitet man schlichte und façonnirte Sammt-Westenzeuge nach von Paris aufgegebenen Mustern, die man dann aus Frankreich nach Deutschland schafft. Der rheinische Fabrikant verpflichtet sich, diese ihm aufgegebenen Muster für Deutschland nicht zu arbeiten, da das Pariser Haus damit eben auf Deutschland speculirt. In Köln kann man in den größten Modewaaren-Handlungen sächsische Spitzen als französische kaufen und sich durch die Facetura überzeugen, daß sie aus Frankreich eingeführt sind. Dem Kundigen gesteht man willig den Ursprung der Waare zu, fügt aber bei, daß die Käufer eine Waare aus Frankreich haben wollen, und diese Thorheit mit 50 Prozent bezahlen. Daß Aachener Nähnadeln in fremden Erdtheilen und auch in Deutschland für englische verkauft werden, ist eine bekannte Sache.

Eine Tyroler Sängergesellschaft, welche über Deutschland und England reiste, schickt nun einen Bericht an die „Innsbr. Ztg." in welchem es unter Andern heißt: Wir haben am 21. October in Windsorcastle bei der Königin gesungen; wir wurden sehr gut aufgenommen und reichlich beschenkt, wie noch nie zuvor. Montag, den 3. November sind wir wieder zu ihr bestellt, sie hat uns auch einige Male selbst angesprochen und gab uns mehrere Empfehlungen an die größten Herrschaften hier. — Wir sind hier in London merkwürdige Leute. In London wo die Neger, Indianer, Türken ꝛc. in den Straßen umhergehen, ohne daß man sie anschaut, ist ein Tyroler in der Zillertracht so etwas seltenes, daß sich gleich ganze Massen Menschen um ihn herum sammeln und ihm den Weg versperren, um ihn anzustaunen, so daß einmal die Polizei zu Hilfe kommen mußte, nur damit wir Platz zum Weitergehen bekamen.

Unterzeichneter hat die Ehre sein Lager von Augengläsern, welche von ihm selbst nach Frauenhofer'scher Methode geschliffen sind, und durch deren Gebrauch eine augenblickliche wohlthätige Verbesserung der Sehkraft bezweckt wird, was er durch seine vielen hiesigen geehrten Abnehmer bewahrheiten kann — zu empfehlen.

Seine Wohnung ist im Gasthof zum Donnersberg dahier. Sein Aufenthalt nur noch bis Dienstag.

Kaiserslautern, 22. Nov. 1851.

J. Muhr,

geprüfter Optiker aus München.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 94. Kaiserslautern, Donnerstag 27. November **1851.**

Auszug aus einer Denkschrift

über unbedingte Gewerbefreiheit

von **Dr. L. Gutmbel,**

I. Rentbeamte außer Dienst in Kaiserslautern.

(Fortsetzung.)

Motto: Nur wo Bildung und Intelligenz angetroffen wird, ist wahre Freiheit.

Wenn ich hier nun meine Ansichten über die Folgen der unbedingten Gewerbefreiheit wie solche seit 50 Jahren in den Rheinlanden in Uebung ist, ausspreche, und wenn ich die Ueberzeugung habe, daß die mißlichen Verhältnisse, in welchen im Allgemeinen der Gewerbestand in Frankreich und den Rheinlanden sich befindet — zunächst ihren Grund in der unbedingten Gewerbsfreiheit hat, und deßhalb eine Revision des Gewerbswesens als dringend erachte — so sey damit nicht gesagt, daß ich das Prinzip der Gewerbsfreiheit im Allgemeinen über Bord geworfen wissen will, sondern halte nur, zur Beseitigung der notorisch anerkannten Mißbräuche welche sich im practischen Leben, als Folge der unbedingten Gewerbsfreiheit erwiesen haben — die Ergreifung von passenden Maßregeln für nothwendig. Dieselben dürften nach meiner Ansicht darin bestehen:

1) daß von Seiten des Staats Anstalten getroffen, damit dem Handwerker und Gewerbetreibenden Gelegenheit gegeben werde, sich intelligenter als bisher es geschehen, auszubilden — was zunächst durch Errichtung von Handwerksschulen erreicht werden könnte. —

Denn sobald der Handwerkestand, intelligenter als bisher, ausgebildet wird, muß er selbst einsehen, in welchem Maaß er die ihm dargebotene Gewerbefreiheit benutzen kann und darf, ohne durch Mißbrauch derselben, sich zuletzt selbst zu schaden.

2) Es muß nach meiner Ansicht die Bestimmung ins Leben gerufen werden, daß Jeder, welcher ein Gewerbe als selbstständiger Meister ausüben will, nachzuweisen verbunden, daß er in einer öffentlichen Anstalt, oder bei einem tüchtigen Meister, das Gewerbe das er treiben will, erlernt habe — und bei Betreibung solcher Gewerbe, welche den Besuch von andern Werkstätten bedingen, müßte der Nachweis geliefert werden, daß der junge Meister in solchen gearbeitet — und daß er vor einer Commission von Sachverständigen die Nachweise geliefert habe, durch Bestehen einer Prüfung, daß er nunmehr geschickt sey, dem gewählten Geschäfte als Meister vorzustehen.

Durch eine solche Bestimmung würden keine Rechte der Einwohner eines Staats geschmälert oder irgend eine Unbilligkeit gegen dieselben begangen, sondern es würden nur Verpflichtungen, welchen sich bereits jetzt schon einzelne Geschäftsleute, z. B. Apotheker ꝛc. und alle diejenige, welche sich öffentlichen Diensten widmen wollen, unterziehen müssen, bevor sie sich selbstständig etabliren dürfen oder eine Anstellung erhalten — auf alle diejenige Staatsbürger ausgedehnt, welche ein öffentliches Geschäft betreiben wollen, nämlich der Verpflichtung, die Nachweise zu liefern, daß sie das Geschäft, welches sie als Meister betreiben wollen, auch wirklich verstehen.

Die oben angedeutete Maßregel, würde ein Sporn für die Meister und die Lehrlinge werden, indem Beide sich bestreben würden, ihrem Berufe Ehre zu machen; die Meister würden sich bestreben ihre Lehrlinge zu tüchtigen Gesellen und die Gesellen würden eifern, zu brauchbaren Meistern sich heranzubilden; die Meister würden zu dem Ende ihre Lehrlinge nicht, wie dies jetzt so häufig geschieht, zu Arbeiten verwenden, die mit der Erlernung des Geschäfts in gar keiner Verbindung stehen; die Lehrlinge dagegen würden sich beeifern ihr Handwerk brav zu erlernen, um als tüchtige Gesellen auf die Wanderschaft gehen zu können. — Wenn nun weiter die Bestimmung getroffen würde, daß jeder Lehrling, welcher seine Lehrzeit bestanden, nur dann als Geselle in die Fremde gehen dürfte, wenn er vor einer Commission die Probe abgelegt, daß er auch befähigt, wenn weiter vorgeschrieben würde, daß je-

Digitized by Google

der Geselle von denen Geschäften, welche den Besuch von Werkstätten erfahrungsgemäß erfordern, absolut keine bestimmte Zeit auf der Wanderschaft gewesen, d. h. in der Werkstätte eines Meisters als Geselle gearbeitet haben müßte, — dann würde sich auch die Heranbildung eines intelligenten Handwerkstandes erwarten lassen, und es würde auf diese Weise von selbst dem leichtfertigen Etabliren von ungeschickten und unreifen Handwerkern, Schranken gesetzt werden, ohne daß auf der andern Seite Jemanden der Weg abgeschnitten würde, sich ein ihm beliebiges Geschäft zu wählen, dazu sich auszubilden und zu betreiben, sobald der Nachweis geliefert ist, daß er dasselbe so erlernt, um als Meister bestehen zu können.

Die Entscheidung darüber, ob ein Gewerbsmann alle Vorbedingung erfüllt, welche zur Betreibung eines Gewerbes erforderlich, müßte einer Commission von Gewerbekundigen, Gemeindebeamten und Beamten der Regierung übertassen werden, damit nicht der lästige Zunftzwang wieder zurückgeführt, sondern dem Aufblühen der Gewerbe stets eine freie Richtung bewahrt bleiben könnte.

Daß einer solchen Commission auch das Recht zustehen müßte, solchen Männern die Erlaubniß zu einem Gewerbebetrieb zu ertheilen, welche sich selbst tüchtig als geborne Talente, wie man zu sagen pflegt — herausgebildet — versteht sich von selbst.

Ob einer solchen Commission aber auch noch ein Erkenntniß darüber zu stehen dürfte, ob z. B. Ort und Zeit eine vorhandene Etablirung zulasse, um dem Uebersetzen von Gewerben an ein und demselben Orte vorzubeugen, wäre eine wichtige Frage, da es Thatsache ist, daß in Folge von Uebersetzen von Geschäften dieselbe traurigen Folgen sich ergeben, wie dieß in denen Fällen vorkommt, wo heute ein Heer von Pfuscher, ohne alle Wiederrede sich beliebig niederlassen, sobald solche nur die Steuern bezahlen. —

Daß eine derartige Bestimmung, durch welche das Uebersetzen der Geschäfte an ein und demselben Orte vorgebeugt — richtig und im Interesse der Gewerbetreibenden und des Publikums vollzogen, gewiß ihre gute Früchte tragen würde, läßt sich nicht in Abrede stellen, denn sobald in ein und demselben Orte sich mehr Geschäftsleute von ein und derselben Gattung niederlassen, als Nachfrage nach ihrer Arbeit ist, dann nöthigt der Mangel an Absatz — die braunen Meister, da sie doch leben wollen — ihre Arbeiten unter dem Preiß abzusetzen, wodurch dieselbe sehr bald genöthigt werden, den Weg der Solidität zu verlassen, um durch billigere Arbeit sich Absatz zu verschaffen, in welchem Preißverhältniß dann aber auch die Arbeit schlechter gemacht wird, was zuletzt dahin führt, daß der Meister, welcher nicht pfuscht, auch nicht mehr fortkommen kann — und daß dadurch die guten Meister ihren frühern Ruf verlieren — sind Erscheinungen die nicht selten, ebenso daß diese Gewerbe von Arbeitern fast alle verarmen — während sonst allgemeiner Wohlstand bei denselben zu der Zeit noch angetroffen wurde, wo die Geschäfte noch nicht übersetzt gewesen. (Forts. folgt.)

Eine neue Nordpol-Expedition.

Wieder ist eine zur Aufsuchung John Franklins ausgerüstete Expedition unverrichteter Sache zurückgekehrt. Sie ging diesmal von den Vereinigten Staaten von Nordamerika aus, die auch in dieser Hinsicht einen edlen Wetteifer mit England entwickeln. Ein New-Yorker Blatt berichtet darüber Folgendes: Die „Advance," Capitän de Haven, ist zurückgekehrt. Ihre Reise war voller Gefahren, Abenteuer und erfolgreich in jeder Beziehung, außer dem großen Hauptzwecke der Expedition. Trotz aller Anstrengungen und Gefahren, welchen die brave Mannschaft der beiden Schiffe ausgesetzt war, ist doch kein Menschenleben dabei verloren. Doch wir wenden uns zur Darstellung der Expedition selbst, aus der unsere Leser am besten ersehen können, wie wunderbar oft ihr Entkommen, wie groß die Strapazen, aber wie heroisch auch die Ausdauer der wackern Nordlandsfahrer war. Am 26. August fuhr die amerikanische Expedition in den Wellingtonsund, wo sie mit Capitän Perry und seinen beiden Fahrzeugen „Lady Franklin" und „Sophia" zusammentrafen; etwas später vereinigte sich auch Sir John Roß und Commodore Austin mit ihnen. Am 27. August entdeckte Perry unverkennbare Spuren von Franklins ersten Wintercuartieren — drei Gräber mit Bretterdenkmälern, deren Inschriften aus dem April 1846 datirten, zwei der Todten gehörten nach diesen zur Mannschaft des „Erebus," einer zu der des „Terror." Außerdem fand man Fragmente von zerrissenen Segeln, Kleidungsstücken, Tauen und Holzwerk, die alle von einem großen und lange fortehaltenen Lager auf jener Stelle zeugten, aber keine Anzeichen gaben, die zur Entdeckung der Gesuchten hätten führen oder irgend welche Hoffnung geben können. Am 8. September zwängte die Expedition sich durch das Eis in den Barrow-Canal, wo sie nur mit Mühe einer totalen Einschließung durch das Eis entgehen konnten. Sie drangen von dort unter steten Gefahren noch weiter westwärts, bis sie am 11. September Griffiths Insel erreichten. Am 13. September wendeten sie ihre Schiffe, da ein weiteres Vordringen fast unmöglich geworden war, wurden

Digitized by Google

jedoch nahe der Mündung des Wellington Canals vom Eise eingeschlossen. Nach dem nördlichen Eis zug wurden sie, ohne sich irgendwie helfen zu können, bis zu 75° 25' nördlicher Breite getrieben und von dort aus wieder in einer südöstlichen Richtung bis in den Lancasterſund. Durch die Verengung des Eises wurde das Hintertheil des „Advance“ um fast 7 Fuß erhoben, und außerdem so auf die Seite geworfen, daß die Steuerbordseite um 2 Fuß 8 Zoll höher als die Backbordseite stand. In dieser Stellung und mit einigen nur unbedeutenden Veränderungen blieb die „Advance“ für fünf Monate, während der Winter mit allen seinen Schrecken die Expedition vernichten zu wollen schien. Die Polarnacht war gekommen und 80 Tage lang erleuchtete kein Sonnenstrahl ihre hoffnungslose Nacht. Das Thermometer (Fahrenheit) stand von 40—46 Graden unter dem Gefrierpunkte. Schon am 8. November mußte die „Rescue“ verlassen werden, um das Brennmaterial zu sparen. Jeden Augenblick mußten sie gewärtigen, daß das sie umschließende Eis zusammenstoßen und ihr Schiff zu Atomen zerschmettern würde. Nur in vollständigem Anzuge und mit Brodbeuteln auf dem Rücken wagten sie zur Ruhe zu gehen, um so jeden Augenblick bereit zu stehen, auf dem Eise im Sturm und in finsterer Nacht ihre Rettung zu suchen. Alle nöthigen Vorbereitungen waren getroffen, um diesen furchtbaren Versuch zu machen. Schlitten mit Lebensmitteln und allem Andern, was auf einer solchen Eisfahrt von Nutzen seyn könnte, standen auf dem Eise, und so sicher glaubten sie bei zwei verschiedenen Gelegenheiten die furchtbare 90 Meilen lange Reise bis zum Lande antreten zu müssen, daß die Boote heruntergelassen und die Mannschaft auf dem Eise versammelt stand, um die Katastrophe abzuwarten. Zu derselben Zeit nahm der Scorbut einen epidemischen Charakter an und wurde um so drohender, als alle gewöhnlichen Mittel zur Einhaltung desselben fehlschlugen, bis die ganze Mannschaft mit Ausnahme von Dreien davon ergriffen war. Kapitän de Haven selbst litt am Meisten davon. Durch den fortwährenden Gebrauch von frischem Wasser, das man durch Schmelzen des Eises erhielt, und unausgesetzte, geistige und körperliche Anstrengung wurde glücklicherweise jedem Todesfalle vorgebeugt und nach einiger Zeit die Krankheit durch Anwendung eines aus einer Art Beysel, Thee und Citronen-Extract zusammengesetzten Getränkes geheilt. Nachdem sie bis in die Bassins-Bay getrieben waren, legte sich das sie umschließende Eis an ein ungeheures Eisfeld an und die Expedition war jetzt in einer Entfernung von 90 Meilen vom Lande in einer unabsehbaren Eisebene eingeklemmt. Die Vorräthe, Materialien, Tauwerk ꝛc. wurden sodann in Schneehäusern geborgen und auf dem Eise ein Lager aufgeschlagen. Die Eistafeln waren von 3 bis 8 Fuß dick. Aber diese gefährliche Lage entbehrte trotzdem nicht ihrer anziehenden und verschönernden Seiten. Die Aurora-Borealis (falsche Sonnen) und das Erscheinen falscher Monde mit dem lebhaftesten Glanze wechselte fortwährend miteinander ab und das Zwielicht, das beim Erscheinen des Tages den nördlichen Horizont streifte, bot an jedem Tage neue Schönheiten dar. Endlich nach mondenlangem Sehnen erschien ihnen Hellos goldenes Antlitz wieder und drei donnernde amerikanische Hurrahs begrüßten seinen Anblick. Sein Einfluß machte sich nach und nach fühlbar; anstatt der wachsartigen Complexion, welche in Folge der langen Nächte die Gesichter der Matrosen angenommen hatten, sah man wieder Sommersflecken und gebräunte Stirnen, und bald verschwand auch alle Krankheit. Am 13. Mai wurde die „Rescue“ wieder bemannt. Der Bruch des Eises war plötzlich und gefährlich. Zwanzig Minuten, nachdem zuerst einige Bewegung in das ungeheure Eisfeld gekommen war, sah man, soweit das Auge reichen konnte, nichts als eine Masse ungeheurer Eisschollen, mit denen die Expedition noch ein Mal südwärts getrieben wurde. Ohne irgend welche Unfälle wurden auch die gefährlichen Passagen des Lancasterſundes und der Bassinsbay durchkreuzt und am 10. Juli stießen beide Schiffe unter 65° 30' noch einmal in die offene See, und damit endigte ihre Gefangenschaft von neun Monaten, während welcher sie 1060 Meilen getrieben wurden. Im Lancasterſund verursachte das Zusammenkrachen der Eisberge und das Rauschen der übereinanderstürzenden Gewässer einen so fürchterlichen Tumult, daß er nach den Beschreibungen der Offiziere und Mannschaft Alles, was sie je gesehen, überbot und das Vernehmen, selbst der lautesten Stimme, unmöglich machte. Capitän de Havens erste Sorge nach seiner glücklichen Rettung war, seine Schiffe auszubessern und die Gesundheit und Energie seiner Leute wieder herzustellen. Zu diesem Zwecke besuchte er Grönland, wo er sich von Neuem ausrüstete. Nach kurzem Aufenthalte begann er noch ein Mal seine nördliche Fahrt. Am 7. Juli traf er mit einigen Wallfischfahrern zusammen und am 8. Juli passirte er eine ganze Flotte derselben, die bei den Dutch Islands vom Eise festgehalten wurde. Am 11. Juli erreichte die Expedition die Bassingsinsel und fuhr zusammen mit dem Prince Albert in die Bai. Der Prince Albert blieb bei ihnen bis zum 3. August, wo derselbe sich nach der südlichen Passage wendete, während der Capitän

Digitized by Google

de Haven seinen Lauf einhielt, bis sie am 5. Aug. abermals von mächtigen Eisbergen umringt waren. Die treibenden Eisschollen brachen die Schanzbekleidung zusammen und bedeckten das ganze Deck. Hier war es, wo die beiden Schiffe ihre Stärke und Ausdauer zu bewähren hatten; von allen Seiten stießen und brachen Eismassen zusammen, und mit ungeheurer Gewalt trieben die Schollen gegen die beiden Fahrzeuge, brachen und stießen abermals gegen dieselben, bis sie zu kleinern Schollen zerbröckelten. Dennoch blieben beide Schiffe zwar nicht ohne Beschädigung, aber doch, ohne daß eine einzige Planke an irgend einem gefährlichen Punkte beschädigt worden wäre; am 19. August befanden sich beide Schiffe wieder in offenem Fahrwasser. Als sie abermals ihre Weiterfahrt im Westen und Norden abgeschnitten sahen, wendete Capitän de Haven seine Schiffe wieder heimwärts, nachdem er und seine braven Kameraden Wagnisse und Strapazen ausgestanden und Schwierigkeiten und Gefahren überwunden hatten, wie sie wohl schwerlich jemals vorgekommen sind. Man vermuthet, daß die englische Expedition in der Nähe von Fort Matyr überwinterte und von da ihre Reise westwärts fortsetzte. Die amerikanische Expedition war deshalb in einer weit günstigeren Stellung zu weitern Nachforschungen; sie befand sich in einer höhern Breite und die Polyna (offene See) konnte nicht weit entfernt seyn; aber die unvermeidliche Strömung nach dem Lancasterſunde verhinderte ihr weiteres Vordringen im Frühling, und schnitt damit alle weitern Aussichten auf Erfolg ab. Bis zum 13. September waren alle Offiziere und Matrosen der Expedition gesund und guten Muthes. In einem schweren Sturme in der Nähe der Neufoundlandbank wurde die „Advance“ von ihrer Gefährtin getrennt. Letztere erwartet man jeden Augenblick. Capitän de Haven bringt mehrere Fragmente aus den Ueberresten von Franklins Lager, nebst einigen andern Curiositäten. So endigte diese Expedition, ohne irgend welche befriedigende Entdeckungen über Sir John Franklins Schicksal gemacht zu haben, aber zugleich auch ohne irgend welche Beweise, die weitere Hoffnung ausschließen. Sir John Franklin mag vielleicht gelungen seyn, was der „Advance“ in Folge der unglücklichen Strömung nach dem Lancasterſunde nicht gelang. Ist dem so — und es ist nicht unmöglich — so kann man vernünftigerweise nicht bezweifeln, daß er möglicherweise noch heute mit seiner Mannschaft in jenen Regionen fortlebt, wo die Natur die Hülfsquellen des Lebens der Strenge des Klimas angepaßt hat.

Miscelle.

Das Morgenblatt theilt den Freunden der Schweizeralpen die Sage mit, welche sich an den Namen des romantischen, prachtvollen Pilatusberges knüpft, der wie ein vorgeschobener Posten des Hochgebirges sich über dem blauen Spiegel des Vierwaldstätter Sees erhebt. Es ist der römische Landvogt Pilatus, mit dem die Sage den Namen des Berges in nächste Verbindung bringt. Sie sagt: nachdem derselbe aus Verzweiflung über die Verurtheilung des Heilandes, selbst Hand an sein Leben gelegt, habe dessen Körper nirgends in der Erde Ruhe gefunden. Da habe auf Gottes Befehl Satan ihn auf den Berg getragen und in dem einsamen Pilatussee mehr ein flacher Sumpf als ein See — versenkt. Dort sollen Hirten ihn an Freitagen oft an den Ufern des Sees rastlos haben wandern sehen. Gräßlich ist seine Rache, wenn frevelhafter Muthwille dem nassen Grabe sich zu nahen und z. B. durch Steinwerfen seine Ruhe zu stören sich erfrecht. Dann haben schwarze Nebel aus dem empörten See sich gebildet, seyen in furchtbaren Gewittern mit Donner, Hagel und Blitz hinabgefahren über das Land, während der See selbst über die Ufer getreten und die Stadt Luzern in große Noth gebracht, wie dieß am Johannistag 1332 und 1475 der Fall gewesen. Dieser Aberglaube wurzelte so tief und allgemein, daß schon im vierzehnten Jahrhundert von dem Rath in Luzern, wo man doch immer die klügsten Leute zu wählen pflegt, das Besteigen des Pilatus streng verboten war. Im Jahr 1387 wurden sechs Geistliche aus Schwaben, Zürich, Luzern und Lenzburg vom Rath eingesperrt und mußten Urfehde schwören, weil sie sich auf den Pilatus gewagt, und der Lehenmann auf der Alp im Eigenthal mußte eidlich geloben, den Weg nach dem Pilatussee zu hüten, damit niemand hinaufgehe. Als der in Luzern sich aufhaltende Herzog Ulrich von Würtemberg 1518 den Pilatus besteigen wollte, mußte er um besondere Erlaubniß beim hochweisen Rath einkommen, und erhielt einen Stadtkuecht mit auf den Weg. Ebenso der berühmte Naturforscher Konrad Gesner im Jahr 1533. Endlich beschloß 1585 ein würdiger und freisinniger Priester, der Stadtpfarrer J. Müller, dem Jahrhunderte alten Aberglauben mit einemmal durch eine entschlossene frische That den Todesstoß zu geben. An einem schönen Sommertag begab er sich mit einem zahlreichen Geleit hinauf an den verschrienen See, warf nach Hexensitte Steine in denselben mit dem Zuruf: „Pilat, wirf aus den Koth!“ und ließ endlich gar einen Mann durch den Sumpf schreiten, woraus sich klärlich ergab, daß der See nicht wie man glaubte, unergründlich sey. Das Beispiel wirkte. Im Jahre 1594 befahl die Regierung von Luzern, den See abzugraben, der sich indeß nachher wieder sammelte. Der Gespensterglaube aber war ein für allemal ausgetrieben.

Verantwortlicher Redigier J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 95. Kaiserslautern, Samstag 29. November **1851.**

Auszug aus einer Denkschrift

über unbedingte Gewerbsfreiheit

von **Dr. L. Guembel,**

k. Rentbeamte außer Dienst in Kaiserslautern.

(Fortsetzung.)

Motto: Nur wo Bildung und Intelligenz angetroffen wird, ist wahre Freiheit.

3) Dürfte die Bestimmung getroffen werden, daß diejenige Gewerbetreibenden, welche vermöge ihres Geschäfts stets in der Lage sich befinden, sowohl das Vertrauen des Publikums, als auch anderer Geschäftsleute in Anspruch nehmen zu müssen, nachzuweisen verbunden seyen, daß denselben die zum Betriebe ihres Geschäfts nothwendige Betriebskapitalien oder sonstiges Vermögen zu Gebot stehe, damit solche Gewerbtreibende nicht leichtsinnigerweise den ihnen nothwendigerweise geschenkten Credit mißbrauchen können, um das Publikum und ihre Geschäftsfreunde zu prellen, wie dies leider in neuester Zeit so häufig vorgekommen und durch die Maße von leichtfertigen Banquerotte von Gewerbsleuten, belegt werden kann.

Wenn man dieser Maßregel entgegen halten wird, daß dadurch der rege Geschäftsverkehr aufgehalten werde, so will ich diese Angabe nicht widersprechen, stelle jedoch den Nachtheil, der durch die leichtfertigen Banquerotte im allgemeinen hervorgerufen wird, indem dadurch sowohl der Credit gestört, als auch der allgemeine Verkehr in Stocken gerathen muß, — dem etwaigen prächten Gewinn gegenüber, der durch leichtfertige Geschäfte für Einzelne, zum Nachtheile der Gesammtheit erwachen muß, während reelle Geschäftsleute durch solche Maßregeln nicht behelligt würden, indem diese ohne Anstand die Beweise liefern könnten, daß sie das Vertrauen des Publikums verdienen, und daß auf diese Weise der Credit nur gehoben würde, kann nicht bezweifelt werden.

Jedenfalls dürfte in obiger Beziehung, durch Erlaß von scharfen Strafbestimmungen dahin gewirkt werden, daß dergleichen leichtsinnige Menschen abgeschreckt würden, ihrem Leichtsinn, ohne Strafe zu erwarten, die Zügel schießen zu lassen.

4) Dürfte durch Gründung von Gewerbsvereine, durch Bildung von Creditanstalten das innere Leben der Gewerbetreibenden gekräftigt und zur gegenseitigen Mitwirkung angefeuert werden, um beizutragen, daß so viele Wunden im Gewerbsleben, die nicht von außen geheilt werden können, wenn die Geschäftsleute nicht selbst Hand anlegen und durch vernünftiges Erkennen dessen, was zu ihrem Frieden dient, mitwirken, daß es in Wahrheit besser werde.

Was nun die Bildung von Gewerbsvereine anbelangt, so läßt sich allerdings von denselben nur dann die ersprießlichen günstigen Vortheile für den Gewerbestand erwarten, wenn der richtige Geist dieselbe beherrscht und auf das richtige Fundament, nämlich auf Bildung und Intelligenz basirt ist.

Was nun den Geist betrifft, welcher diese Vereine beherrschen soll, so dürften allerdings die alten Zunft-Einrichtungen nicht die Norm geben, vielmehr jene Richtung vorherrschend seyn, welche die Gewerbtreibenden zu der Ueberzeugung hinführen müßte, daß jedes planlose Handlen, daß jedes Scheingeschäft, daß jede Pfuscherei nicht geeignet sey, ein sicheres und bescheidenes Einkommen sich zu verschaffen; solche Vereine müßten bei jedem Vereinsgliede die Ueberzeugung hervorrufen, daß bei dem Betriebe eines jeden Geschäfts, auch auf Zeit und Ortsverhältnisse die gehörige Rücksicht genommen werden müsse, während heute in den Rheinlanden, gerade dadurch, daß auf diese Punkte keine Rücksicht genommen wird, eine Masse von Geschäften angefangen werden, die nach kurzem Bestehen und wenn die Unüberlegten ihr Vermögen aufgeopfert, wieder aufgegeben werden müssen, weßhalb auch oft mit der steigernden Zahl der Gewerbtreibenden in demselben Verhältnisse die Zahl der Verarmten zunimmt. Diese Erscheinungen können nicht Wunder nehmen, wenn man wahrzunehmen Gelegenheit hat, wie diese Leute in der Regel ohne alle vernünftige Berechnung handeln, — wie Leute, welche noch nicht die Lehrburschenschuh ausgezogen haben, darum sich als

Digitized by Google

Meister niederlassen, weil sie glauben die Mittel zu besitzen, um auch bei wenigeren Kenntnissen mit andern soliden Meistern concurriren zu können; allein die Unkenntniß mit dem eigentlichen Berufsleben, dem sie in keiner Beziehung gewachsen, führt sie sehr bald auf den Punkt, wo sie einsehen, daß sie selbst mittelst Aufopferung ihres Vermögens die Concurrenz mit andern soliden und geschickten Meistern nicht ferner aushalten können, und nun nehmen diese Menschen zu dem Mittel ihre Zuflucht, daß sie durch billigere, freilich auch in demselben Verhältniß schlechtere Arbeit, das consumirende Publikum gleichsam zu prellen suchen, welcher Weg jedoch dieselbe vor dem Ruine nicht schützen kann, vielmehr gerathen dieselbe, nachdem sie sehr häufig noch durch Mißbrauch des Credits, auch Andern Schaden zugefügt, in Armuth und Noth.

Durch dergleichen leichtfertige Etablirungen wird jedoch nicht nur die Zahl der Bevarmten täglich größer, sondern auch der Wohlstand der braven und sonst soliden Meistern sehr gefährdet, zugleich aber auch das consumirende Publikum wenigstens eine Zeit lang gleichsam geprellt, indem in der Regel die Unerfahrnen, ohne auf die Güte der Arbeit gehörig Rücksicht zu nehmen, von dorten ihren Bedarf beziehen, wo sie ihn am billigsten finden, freilich nur so lange, bis man durch Schaden klug und zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß schlechte Arbeit immer die theuerste ist.

Wenn nun auch, wie die tägliche Erfahrung lehrt, und worauf die Verfechter der unbedingten Gewerbefreiheit sich gewöhnlich berufen, solche Pfuscher nicht sehr lange sich halten können, so bleibt ebenso wahr die Thatsache, daß in der Regel ein Pfuscher den andern verdrängt; daß jedoch solche Erscheinungen keineswegs geeignet sind, das Aufblühen des Gewerbestands zu fördern, ist klar. —

Allein auch abgesehen von diesen obenbezeichneten Mißständen leiten sich noch weiter die wichtigen Folgen und Nachtheile aus diesen Vorkommnissen her, daß nämlich diese Klasse von Bevarmten, wie die Erfahrung in Frankreich es nachgewiesen hat, stets bei politischen Bewegungen zu jenen Mißvergnügten im Staate sich angeschlossen haben, welche ihr Heil nur im Niederreißen der bestehenden Ordnung zu finden gehofft, indem man dieselben zu dem Wahne hinführte, daß sie im Strudel der Unordnung dasjenige erlangen könnten, was sie auf sonst keinem Weg mehr zu erhalten im Stande seyen, und wohin dieser Wahn geführt, darüber liegen die überzeugendsten Belege vor unsern Augen, die Belege, daß sie auf dieser Bahn nur noch tiefer ins Unglück gerathen sind, indem diejenige, welche als Kanonenfutter benützt übrig geblieben, jetzt größtentheils in Afrika und in Gefängnissen schmachten, und somit unsägliches Unglück über sich und ihre Familien gebracht haben, was als ein warnendes Beispiel hier angeführt wird, um zu beweisen, daß auf diesem Wege bessere Zustände im Leben der Völker nicht hervorgerufen werden können, wohl aber durch ein Bestreben, durch Bildung und Intelligenz, drückende Mängel zu entfernen, wozu freilich auch jede weise Regierung, welche im Glücke ihrer Völker, ihr eigenes fest begründet sehen muß, durch zeitgemäße und vernünftige Fortbildung der Gesetze, das ihrige beitragen muß, damit die krankhafte Zustände im Lande entfernt und die bereits vorhandenen geheilt werden können. —

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Kartoffelkrankheit

macht Herr v. Babo in seinem neuesten „Landwirthschaftlichen Berichte“ folgende beachtenswerthe Mittheilung:

Hierüber ist schon Vieles verhandelt und dabei eine solche Menge von Unsinn geäußert worden, daß wir hierdurch ermuntert wurden, auf die Gefahr hin auch nichts Besseres zu liefern, unsere unmaßgebliche Ansicht kurz mitzutheilen.

Betrachten wir die Kartoffelkrankheit im Zusammenhange mit größeren auf unserem Erdtheil in den letzten Jahrzehnten vorgekommenen Naturerscheinungen, so stoßen uns zuerst die bedeutenden Eruptionen des Hekla auf, welche, nach den damaligen Nachrichten, auf Island Krankheiten und Seuchen mancherlei Art unter Menschen und Thieren erzeugten. Nicht lange darauf trat die Kartoffelkrankheit in dem nördlichen Europa, namentlich in Irland und Schottland auf. Holland erhielt sie, während die südlicheren deutschen Gegenden erst einzelne Spuren davon sahen, die aber, aus Unkenntniß der Sache, nicht sehr beachtet wurden. Später kam sie über ganz Deutschland, und ist noch jetzt die Plage der Landwirthe, welche in jedem Jahre vergeblich hoffen, sie verschwinden zu sehen. Aber schon im Anfange der Seuche spürte man ähnliche krankhafte Erscheinungen auch an anderen Gewächsen, z. B. an Rüben u. dgl. Seit mehreren Jahren tritt an den Fruchtbäumen, besonders den Nußbäumen, fast gleichzeitig mit dem Kartoffelbrande, ein Brand des Laubes ein, welcher mit dem des Kartoffelkrautes eine große Aehnlichkeit hat. Derselbe Brand ward auch an den Wäldern, namentlich an Eichen und Buchen, beobachtet, und zwar meistens nur an südlichen und südöstlichen Abhängen. Mehrere Jahre

Digitized by Google

hindurch erschien zu derselben Zeit auch in vielen Weinbergen der sogenannte Brenner, ohne daß man dabei die denselben bedingenden Ursachen beobachtet hätte. In diesem Jahre wird eine gleiche Krankheit auch an den Johannisbeeren, selbst an den Gemüsen und wieder an den Runkelrüben beobachtet, und merkwürdiger Weise trat in vielen südlicher gelegenen Weinbergen auch theilweise bei uns eine Krankheit des Weinstockes auf, welche in einem plötzlichen Verderben desselben und in dem Ueberziehen des Laubes und der Früchte durch einen Schmarotzerpilz besteht, während an den zärtlichen Sorten auch noch eine andere Krankheit beobachtet wird, die mit der Kartoffelkrankheit eine große Aehnlichkeit in der Art hat, daß junges Laub so wie einzelne Theile krautartige Triebe schwarz werden, und sich an den Trauben schwärzliche Flecken zeigen, die auf der Oberhaut ihren Ursprung nehmen, und nach und nach in die Beere einfressen, bis diese consumirt ist. Daß der Kartoffelbrand in diesem Jahre stärker als in dem vorhergehenden aufgetreten ist, wird Niemand läugnen, und ebenso scheint auch der Brand an den andern Crescentien einen höheren Grad erreicht zu haben.

Merkwürdig ist noch dabei, daß, während die Kartoffeln früher unter Bäumen der Krankheit länger widerstanden, man in diesem Jahre das Gegentheil bemerkt hat. Auch will man hier und da einen Stillstand in dem Fortschritt des Brandes bemerken, der in früheren Jahren nicht beobachtet wurde, jedoch ist ein solcher nur als local anzusehen, und andere Gegenden leiden dagegen mehr als sonst.

Betrachtet man alle diese Erscheinungen in Bezug auf den Witterungs-Charakter der letztverflossenen Jahresreihe, so hatten wir zum Theil ganz trockene, zum andern Theil sehr nasse Sommerjahre, ohne daß dies auf die Krankheit selbst einen bedeutenden Einfluß ausübte.

Unbestreitbar ist es aber, daß, wenigstens in dem südwestlichen Deutschland, die Schweiz mit eingerechnet, die Krankheit sich in den Hochgebirgen immer zuerst zeigte, so daß in der Nähe des Gotthards sich die Felder schon bereits schwarz zeigten, ehe dies in der rauhen Alp und dem badischen Oberland der Fall war. Erst nachdem der Odenwald von der Krankheit ergriffen, kamen die Gegenden der unteren Bergstraße an die Reihe, während die Ebene im Ganzen weniger litt, daher auch aus dieser das Kartoffelbedürfniß für die Berggegenden bezogen werden konnte. Dagegen zeigte sie sich früher wieder mehr am Niederrhein. Da der Laubbrand ein Stillstehen der Knollen-Entwicklung zur Folge hat, so muß sich auch der Kartoffel-Ertrag im Ganzen hiernach richten, und die Ernten wurden immer in jenen Gegenden geringer, wo derselbe am ersten angefangen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Seltsame Berechnungen.

Ein spanisches Blatt stellt folgende seltsame Berechnungen auf:

Auf der Erde spricht man 3064 Sprachen, davon 587 in Europa, 937 in Asien, 276 in Afrika, und 1264 in Amerika.

Die Bewohner unsers Erdballs bekennen sich zu mehr als 1000 verschiedenen Confessionen.

Die Anzahl der Männer ist beinahe gleich der der Frauen.

Das Durchschnittsalter ist 33 Jahre. Der vierte Theil der Menschen stirbt vor dem 7. Jahr, die Hälfte vor dem 17.

Von 10,000 Menschen erreicht ungefähr einer das 100ste Jahr, von 100 werden sechs 66 Jahre alt, und nur einer von 500 Menschen 80 Jahre.

Man zählt auf der Erde 1,000,000,000 Bewohner; davon sterben jährl. 33,333,333, täglich 91,324, stündlich 3,380, jede Minute 63, jede Secunde 1. Dieser Abgang wird durch die Geburten compensirt, welche ungefähr um $\frac{1}{20}$ stärker sind, als die Todesfälle.

Die verheiratheten Personen leben länger als die unverheiratheten, besonders diejenigen, welche eine thätige und mäßige Lebensweise führen. Die Männer von größerer Statur leben länger, als die kleinen. Die Frauen bis zu 50 Jahren haben weniger Chancen zu leben als Männer, nach diesem Alter sind die Chancen zu ihren Gunsten.

Die Zahl der Heirathen beträgt 175 auf 1000 Personen. Die Geburten sind häufiger nach der Aequinoctialzeit im Juni und Dezember. Die im Frühjahr Gebornen sind im Allgemeinen die kräftigsten. Die Geburten sind in der Nacht am häufigsten.

Die Anzahl der Männer, welche im Stande ist, Waffen zu tragen, schätzt man auf den vierten Theil der Bevölkerung.

Miscellen.

Der Professor Johann de St. Gregorio zu Bononien hatte Bettina Andreä, Tochter des berühm-

Digitized by Google

ten Juristen gleichen Namens zur Frau. Diese war in der Rechtswissenschaft so erfahren, daß sie, wenn ihr Mann krank war oder sonstige Abhaltungen hatte, öffentlich auftrat, an seiner Stelle Vorlesungen hielt und den Studenten die Rechte erklärte. So weit bringt's doch in unseren Zeiten keine Frau mehr. Eine andere Dame, Baltizia Gozadina erhielt zu Bononien sogar die juristische Doctorwürde und wurde als Professor dieser Facultät angestellt.

Es ist vielerlei und über vielerlei in der Welt geschrieben und allerlei seltsames findet man, wenn man alte Büchersammlungen durchstöbert. So hat sich von einem Juristenstück eine Dissertation de alapis (Ohrfeige und Maulschelle) vorgefunden, in welcher der weise Mann diese Fünffingerapplicationen in vollkommene und unvollkommene, in patschende und nicht patschende, in erafte und scherzhafte, in strafende und lohnende logisch geordnet hat. Auch stellt er allerhand seltsame Fragen, z. B. „kann eine Hand ohne Finger Ohrfeigen geben? der Vater dem Sohne noch nach dem zwölften Jahr? der Mann der Frau ohne Scheidungsklage?“ Ferner: „ob man sich zu Maulschellen contractmäßig verbinden und das alte Sprichwort: auf eine Lüge eine Maulschelle, praktisch üben dürfte?“ — Die spitzigste Frage, die der würtembergische Jurist, denn Stiecius ist ein Schwabe, aufstellt, ist wohl die: „ob es erlaubt sey, einem hochlöblichen Oberamt oder wohllöblichen Stadtschultheißen, wenn sie zehn Thaler Strafe wegen einer Ohrfeige erkannt haben, noch weitere zehn Thaler hinzu legen und ihnen selbst eine Ohrfeige geben dürfe?“ — Mit großer und breiter Eloquenz bejaht der gelehrte Mann diese Frage.

Eine britische Monatsschrift citirt folgende wunderliche Profezeihung Marlins, des altbritischen Sehers (vierten Jahrhunderts christlichen Zeitalters?) „Eric (England soll seine Aepfel (?) bei sich verbergen und unterirdische Gänge graben. Zu dieser Zeit werden die Steine sprechen (Elektromagnetismus) und die See der gallischen Küste wird zu einem engen Raume werden. Auf beiden Ufern wird man einander hören und der Boden der Insel erweitert werden. Die Geheimnisse der Tiefe werden enthüllt und Gallien soll vor Furcht zittern.“ Monmouth, der in seiner britischen Chronik diese Prophezeiung citirt, lebte in einem Zeitalter wo man von Elektromagnetismus und Telegraphen noch nichts wußte (im zwölften Jahrhundert).

Ein sehr komischer Fall hat sich dieser Tage in Wien zugetragen. Zwei Eheleute evangelischer Religion, waren auf gegenseitigen Wunsch gerichtlich geschieden. Der lebensfrohe Gemahl verspürte jedoch kurze Zeit nach der Trennung wieder eine besondere Neigung zu einer neuen Ehe. Er versuchte es diesmal durch den Weg der Oeffentlichkeit, und ließ sich sammt seinen Vor- und Nachzügen als Ehekandidat in die Zeitung setzen. Es meldeten sich mehrere Damen, die sich nicht abgeneigt zeigten, seinen Wünschen zu entsprechen. Besonderes Interesse aber erregte in ihm eine Dame, welche ihm anzeigte, daß sie gerne bereit sey, seinen Anträgen Gehör zu schenken, wenn er sich einer sechswöchentlichen Prüfung unterziehe. Er ging diesen Vorschlag ein. Als erstes Stelldichein bestimmte sie ihm die Wohnung einer Familie, bei der er zufälligerweise sehr gut bekannt war. Sehr sorgfältig gekleidet erschien er zur bestimmten Stunde in dem Hause. Er wurde sehr freundlich aufgenommen, und bald erschien auch die Dame, die er so sehnsüchtig erwartet hatte. Sie war sehr einfach aber geschmackvoll gekleidet, doch war ihr Gesicht mit einem undurchdringlichen Schleier verhüllt. Als der Ehekandidat wegging, war er von ihrer Liebenswürdigkeit so entzückt, daß er sich zuschwor nur diese und keine andere werde seine Frau. Er besuchte dieß Haus nun fast täglich und je mehr er seine Dame kennen lernte, desto heftiger entbrannte er für sie in Liebe. Trotz seiner Bitte konnte er sie doch nicht bewegen, den Schleier zu lüften. Die sechswöchentliche Probezeit hatte sein Ende erreicht, er bat sie um das Jawort. „Gerne will ich ihren Bitten Gehör geben,“ sagte die Verschleierte, „wenn sie auf ihrem Antrage noch beharren, sobald ich den Schleier gelüftet,“ dabei ließ sie den Schleier fallen, und der Liebestrunkene erblickt — seine frühere Gattin. So groß auch sein Erstaunen war, so blieb er seinem Worte getreu und die nun wieder vereinten Gatten leben glücklicher als je.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 96. Kaiserslautern, Donnerstag 4. Dezember **1851.**

Auszug aus einer Denkschrift
über unbedingte Gewerbfreiheit
von **Dr. L. Guembel,**
k. Rentbeamte außer Dienst in Kaiserslautern.

(Fortsetzung.)

Motto: Nur wo Bildung und Intelligenz angetroffen wird, ist wahre Freiheit.

Wenn ich voranstehend schon im Allgemeinen angedeutet habe, daß ein weiterer Grund der mißlichen Verhältnisse bei sehr vielen Gewerbetreibenden und Handwerkern darin gefunden werde, daß bei denselben ein Luxus und eine Genußsucht heute angetroffen, welcher dem sonst braven geachteten, und gleichzeitig soliden Gewerbestande früherer Jahren fremd gewesen, ferner daß wir bei dem Gewerbestande einen Aufwand finden, welcher sich nicht allein in der Fröhnung der launigen Kleidermode, sondern auch in den übertriebenen kostspieligen Einrichtungen der Geschäfts- und Verkaufs-Locale ausspricht; ein Aufwand, der höchst selten mit dem nachhaltigen Einkommen dieser Luxustreibenden im richtigen Verhältniß steht.

Ganz unwillkürlich wird man jedoch bei diesen Betrachtungen zu der Frage hingeführt, was zunächst die Grundursache sey, dieser jedenfalls unklugen Handlungsweise? Wer das Thun und Treiben im gewöhnlichen Leben nur einigermaßen beobachtet, wird sehr bald die Antwort finden, weil sie sehr nahe liegt, diese Leute handeln darum nämlich so unklug, weil mißverstandener Stolz und leere Eitelkeit die Stelle der überlegten und vernünftigen Berechnung eingenommen hat, oder die unüberlegte Handlungsweise des Einen, den andern zu gleichem Schritte verleitet, denn wie oft hören wir im Leben die Aeußerungen, **auch ich muß meine Einrichtung und Laden ändern, mich besser kleiden und mehr Aufwand machen, denn hinter meinem Nachbar darf ich nicht zurückbleiben,** so hart es mir auch ankömmt, diese Aeußerungen besagen, daß bei all dem luxuriösen Aufwande, den wir jetzt so häufig wahrnehmen, die Eitelkeit und der Hochmuth eine Hauptrolle spielt, indem man eine Schande darin erblickt, in Aufwand und Luxus hinter den Nachbarn zurückzubleiben, anstatt als vernünftiger Familienvater zu überlegen und zu bedenken, daß die Ehre viel mehr werth ist, die jener Handlung folgt, welche das Wohl der Familie bezweckt, als eine eitle Ehre in solchem Treiben zu suchen, wodurch der Unüberlegte sich und seine Familie zuletzt an den Rand der Armuth hinführt; weil eben der erste leichtsinnige Schritt zum zweiten hinführt, nämlich in der selbst als verkehrt anerkannten Richtung so lange zu verharren, als es gehen kann, unbekümmert um den Ausgang, den diese Richtung sicher nehmen muß, anstatt rechtzeitig noch einzulenken.

Allein wollen wir auch annehmen, daß es noch sehr viele Gewerbetreibende und Handwerker gibt, denen die Mittel geboten sind, einen luxuriösen Aufwand zu machen, ohne daß diese verkehrte Richtung solche zur Verarmung hinführt, so ist doch so viel gewiß, daß dieselbe einestheils keine erhebliche Ersparungen machen, andernseits aber, was noch viel höher anzuschlagen ist, daß diese luxuriöse Richtung auch auf die Kinder derselben sehr nachtheilig zurückwirkt, indem in denselben dadurch nicht nur jeder Sinn für Häuslichkeit, Sparsamkeit, Einfachheit in Sitte und Gewohnheiten unterdrückt, sondern vielmehr nur der Sinn und das Bestreben für Befriedigung des äussern Genußlebens angeregt und bis zur Ungebühr gesteigert wird, eine Richtung, die namentlich bei Mädchen in ihren spätern Jahren als Hausfrauen sehr häufig die Grundlage des Verfalls ganzer Familien zur Folge haben kann und hat, wie ich dies in dem Capitel über Instituten-Bildung näher noch beleuchten werde.

So hart auch diese Wahrheit für viele unserer Gewerbetreibenden lauten mag, so bleibt sie dennoch eine unumstößliche, und es werden auch die heutigen Klagen über die vielen Mißverhältnisse im Leben dieser Volksklassen so lange fortbestehen, ja sicherlich noch lauter werden, so lange die zunächst Betheiligten

Digitized by Google

nicht zu der reifen Einsicht gelangt, und klar einsehen, daß sie auf der betretenen Bahn nicht zu dem gewünschten schönen Ziele gelangen können, nämlich glückliche und zufriedene Glieder eines Staats zu werden, gleich viel, in welcher Form der Staat regiert wird; denn so lange nicht die Gewerbtreibenden den Bildungsgrad sich zu eigen gemacht, um einzusehen, daß nicht das Kleid den Mann mache, sondern von dem Dünkel vielmehr beherrscht werden, daß täuschender Luxus, höher stehe, als Solidität und Einfachheit in Sitte und Lebensweise, so lange werden auch keine bessere Zustände herbeigeführt werden können — weder in Monarchien noch in Republiken.

Sehen die Gewerbtreibenden dagegen einmal selbst ein, was von ihrer Seite zuvörderst geschehen muß, wenn ihre Lage eine wirklich bessere werden soll, was jedoch nur dann möglich, wenn Ordnung, Sparsamkeit und Einfachheit in Sitte und Lebensweise, überhaupt weise Häuslichkeit wieder in ihr Familienleben zurückgekehrt ist, als das Fundament, worauf das häusliche und bürgerliche Glück dastrt ruhen muß, und welche Häuslichkeit jedoch nicht im Extrem der heutigen Genußsucht besteht, nicht in einem filzigen oder gar geizigen Enthalten von Allem dem, was das Leben angenehm und bequem machen kann, sondern in dem Benützen und Genießen der Luxus-Gegenstände, jedoch mit Maaß und Ziel, wodurch auch erst der wahre Genuß geschaffen wird, weil eben diesem Genuß die Beruhigung zur Seite steht, daß dadurch nicht die Mittel vergeudet werden, welche zu ganz andern und oft zu sehr wichtigen Zwecken, ja oft zur Ernährung vieler hungernden Kinder bestimmt gewesen, ich sage, daß, sobald der Handwerks- und Gewerbestand redlich mit Hand anlegt, damit die heutigen Mißstände beseitigt werden, dann muß freilich auch die Staats-Regierung dasjenige thun, was nöthig, um eine solche Richtung zu unterstützen; allein unklug ist die Ansicht so vieler Gewerbtreibenden, als ob einer Staatsregierung allein die Pflicht obliege und die Möglichkeit gegeben sey, alle Mißstände im bürgerlichen Leben zu beseitigen, ohne daß die zunächst Betheiligten mitzuwirken verbunden seyen, bessere Zustände hervorzurufen. Eine Staatsregierung kann nur die Gelegenheiten schaffen, durch deren Benützung diejenigen, welche einer Mithülfe bedürfen, schneller zum Ziele des Besserwerdens gelangen können.

Dasjenige nun, was in den vorliegenden Verhältnissen eine weise Staatsregierung thun kann, dürfte nach meiner Ansicht vorerst darin bestehen, daß:

1) gute Bildungs- und Erziehungs-Anstalten ins Leben gerufen, in welchen ohnentgeldlich denjenigen Unterricht und Erziehung ertheilt werden müßte, welche zu irgend einem Geschäfte sich vorbereiten wollten;

Die Errichtung von Gewerbschulen, mit welchen jedoch unerläßlich praktische Werkstätte verbunden seyn müßten, würden gewiß am schnellsten die Heranbildung von tüchtigen Handwerkern befördern, ebenso wie praktische Ackerbauschulen sehr viel zur Hebung des Bauernstandes beitragen könnten; es wird eine weise Regierung ferner Bedacht nehmen,

2) daß durch Herstellung von zweckmäßigen Leih-, Credit- und Bank-Anstalten, ferner durch Anlegung von Sparkassen, der Credit bei dieser Volksklasse wieder gehoben und gekräftigt werde;

3) müßte durch eine zeitgemäße Gewerbeordnung die Freiheit der Gewerbe so geleitet werden, daß möglichst der Zügellosigkeit Schranken gesetzt, damit die Freiheit nicht zu Mißbräuchen hinführen könnte, wodurch das Glück und Wohlfahrt von Tausenden von Familien und zuletzt die Wohlfahrt eines ganzen Staats in Frage gestellt werden kann;

4) um jedoch einem tüchtig gebildeten Gewerbestand auch den Absatz seiner Erzeugnisse zu sichern, müßte auf Errichtung von passenden Handels-Verträgen, Herstellung von zweckmäßigen Communications- und Absatzwegen und Beseitigung aller Hemmnisse im Verkehr, sowie Entfernung aller lästigen, die Blüthe der Gewerbe hemmende Belästigungen oder drückender Steuern, Rücksicht genommen werden, und endlich, daß

5) wo möglich durch eine richtige Ausgleichung zwischen Arbeit und Capital, der Grundsatz ins Leben überzutragen gesucht würde, nach der Arbeit und dem aufzuwendenden Capital, auch den richtigen Verdienst für jeden Arbeiter annähernd festzustellen, eine Aufgabe, die zwar im Augenblick noch ein Problem ist, jedoch zu lösen die ernste Berücksichtigung verdient, und wenn ich schließlich noch auf die Frage hier zurückkomme, nach welchen Grundzügen eine zeitgemäße Gewerbeordnung aufzustellen seyn dürfte, als der wichtigste Punkt, so darf man die Erfahrungen, welche man bezüglich der unbedingten Gewerbefreiheit in Frankreich seit beinahe 60 Jahren gemacht hat, ebenso wenig aus dem Auge verlieren, wie man die Erscheinungen berücksichtigen muß, welche man in jenen Landen zu machen Gelegenheit hat, wo der Zunftzwang noch üblich, und wir werden dann den Mittelweg leicht herausfinden, der besagt, „daß die Freiheit der Gewerbe in zeitgemäßen, jedoch im Interesse der Gewerbtreibenden so wie des Publikums begründete Gränzen," der allein richtige ist.

Dieser Grundsatz in jenen Länder angewendet,

Digitized by Google

wo bisher Zunftzwang eingeführt gewesen, wird dort die Blüthe des Gewerbewesens hervorrufen, und den Gewerbestand heben, dagegen in jenen Ländern in Anwendung gebracht, wo die unbedingte Gewerbefreiheit in Ungebundenheit und Zügellosigkeit ausgeartet, würde er bald die Nachtheile dieses Mißbrauchs der Freiheit heilen, sobald Volk und Regierung redlich das Gemeinewohl durch gegenseitiges Begegnen zu erstreben suchen, was freilich nur dann der Fall seyn wird, wenn beide fest im Auge behalten, daß Freiheit der Gewerbe, von Bildung und Intelligenz geleitet, nur allein geeignet ist, — Gewerbsfleiß, Handel, Wandel und Verkehr und somit Wohlstand zu schaffen, und wo Wohlstand herrscht, da ist Zufriedenheit, die sich dann in allen Verhältnissen des bürgerlich und kirchlichen Lebens wohlthuend ausspricht — während Unzufriedenheit die Quelle aller Leiden ist, die heute so manichfach sich im bürgerlichen, staatlichen, socialen und kirchlichen Leben zeigen und sowohl den Frieden der Familien so wie jenen im Staatenleben trübt — Zustände die ohnmöglich für die Dauer fortbestehen dürfen, die jedoch zum Bessern noch immer geleitet werden können, wenn man die extremen Richtungen auf beiden Seiten hin verläßt, und den vernünftigen Mittelweg betritt, der allein zur Wahrheit in Allem hinführt. —

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Kartoffelkrankheit.

(Fortsetzung.)

Ob die Erscheinung der Cholera mit jener der Kartoffelkrankheit in einer gewissen Beziehung steht, lassen wir dahingestellt seyn; merkwürdig bleibt aber, daß man in diesem Jahre nichts von der Seuche hörte, bis der Kartoffelbrand eingetreten war, mit welchem fast gleichzeitig das Erscheinen der Cholera an mehreren Orten gemeldet wurde.

Nimmt man alle diese Angaben zusammen, so ist es klar, daß, wenn man den Kartoffelbrand nur für sich allein betrachtet, der erste dabei gemachte Fehler der ist, daß man eine Erscheinung, die so viele Vegetabilien miteinander gemein haben, blos in Bezug auf die Kartoffeln beurtheilt, dagegen alle anderen damit zusammenhängenden nicht berücksichtigt. Der Kartoffelbrand ist aber durchaus keine der Kartoffel eigenthümliche Krankheit, sondern er tritt bei dieser nur auffallender hervor, weil die Cultur derselben tief in vielerlei Lebensverhältnisse eingreift.

Freilich ist hiermit die Natur der Krankheit selbst nicht erklärt. Dies muß man eingestehen, kann sich aber damit trösten, daß die Erscheinung so vieler anderer Seuchen und deren Ursprung ebenso im Dunkeln liegen.

Einige Beobachtungen, welche wir gemacht haben, wollen wir hier anführen. Schon vor zwei Jahren sah es uns bei einer Reise in den Odenwald auf, daß fast alle südöstlich gelegenen Bergabhänge von dem Brand ergriffen waren, während derselbe in andern Richtungen nicht bemerkbar war. In früheren Berichten ward schon darauf aufmerksam gemacht, daß die Kartoffeln hinter südlich gelegenen Mauern und auf nördlichen Abhängen keine Krankheit zeigten. Die auffallendste Bestätigung dieser Beobachtung fanden wir aber im vorigen Jahre bei dem plötzlichen Eintritt des Kartoffelbrandes in der Rhein-Ebene. Wir sahen Kartoffelfelder hinter einem höheren, gegen Südosten gelegenen Tannenwalde noch ganz grün, während neben daran die Nachbar-Aecker, sowie die Eichenbestände bereits abgedürrt erschienen. Am Auffallendsten zeigte sich dies auf einem bei Weinheim gelegenen Felde. Dieses ward gegen Südosten von einer Reihe dicker Weidenstämme begränzt. Von einem jeden Stamme zog sich gegen Nordwesten eine längere Reihe ganz grüner Kartoffeln, gleich einem Schlagschatten, nur daß sich dieser in etwas größerer Entfernung (von 20—30 Fuß) allmälig zuspitzte und alsdann verlor. Auf allen anderen, von den Stämmen nicht beschützten Stellen waren die Kartoffeln schwarz und verbrannt. Die Sonnenhitze konnte dabei durchaus nicht ins Spiel kommen, da die Richtung der Streifen, weil die Weiden im Frühling abgeholzt waren, keinen größeren Schatten bildeten, die hinter ihnen stehenden Kartoffeln also gleich den anderen der Wirkung der Sonne ausgesetzt waren. Diese Erscheinung beobachteten wir mehrere Tagen hinter einander. Leider ward sie nicht weiter verfolgt, so daß wir nicht angeben können, ob sie sich bis zum Ausmachen der Knollen erhielt.

Aus allen diesen Anzeigen scheint es nicht unwahrscheinlich, daß atmosphärische Einflüsse den Brand bedingen, und daß gewisse Luftzüge die Veranlassung dazu geben.

Gehen wir weiter, so ist jetzt wohl ziemlich allgemein anerkannt, daß gewisse Stoffe, welche in einer Art von Zersetzung begriffen sind, andere zu ähnlicher Thätigkeit anregen. Auch bei der Cholera wird dies, soviel uns bekannt, für nicht unwahrscheinlich gehalten und merkwürdiger Weise zieht diese mehr oder weniger ebenfalls aus Südost gegen Nordwest. Sollten wir daher nicht annehmen können, daß in der Luft Strömungen sich befinden, die auf die Oberhaut

Digitized by Google

der grünen Blätter in einer Art wirken, welche diese zur Fäulniß, wenigstens zu einer Saftstockung disponirt, welche später in Zersetzung übergeht. So wie diese eintritt, vermehrt sich die Verdünstung in der Blattsubstanz und das schnelle Vertrocknen derselben ist um so mehr gegeben, als wir dies auch an anderen Verletzungen, z. B. durch Hagelschlag, bemerken. Durch ein solches Treffen einzelner Stellen, welche vielleicht auch gegen solche Einflüsse mehr disponirt sind, als andere, ließe sich auch erklären, warum an den Blättern bald die Spitzen, bald einzelne Stellen in der Mitte, warum besonders auch einzelne Theile von grünen Stengeln, ohne daß man eine Ursache davon erkennt, brandig werden. (Diese Brandstellen haben wir auch an frischen Rebschößlingen bemerkt. Daß sich der Brand, einmal angesetzt, schnell weiter verbreitet, hat man schon längst an dem Brennen der Reben bemerkt.) Es ist daher nicht nothwendig, anzunehmen, daß ein atmosphärischer Stoff auf einmal alle Blätter zugleich ergreifen muß, obschon auch diese Erscheinung ebenfalls manchmal vorkommt.

(Schluß folgt.)

König Nußknacker!

Nun, der Sorge wegen der Wahl eines passenden und hocherfreuenden Weihnachtsgeschenkes für die lieben Kleinen wären wir glücklich überhoben! Für diesmal ist die Entscheidung glänzend ausgefallen; das allgemeine Kinderlosungswort heißt: „König Nußknacker und der arme Rheinhold!“*) Wir geben den Kindern vollkommen Recht; sie haben einen guten Geschmack und wissen das für sie Passende, kindlich Gute mit seltener Geistesfeinheit herauszufinden. So hat der „Struwwelpeter“ die Reise um die Welt gemacht und ist überall, wo er auch zum zweiten und drittenmale einkehrt, mit gleicher Liebe willkommen. Der „König Nußknacker“ aber, diese neue allerliebste und geniale Schöpfung des Verfassers des Struwwelpeter, ist mit nicht geringerer Begeisterung von der gesammten Kinderwelt aufgenommen worden; der Verfasser hat sich abermals um die kleine Generation hochverdient gemacht. Der „König Nußknacker“ steht, was die Form und den Inhalt betrifft, um eine ästhetische und gemüthliche Stufe höher als sein Bruder Struwwelpeter, aber auch er bewahrt den köstlich frischen Humor, die reizende Naivität, die bewunderungswürdige Genialität in Erfindung und Ausführung; sein Inhalt führt dem Kinde in einem zusammenhängenden, aber bei künstlichster Einfachheit doch ungemein reichen und abwechselnden Märchen Alles, was dem Kindesalter werth und wichtig ist, in phantastischen und doch so wirklichem Gewande vor, und entzückt es durch Neubelebung und Verklärung seiner alltäglichen Spiele; zugleich spricht das Ganze bei seiner muntern, oft übermüthigen Heiterkeit zum Gemüthe und rührt dasselbe durch die edelsten und kindlichsten Motive. — Der „König Nußknacker“ wirkt aber nicht auf die Kinder allein; sein poetischer und gemüthlicher Werth gewinnt auch die Theilnahme der Erwachsenen; wir fühlen uns zum Kinde umgewandelt und mit Lust lesen und beschauen wir uns diese reizende Verse und Bilder, denn sie versetzen uns in jene schöne, unschuldvolle Zeit unserer Kinderspiele, wo das, was im „König Nußknacker“ so wunderbar als Märchen uns umgaukelt, lebendige, unmittelbare Wirklichkeit war. Was uns Erwachsene aber darin erfreut und rührt, das weckt bei den Kindern jubelnde Begeisterung und so ist der „König Nußknacker“ bereits in den Kinderstuben ein lieber, trautes Gast geworden. Das Urtheil der Kinderwelt hat über seinen Werth entschieden; vor kaum 3 Monaten zum erstenmale in die Welt getreten, liegt er schon jetzt in zweiter Auflage vor. Der vollständigste und allgemeinste Triumph aber harrt seiner an dem herannahenden Weihnachtsfeste!

*) Erschienen in der Literarischen Anstalt in Frankfurt a. M.

Miscelle.

„Der Gesundheitsrath“ in Hamburg sieht sich durch mehrere, in der letzten Zeit vorgekommene bedenkliche Krankheitsfälle veranlaßt, vor dem Gebrauche der „grünen Tapeten,“ namentlich der feinern Sorten und in den Schlafzimmern zu warnen. Das zur Färbung angewandte „Schweinfurter Grün“ entwickelt in einem allmähligen Zersetzungsprocesse arsenicalische Dämpfe, welche, wenn auch nur unmerklich, der Gesundheit schädlich werden.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 97. Kaiserslautern, Samstag 6. Dezember **1851.**

Neueste Nachrichten aus Frankreich.

Paris, 2. Dez., 5 Uhr Nachmittags. Die Generale Changarnier und Lamoricière, der Oberst Charras, so wie Thiers und andere Chefs der legislativen Versammlung sind verhaftet.

—, 2. Dez, 8 Uhr Abends. Es sind weiter verhaftet worden: die Generale Cavaignac, Bedeau, Leflo, der Quästor Baze, sowie Roger, Cremieux und hundertundfünfzig Repräsentanten, die zur Berathung einer Anklage des Präsidenten der Republik versammelt waren.

Paris, 2. Dez. Die Hauptstadt wurde heute früh durch eine Truppen-Entfaltung überrascht, bei der man Anfangs an eine große Revue dachte. Dieser Irrthum schwand jedoch bald, als man sah, daß die Truppenmasse sich in den Umgebungen der National-Versammlung und des Elysee zusammenzog, und jeder Zweifel über die Beweggründe dieser militärischen Kundgebung ward vollends durch die überall angeschlagenen vier Decrete und Proclamationen beseitigt, welche wir nachstehend wörtlich mittheilen:

Im Namen des französischen Volkes.

Der Präsident der Republik decretirt:

Art. I. Die Nationalversammlung ist aufgelöst.

Art. II. Das allgemeine Stimmrecht ist wieder hergestellt. Das Gesetz vom 31. Mai ist abgeschafft.

Art. III. Das französische Volk wird vom 14. bis 21. d. M. in seine respectiven Wahlcomiteen berufen.

Art. IV. Der Belagerungszustand ist im Umfang des ersten Militärbezirks decretirt.

Art. V. Der Staatsrath ist aufgelöst.

Art. VI. Der Minister des Innern ist mit Vollziehung des gegenwärtigen Decrets beauftragt.

Gegeben im Palast des Elysee, am 2. Dez. 1851.

Louis Napoleon Bonaparte.

Der Minister des Innern, de Morny.

Proclamation des Präsidenten der Republik.

Berufung an das Volk.

Franzosen! Die gegenwärtige Lage kann nicht länger dauern. Jeder Tag, der verstreicht, verschlimmert die Gefahren des Landes. Die Versammlung, welche die festeste Stütze der Ordnung seyn sollte, ist ein Herd von Complotten geworden. Der Patriotismus von 300 ihrer Mitglieder hat ihre verderblichen Bestrebungen nicht aufhalten können. Anstatt im allgemeinen Interesse Gesetze zu machen, schmiedet sie Waffen zum Bürgerkriege. Sie tastet die Gewalt an, die ich direct vom Volke habe, sie ermuthigt alle bösen Leidenschaften, sie gefährdet die Ruhe Frankreichs. Ich habe sie aufgelöst und mache das ganze Volk zum Richter zwischen ihr und mir.

Die Verfassung ist, wie ihr wißt, in der Absicht gemacht worden, die Gewalten, die ihr mir übertragen wolltet, im Voraus zu schwächen. Sechs Millionen Stimmen waren eine eclatante Protestation gegen sie, und gleichwohl habe ich sie treu beobachtet. Die Herausforderungen, die Verläumdungen, die Beschimpfungen haben mich voll Ruhe gefunden. Aber heute, wo der Grundvertrag von denen selbst, die ihn ohne Unterlaß anrufen, nicht mehr respectirt wird, und wo die Menschen, die schon zwei Monarchien zu Grunde gerichtet haben, mir die Hände binden wollen, um die Republik zu stürzen, ist es meine Pflicht, ihre treulosen Pläne zu vereiteln, die Republik aufrecht zu erhalten und das Land zu retten, in dem ich den einzigen Souverain anrufe, den ich in Frankreich anerkenne: das Volk!

Ich erlasse daher eine aufrichtige Berufung an die gesammte Nation und sage euch: Wenn ihr diesen unglücklichen Zustand, der uns entwürdigt und unsere Zukunft gefährdet, fortdauern lassen wollt, so wählet einen Anderen an meiner statt; denn ich will nicht mehr eine Gewalt, die ohnmächtig ist, das Gute zu thun, mich verantwortlich macht für Handlungen, die ich nicht verhindern kann, und mich am Steuerruder anschmiedet, während ich das Schiff dem Abgrunde zueilen sehe.

Wenn ihr im Gegentheile Vertrauen in mich habt, so gebt mir die Mittel, die große Sendung zu vollbringen, die ihr mir übertragen habt. Diese Sendung besteht darin, die Epoche der Revolutionen durch Befriedigung der gerechten Bedürfnisse des Volkes und durch Beschützung derselben gegen die

Digitized by Google

Umsturz-Leidenschaften zu beschließen. Sie besteht besonders darin, Einrichtungen zu schaffen, welche die Menschen überdauern und endlich Grundlagen bilden, auf die man etwas Haltbares bauen kann.

Ueberzeugt, daß die Wandelbarkeit der Regierung und das Uebergewicht seiner einzigen Versammlung permanente Ursachen von Unruhe und Zwietracht sind, unterwerfe ich eurer Zustimmung die folgenden Grundlagen einer Verfassung, welche die Kammern später ausführen werden:

1) Ein verantwortliches Staats-Oberhaupt auf zehn Jahre ernannt.

2) Minister, die von der Executiv-Gewalt allein abhängen.

3) Ein aus den ausgezeichnetsten Männern gebildeter Staatsrath, die Gesetze entwerfend und sie vor dem legislativen Körper discutirend.

4) Ein legislativer Körper, die Gesetze discutirend und votirend, durchs allgemeine Stimmrecht, aber ohne listenweises Scrutinium, das den Wahl-Grundsatz verletzt, ernannt.

5) Eine zweite Versammlung aus allen hervorragenden Männern des Landes gebildet, eine vorwiegende Gewalt, die den Grundvertrag und die öffentlichen Freiheiten schützt.

Dieses System, zu Anfang dieses Jahrhunderts durch den ersten Consul geschaffen, hat schon Frankreich Ruhe und Wohlfahrt gegeben und würde sie ihm nochmals sichern. Dieß ist meine tiefe Ueberzeugung. Wenn ihr sie theilt, so erklärt es durch eure Zustimmung. Wenn ihr im Gegentheil eine kraftlose monarchische oder republikanische Regierung vorzieht, die irgendwelcher Vergangenheit oder chimärischen Zukunft entnommen ist, so antwortet negativ. Zum ersten Mal also seit 1804 werdet ihr in voller Sachkenntniß, wohl wissend, für was und für wen, votiren. Wenn ich die Majorität eurer Stimmen nicht erhalte, dann werde ich das Zusammentreten einer neuen Versammlung veranlassen und ihr das Mandat, das ich von euch erhalten habe, zustellen. Wenn ihr aber glaubt, daß die Sache, deren Symbolm ein Name ist, d. h. Frankreich, durch die Revolution vor 1789 regenerirt und durch den Kaiser organisirt, noch immer die eure ist, so sprecht es aus, indem ihr die Gewalten anerkannt, die ich von euch verlange. Dann werden Frankreich und Europa vor der Anarchie gerettet seyn, die Hindernisse werden sich ebnen, Nebenbuhlerschaft verschwunden seyn; denn Alle werden sich drängen vor der Entscheidung des Volkes, — dem Rechtssprüche der Fürsehung.

Gegeben im Palast des Elysee, am 2. Dez. 1851.

Louis Napoleon Bonaparte.

Proclamation des Präsidenten der Republik an die Armee.

Soldaten! Seyd stolz auf eure Sendung; ihr werdet das Vaterland retten, denn ich rechne auf euch, nicht um die Gesetze zu verletzen, sondern um das erste Gesetz des Landes, die National-Souveränetät, deren legitimer Repräsentant ich bin, aufrecht zu erhalten.

Seit langer Zeit littet ihr, wie ich, durch die euch sich entgegenstellenden Hindernisse, welche das Gute hindern, das ich wirken wollte, und die Demonstrationen eurer Sympathieen zu meinen Gunsten hemmten. Diese Hindernisse sind hinweggeräumt. Die Versammlung hat versucht, meine Gewalt anzutasten, welche ich von der ganzen Nation empfangen habe, sie hat aufgehört zu existiren.

Ich richte eine loyale Berufung an das Volk und die Armee, und ich sage ihr: gebt mir entweder die Mittel, eure Wahl zu sichern, oder wählt einen Anderen an meine Stelle. Im Jahre 1830, wie 1848, hat man euch als Besiegte behandelt. Nachdem man eure heroische Uneigennützigkeit beschimpft, hat man eure Wünsche und eure Sympathieen nicht befragt, und doch seyd ihr die Elite der Nation. Heute in diesem feierlichen Augenblicke will ich, daß die Armee ihre Stimme hören läßt.

Stimmt daher frei als Bürger. Vergeßt aber nicht als Soldaten, daß der passive Gehorsam gegen die Befehle des Chefs der Regirung die strenge Pflicht der Armee ist, von dem General an bis zu dem Soldaten. Es ist an mir, verantwortlich für meine Handlungen vor dem Volke und der Nachwelt, Maßregeln zu nehmen, welche mir unerläßlich für das öffentliche Wohl scheinen.

Was euch betrifft, bleibt unverändert in den Regeln der Disciplin und der Ehre. Helft durch eure imposante Haltung dem Lande seinen Willen in Ruhe und Ueberlegung kund thun. Seyd bereit, jeden Versuch gegen die freie Ausübung der Volks-Souveränetät zu unterdrücken.

Soldaten! Ich spreche euch nicht von den Erinnerungen, welche mein Name hervorruft. Sie sind in eure Herzen geschrieben. Wir sind vereinigt durch unauflösliche Bande. Eure Geschichte ist die meinige. Es gibt zwischen uns in der Vergangenheit Gemeinschaft des Ruhmes und des Unglücks. Es wird in der Zukunft Gemeinschaft der Gefühle und der Entschlossenheit für die Ruhe und Größe Frankreichs zwischen und bestehen.

Gegeben im Palast des Elysee, am 2. Dez. 1851.

Louis Napoleon Bonaparte.

Digitized by Google

Proclamation des Polizei-Präfecten an die Einwohner von Paris.

Der Präsident der Republik will durch eine muthige Initiative die Machinationen der Parteien vernichten und der Angst des Landes ein Ende machen. Es ist im Namen des Volkes, in seinem Interresse und für die Erhaltung der Republik, daß sich das Ereigniß zugetragen hat, es ist dem Urtheil des Volkes, welchem Louis Bonaparte sein Auftreten, die Größe der Handlung vorlegt. Alles läßt leicht begreifen, mit welcher imposanten und feierlichen Ruhe sich die freie Ausführung der Volks-Souverainetät kund thun muß. Heute, wie gestern, muß die Ordnung unsere Fahne seyn; mögen alle guten Bürger, von der Liebe des Vaterlandes beseelt, wie ich, mit ihre Unterstützung mit einer unwiderstehlichen Entschlossenheit zukommen lassen.

Einwohner von Paris! Habt Vertrauen in den, welchem sechs Millionen Stimmen die höchste Magistratur des Landes gegeben haben, wenn er das ganze Volk beruft, um seinen Willen auszudrücken. Die Aufrührer allein könnten sich diesem entgegenstellen wollen. Jeder Versuch, die Ruhe zu stören, wird daher schnell und mit aller Kraft unterdrückt werden.

Paris, am 2. Dezember 1351.

Der Polizei-Präfekt, de Maupas.

Auszug aus einer Denkschrift

über allgemeine Volksbildung, insbesondere über weibliche Erziehungs-Anstalten.

von **Dr. L. Guembel,**

k. Rentbeamte außer Dienst in Kaiserslautern.

(Fortsetzung.)

Motto: Nur wo Bildung und Intelligenz angetroffen wird, ist wahre Freiheit.

Wenn ich bereits im ersten Theile der Abhandlung über allgemeine Volksbildung den Grundsatz aufgestellt habe, daß das Haus, die Schule und die Kirche in Harmonie zusammenwirken mußten, um wahre Menschenbildung zu erzielen, so bleibt mir hier nur noch Einiges über die Erziehung und Ausbildung der weiblichen Jugend zu sagen vorbehalten, wobei ich namentlich auf die hohe Wichtigkeit hinweisen werde, welche die möglichst vollendete Ausbildung der weiblichen Jugend verdient; ein Punct, der in unserer sonst so strebsamen Zeit, noch nicht beim Volke die Anerkennung gefunden, wie es zu wünschen wäre, und der selbst von den Staatsregierungen noch nicht in der Weise anerkannt wurde, daß solche sich bestimmt gefühlt, Anstalten ins Leben zu rufen, um den wichtigen Zweck, — Ausbildung der weiblichen Jugend zu fördern; was kaum zu begreifen, wenn man ruhig überlegt, welchen großen Einfluß die Erziehung der Jungfrau, für ihre künftige Stellung als Gattin, als Erzieherin künftiger Geschlechter, als Leiterin des Haus- und Familien-Lebens auszuüben vermag; wenn man bedenkt, daß von der richtigen Bildung und von dem darauf bafirten Thun und Lassen der Frau zunächst das Wohl und Weh ganzer Familien abhängig ist.

Mögen auch Viele von denen, welche diese Behauptung hören, im ersten Augenblick diese hohe Wichtigkeit der Stellung einer Frau im Leben nicht anerkennen wollen, und deßhalb den Vorschlag, daß eine weise Staatsregierung auf Errichtung von höheren weiblichen Erziehungsanstalten ihre besondere Aufmerksamkeit richten solle, welche namentlich darin bestehen dürfte, daß: 1) der Staat solche Anstalten der Privaten, durch Staatsmittel unterstützte, 2) daß derselbe dagegen die Lehrmethoden in diesen Anstalten einer gemeinsamen Leitung unterstellte, und bestimmte, daß nur diejenigen solchen Anstalten vorstehen dürften, welche ihre Fähigkeit gehörig nachgewiesen, ich sage: mag auch diese Mitwirkung von Seite des Staats Vielen überflüssig oder sogar für ungeeignet erscheinen, so sey es mir erlaubt hier in gedrängter Kürze auseinander zu setzen, daß von der richtigen Bildung und Erziehung der weiblichen Jugend zunächst die Wohlfahrt von ganzen Familien und folgerecht das Glück von ganzen Nationen, als die Gesammtheit aller Familien, bedingt ist.

Hören wir was der greise Pädagog Schwarz in dieser Beziehung sagt:

„Soll es in der Welt, soll es in dem Staate, in dem Hause, soll es für Mann, Weib und Kind besser werden, so muß die Erziehung der Töchter, der hohen und niedern Ständen, eine bessere Richtung erhalten; — erwägt man daß wir heute, fast in allen Kreisen der bürgerlichen Gesellschaft, Klagen über die schlechten Zeiten hören, und deßhalb Geld und Ehre denen geboten wird, welche das Universalmittel zur Heilung dieser Krankheit der Zeit finden werden, so wird man von all den Vorschlägen die bis jetzt von weltlichen und geistlichen Rathgebern gemacht, keinen richtigern finden, als den, welche der greise Schwarz in vorstehenden wenigen Worten gemacht hat, nur dürfte jetzt auch die wichtige Frage zu erörtern seyn, welches die richtige, welches die beste Richtung bei Erziehung der weiblichen Jugend ist? Die Antwort

Digitized by Google

auf diese Frage liegt ganz nahe, sobald wir das Ziel jeder Bildung fest im Auge behalten, nämlich das Bestreben, jeden Menschen fähig zu machen, seine höhere Bestimmungen für Dieselbe und Jenseits zu erreichen und wenn wir nun im gegebenen Falle, die Bestimmung der Jungfrau als Gattin, als Mutter, als Hausfrau richtig auffassen, dann ist der nächste Schritt zur besseren Erziehung, genugsam bezeichnet.

Soll eine richtige Bildung der Jungfrau erzielt werden, dann muß sowohl denselben, als auch den Lehranstalten, vor Allem klar die Pflichten, welche der Jungfrau seiner Zeit obliegen, vorschweben; es muß der Jungfrau die wichtige Bestimmung, welche dieselbe im Familienleben einzunehmen berufen ist, tief und richtig begreifen, damit dieselbe mit ganzer Seele auch ihre Bestimmung erfasse, wornach sie nach des Schöpfers Weisheit berufen, zu beglücken, im höheren und edleren Sinn des Worts. — Hat die Jungfrau diesen Standpunkt richtig gewürdigt, dann muß das Gefühl der weiblichen Würde, zugleich das weitere Bestreben in ihr hervorrufen, nach Kräften sich für ihre hohe Bestimmung auszubilden. —

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Kartoffelkrankheit.

(Fortsetzung.)

Man hat die Ursache der Kartoffelkrankheit in Pilzen, auch in Insecten, ebenso in Phosphor oder in Salpetersäure zu finden geglaubt. Wir haben besonders jene Blätter, welche im Anfange nur geringe Spuren des Brandes zeigten, genau untersucht, aber nichts gefunden. Sehr wahrscheinlich aber ist es, daß Pilze und Insecten als Folge der weiteren Fäulniß erscheinen, daher von manchen als Ursache angesehen worden, während sie nur Folge sind. Die Frage aber, woher die veranlassenden atmosphärischen Stoffe rühren sollen, ist so schwer als der Ursprung jener zu erklären, welche angeblich die Cholera weiter tragen. Unsere Vermuthungen gehen dahin, daß sie mit chemischen Bewegungen im Innern der Erde zusammenhängen.

Im vorigen Jahrhundert, von 1755 an, in welchem Jahre Lissabon durch Erdbeben zerstört wurde, dauerte die Anhäufung von Erdbeben in Europa nur noch bis 1756, in welchem Jahre noch 50 Erdstöße in den verschiedenen Ländern, die häufigsten aber in der Schweiz und in Italien, stattfanden. Vom Jahre 1757 an verminderte sich die Zahl der Erdstöße und blieb gering bis 1770 und 71, in welchen Jahren sie wieder bis auf 10 und 8 stieg. Merkwürdig ist, daß gerade für beide Jahre eine bedeutende Theuerung angezeigt ist, von der aber nichts bemerkt wurde, ob sie durch Mißwachs oder andere Ursachen entstanden sey. Vom Jahre 1772 an hebt sich die Zahl der europäischen Erdbeben in rascher Folge, von denen die meisten auf Italien, mehrere aber auf Ungarn, Frankreich und die Schweiz kommen. Das Steigen und Fallen der jährlichen Anzahl der Erdbeben von 1773 an bis 1792 ist zu interessant, als daß wir sie nicht vorführen sollten. Es erfolgten Erdstöße:

Im Jahre 1773: 2,
" " 1774: 3,
" " 1775: 14,
" " 1776: 21,
" " 1777: 20 bei großer Theuerung und Spur der Kartoffelsäuche,
" " 1778: 21,
" " 1779: 23,
" " 1780: 28,
" " 1781: 21,
" " 1782: 8,
" " 1783: 34 mit der Zerstörung von Messina und beständigem Höhenrauch,
" " 1784: 33,
" " 1785: 35 mit Mißwachs,
" " 1786: 41 mit Mißwachs und Kartoffelkrankheit,
" " 1787: 20 mit Mißwachs,
" " 1788: 15,
" " 1789: 22 mit Mißwachs,
" " 1790: 15,
" " 1791: 15,
" " 1792: 7.

Von da an hebt sich die Zahl der Erdbeben noch in den Jahren 1798 und 99, ohne jedoch einen besonderen Einfluß auszuüben. Die in den 90r Jahren etwa entstandenen Fruchtmängel scheinen mehr durch die damals in der Gegend stattgehabten Truppenanhäufungen, als durch andere Ursachen entstanden zu seyn.

Den Eintritt der Kartoffelkrankheit einige Jahre vor 1780 beurkundet eine pfälzische Verordnung vom Jahre 1780, welche folgendermaßen anfängt:

„Gegen das einige Jahr her mißrathene Wachsthum der Kartoffeln ꝛc." Weiter wird darin verordnet, nur allein nicht angesteckte Kartoffeln zu pflanzen, diese aus der Gegend des Donnersberges zu holen, sie sorgsam anzubauen, Samen davon zu erziehen und aus diesem neue Kartoffeln zum Stecken zu erzeugen — eine Operation, welche wir fast auf dieselbe Art ausgeführt sahen, nur daß man amerikanische Kartoffeln dazu nahm.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 98. Kaiserslautern, Donnerstag 11. Dezember **1851.**

Neueste Nachrichten aus Frankreich.

Paris, 8. Dez., 7 Uhr Abends. Der Präsident der Republik hat heute eine Proclamation erlassen. Dieselbe ist nur in dem gewöhnlichen Tone solcher Actenstücke gehalten. — Mehrere Departements sind neuerdings in Belagerungs-Zustand erklärt worden.

Paris, 7. Dez., Abends. Der Text einer gestern Abend vom Minister des Innern an die Präfekten gerichteten telegraphischen Depesche lautet: „5. Dez., 10 Uhr Abends. Der Kampf hat aufgehört. Der Aufstand ist vernichtet. Die Demagogen sind in völliger Zerrüttung; diejenigen, welche der gerechten Entrüstung unserer Soldaten entkommen sind, suchen ihr Heil in der Flucht. Die Hingebung und Begeisterung der Armee war bewundernswerth; Dank ihrem Muthe ist Paris von den Barbaren der freit und Frankreich ist gerettet."

— Alle amtlichen Ermittlungen stellen als unzweifelhaft heraus, daß die Arbeiter-Bevölkerung bei den Barrikaden-Kämpfen fast gar nicht betheiligt war. — Viele als Demokraten bekannte Ausländer wird man auf Frankreich wegweisen. — Mehreren auf den Boulevards getödteten Personen sind ihre Uhren gestohlen worden.

— Die „Independance Belge" enthält weitläufige Privatberichte aus Paris vom 6. Dez., denen wir Folgendes entnehmen: „Obgleich die Verluste der Truppen und selbst der Insurgenten diesmal weit geringer waren, als bei den früheren Straßenkämpfen dieser Art, so sind doch vielleicht noch nie so viele beim Kampfe selbst unbetheiligte Opfer theils als unvorsichtige Neugierige auf den Straßen, theils in den Häusern, wo sie sich sicher glaubten, getödtet oder verwundet worden. Ein einziger Schuß aus dem Fenster auf die Truppen hat in manchen Häusern mehreren Personen das Leben gekostet. Die eingedrungenen Soldaten unterschieden in ihrer Aufregung nicht zwischen Unschuldigen und Schuldigen. In einem Salon des „Cercle de Commerce" wären ohne die Dazwischenkunft eines Generals etwa 20 dort versammelte Mitglieder von den Soldaten, die einen politischen Club zu finden glaubten, vielleicht getödtet, jedenfalls aber verhaftet worden. Aus dem großen Hause des Cafe Cardinal war auf die Truppen geschossen worden. Diese machten drei dieses Frevels überführte Personen nieder und ließen dann alle Bewohner des Hauses, Männer, Weiber und Kinder, an Zahl etwa hundert, auf den Boulevard hinaustreten. Hier ließ der Truppenbefehlshaber sie nach ertheilter Weisung, jeden niederzuschießen, bei dem man Pulver, Patronen ꝛc. finde, ohne Unterschied, streng durchsuchen; zum Glücke fand sich nichts Verdächtiges."

Paris, 6. Dez. (Aus einem Privatbriefe.) Die Zeit der Angst ist vorüber — Alles ist ruhig; leider aber hat die Ruhe wieder viel Blut gekostet, und, wie es bei ähnlichen Emeuten nicht anders seyn kann, auch mitunter unschuldiges, da die Soldaten blind ihrem Befehle folgen und sich keine Zeit geben können, zu prüfen. Schonungslos hat die Linie gewüthet und noch gestern einzelne Barrikadenmänner, die es versucht haben mochten, Barrikaden zu errichten, sofort niedergeschossen. An vielen Stellen sah ich die Bürger selbst die Erbauer von Barrikaden verhaften oder sie doch in ihrem Beginnen stören. In den Straßen, wo keine Emeuten zu befürchten, herrscht das alte Leben, um so lebendiger durch die den Pariser charakterisirende Neugierde; denn Alles, Männer und Frauen will schauen und etwas zu erzählen haben. Aus strategischen Rücksichten sind noch einzelne Punkte in der Stadt mit Truppen besetzt, der Verkehr ist aber auch dort so viel möglich nicht gehemmt. Die allgemeine Stimmung ist eine höchst gewonnene, die Massen sind noch nicht von der ersten Bestürzung zu sich gekommen. Für den gewerbthätigen Bürger, die Eigenthümer u. s. w. ist diesmal die rothe Republik mit ihren Gräueln der schreckende Popanz wieder gewesen. Wo sich Louis Napoleon zeigt, wird er von den Truppen und selbst von den Bürgern enthusiastisch begrüßt.

Digitized by Google

Auszug aus einer Denkschrift

über allgemeine Volksbildung, insbesondere über weibliche Erziehungs-Anstalten.

von Dr. L. Guembel,
k. Rentbeamte außer Dienst in Kaiserslautern.

(Fortsetzung.)

Motto: Nur wo Bildung und Intelligenz angetroffen wird, ist wahre Freiheit.

Wenn man nun hier die Frage aufwerfen würde, ob denn die heute bestehenden Töchterschulen, die oben angedeutete Richtung nicht verfolgten, so wäre es unrecht wenn man behaupten wollte, daß alle Anstalten ihrer wahren Bestimmung nicht entsprächen; wohl aber ist so viel unumstößlich wahr, daß die meisten der fraglichen Institute ihrer wichtigen Aufgabe, welche sie im Interesse der Gesittung und Bildung der Menschheit zu lösen haben, entweder nicht gewachsen sind, oder dieselbe mißkennen, und deßhalb leider mehr verbilden als wahrhaft bilden, und in so lange diese Institute sich nicht klarer ihres Zweckes benutzt sind, oder die Staatsregierung dieselbe nicht einer allgemeinen Leitung unterstellt, damit nach bestimmten Grundsätzen in solchen Anstalten der Unterricht ertheilt wird, in so lange werden auch die Resultate, welche die meisten dieser Institute heute liefern, nicht die gewünschten seyn.

Wenn ich nachstehend ein getreues Lebensbild der verkehrten Bildung der weiblichen Jugend in sog. Instituten den Lesern vorführe, so soll damit keineswegs die Absicht ausgesprochen seyn, die sog. Institute im allgemeinen in einem falschen Lichte erscheinen zu lassen, wohl aber sollen die augenfälligen Mißstände angegeben werden, damit die Institute und die Eltern von Mädchen, dieselbe recht klar einsehen und demnach auch abstellen können, wenn es beiden um wahre Bildung der Jungfrauen mit Rücksicht auf deren dereinstige wichtige Stellung im Leben, zu thun ist.

Wer also ein richtiges Bild von der heutigen Erziehung der Töchter in Anstalten entwerfen will, darf sich nicht bestimmen lassen — da Lichtpuncte anzubringen, wo Schatten ist, um nicht anzustoßen, sondern des Denkspruchs eingedenk seyn:

Licht und Schatten dürfen in dem Bild nicht fehlen,
Ansonst wird das Bild nicht treu
Und der Mensch vom Wahn nicht frei! —

Wenn ich deßhalb versuche, den Lesern ein getreues Lebensbild der Institutenbildung vorzuführen, so geschieht es, wie oben gesagt, nicht des Tadels willen, oder um ein falsches Licht auf diese Anstalten im Allgemeinen zu werfen, gewiß nicht, sondern es geschieht blos und allein in der redlichen Absicht, damit die vorhandenen Mängeln erkannt und beseitigt, und auf diese Weise die Institute ihre hohe und heilige Aufgabe richtig lösen möchten, zum Heil und Segen der gesammten Menschheit. —

Es ist ein allgemein anerkannter Mißgriff, welcher heut zu Tage so häufig bei Erziehung der weiblichen Jugend, namentlich der Gewerbetreibenden angetroffen wird, und welcher in der eitlen Sucht besteht, die Töchter in s. g. Instituten ausbilden zu lassen, damit dieselbe seiner Zeit, wie man die Eltern sagen hört, auch auf etwas Besseres Ansprüche zu machen berechtigt seyen.

Während nun aber diese s. g. Institutenbildung, Alles zu umfassen verspricht, was die moderne Welt nur verlangen kann, läßt dieselbe in der Regel bei der Erziehung der Jungfrauen eine so große Lücke, welche leider mit ihren traurigen Folgen erst dann wahrgenommen wird, wenn es zu spät ist.

Man bannt in den Anstalten die Zöglinge vom frühen Morgen bis in die Nacht an den Schultisch, und während man denselben eine Masse von Formen einprägt, deren Sinn und wahre Bedeutung denselben selten ganz klar ist, versäumt man in der Regel die Kinder mit jenen Kenntnissen und Beschäftigungen vertraut zu machen, von welchen größtentheils ihr künftiges Wohlergehen abhängig ist. Man nennt in diesen Anstalten das Anhäufen von Wissen verschiedener stückweisen Kenntnissen ohne Gründlichkeit, Bildung, welches Wissen jedoch viel richtiger mit vielem Nichtswissen bezeichnet werden dürfte, denn dieses Wissen ist gleich wie Flittergold, das nur auf kurze Zeit hin glänzt um dann spurlos zu verschwinden.

Man nennt heute die Kenntniß einer fremden Sprache, die Belesenheit in einigen Romanen, eine gewisse Fertigkeit im Zeichnen, Musik, in seinen Moden, im Tanzen und die Kunst über alltägliche Gegenstände sich zu unterhalten, seine Bildung.

Gegen all' diese mechanische Fertigkeiten, welche allerdings auch zur Ausbildung gehören, wäre an und für sich nichts zu erinnern, wenn man sich nicht in den Wahn einzuwiegen pflegte, daß diese Nebensachen der äußern Ausbildung, die Hauptaufgabe der s. g. Institute auszumachen habe, und deßhalb diese Fertigkeiten als jene Bildung bezeichnet, von welcher man sich Alles verspricht, die jedoch in der Wirklichkeit nichts zu leisten vermag, weil sie nicht, wie die richtige und wahre Bildung zur Beglückung hinführt und wenn dennoch, ohngeachtet der vielen traurigen Belege, wohin Mißbildung der weiblichen Jugend führt, viele Eltern glauben

Digitized by Google

Alles gethan zu haben, wenn sie ihrem Kinde eine solche Pseudo-Bildung haben beibringen lassen, dann wollen wir deßhalb nicht die Eltern wegen des Mißgriffs anklagen, sondern dieselben mit dem Kinde beklagen, indem doch anzunehmen ist, daß dieselbe auf Irrwege geführt worden sind, auf welchen sie, anstatt zum gewünschten Ziele, — dem Glücke ihres Kindes — zu gelangen, — zuletzt dessen Unglück herbeigeführt sehen mußten. —

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Kartoffelkrankheit.

(Schluß.)

Eine alte jetzt verstorbene Frau erinnerte sich noch recht gut aus dem Jahre 1786, daß ihr Vater, ein pfälzischer Rentbeamter, Kartoffeln aus Samen in seinem Garten erzog, um der damals herrschenden Krankheit entgegenzuwirken, und daß sie als Mädchen zum Jäten der Pflanzen verwendet wurde. Ob die Krankheit mit der jetzigen ganz gleich war, läßt sich freilich nicht mit Gewißheit bestimmen, aber nach den Worten der Verordnung um so mehr annehmen, als man diese Krankheit auch in Südamerika kennt und nicht leicht eine andere Form zu vermuthen ist, da ausdrücklich nicht angestreckte Kartoffeln erwähnt werden, wodurch deutlich das Faulen derselben verstanden ist. Der Zeitpunkt des Verschwindens der Krankheit läßt sich weniger leicht angeben, er scheint aber gegen die 90r Jahren hin eingetreten zu seyn, denn im Anfange derselben wurde eine Verordnung erlassen, nach welcher die von der Regierung vorgeschossenen Früchte zurückgegeben werden sollten, auch sieht man derselben an, daß sie im Gefühle überstandenen Mangels erlassen war. Das Andenken der Krankheit selbst verschwand auch so spurlos, daß, als wir uns mit dem Landbau zu beschäftigen anfingen, gar keine Erinnerung mehr davon im Volke war, was leicht auch davon herrühren mag, daß in den 70r und 80r Jahren der Kartoffelbau noch nicht so stark betrieben wurde, wie in späterer Zeit.

Vergleichen wir die damaligen Erscheinungen mit den jetzigen, so läßt sich eine gewisse Uebereinstimmung nicht verkennen. Wir haben schon eine Zeitlang keine regelmäßige Witterung mehr. Die Mißjahre kehren öfter zurück ohne zwischenliegende Jahre von besonders reichem Ertrage. Es ist schade daß die Zahl der verschiedenen Erdbeben in der letzten Zeit nicht genauer notirt wurde, es läßt sich eine Zunahme derselben, und durch sie eine länger andauernde Bewegung im Innern der Erde nicht verkennen. Namentlich in dem letzten Jahre haben die Erdstöße an Zahl und Heftigkeit zugenommen. Auch findet seit längerer Zeit häufiger Höhenrauch und namentlich ein von allen Personen bemerkter Mangel an Reinheit der Atmosphäre statt, so daß auch bei wirklich schönen Tagen der Horizont immer getrübt erscheint.

Wollen wir diese Aehnlichkeit der Zustände zugeben, so ist es auch sehr möglich, daß gleiche Ursachen einwirken, und so gut als die Höhenrauche mit den Bewegungen im Innern der Erde zusammenhängen, eben so gut können sich auch Stoffe entwickeln, welche aus dem Innern der Erde Anregungen zu Pflanzenkrankheiten mitbringen, die sich zuerst auf deren Oberfläche zeigen, und später ihr Inneres bis in den Boden, bis zu den Wurzeln eindringen. Dann beobachten wir als nothwendige Folge die Verschlechterung der Kartoffelknollen und deren Neigung zur Fäulniß, welche letztere durch Witterungsverhältnisse, wie brennende Sonne auf den nassen Boden, weiter gesteigert werden kann, oder wir finden die oberen Wurzeln der Reben in Fäulniß befangen, und was dergleichen Erscheinungen mehr sind.

Sollte unsere Ansicht die richtige seyn, so fällt freilich der Trost hinweg, daß man über diese Krankheit durch einzelne Vorbereitungsmittel einmal Meister werden könnte, und die Unwirksamkeit aller seither dagegen empfohlenen Verfahrungsarten ist, wie es sich auch seither leider auswies, in der Sache begründet. Es ist aber dagegen die Hoffnung vorhanden, daß mit Beruhigung der inneren Erdbewegungen, wie sich deren Eintritt und späterer Nachlaß in längeren oder kürzeren Perioden aus früherer Zeit mit Gewißheit nachweisen läßt, auch die Kartoffelkrankheit mit ihrem Gefolge aufhören werde.

In dieser Ansicht lassen wir uns durch den Umstand, daß frisch gedüngte Kartoffelfelder der Fäulniß mehr als andere ausgesetzt sind, durchaus nicht beirren. Je üppiger eine Pflanze wächst, um so weniger ist sie im Stande, äußeren Einflüssen zu widerstehen, und es ist bekannt, daß gerade die vollsaftigsten Gewächse etwaige Störungen in ihrer Vegetation am Ehesten empfinden. Uebrigens wäre es sehr wünschenswerth, nähere Notizen über die damalige Kartoffelkrankheit zu erhalten, um deren Gang näher verfolgen zu können. Dies ist aber um so schwieriger, weil, wie gesagt, gerade in den 70r und 80r Jahren der Kartoffelbau noch nicht so verbreitet war und jene Wichtigkeit erlangt hatte, welche ihm jetzt beigelegt wird, wie dies Ertrags-Verzeichnisse aus jener Zeit zeigen, in denen wohl Haideforn, aber

Digitized by Google

noch keine Kartoffeln aufgeführt werden. Sollte Jemand im Besitze näherer Notizen seyn, so wäre es sehr zu wünschen, daß solche veröffentlicht würden.

Weinheim, im September 1851.

L. v. Babo.

Miscellen.

Auf einem Ball in einem der vornehmsten Pariser Häuser erregte der Halsschmuck der Gräfin B. wegen seiner Kostbarkeit allgemeines Aufsehen. Eine ihrer Freundinnen bemerkte, als man gegen sie davon sprach: Er hat aber auch einen seltenen Preis gekostet! — Und welchen? — Vierzigtausend Rubel und vier Monate Gefängniß! — Man drang in sie, sich über diese vier Monate Gefängniß näher zu erklären, und sie erzählte folgendes: Als die Gräfin in P. lebte, einer Stadt, wo auch der Reichste nicht reich genug ist, kam eines Morgens ihr Juwelier zu ihr, als sie eben beschlossen hatte, in ihren Ausgaben mit größerer Sparsamkeit zu Werke zu gehen. Sie hielt sich für stark genug, jeder Versuchung zu widerstehen, und ließ trotz jenes Vorsatzes den Juwelier eintreten. Er legte ihr einen Halsschmuck von außerordentlicher Kostbarkeit vor. Sollte sie ihn kaufen? Er war schön, aber wie viel vergab sie sich dabei ihrem eben gefaßten Vorsatz gegenüber, wie hätte sie vor ihrem Spiegel erröthen müssen! Und noch dazu besaß sie nicht einmal die 40,000 Rubel, welche der Schmuck kosten sollte. Um aus dieser schwierigen Lage zu kommen, bedurfte es eines jener heroischen und unerwarteten Entschlüsse, welche die Liebe zum Schönen allein einer Weltdame einflößen kann. — Können Sie — sagen Sie zum Juwelier — mir diesen Schmuck aufheben? In vier Monaten werde ich den Preis dafür zahlen. Der Juwelier ließ sich nicht lange bitten; vier Monate sind bald vergangen, dachte er, und die Gräfin wird nichts abhandeln. — Kaum hatte er seinen Schmuck wieder mit fortgenommen, als die stolzeste junge Dame ihrem Haushofmeister klingelt. Ich verreise — sagte sie — ich verreise auf längere Zeit; verabschieden Sie meine Leute, verkaufen Sie meine Pferde, ich schließe das Haus. In der That ging sie noch an demselben Abend in ein Kloster und entsagte der Welt — auf vier Monate. Nach Verlauf dieser Zeit trat die freiwillig Gefangene aus ihrem Kerker wieder hervor; sie hatte 40,000 Rubel erspart und besaß den schönen Schmuck.

Die jüngste Ziehung der Goldbarrenlotterie in Paris hat einem der gewiegtesten Industrieritter Anlaß zu folgendem gewinnreichen Impromptu gegeben. Als die Ziehung begann, drängte er sich in den dichtesten Haufen der athemlos Lauschenden. Als auf eine Nummer ein Gewinn von mehren tausend Franken fiel, schrie er plötzlich jubelnd auf, zog seine Schreibtafel hervor und notirte die verhängnißvollen Zahlen. Das schlug wie ein Blitz unter die in der Menge zerstreuten Genies von gleichem Schlag und das vermuthete Glücksklub wurde im Triumph nach einem benachbarten Kaffeehause begleitet. Der Gauner merkte daß diese Gesinnungsgenossen ihn für einen armen dummen Töpel aus der Vorstadt hielten, und begann seine Rolle mit folgendem. Als er aufgefordert wurde, ein Souper zum allgemeinen Besten zu verabreichen, wendete er mit einfältiger Miene seine Taschen um und wies nur einige Centim vor. Ein Wucherer machte den Vorschlag, ihm eine bedeutende Summe gegen fünfzig Procent vorzuschießen. Jener schlug ein und empfing eine Summe von mehren hundert Franken. Nun ließ er eine brechende Tafel herrichten, nahm die Toaste mit Gönnermiene entgegen und spielte als die Kerzen tiefer zu brennen begannen, mit Meisterschaft den Trunkenen, worauf ihn die Dienstfertigen in ein Hinterzimmer führten und ihn auf einem Sofa zur Ruhe brachten. Einer blieb als Wärter zurück. Der Kranke entdeckte nun demselben sein Geheimniß und machte ihm den Vorschlag, auf eine annehmbare Tantième hin ihm zur Flucht zu verhelfen. Stunden vergingen, der Morgen graute und der Wirth stellte sich vor den mehr oder weniger in träumerisches Vergessen versunkenen Gästen mit einer respectablen Rechnung. Diese entdeckten nunmehr ihre bittere Täuschung, als der Wirth ihnen ein nachgelassenes Billet des Entwichenen überreichte, welches die lakonischen Worte enthielt: „Spitzbuben von Paris. Die Gascogner sind euch über den Kopf gewachsen. Ein Gascogner.“

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 99. Kaiserslautern, Samstag, 13. Dezember **1851.**

Neueste Nachrichten aus Frankreich.

Straßburg, 9. Dez. Heute erschien die Präfecturverordnung über die am 20. und 21. d. M. vorzunehmende Erklärung des Volkswillens über die Fortdauer der Regierung Louis Napoleon's. Dieselbe ist in französischer und deutscher Sprache verkündet und an allen Straßen angeschlagen. Alle Berichte aus den verschiedenen Bezirken des Elsasses sind gleichlautend, d. h. überall herrscht Ruhe und Ordnung. Das Ereigniß des 2. Dez. hat die Parteien zum Stillschweigen gebracht und nichts beweist deutlicher die Unmacht vergangener Größen, als die Ordnung, die sich überall zeigt. Man war taub für die Bedürfnisse der Zeit und die Intriguanten des Legitimismus wie des Orleanismus lebten in dem Wahne, das Alte könne und müsse wieder aus dem Grabe erstehen; man trug den Bedürfnissen der Zeit keine Rechnung, und so kam es, daß eine „Pariser Nacht" all' die Lieblingspläne in einem Nu über den Haufen warf. Die Geschichte ist in ihrer Entwicklung unerbittlich. — Noch mehrere Verhaftungen wurden gestern bewerkstelligt; allein man hofft, daß auch einzelne der Gefangenen, nachdem sie ihre Erbitterung durch einige Tage provisorischer Haft abgebüßt haben, wieder entlassen werden. — Ein Tagesbefehl des Oberbefehlshabers unserer Truppen bezeugt denselben seine Zufriedenheit und Anerkennung für die während der Krise in den letzten Tagen bewiesene Haltung und energische Pflichttreue. Alle Nachrichten, die über die Abstimmung des Militärs eintreffen, liefern den Beweis, daß die Armee die Sache des Präsidenten als die ihrige betrachtet.

Straßburg, 10. Dez. Herr Thiers ist gestern Abend mit dem Zuge der Pariser Eisenbahn in Straßburg eingetroffen und ist unmittelbar nach Deutschland gereist. Er war unter der Aufsicht eines Pariser Polizeibeamten. — (Derselbe ist am 10 durch Frankfurt gereist, und man vermuthet, daß er sich nach Berlin und Wien begibt.)

Paris, 10. Dez., 7 Uhr Abends. Das Gesetz in Betreff der Eisenbahn von Lyon nach Avignon ist heute veröffentlicht worden. Der Zuschlag erfolgt binnen Monatsfrist.

Paris, 9. Dez. Louis Napoleon hat nach einem unverhofft glücklichen Erfolge nicht nur keinen Uebermuth eines gewöhnlichen Siegers gezeigt, sondern dargethan, daß er die öffentliche Meinung und den Willen des Volkes achtet und gesonnen ist, demselben alle persönlichen Interessen zum Opfer zu bringen. Die Bourgeoisie namentlich, die in den ersten Tagen gegen den Staatsstreich declamirte, begreift immer mehr, daß Louis Napoleon durch denselben vor Allem dem Lande und seinen materiellen Interessen einen unschätzbaren Dienst erwiesen hat. Die so verwickelte Situation ist mit Einem Schlage klar geworden, und das gräßliche Phantom 1852 existirt nicht mehr. Handel und Industrie können, geschützt von einem kräftigen Regimente, wieder Aufschwung nehmen, und statt die ewigen politischen Intriguen zu bekämpfen, wird sich die Regierung mit den so unendlich dringenden Maßregeln zur Besserstellung der arbeitenden Klassen beschäftigen können. Man kann nicht läugnen, daß die Emeute in Paris, die Schandthaten der Demagogen in den Provinzen dem Präsidenten zu Statten kommen; wie dem aber auch sey, es unterliegt keinem Zweifel, daß jetzt, wo es nur Eine Wahl gibt: die sociale Republik oder L. Napoleon, die ungeheure Majorität der Nation auf Seiten L. Napoleon's steht. Es gibt wohl nur unter den Legitimisten einzelne Fanatiker, die das Reich der „Rothen" wünschen, da sie sich einbilden, dasselbe würde den Uebergang zur Rückkehr Heinrich's des Fünften bilden; im Allgemeinen aber ist man erst conservativ und in zweiter Reihe Orleanist, Legitimist oder Bonapartist. Man kann daher, ohne Prophet zu seyn, mit aller Sicherheit voraussagen, daß bei der Abstimmung eine große Majorität den Staatsstreich legalisiren wird. — Im Elysee war gestern Abends glänzender Empfang; die weiten Salons konnten die Menge Gäste kaum fassen, welche herbeigeeilt waren, um L. Napoleon zu huldigen. Das ganze diplomatische Corps war anwesend, sodann mehr als hundert Ex-Repräsentanten und vor

Digitized by Google

Allem die Generale und Offiziere aller Grade, welche sich in den letzten Tagen ausgezeichnet haben. Der Präsident verweilte bis spät Abends in den Salons. — Hr. v. Persigny reis'te heute Abends als außerordentlicher Commissär nach dem Departement du Nord ab. — Nach den Depeschen, welche die Regierung bis heute Abends erhalten hat, sind in allen Departements, in welchen Unruhen ausgebrochen waren, die Behörden und die Truppen Meister der Bewegung geworden.

Paris, 9. Dez. Wie man versichert, hat der Präsident eine Constitution in Bereitschaft, die er nach Annahme der Plebiscite vom 2. d. dem legislativen Körper zur Genehmigung vorlegen wird. Am 5. richtete sein Oheim ein Schreiben an ihn, worin er ihn bei dem erlauchten Andenken an seinen Bruder erinnerte, seinen Sieg nicht zu mißbrauchen, die vollkommenste Unabhängigkeit in der Ausübung des unbeschränkten Stimmrechts zu sichern, und von diesem Stimmrechte auch die Ernennung einer Constituante zu verlangen. Louis Napoleon antwortete dem König von Westfahlen, den ersten Theil dieses Rathes habe er schon befolgt, den zweiten werde er dann erst in Erwägung ziehen können, wenn er über die Wüthenden Meister geblieben seyn würde (il faut que j'aie raison des furieux) — Von den nach Ham transportirten Staatsgefangenen sind nur noch nebst Herrn Baze die Generale Changarnier, Cavaignac, Lamoricière, Bedeau, Lesso und der Oberst Charras daselbst in Verwahrung. Dieselben sind auf Verleitung der Armee zum Ungehorsam gegen ihre Oberen angeklagt; eine besondere militärische Commission leitet die Untersuchung. Im Falle anerkannter Schuld werden sie, wie es heißt, nach Amerika verwiesen und dahin transportirt werden. — Der preußische und der russische Gesandte haben dem Präsidenten zu seinem „heroischen Entschlusse“ und seinem Siege Glück gewünscht. Lord Palmerston hingegen soll ein Schreiben im entgegengesetzten Sinne an den Präsidenten gerichtet haben. (!) Vorgestern wurden die Volksvertreter Baillant und Valette auf die Präfectur beschieden und nach einem längeren Verhör daselbst in Haft gelassen. — Herrn Thiers hat man die Absicht unterlegt, er wolle eine Reise nach Italien machen; als dieses Gerücht ihm zu Ohren kam, sagte er es sey hinreichend, ihn zu bestimmen, daß er Paris nicht verlasse.

— Ueberaus erfreulich lauten die Nachrichten aus den Fabrikstädten der benachbarten Departements des Oberrheins und der Vogesen. Ueberall blieben die Arbeiter ruhig. Sie verließen nirgends ihre gewöhnliche Beschäftigung und gaben den Aufreizungen kein Gehör. „Wir lassen uns nicht so bald wieder betrügen!“ riefen die Arbeiter in Mühlhausen aus. Die Zurückgabe der geheimen Abstimmung hat überall den besten Eindruck gemacht. Aus Lyon und Marseille liegen Briefe vor uns, welche sagen, daß seit drei Tagen der Geschäftsgang in diesen Tagen einen großen Aufschwung nehme und man für die nächste Zukunft die besten Hoffnungen habe. Dasselbe vernehmen wir auch aus der nächsten Nähe. Was die halbamtlichen Blätter in dieser Beziehung berichten, ist volle Wahrheit. — Die beurlaubten Offiziere und Soldaten sind alle einberufen. Die Stimmung des Militärs wird jeden Tag der Regierung günstiger. Wahrscheinlich wird der 10. Dez. mit großer Feierlichkeit allenthalben begangen. Sehr viele Beförderungen beim Militär sind auf den Jahrestag der Wahl Louis Napoleon's zum Präsidenten angekündigt. Die Bevölkerung wird jeden Tag ruhiger und sorgloser.

Auszug aus einer Denkschrift

über allgemeine Volksbildung, insbesondere über weibliche Erziehungs-Anstalten

von **Dr. L. Guembel,**

k. Rentbeamte außer Dienst in Kaiserslautern.

(Fortsetzung.)

Motto: Nur wo Bildung und Intelligenz angetroffen wird, ist wahre Freiheit.

Die meisten der sog. Institute sind sich ihres Zwecks nicht klar bewußt, dieselbe glauben Alles geleistet zu haben, wenn sie den Kindern die obenbezeichnete inhaltlose Formbildung beigebracht, dabei jedoch weder die richtige Bildung des Herzens, noch jene des Verstands zu erzielen gesucht, weil dieselbe die Bestimmung der Jungfrau, welche dieselbe seiner Zeit als Gattin, als Mutter und als Leiterin des Hauswesens zu erfüllen hat, ganz unbeachtet gelassen, und eben deßhalb nur mit Nebensachen die Mädchen beschäftigen, welche auf den ersten Augenblick Effekt machen, allein um so schmerzlicher das Gefühl der Enttäuschung, in dem Augenblicke bei den Getäuschten erzeugen, wenn die Jungfrauen einsehen, daß dasjenige, was sie für wirkliche Bildung hielten, nur eine Scheinbildung ist, welche sie trost- und hülflos in dem Momente des Lebens stehen läßt, wo denselben wahre Bildung des Geistes und Herzens ein sicherer Leitstern im Glücke wie im Unglücke gewesen wäre.

Kehren wir, um uns das Bild der heutigen In-

Digitized by Google

stitutenbildung recht anschaulich zu machen, nach Jahren, mit der im Institut modern gebildeten Jungfrau des Gewerbsmannes in den Kreis ihrer Familie zurück, dann sehen wir sehr bald, daß dieselbe daselbst sich unbehaglich fühlt, und mit ihrer ganzen Stellung unzufrieden ist, denn in dem schlichten Hause des Gewerbsmannes kann die Tochter dasjenige, was sie in dem Institute erlernt hat, gar nicht in Anwendung bringen, sie nennt sehr bald das Leben im elterlichen Hause eintönig und langweilig, und findet die häuslichen Beschäftigungen für ihre zarte Hände zu hart, oder gar unpassend, und jene Arbeiten, welche die geschäftige und sorgsame Hausmutter verrichtet, und wobei die Tochter derselben Mithülfe leisten sollte, erscheinen dem Institutenfräulein sogar unanständig, und betrachtet deßhalb fast alle Beschäftigungen des häuslichen Berufs mit Widerwillen, und sucht nur außer dem Hause ihre Vergnügungen und Zerstreuungen.

Meine Eltern, so spricht die Jungfrau, haben mich doch deßhalb nicht in das Institut geschickt, um nun zu Haus mit groben Hausarbeiten meine Zeit zu verbringen, nein! sie sagten mir, daß ich auf etwas Besseres Anspruch machen könne, indem sie mich dasjenige hätten lernen lassen, was eine Madame nothwendigerweise wissen müsse, worunter freilich sehr häufig Kartenspiel, Tanz und überhaupt in Gesellschaft sich zu vergnügen ꝛc. ꝛc., die Hauptpunkte bilden neben den sonst üblichen Fingerfertigkeiten, und was die Haus- und Küchen-Geschäfte anbelangt, dafür sey das Gesinde bestimmt, wie die Mutter gesagt, welches neben diesen Arbeiten auch noch die Aufsicht über die Kinder führen könnte. In diesem Bilde sieht nun die gebildete Instituten-Jungfrau den Himmel voll Baßgeigen hängen und kennt auch kein höheres Ziel, als die s. g. Madam spielen zu können, wie sie es gelehrt worden ist.

Wenn es nun aber der auf obige Weise ausgebildeten Jungfrau nicht gelingt, ihre geträumte Stellung im Leben einnehmen zu können, — sondern nach langem Zögern zuletzt durch äußere Verhältnisse gezwungen, sich entschließen muß, im Bürgerstande zu verbleiben, dann erst fühlt sich dieselbe doppelt unglücklich, einmal, weil sie mit ihrer Stellung im Allgemeinen nicht zufrieden, und zum Andern, weil sie mit allen jenen häuslichen Geschäften und Einrichtungen unbekannt ist, mit welchen nothwendigerweise eine jede tüchtige Hausfrau vertraut seyn sollte, gleich viel, in welcher Stellung des Lebens dieselbe sich befindet.

Uneingeweiht in jene häusliche Tugenden, welche wie gesagt, jeder Jungfrau in ihrer zukünftigen Stellung als Gattin, Mutter und Leiterin des Hauswesens, welchem Stande sie auch angehören mag, ganz unentbehrlich sind, um ein dauerndes Familienglück zu begründen, tritt, wie oben gezeigt, die getäuschte Jungfrau mißmuthig in ihr neues Lebensverhältniß, und dieser Mißmuth allein schon genügt, um alles häusliche Glück und Zufriedenheit fern zu halten, sonst häusliche zufriedene Stillleben, das sonst vorherrschend im Bürgerstande so heimisch gewesen und stets so wohlthätig nach allen Richtungen des Lebens dieser Volksklasse sich noch da ausspricht, wo man dasselbe heute treu bewahrt findet.

Sollte es übrigens auch einer oder der Andern der so gebildeten Instituten-Fräuleins gelingen, die geträumte Madam spielen zu können, dann sind die Belege aus dem practischen Leben gar zu viele gegeben, welche bezeugen, daß sie auch diese Rolle nicht sehr lange spielen können, indem diese so gebildete Frauen beim Abgang aller häuslichen Tugenden — die da heißen: Sparsamkeit, Wirthschaftlichkeit, Ordnung, kluge Einsicht und Vorsicht — gar zu bald den Vermögensverfall herbeiführen, indem sich bei denselben das alte deutsche Sprichwort bewahrheitet:

> Ist der Mann noch so fleißig
> Und die Frau nicht Haushalt versteht
> Alles rückwärts geht.

Es liefern die freilich sehr häufig verdeckt gehaltenen mißlichen Vermögensverhältnisse, in welchen heut zu Tage gar Viele, hohe und niedere, sich befinden, die schlagendste Beweise, wohin die Unwirthschaftlichkeit der Frauen führt, indem der Grund der obigen schlimmen Vermögenszerrüttungen zu neunzehntel, darin ihren Grund haben, daß die Frauen nicht Haushalt verstehen — und ueber die Madam spielen als die ordnungsliebende, sorgsame und haushaltliche Hausfrau und Mutter.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Hundesteuer. Ueber den Nutzen derselben sowohl in finanzieller, als auch in medizinisch-polizeilicher Hinsicht hat Henry Roger bei Gelegenheit der Einführung dieser Steuer in Frankreich folgende Notizen gegeben: Die Zahl der Hunde wird in Frankreich auf 3 Millionen geschätzt; nimmt man die Kosten ihres Unterhalts täglich zu 7½ Centimes per Stück an, so beläuft sich die Summe auf 80 Millionen Franken des Jahrs. In Paris allein werden 100,000 Hunde angenommen, worunter

Digitized by Google

142,000 herrenlose, welche die Polizei jährlich wegschafft und etwa 3000, welche die Lumpensammler auffangen und an Anatomen u. s. w. verkaufen. Von 1838 — 49 sind in Paris 39 Personen an der Hundswuth gestorben, also durchschnittlich 4 im Jahre; R. nimmt für ganz Frankreich jährlich 100 Personen an, die an dieser Krankheit sterben. In England betrug ihre Zahl im Jahr 1834: 24, 1839: 15, 1840: 12, 1841: 7, 1842: 5. In Preußen sollen durchschnittlich 43 Personen des Jahrs an der Hundswuth zu Grunde gehen (?). Die Hundesteuer, deren Einführung in Frankreich mit dem 1. Januar 1850 begann, beträgt im Minimum 1 Fr., im Maximum 10 Fr. für das Stück; die Hunde armer Blinder sind allein steuerfrei; die Steuer fließt in die Gemeindekasse. In Belgien bringt die Hundesteuer jährlich ½ Mill. Fr., in England aber 5 Mill. Fr. ein.

Die „Freie Zeitung“ berichtet unterm 3. Dez. aus dem Rheingau: Gestern starb zu Geisenheim das im Gaue allbekannte, bemitleidete und von der Milde braver Herzen unterstützte „Waldkathrinchen.“ Der vaterländische Dichter W. Genth hatte ihm in seinen lieblichen Dichtungen ein bescheidenes Plätzchen am Ende seines Werkes angewiesen. Diese biographische Skizze enthält viel Wahres — jedoch weiß man im Rheingau allgemein, daß der stille Wahnsinn der Verblichenen nicht aus der Beschuldigung eines fälschlichen Diebstahls, sondern aus einer unglücklichen, hart betrogenen Liebe entsprungen ist. In ihrem weißen Kielchen, das sie nur ablegte, um ein neues weißes anzulegen, und das sie in jeder Jahreszeit, in jeder Witterung als Hochzeitkleid in ihrem unzertrennlichen Strohhütchen mit dem Körbchen am Arme seit ihrem harmlosen Irrsinne getragen hat, ist sie, ungefähr 80 Jahre alt, in einem weichen, guten Bette, das ihr mildthätige Hände bereiteten, unter vielen Schmerzen dahingeschieden. Obgleich seit mehreren Wochen kränkelnd und leidend, konnte man sie nicht bewegen, ihr Mooslager (ein anderes Bett hat sie seit ihrer unglücklichen Jugendzeit streng ausgeschlagen) mit einem warmen, ihrem Zustand angemessenen Lager zu vertauschen. Zwei Tage vor ihrem Tode, als die Schmerzen (ihren Rücken bedeckte nur eine Wunde) ihre Sinne und ihre Willenskraft hinwegnahmen, vermochte man, sie weich zu betten und einen Arzt ihr zu nähern, den sie zeitlebens nicht in Anspruch genommen hatte. — In ihren abgemagerten, schwermüthigen Zügen malte sich noch deutlich das Bild der jugendlichen Schönheit und des zu gefühlvollen Herzens ab. Noch kennt Jedermann in Geisenheim und der Umgegend die Stelle im Walde bei Rothgottes, wo sie so viele Jahre hindurch eine Mooshütte mit ihren Turteltauben, die in einem hohlen Baume nisteten, bewohnte. Wenn sich die kecken Knaben ihrer Eremitage nahe ten, so bestand ihre einzige Bitte darin, doch ihre Täubchen nicht stören zu wollen. — In der ganzen Gegend war sie bekannt, als eine sehr geschickte Strickerin; ihre Arbeiten wurden reichlich bezahlt. — In Geisenheim geboren, wanderte sie nach dem frühzeitigen Ableben ihrer Eltern als deren einzige Tochter und als die damals schönste Blume des Orts nach Mainz, wo die trugvolle Welt ihre Liebe täuschte und sie verstieß. Seitdem war sie in stillem Wahne begraben und stellte kein Begehren an die Menschheit, als sie in Frieden ziehen und etwas bei ihr stricken zu lassen. — Sie war eine wehmüthige Erscheinung im dunklen Labyrinthe der Liebe — sie bleibt ein liebliches Bild in der Erinnerung des Rheingaus.

Wie man Hasen fängt, ohne sie durch das Schießen zu beschädigen. Man schießt nämlich dicht vor dem Antlitz des Langlöffels in den Sand und während dieser sich den aufgewühlten Staub aus den Augen wischt, ergreift man ihn und steckt ihn in die Jagdtasche. In Nordamerika ist eine andere Art von Fang im Gang, die im Winter bei sehr kalten Nächten von Erfolg ist. Man nimmt nämlich eine Laterne mit brennendem Licht und geht damit hinaus aufs Feld, wo viele Hasen sind. Dort setzt man die Laterne auf den Boden und versteckt sich hinter einen Busch. Die Hasen, die das Licht sehen, denken bei sich: Potz Wetter, wo kommt die Laterne her? und schleichen neugierig näher. Sie setzen sich im Kreise umher und gucken in das Licht. Von dem unverwandten Hinsehen gehen ihnen bald die Augen über; die Thränen laufen auf den Boden hinab und frieren fest. Wenn sie nun angefroren sind, tritt man herbei, bricht sie ab und steckt sie in die Waidtasche. Probatum est!

Am Schlusse einer öffentlichen Stadtgerichts-Sitzung in Bamberg am 24. November ereignete sich folgende komische Scene: Der Angeklagte bittet ums Wort und bringt vor: „Herr Präsident! Der Zeuge Eichelsdorfer ist mir noch zehn Kreuzer schuldig, die ich nicht herausbekommen kann; haben Sie die Gnade, mir dazu zu verhelfen, denn ich bin ein leidenschaftlicher Schnupfer, und ohne Tabak kann ich nicht leben.“

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 100. Kaiserslautern, Donnerstag, 18. Dezember **1851.**

Neueste Nachrichten aus Frankreich.

Paris, 13. Dez. Die Polizei hat in der Gegend des Temple eine geheime Gesellschaft entdeckt und die Mitglieder, die eben zu einer Sitzung versammelt waren, verhaftet. Verschiedene socialistische Schriften, Kalender für das Landvolk, Recepte zur Pulverfabrikation u. s. w. wurden mit Beschlag belegt. Die Gesellschaft, an deren Spitze ein Arzt und ein Apotheker standen und zu der auch sechs angesehene Einwohner des Stadtviertels gehörten, hatte bisher wohlthätige Zwecke vorgeschützt.

— Wir stellen nachstehend die neuesten Nachrichten aus den Provinzen zusammen. Eine telegraphische Depesche aus Valence meldet aus Sisteron (Nieder-Alpen) vom 10. Dez. Mittags: „Der Präfect der Ober-Alpen ist mit 300 Mann Infanterie und 20 Mann Gensd'armen hier eingerückt; der Procurator der Republik zu Gap war bei ihm. Als der Unterpräfect die Colonne erscheinen sah, verließ er die Citadelle, wo er seit mehreren Tagen mit 86 Soldaten blokirt gehalten wurde. Das Stadthaus ward sofort besetzt, und die revolutionäre städtische Commission, welche eben Sitzung hielt, unverzüglich aufgelöst. Kein Widerstandsversuch fand dahier statt. Gestern schlug man sich zu Malijac und Mees; es gab Todte und Verwundete. In diesem Augenblicke ist Digne bereits in der Gewalt der Truppen. Die Aufrührer, welche einige tausend Bauern durch die abgeschmacktesten Lügen zusammengebracht hatten, entfliehen nach allen Richtungen.“ Nach Berichten aus Avignon vom 10. Abends hatte die nach Carpentras und Isle gesandte Colonne ihre Sendung erfüllt, und die Waffen, Munition und Fahnen der Insurgenten mitgebracht. Ein heftiges Treffen hatte in der Nacht statt gehabt; alle Insurgenten wurden getödtet und daher keine Gefangenen gemacht. Die Stadt Apt war entsetzt; die Insurgenten waren entwichen. Das ganze Departement Vaucluse war ruhig; der Belagerungs-Zustand hatte raschen Erfolg gehabt. — General Castellane hat aus Lyon unterm 11. um Mitternacht an den Kriegsminister berichtet: „Lyon ist vollkommen ruhig. Die Insurgenten sind auf bewundernswürdige Art auf dem linken Ufer der Drome von schwachen Abtheilungen im Schach gehalten worden. Sie haben sich drei Tage in Crest geschlagen. Die Revoltirten verlangen Gnade. Man verlangt, daß sie die Anführer ausliefern. Der Oberst Gouston wird mit zwei Bataillons am 14. in Marsanne und Bourdeaux ankommen. Die Aufrührer werden auf eine Art gestraft werden, die ihnen die Lust benehmen wird, wieder anzufangen. Außer im Süden der Drome herrscht in der 6. Militär-Division Ruhe.“

— Aus Marseille meldet der General-Lieutenant dem Kriegsminister unterm 9. Dez. Abends: „Die Nachrichten aus dem Var-Departement sind sehr gut, unsere Colonnen verfolgen auf allen Seiten die Insurgentenbanden, welche bei ihrer Annäherung fliehen. Es sind viele Piemontesen unter ihnen. Zwei Dampf-Fregatten überwachen die Küsten.“ — Nach Depeschen aus Nevers hatte General Pellion mit 1500 Mann den Wald von Clamecy durchzogen und 100 Gefangene gemacht. In Entrains nahm man 80 Insurgenten, jedoch nicht ohne Widerstand, gefangen. Mehrere Insurgenten und Soldaten wurden getödtet und verwundet. — In der Umgegend von Privas (Ardeche) war das flache Land noch in der Gewalt der Insurgenten. — Lamartine, der sich in seinem Schlosse zu Monceaux aufhält, ließ beim ersten Lärm vom Aufstande die Behörden von Macon um militärischen Schutz bitten, der ihm auch sofort bewilligt wurde. — In Corsica haben die Proklamationen L. Napoleon's überall die begeisterteste Zustimmung gefunden. — Zu Algier, wo die Decrete vom 2. Dez. am 7. eintrafen, erließ der provisorische General-Gouverneur sofort eine Verfügung, welche Algerien in Belagerungszustand versetzt, so wie zwei Proclamationen an die Bewohner von Algerien und an die Truppen. Die Ruhe blieb ungestört.

Paris, 15. Dez., 11 Uhr Vormittags. Von der Armee haben sich bereits 270,000 Mann nebst den 11.000 Veteranen für den Präsidenten der Republik erklärt. — An 110 Personen, die sich bei den letzten Ereignissen auszeichneten, ist das Kreuz der Ehrenlegion verliehen worden.

Paris, 15. Dez., 7 Uhr Abends. An der heutigen Börse sind die Renten-Course in seltenem Grade gestiegen: die 5proc. Rente im Vergleich zu vorgestern um 3 Fr. 15 C., die 3proc. um 4 Fr. 50 C.

Digitized by Google

Auszug aus einer Denkschrift

über allgemeine Volksbildung, insbesondere über weibliche Erziehungs-Anstalten

von **Dr. L. Guembel,**

k. Rentbeamte außer Dienst in Kaiserslautern.

(Fortsetzung.)

Motto: Nur wo Bildung und Intelligenz angetroffen wird, ist wahre Freiheit.

(Fortsetzung folgt.)

Forschen wir der Hauptursache der so häufig vorkommenden falschen und verkehrten Ausbildung der weiblichen Jugend nach, so läßt sich dieselbe eines Theils in dem Umstande finden, daß es beinahe zur Sitte geworden ist, den Werth und die Würdigkeit der Jungfrauen, blos nach dem äußern Auftreten und nach dem äußern Scheine zu bemessen, weßhalb es auch bereits dahin gekommen ist, daß die s. g. höheren Töchterschulen glauben, ihre Aufgaben gelöst zu haben, wenn sie den Mädchen eine äußerliche Scheinbildung beigebracht, andernseits in dem Umstande, daß es zur Mode geworden, von einem ungeeigneten Stolze oder von leerer Eitelkeit geleitet, daß diejenige Volksklasse, welcher Einfachheit in Sitte und Lebensweise wohler ansteht, als Luxus, sich verleiten läßt, Alles dasjenige nachzumachen, was dieselbe bei höheren Ständen sieht, ohne vorher zu prüfen und zu wissen, in wie weit diese luxuriöse Erscheinungen selbst dorten, zum Wohle dieser reicheren Volksklassen gereichen. Diese Unüberlegten glauben den Aufwand ebenso gut machen zu können, als die s. g. Reichen, weil ihnen momentan die Geldmittel zu Gebot stehen, ohne jedoch zu überlegen, ob diese Mittel auch nachhaltig sind, um fort und fort eine Richtung verfolgen zu können, die einmal betreten täglich immer erhöhtere Bedürfnisse erfordert, und zuletzt zu einer Unwirthschaftlichkeit hinführt, die den Verfall des Vermögens zur Folge haben muß. Ein weiterer Grund der verkehrten Bildung der Jungfrauen liegt auch noch darin, daß heute sehr viele Frauen, nicht mehr der lästigen Erziehung ihrer Kinder, wie sie sagen, sich selbst unterziehen wollen, sondern dieselbe, oft schon vom zarten Alter an, lieber Fremden überlassen, weil sie diese Methode bequemer finden, als die Erziehung der Kinder selbst mit mütterlicher Liebe und Sorgfalt zu übernehmen.

Wenn ich auf vorstehende Weise, die Schattenseite der verkehrten Bildung der weiblichen Jugend hervorgehoben, so soll damit, wie gesagt, nichts mehr und nichts weniger bezweckt werden, als eines Theils die Mütter auf ihre wichtige Aufgabe aufmerksam zu machen, nämlich alle mögliche Sorgfalt auf die Erziehung ihrer Kinder zu richten, andern Theils die s. g. Instituten auf die wichtige Aufgabe hinzuweisen, welche sie zu leisten haben, damit beide Theile von der hohen Wichtigkeit der richtigen Erziehung der Jungfrau überzeugt, ungesäumt die als falsch anerkannte Richtung bei Erziehung der Mädchen im Hause und in der Schule verlassen, und dagegen jene wählen mögten, welche die Jungfrau geschickt macht, als Gattin, als Mutter, als Leiterin des Haus- und inneren Familienlebens, unter allen Verhältnissen des Lebens, zu beglücken.

Sollen demnach diese betrübende Vorkommnisse im bürgerlichen Leben, wie sie vorstehend im Allgemeinen angedeutet worden sind, beseitigt und fern gehalten werden, dann muß vor Allem der Wunsch und die Mahnung an die Mütter gerichtet werden, daß dieselbe zunächst den Grund zur häuslichen Bildung ihrer Töchter richtig legen möchten, was denselben um so leichter möglich ist, als die Natur schon tief in die Seele des Mädchens das Gefühl seiner künftigen Bestimmung in der bürgerlichen Gesellschaft und damit auch zugleich den Sinn für die häuslichen Tugenden gelegt hat, welcher Sinn zu seiner Entwicklung nur einer zeitigen und richtigen Leitung bedarf. — Sind die Grundlagen worauf diese häuslichen Tugenden beruhen müssen richtig von den Müttern gelegt, dann sollen durch die höhern Töchterschulen, die Kräften der Jungfrauen weiter, für ihre künftige Bestimmung zweckmäßig ausgebildet werden.

Um diesen schönen und erhabenen Zweck zu erreichen, will ich hier die spätere Stellung der Jungfrau im Leben, namentlich als Gattin, als Mutter, als Leiterin des Hauswesend einzeln ins Auge fassen und beleuchten, damit es am Schlusse dieser Betrachtung Jedermann klar erscheinen möge, daß die heutigen Erziehungs-Methoden der Mädchen im Hause und in den sog. Instituten sehr häufig falsch seyen, und damit es zugleich klar werde, welche Wege eingeschlagen werden müssen, um das schöne Ziel — richtige Bildung der Jungfrauen zu erreichen.

Ueber die Bestimmung der Jungfrau als Gattin.

Hier will ich die Worte wiederholen, welche in dieser Beziehung der würdige Pedagog Schwarz in seinem Werke über Erziehung niedergelegt, indem dieselben Alles enthalten, was sich über diesen Gegenstand nur sagen läßt. — Derselbe sagt nämlich Folgendes:

„Wie die Sonne, wenn sie aufgegangen, an dem

Digitized by Google

„hohen Himmelszelte des Herrn eine Zierde ist und „ihre segenspendende Wirkungen überall äußert — „also ist eine tugendhafte Gattin die Zierde und das „Glück des Hauses.“ —

Es kann doch wohl kein schönerer Vergleich gemacht werden, als der voranstehende, und wenn eine jede Gattin, diesen schönen Beruf, welcher ihr im Leben angewiesen ist, tief erfaßt, wenn dieselbe der weiblichen Würde sich recht klar bewußt ist, nämlich vom weisen Schöpfer dazu ausersehen zu seyn, gleich wie die Himmelssonne im großen Reiche der Natur bestimmt, Segen zu verbreiten, so die Gattin im Familienleben zu beglücken, und dahin zu wirken, daß dasselbe verschönert und geheiligt werde durch Tugend, durch Anmuth, durch Religiosität und Menschenfreundlichkeit. Sobald die Gattin diesen hohen Adel und diesen wichtigen Beruf im Leben richtig erkannt haben wird, dann muß sich gleichzeitig auch ihre Seele, über so viele Schwäche des Lebens erheben und sich berufen und geschickt fühlen, zur Beglückung ihrer Umgebung.

Betrachten wir die Stellung der Gattin zum Gatten, so muß deren Hauptaufgabe darin bestehen, sich die volle Achtung des Gatten zu erwerben und zu erhalten suchen, indem nur auf der beiderseitigen Achtung der Ehegatten allein das dauernde eheliche Glück dasiet seyn kann. — Allein wie sollte eine vernünftig gebildete Gattin solche Achtung sich nicht erwerben, wenn der Gatte sieht, mit welcher Zärtlichkeit, Sorgfalt und treuer Liebe die Gattin dem Gatten und den Kindern begegnet. — Vermöge der Herzens- und Verstandesbildung weiß die liebende Gattin mit Ernst und Freundlichkeit, gepaart mit ihrem reichen Schatze von wahrer Religiosität, die geheimsten Regungen des Gatten zu ergründen, und hiernach demselben zu begegnen, um mit demselben die Sorgen des Lebens zu theilen, die liebende Gattin sucht die Beschwernisse des Berufslebens dem Gatten möglichst zu erleichtern, damit auf diese Weise dem Manne der Familienkreis ein anziehender, ein theurer werde, in welchem er nicht umsonst Friede und Freude sucht, und dorten mehr Erholung findet, als an den Zerstreuungen außer dem Hause.

Die gebildete Gattin weiß jenen beglückenden Kreis zu schaffen, in welchem das häusliche Stillleben in seinen heimlichen und geheiligten Gränzen bewahrt wird, in ihm findet dann der schaffende und arbeitsame Familienvater nach dem vollendeten Tagwerk die wahrhaft erquickende leibliche und geistige Erholung, in ihm werden die Kinder erst recht innig bewußt, welches Glück es für sie ist, im Kreise von geliebten Eltern sich bewegen zu können, um gestärkt zu werden in allen Grundsätzen, die jeden Menschen durchs Leben begleiten müssen, wenn er nicht ewig, wie ein schwankendes Rohr von einer Leidenschaft zur andern sich hin getrieben sehen will. In solchen Kreisen der Familie werden in Folge der Uebereinstimmung zwischen Ehegatten und zwischen Eltern und Kindern alle Freuden und alle Leiden gemeinsam getragen, und dadurch die Erstern erhöht und die Letztern gemildert.

Ein solcher beglückender häuslicher Friede, der mit seinen wohlthätigen Folgen auch auf die Kinder, wie oben gesagt, wohlthuend zurückwirkt, erzeugt demnach auch die Uebereinstimmung zwischen Eltern und Kindern, und diese Harmonie vermag vorzugsweise eine vernünftig gebildete Gattin bei einer innigen Liebe und Achtung — ihres Gatten herbeizuführen und zu erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Es ist schon öfter auf unsere bayerische Rentenanstalt aufmerksam gemacht worden. Da man von nützlichen Dingen nicht oft genug reden kann, so kommen wir von Neuem darauf zurück. Weihnachten ist vor der Thüre und mancher wird sich den Kopf zerbrechen, um ein passendes Geschenk, sey es für sein eigenes Kind oder für einen Pathen oder einen sonstigen Angehörigen ausfindig zu machen. Die Wahl fällt nicht immer glücklich aus und daher kommt es, daß um diese Zeit so große Summen verausgabt werden, ohne daß der Empfänger einen irgend erheblichen Nutzen davon hat, sondern die lediglich die Reise durchs Fenster machen, damit der Geber sagen kann, er habe sich's etwas kosten lassen. Wäre es in den meisten Fällen nicht besser, wenn das Geld, das für eitlen Tand, für zwecklose Spielereien aufgewendet wird, zu Gunsten des zu Beschenkenden bei der Rentenanstalt angelegt würde? Wir glauben allen Verständigen diese Frage zur Erwägung vorlegen zu müssen. — Die Wirkung, welche auf diese Art erzielt wird, ist zwar augenblicklich nicht besonders auffallend, dafür dürfte der Geber aber in späteren Jahren einen desto reichlicheren Dank ernten. Denn die kleinste Renteneinlage von 25 fl. wird sich durch Admassirung der Zinsen dereinst zu einer vollen von 100 fl. ergänzen und der Inhaber alsdann in den Bezug einer stets wachsenden Rente treten. Ein besonderer Vortheil dieser Einlagen ist, daß sie nicht veräußert und damit dem ursprünglichen Zwecke nicht entfremdet werden können.

Digitized by Google

Sie sind etwas Bleibendes für die ganze Lebensdauer und werden vielleicht Manchem noch gute Dienste leisten, der in diesem Augenblick ihrer nicht zu bedürfen scheint. Auch das dürfte nicht außer Acht zu lassen seyn, daß der haushälterische Sinn, der bei der Jugend unserer Tage so selten anzutreffen ist, durch derartige Anlagen geweckt und genährt wird. Der junge Mensch, erhält in dem auf seinen Namen ausgestellten Renten- oder Interimsschein die Grundlage zu einem selbstständigen Vermögen, er wird Aktionär, zwar nicht der Bank, aber der Rentenanstalt, was immerhin auch etwas ist, und wird sich dadurch aufgefordert fühlen, den ihm verliehenen Grundstock später durch eigene Ersparnisse zu vergrößern. Es ist dies gewiß die unschädlichste Art um junge Leute frühzeitig an Oekonomie und eine richtige Schätzung des Geldwerthes zu gewöhnen. Aber auch für Erwachsene und ältere Personen ist die Rentenanstalt eine sehr passende Gelegenheit zur Anlage kleiner Summen, und ist namentlich Herrschaften zu empfehlen, welche alten Dienern eine Anerkennung ihrer Treue zu Theil werden lassen wollen. Da in den älteren Klassen die Rente schon von vorneherein bedeutender ist und wegen der verhältnißmäßig größeren Sterblichkeit auch schneller steigt, so kann der Zweck der Versorgung mittelst einiger Einlagen in nicht langer Zeit erreicht werden. Wer sich davon übergezeugen will, braucht nur einen Blick in den letzten Rechenschaftsbericht zu werfen, der in der 7. Klasse der ersten Jahresgesellschaft, welche nun im eilften Jahre besteht, eine Rente von 29 fl. 17 kr. und in der gleichen Klasse der um ein Jahr jüngern zweiten Gesellschaft eine Rente von 25 fl. 39 kr. für eine volle Einlage von 100 fl. nachweist.

Als man noch über die Aufnahme der Gegenstände in den Krystallpalast debattirte, sandten die europäischen Friedensmänner eine Adresse an die königliche Commission und baten, keine Waffen und Kriegsgeräthe in die Ausstellung zuzulassen, da die Industrie-Ausstellung doch vor allem ein Monument der friedlichen Künste sey. Aber die königliche Commission wies diesen Antrag zurück unter Hinweisung auf die Universalität als ersten Prinzip der Industrieausstellung. So kamen denn alle möglichen Kriegswerkzeuge in den Krystallpalast, worunter auch die große französische Bombe von 1000 Pfund Gewicht. Der Mörser, aus welchem sie geschossen werden kann, gehörte vor zwanzig Jahren unter die „Friedensbeförderer“ vor Antwerpen. Nachdem die Franzosen 25,000 große Kugeln, 13,000 Haubitzen und 15,000 Bomben auf die sich hartnäckig vertheidigende Citadelle geschleudert hatten, langte endlich der riesige Mörser an. Man warf neun Bomben aus ihm, von welchen eine in der Luft zerplatzte, die anderen acht erreichten ihr Ziel. Zwei Tage nach dem ersten Schuß mit diesen gigantischen Bomben capitulirte Antwerpen und der Krieg war beendigt. Keine Befestigung könnte sich gegen solche Kugeln halten und man hat berechnet, daß zwölf derselben hinreichend wären, aus Ehrenbreitstein und Küstrin — den stärksten Festungen der Welt — Ruinen zu machen. Welche Worte könnten die Lehren des Friedens, die Weisheit, die Nothwendigkeit, alle großen Kriege zu vermeiden, lauter predigen als dieses Stück Eisen, das im Stande ist, jedes Werk der Baukunst in Trümmer zu verwandeln?

Sommerwohnung auf Schiffen. Bekanntlich ist in Amerika das Reisen ungemein wohlfeil. Von New-York nach Albany, eine Strecke von 32 deutschen Meilen, zahlt man nicht mehr als 20 Sgr. Noch billiger ist die Fahrt auf den Dampfschiffen, auf welchen die Reisenden überdies von aller Bequemlichkeit und jedem Luxus der glänzenden Hotels umgeben sind. Es ist darum nichts ungewöhnliches, während der schönen Jahreszeit am Bord dieser Böte Leute zu treffen, die sich lieber ständig auf denselben eingemiethet haben, als in den Hotels an den Ufern des Hudson. Sie zahlen den Tag 3 Thlr. 20 Sgr., haben dabei ein eigenes Schlafgemach, Frühstück, Mittagessen und Abendessen, Aufwartung, angenehme Gesellschaft und vor sich ein immer wechselndes reizendes Panorama.

Zu Pont de Poitte (Juradepartement) trat neulich eine protestantische Wittwe von 103 Jahren unmittelbar nach erfolgter Trauung ihres jüngsten 69jährigen Sohnes zum Katholizismus über: sie ist wahrscheinlich die älteste aller Konvertinnen.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 101. Kaiserslautern, Samstag, 20. Dezember **1851.**

Neueste Nachrichten.

Als die „Köl. Z." Mitternachts vom 17. auf 18. zur Presse gebracht wurde, war ihr die telegraphische Depesche aus Paris noch nicht zugegangen.

In der Berliner „Lit. C." vom 16. heißt es: Nachdem das gegenwärtige französische Gouvernement den Hauptmächten Erklärungen über seine friedliche auswärtige Politik hat zugehen lassen, beabsichtigt, so weit man hier unterrichtet ist, das Elysee noch eine Staatsschrift ausarbeiten zu lassen, in welcher die Versicherung einer friedlichen auswärtigen Politik wiederholt und erklärt werden soll, daß L. Napoleon Bonaparte nach keiner imperialistischen Regierung strebe, er sich aber für berufen halte, den anarchischen Bestrebungen in Frankreich gegenüber eine Macht zu begründen, die kräftig genug sey, gestützt auf den Willen der französischen Nation, die Interessen derselben zu vertreten.

Straßburg, 16. Dez. Alles, was auf den in den nächsten Tagen stattfindenden Volksausspruch Bezug hat, erlangt die größte Oeffentlichkeit. Das allgemeine Stimmrecht soll nach den Wünschen des Präsidenten wie der Behörden im ausgedehntesten Maße in Anwendung kommen. Die Abstimmung der 3. Militärdivision (Metz) ist heute bekannt geworden. Mit Ausnahme der Unterdivision von Nancy, deren Ergebniß man noch nicht kennt, haben 19.683 Soldaten für Louis Napoleon gestimmt. Die Zahl derer, welche sich gegen ihn ausgesprochen, beträgt 2794. — Unter den in Altkirch verhafteten Bürgern befinden sich die Advokaten Hauffour, Schwind und Cassal. Man zählt jetzt etwa dreißig Personen, welche im Oberelsaß in Folge politischer Beschuldigungen verhaftet wurden. Von mehreren Gemeinderäthen gehen seit einigen Tagen Beitrittserklärungen ein, welche die Maßregeln vom 2. Dezember billigen und in ihnen die Rettung des Landes erblicken. — Daß die elsässische Eisenbahn auf irgend einem Punkte durch Anarchisten bedroht ward, wie das von öffentlichen Blättern gemeldet wurde, ist unwahr.

Auszug aus einer Denkschrift
über die Bestimmung des Mädchen als Mutter.

von **Dr. L. Guembel,**
k. Rentbeamte außer Dienst in Kaiserslautern.

(Fortsetzung.)

Motto: Nur wo Bildung und Intelligenz angetroffen wird, ist wahre Freiheit.

Das Weib ist berufen in der Familie veredelnd zu wirken, die Mutter soll ein Vorbild, ein Muster seyn das Gute und Gottgefällige mit wahrer geistiger Erhebung zu erstreben. — In der Hand der Mutter liegt die erste Erziehung des Kindes, das Wichtigste für die Menschenbildung, sie legt den Grundstein zum Bau der Gesittung und Bildung von Geschlecht zu Geschlecht, sie lehrt den kaum lallenden Knaben die ersten Grundsätze der Gesittung und mit Aufmerksamkeit hört schon das kaum 3 Jahre alte Mädchen auf die weisen Belehrungen der liebevollen Mutter und der Knabe achtet schon auf die zarten Warnungen und Vermahnungen der besorgten Mutter und tief fassen diese Lehren in des Kindes zartem Herzen Wurzel, diese Eindrücke begleiten die Kinder auf ihrem ganzen Lebenswege, und werden oft von Geschlecht zu Geschlecht übertragen.

Die Aufmerksamkeit, der Gehorsam, der Sinn für Ordnung, Reinlichkeit, welchen die sorgsame Mutter schon in dem zarten Kinde anregt, pflegt und leitet, bleibt in der Regel dem Erwachsenen eigen, und als ein Beweis gilt die tausendfache Erfahrung, daß niemanden mehr auf den Geist und das Herz des Kindes zu wirken vermag, als gerade die Mutter, deren Bild in der Seele des Kindes tief eingeprägt bleibt, wenn das Kind nicht mehr in der Nähe der Mutter seyn kann, jenes liebend warnende Bild der Mutter, das den Jüngling, welches die Jungfrau, bei so vielen Gefahren des Lebens so treu bewacht in den Stunden des Lebens, oft wenn sonst kein sterbliches Auge über die Kinder gewacht hätte.

Die liebende Mutter erkennt in ihrem Kinde nicht allein dessen Bestimmung als Bürger dieser Erde

Digitized by Google

und sorgt blos für dessen leibliches Wohlergehen, sie erkennt in ihrem Kinde gleichzeitig auch dessen höhere Bestimmung als Glied des hohen Geisterreichs, und so wie die liebende Mutter, um das leibliche Wohl ihres Kindes zu erhalten, Unglaubliches Ungemach duldet und erträgt, so erbittet sie von Gott daß er das geistige Wohlergehen ihres Kindes erhalten möge; sie lehrt das lallende Kind das erste Gebet, und neben der innig betenden Mutter faltet in kindlicher Einfalt auch das Kind die Hände zum Gebet ehe es noch weiß, was beten heißt, es richtet seine Blicke zum Himmel, zum Vater aller Menschen, zu dem die Mutter es in kindlicher Unschuld beten lehrt: komm Herr Gott! gib mir Weisheit und Verstand.

Je richtiger die Bildung der Mutter, desto sicherer ist jene der Kinder zu erreichen, denn sobald die liebende Mutter die erste Stufe zur Bildung richtig, mit Klarheit und Sicherheit gelegt hat, dann kann auch später mit Beriätigkeit das Gebäude der vollendeten Bildung darauf errichtet werden.

Fassen wir in wenigen Worten die hohe Wichtigkeit einer Mutter zusammen, so erscheint sie als die Trägerin und Bewahrerin der Gesittung und Religiosität gegenwärtiger und zukünftiger Geschlechter, und wenn wir diesen einzigen Satz nur, der unumstößlich wahr ist, fest ins Auge fassen, dann müssen wir auch die Würde der Frauen hoch ehren und achten.

Um der schönen Bestimmung und den heiligen Pflichten als Gattin und Mutter, als Leiterin des Haus- und Familienwesens, als Bewahrerin der Sitten und der Religion eines Volks — nachzukommen, muß denn aber auch die Jungfrau mit edlem Eifer und reiner Seele eine gründliche Bildung des Herzens und Geistes sich zu eigen zu machen suchen, indem nur das klare Erkennen der hohen wichtigen Bestimmung der Jungfrau, jenes edle Selbstgefühl die Kraft, sowie das Bewußtseyn der weiblichen Würde erwecken kann und muß, jene Gefühle, welche das Weib geschickt machen, sowohl auf den dunkeln Lebenswegen, und den vielfachen Irrgängen des Lebens, als auch bei den vielen Freuden und Vergnügen, sonach im Glück wie im Unglück, stets unverrückt auf der Bahn der Ehrbarkeit zu wandeln, denn sobald dem Weibe zur Rechten eine richtige Bildung des Herzens und des Verstands und zur Linken die Fackel der reinen Religion, ihren Lebenspfad beleuchtet, dann gelangt dasselbe sicher zu dem schönen Ziele, welches der weise Vater ihm vorgezeichnet und Beglückung ihrer Umgebung heißt, und welche wohlthätig auf Kind und Kindeskinder sich äußert.

Wenn ich hier das erstrebbare Ziel annähernd beschrieben habe, welches dem Weibe vorgezeichnet, so sey damit nicht gesagt, daß heute bei unsern teutschen Frauen nicht mehr die ächte Sittsamkeit, Huld und Anmuth gefunden werde, im Gegentheil, noch ist teutsche Treue kein Märchen, noch lebt die holde Innigkeit und Herzlichkeit bei vielen unserer Frauen, und noch gilt heute bei vielen der gute Ruf, die Ehrbarkeit mehr als alle glänzende Talente, noch spricht die Anmuth, Bescheidenheit und Sittsamkeit einer teutschen Frau mehr an, als Prunk und Gefallsucht, noch ist die liebende Gattin, die zärtliche Mutter und die besorgte Hausfrau hochgeachtet, noch heute streut das unversiegbare Füllhorn der Mildthätigkeit und herzliche Theilnahme der teutschen Frauen, heilenden Balsam auf die Wunden, welche das Unglück und die Armuth, Andern geschlagen — ebenso wie dies selbe mit Ergebung, und in festem Vertrauen zu Gottes weisen Führung eigenes Unglück und Ungemach dulden und ertragen, ebenso wie sie bescheiden in ihren Wünschen, zufrieden im Besitze, edel in der Freundschaft und treu in der Liebe sind.

Wenn ich diese erstrebbare Richtung, durch eine richtige Erziehung für möglich halte, so ist damit nicht gesagt, daß absolut diese Erziehung in Instituten nur möglich sey, sondern ich habe nur darauf hingewiesen, daß in Instituten diese Richtung verfolgt werden möge. — Die beste Erziehung kann nur die gebildete Mutter dem Kinde, der Tochter ertheilen, und unverantwortlich wäre es, wenn Mütter, welche die Kraft und Zeit haben, ihre Töchter selbst zu tüchtigen Hausfrauen heranzubilden, diese Pflicht versäumten und nur für jene Kinder sind derartige Anstalten eine unschätzbare Wohlthat, welche nicht das Glück haben, im elterlichen Hause die nothwendige Bildung sich zu eigen machen zu können. —

(Fortsetzung folgt.)

Weihnachtsgaben.

(Conv.-B.)

Cornelia, Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1852. Begründet von Aloys Schreiber und fortgesetzt von J. B. Appell. Darmstadt, Verlag von G. G. Lange.

Die Cornelia gehört zu den alten Bekanntschaften, die uns schon die Gewohnheit lieb macht, daß sie alljährlich zur Winterfestzeit in neuem Gewand und mit neuen Gaben wiederkehren, um uns die bei Ofenwärme und Lampenlicht träger schleichenden Stunden durch ihre Unterhaltung zu würzen und wegzuscherzen. Sie hat sich in den sechsunddreißig Jahren ih-

Digitized by Google

tes ſüßen Daſeyns in der deutſchen Frauenwelt viele Freundinnen erworben und während aus dem Kreiſe dieſer ſchon manche geſchieden ſeyn mag, um der Jugend Roſen, des Alters Schnee oder des Herzens Weh unter dem grünen Raſen zu bergen, hat ſie ſich ihren drei Dutzend Jahren zum Trotz jung und ſchön zu erhalten gewußt, und ſucht ſich für jede etwa abgeſchiedene Freundin zwei neue zu erwerben. Zum ſiebenunddreißigſtenmal kehrt ſie nun wieder und wer ſie zur Weihnachtszeit oder am Sylveſterabend bei Freunden und Bekannten einführen will, darf auf deren Dank rechnen: denn die Geſellſchafterin hat ſich ſehr fein ausgeſtattet und weiß auch diesmal wieder ſehr ſchöne Geſchichten zu erzählen. Die erſte Novelle iſt ihr von Bernd v. Guſeck erzählt worden, führt den Titel „die Herzogin von Oſſuna“ und ſpielt anfangs in Flandern zur Zeit der vieljährigen Belagerung von Oſtende im ſpaniſch-niederländiſchen Krieg, ſpäter, nach der Ernennung des Herzogs von Oſſuna zum Vicekönig von Sicilien, in Palermo, Man weiß, daß Bernd v. Guſeck dergleichen geſchichtliche Novellen ſpannend zu erzählen verſteht: das thut er auch hier. Verfaſſer der zweiten Novelle, „die Geſchwiſter,“ iſt Ludwig Rellſtab. Sie ſpielt zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges in Norddeutſchland und ſchildert, wie „Gott drei Geſchwiſter wunderbar auseinander und ebenſo wunderbar wieder zuſammengeführt hat.“ Die letzte Gabe iſt „Elfelein,“ ein Märchen, erzählt von E. F., gut genug, als daß ſich der oder die, wer's gemacht hat, hinter dem E. F. bald oder ganz hätte zu verſtecken brauchen. Acht in Sonetten erklärte Stahlſtiche, darunter insbeſondere drei ſchöne Mädchenköpfe, erhöhen als artiſtiſche Zuthat den Werth dieſer Feſtgabe.

Libuſſa, Jahrbuch für 1852, herausgegeben von Paul Aloys Klar. Eilfter Jahrgang. Prag, J. G. Calve, und Leipzig, Heinrich O. Hübner.

Zwiſchen Goldſchnitt und bunter Decke eine Ueberfülle von Leſeſtoff der mannigfaltigſten Art. In der erſten Hälfte des Taſchenbuchs Gedichte von ſchon bekannten und noch unbekannten Namen, darunter Johann v. Vogelſtein, Uffo Horn und Gabriel Seidl; unter den fünf oder ſechs Erzählungen auch eine von Adalbert Stifter klangvollen Namens: „der Pförtner im Herrenhauſe;“ endlich unter der Aufſchrift „Cypreſſen“ einige geiſt- und ſinnvolle Blätter aus dem dichteriſchen Nachlaß von Karl Herloſſohn. Es ſind kurze poetiſche Andeutungen über die Erſchaffung des erſten Weibes, woher die erſten blauen Augen, wie es zuerſt Nacht wurde, warum die Schwalben im Herbſt nach dem Süden wandern, warum die Nachtigallen nur im Frühling ſingen, von den Schwänen, von den Roſen, von den Farben ꝛc. Herloſſohn bezeichnete dieſe Blätter in einem Brief vom 4. Dez. 1849, alſo nur ſechs Tage vor ſeinem Hinſcheiden, wie wenn er von ſeinem nahen Tod eine Ahnung gehabt hätte, als „Cypreſſen und eine literariſche Reliquie ſeiner Hand.“ Ein Freund und Landsmann des Dichters hat der „Libuſſa“ dieſen Nachlaß zur Veröffentlichung übergeben, wofür ihm insbeſondere beſchauliche Mädchen- und Frauenherzen dankbar ſeyn werden. — Die zweite Hälfte des vorliegenden Taſchenbuchs füllen „vaterländiſche Denkblätter,“ das heißt, hiſtoriſche Mittheilungen von rein böhmiſchem, um nicht zu ſagen von ſpecifiſch ſlaviſchem Intereſſe. Es verſchlüge nichts, wenn dieſe Hiſtorien, die außerhalb Böhmens kaum einen Leſer finden werden, um ihrem Charakter ganz treu zu bleiben, auch in czechiſcher Sprache geſchrieben wären anſtatt in deutſcher. Dies ſedoch nur beiläufig, denn der „Libuſſa“ wünſchen wir beim Erſcheinen dieſes neuen Jahrgangs ſchon darum ein fröhliches Fortgedeihen, weil ſie das Intereſſe und den Geſchmack an deutſcher Sprache, Literatur und Geiſtesbildung in dem ſlaviſchen Böhmen vermitteln hilft, auch wenn ſie fortwährend ſollte, ihre Mitarbeiter nur an der Moldau aufzuſuchen.

Miscellen.

Der Bau des Pantheons in Paris, welches der Präſident Ludwig Napoleon Bonaparte vor einigen Tagen dem Gottesdienſt wieder zurückgegeben hat, iſt 1764 begonnen worden; am 6. September dieſes Jahres hat Ludwig XV. den Grundſtein gelegt. Die Hauptfaçade iſt dem Pantheon in Rom nachgebildet; die Kirche war der heiligen Genoveva geweiht. Am 4. April 1791 änderte die Nationalverſammlung die Beſtimmung des Gebäudes durch den Beſchluß, daß in demſelben die durch Talent, Tugend oder Vaterlandsdienſte hervorleuchtenden Franzoſen begraben werden ſollten. Alle Zeichen, welche ein Gotteshaus zu charakteriſiren pflegen, wurden aus der bisherigen St. Genovevakirche entfernt; Symbole der Freiheit und der Republik traten an ihre Stelle und auf der Front prangte in Bronzebuchſtaben die Inſchrift: Aux grands hommes la Patrie reconnaissante. Die Ehre des Pantheons wurde Mirabeau zu Theil, als er am 2. April 1791 geſtorben war. Durch Decret vom 11. Juli und 16. October deſſelben

Digitized by Google

Jahres wurde sie auch Voltaire und Rousseau zuerkannt. Kraft eines Decrets vom 21. September 1793 wurde Marrats Leiche in das Pantheon gebracht und die Mirabeau's aus demselben entfernt. Aber nach den Ereignissen des 9. Thermidor Jahrs II (27. Juli 1794) wurden Marrats Ueberreste aus dem Pantheon auf den allgemeinen Begräbnißplatz Montmartre geschafft. Am 20. Pluviose III (8. Feb. 1795) beschloß der Nationalconvent, daß die Ehre des Phantheons einem Bürger erst zehn Jahre nach seinem Tod zuerkannt werden könne. Am 20. Feb. 1806 verfügte Napoleon, daß das Pantheon dem öffentlichen Gottesdienst zurückgegeben werden, zugleich aber die ihm von der Nationalversammlung gewordene Bestimmung noch behalten solle. Indessen wurde die obenerwähnte Inschrift erst nach Ludwig Philipps Thronbesteigung wieder hergestellt. Umfangreiche Arbeiten wurden unter diesem König in Angriff genommen und gegenwärtig ist das schöne Baudenkmal beinahe vollendet. Die Gesammtkosten des Gebäudes betragen über 25 Millionen Franken.

München. Die Kammer der Abgeordneten hat neulich auf einen Antrag des Hrn. Schnitzlein beschlossen, an die königl. Staatsregierung die Bitte zu stellen, dieselbe wolle durch Vorlage eines Gesetzentwurfs die Desiorations- und Alimentationsklagen*) baldmöglichst abstellen und möge auch einen Gesetzentwurf einbringen, der die Verehelichung und Ansässigmachung in den jenseitigen Gebietstheilen erleichtere. Der „Münchener Punsch“ hat diesen Gegenstand in seiner pikanten Weise aufgefaßt und tischt in seinen Lesern in Form eines an den Antragsteller gerichteten Schreibens folgendermaßen auf:

Herr Theboudürrter! Ich habe gehört, sie wohlen die de-Floth-Nazionsliagen abschaffen. Soll dann die Unschuld gar keinen Schutz nicht mehr mehr haben, wo man ohnedieß keinen greifer verdünnt, und das mohralische zu Grund geht, wenn das so ist, das keine Entschädigung mehr ist. — Entschuldichen sie wegen der Baderniethät, das ist auch nicht so, wenn ein Medl anfihrt wird, kahn sie nichts dafür, Herr Schnitzlein, wissen sie das ist traurig. Zuerst reissen sie sich Trum, und meint Eine was mir selber schon dafirt ist, sie hat an jedem Finger Zehen, und nachher will keiner was wiesen, weil er 1 schiechter Kerl ist. — Wenns dan auch noch kein Gesetz nicht mehr gibt dirfen alle ordentliche medl zsmbacken. Eine Franzensösin wo auch Handschu macht als wie ich, aber nicht Giasa sondern gehegeite, hat mir erzählt das das in Frangreich so ist und keine Baderniethät einklagt weren dürf. — Aber in Frangreich wo Rebublüg ist und keine Ordnung nicht, sondern lauter Paarigatten und Revollution, der Herr Radesor hat mirs gesteru wo er seine Handschu bei mir geholt hat erzählt, da ist alles Schlechter wie bei uns. Da ist auch die Mohrall viel tiefer gesunken als hier wo die braysin Frauenzimmer Nod leiden. Wenn man ihnen erst die Allimähnen auch noch zustutzt! Wenn sie das duhn Herr Schnitzlein nachher gibtz keine Gerechtigkeit mehr, wo die Mehner ohnedem so saisch sind. Was hilft ein Ansessihmachungsgesetz, sitzen bleiben wir ja so! Vom Heiraden ist auch keine Röthe mehr, bis einer 1 Ansetzung kriecht oder meister wird, ist er ein alder Kreis. Ich kenne einen sehr rechtschaafenen Stutenden, der beim Kukurs schon 3 Mahl durchgefallen ist. Was soll denn da draus werden, ich bitt Ihnen. Wenn sie auf die Radschläge einer erfarrenen Bärson merken wollen, so duhn sie das nicht. Es ist alles zum Wolle der Mönschheit.

Ich verbielbe mit unterdehnigster Verehrung Ihre Gehorsammste Dünnerin. Destora Liglbrunner von hier.

---

*) Nach der Gesetzgebung des jenseitigen Bayern ist es keiner großen Schwierigkeit unterworfen, eine Vaterni tätsklage erheben, d. h. jemanden für den Vater eines unehelichen Kindes erklären zu können, der alsdann zur Alimentation, oder Ernährung und Erziehung dieses Kindes gesetzlich verpflichtet ist. — Nach diesseitigem franz. Recht ist die Vaterni tätsklage beschränkter und nur in Fällen gestattet, wo sich die Vaterschaft mit Gewißheit ermitteln läßt; eine ähnliche Beschränkung nun bezweckt dieser Antrag.

Am 5. Dec., als in Paris die Truppen den Stadttheil St. Mery durchstreiften, um die feindlichen Gruppen zu zerstreuen, welche sich dort gebildet hatten, trat eine elegant gekleidete junge Dame mit der Miene des größten Entsetzens hastig in ein Haus der Straße St. Martin und erzählte, daß sie zwischen zwei Barrikaden, die man errichte, in größter Gefahr gewesen sey; nicht minder groß sey jetzt ihre Verlegenheit, da der erlittene Schrecken ihr die Kraft genommen habe, sich nach ihrer Wohnung im Magdalenen-Viertel zu begeben. Eine im Hause wohnende Rentnerin bot ihr bis zur Herstellung der Ruhe ihr Logis als Aufenthalt an, was die Fremde mit dem Ausrufe annahm: „Dank, Madame; Sie retten mir das Leben, denn ein dästeres Vorgefühl sagt mir, daß ich umkommen würde, wenn ich jetzt von hier fortginge.“ Am anderen Morgen, als die Rentnerin einen Besuch in der Nachbarschaft machte, verschwand die Fremde mit den Pretiosen, dem Gelde und den Silbersachen ihrer Beschützerin.

Verantwortlicher Verleger J. Kaiser.

Digitized by Google

Plauderstäbchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 102. Kaiserslautern, Mittwoch, 24. Dezember **1851.**

Weihnachtsfest.

Hört ihr die schönen Klänge
Und frohen Festgesänge
Hell durch die Winternacht.
In Hütten und Palästen
Ist rings in grünen Aesten
Ein bunter Frühling aufgewacht.

Wie gern doch seh ich glänzen
Mit all den reichen Kränzen
Den grünen Weihnachtsbaum,
Dazu der Kindlein Mienen,
Von Licht und Lust beschienen!
Wohl schönre Freude gibt es kaum!

Da denk ich jener Stunde,
Als in des Feldes Runde
Die Hirten sind erwacht,
Geweckt von Glanzgefunkel,
Das durch der Bäume Dunkel
Ein Engel mir herabgebracht.

Und wie sie da nach oben
Den Blick erschrocken hoben
Und sah'n den Engel stehn,
Da staunten sie wohl Alle,
Wie wenn zum ersten Male
Die Kindlein einen Christbaum seh'n.

Doch was ist all Entzücken
Der Kindlein, die erblicken,
Was ihnen ward beschert,
Gedenk ich wie die Kunde
Des Heils von Engelsmunde
Die frommen Hirten angehört!

Und rings ob allen Bäumen
Sang in den Himmelsräumen
Der frohen Engel Schar:
„Gott in der Höhe soll werden
Der Ruhm und Fried auf Erden
Und Wohlgefallen immerdar!" —

Drum pflanzet grüne Aeste
Und schmücket sie aufs Beste
Mit frommer Liebe Hand,
Daß sie ein Abbild werden
Der Liebe, die zur Erden
Solch großes Heil uns hat gesandt.

Ja, laßt die Glocken klingen,
Daß, wie der Engelein Singen,
Sie rufen laut und klar:
„Gott in der Höh soll werden
Der Ruhm und Fried auf Erden
Und Wohlgefallen immerdar!" —

R. R.

Auszug aus einer Denkschrift
über die Bestimmung der Jungfrau als Haushälterin.

von **Dr. L. Guembel,**
k. Rentbeamte außer Dienst in Kaiserslautern.

(Fortsetzung.)

Motto: Nur wo Bildung und Intelligenz angetroffen wird, ist wahre Freiheit.

Die Haushaltungsführung ist eine sehr wichtige Aufgabe der Hausfrau, damit namentlich jene Sparsamkeit beachtet wird, welche zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig, die richtige Mitte herausfindet; die wahre Sparsamkeit und Haushaltlichkeit kennt keine Knauserei oder Filzigkeit, ebensowenig ein Entziehen derjenigen Lebensgenüsse, welche das Leben angenehm zu machen bestimmt sind, wohl aber lehrt dieselbe, die weise Benützung dergleichen Lebensgenüsse mit steter Berücksichtigung der dargebotenen Mittel zur Anschaffung derselben, sie billigt nicht das heute so häufig übliche Verfahren, jene Mittel welche zur anständigen Ernährung einer Familie hinreichen und es auch noch möglich machen würde, einen Sparpfennig für spätere Zeiten zurückzulegen, z. B. durch Nachmachen aller möglichen Modelaunen und durch übertriebenen Luxus zu

Digitized by Google

vergeuden, ein Vorkommniß, das heute so häufig, namentlich bei den Mittelständen und oft auch bei Beamten angetroffen wird, und den Grund so vieler Vermögenszerrüttungen bei diesen Volksklassen abgibt.

Die weise Sparsamkeit lehrt auch mit Wenigem hauszuhalten, und mit Vielem nützlich zu wirthschaften und da in der richtigen Ausführung dieser beiden Sätze sehr oft das Glück und die Wohlfahrt des Familienlebens begründet ist, so kann diese Regel nicht oft genug zur treuen Beachtung anempfohlen werden.

Um sich eine wahre Bildung, wie ich solche oben angedeutet habe, zu eigen zu machen, bedarf es vor Allem aber auch von Seiten der Jungfrau, ernstes Wollen, Fleiß und nützliche Anwendung der Zeit, um sich mit all jenen Kenntnissen vertraut zu machen, welche der Jungfrau seiner Zeit als Gattin, Mutter und Hausfrau zu wissen nothwendig sind. Es dürfen die Jahre der Jugend nicht mit Jagen nach flüchtig vorübergehenden Vergnügungen verändelt werden, indem sonst die kostbare Zeit zur wahren Bildung unwiederbringlich verloren geht. Freude und Vergnügen soll die Jugend allerdings auch genießen, weil, wie ein alter Dichter sagt:

Freud und Tugend, Schwestern seyn können.

Die Aufgabe der höheren Töchterschulen besteht demnach nicht allein in der Anleitung zu mechanischen Fertigkeiten von Handarbeiten, im Ertheilen des Unterrichts in Sprachen, Musik, Zeichnen, Tanzen ꝛc. sondern hauptsächlich darin, auf Veredlung des Herzens und des Geistes der Jungfrauen hinzuwirken, es muß denselben zu dem Ende eine Gediegenheit und Klarheit im Wissen Alles dessen beigebracht werden, was der Jungfrau seiner Zeit als Gattin, als Mutter und Führerin des Hauswesens zu wissen absolut nothwendig ist. Die Töchterschulen müssen mehr auf Gründlichkeit des Wissens sehen, indem das heute so häufig vorkommende Viel- und Halbwissen, gerade ein Unglück für diese Halbwissende ist, indem dieselben sich zu gerne dem Wahne hingeben, als ob sie wirkliche Bildung besäßen, wodurch sie sehr oft zu einer gefährlichen Eitelkeit und Glanzsucht verleitet werden, während Bescheidenheit und natürliche Anmuth, das sicherste Zeichen einer richtigen Bildung ist.

Die Aufgabe der weiblichen Instituten muß ferner darin bestehen bei den Jungfrauen zunächst den Sinn für Haushäuslichkeit, Sittsamkeit und Bescheidenheit, welche Tugenden im elterlichen Hause oft versäumt wurden, rege zu machen, und richtig auszubilden; es muß bei der Jungfrau das Bewußtseyn der Bestimmung, welche dieselbe dereinst in der bürgerlichen Gesellschaft einzunehmen angewiesen ist, recht klar vorschweben, damit gleichzeitig auch das Gefühl der Kraft und der Selbstständigkeit hervorgerufen wird, einem wohlgeordneten Hauswesen würdig vorstehen zu können. Zu dem Ende müssen die Jungfrauen darauf hingewiesen werden, daß in jeder gut geordneten Haushaltung die Bedürfnisse und die Mittel, welche zur Befriedigung derselben zu Gebot stehen, im genauen Verhältniß gehalten werden müssen, und daß wiederum die Mittel, welche verwendet werden sollen, von dem gewissen und nachhaltigen Einkommen der Familie abhängig sind. Hierbei versteht sich übrigens dann auch von selbst, daß die Hausfrau auch möglichst genaue Kenntniß vom reellen Besitzthume und dem gewissen jährlichen Einkommen der Familie habe, denn nur dann erst kann dieselbe einen Ueberblick über das Hauswesen erhalten und in jeder Anschaffung richtiges Maaß einhalten, sobald dieselbe die zur Verwendung parate Mittel genau kennt.

Die Erziehungs-Anstalten dürfen ferner nicht vergessen, daß die Jungfrau auch im geselligen Leben sich einst bewegen muß, in jenem geselligen Leben, wo Herzens- und Geistesbildung jede Gesellschaft adelt, und wo treue Hingebung und liebevolles Anschließen an gleichgesinnte Freundinnen, als der höhere Zweck des geselligen-freundschaftlichen Lebens sich ausspricht.

Diese Anstalten müssen die Jungfrauen dahin belehren, daß zwischen abgesperrter klösterlichen Zurückgezogenheit und einem vergnügungssüchtigen und kostspieligen Treiben, jener richtige Mittelweg zu wählen sey, welcher darin besteht, mit einer weisen Ordnung und Sparsamkeit ein heiteres und geselliges Leben zu verbinden, wodurch Wohlbehagen in den Kreis ihrer Umgebung gebracht wird, ohne daß dieses erst durch überspannte Geldopfer geschaffen werden muß, wodurch hintendrein oft der Friede aus dem still heimischen Familienkreis verdrängt wird, wie dies heute durch das sogenannte „große Gesellschafthalten“ so häufig der Fall ist. —

(Fortsetzung folgt.)

Eine norwegische Bauernherberge.

Von Pancritius.

Wir fanden, so erzählt der Reisende Pancritius in Dale bei einem Bauern Ole Torgersen gastliche

Digitized by Google

Aufnahme. Ole Torgersen war eine ziemlich hohe, etwas nach vorn gebeugte Gestalt. Das Gesicht war verbrannt und mehr die Mühen als die Jahre des Lebens hatten es gefurcht. Mir kam es so vor, als wenn die norwegischen Gebirgsbauern mehr fehlig als muskulös wären, und das Klettern in den Bergen im Sommer, vielleicht auch das Stillaufen im Winter, gibt ihnen eine etwas gekrümmte Haltung. Ole's älteste Tochter Aagott war trotz der geschmacklosen Tracht ein recht hübsches frisches Mädchen. Man hieß uns allerseit willkommen und brachte uns Speise und Trank. Ole hatte zu Gunsten der auswärtigen Gäste ein gutes, festes hausbackenes Brod besorgt, das uns wohl behagte. Mir fielen ein paar starke eiserne Ketten auf, die neben der mächtigen Bettstatt des Alten an der Stubendecke befestigt waren. Ich wollte von Aagott wissen, was die Einrichtung bedeute. Sie lachte verschämt und lief davon. Man pflegt an solche Ketten die Wiegen der Kinder zu hängen. Die Eltern können dann mit einem leichten Stoß die Wiege in eine lang anschaukelnde Bewegung setzen.

Nach dem Abendessen wälzte ich mir einen Stuhl vor die Hausthür, um in Ruhe das Thal anzusehen. Einen Stuhl, wie man sie hier oft sieht, wird kein Herkules mit einer Hand über die Schwelle heben. Es ist das volle Stammende eines tüchtigen Baumes. Der Fuß ist der volle Stamm, über dem Sitz hat man etwa die Hälfte wegenommen und das übrige als Rückenlehne ausgewölbt. Es sitzt sich sehr bequem darin, aber der Transport macht Umstände. Es ist hier alles aufs Bestehen und Bleiben eingerichtet. Das Bettgestell ist da zusammengesetzt, wo es jetzt steht und durch Generationen stehen wird. Die Wiege hängt an Eisen, die in dem Balken des Gebäudes befestigt sind, die Stühle stimmen dazu. In manchen Thälern hat man die Sitte, die ersten Wechselzähne der Kinder in die Rückenlehne des Stuhles zu schlagen. Die Zähne des Urahns und des Enkels stecken reihenweise nebeneinander.

Ole's Hof besteht aus vielen Gebäuden, wie dort immer. Mehrt sich der Viehstand, gibt der Acker reicheren Ertrag, so wird ein neuer Stall, eine neue Scheune hingestellt. Ein paar Nachbarn kommen zu Hülfe und die Sache ist bald gethan. Das Wohnhaus ist geräumig, die Stuben hell und hoch. Daneben steht das Vorrathsgebäude, Stabuur genannt, eigentlich Stellgebuur, d. h. auf Stollen erbautes Haus. Das ganze große Gebäude steht auf hölzernen, etwa zwei Fuß hohen Füßen, wie die alten Oefen bei uns. Die kleine Treppe, die zum Eingang führt, ist mit der obersten Stufe an einen ziemlichen Zwischenraum von der Schwelle abgerückt. Die Ratten würden sonst bald das Aufgespeicherte verzehren.

Die Vorrathskammer eines nordischen Haushaltes ist gut versehen. Da stehen mächtige Fässer mit saurer Milch, mit Butter, mit Bier, mit Mehl. Von dem Boden bis unter das Dach reichen die Stopel der in Vorrath gebackenen Fladbröd, auf Seitenbrettern liegen plattrunde Käse, Flaschen mit Beerenwein, auch wohl französischem Wein, in langen Reihen hängen unzählige Würste, geräucherte Schinken und anderes Fleisch. Man glaubt sich in einer wohlverproviantirten Festung.

Ich glaube, in diesem Stabuur hatte Aagott ihr besonderes Wohn- und Schlafgemach angewiesen erhalten, als sie aus den Kinderjahren trat. Da empfängt sie die nächtlichen Besuche ihrer Anbeter. Man hat viel über diese Sitte des Nordens — denn auch in Schweden sind „die Kommnächte“ in den Provinzen ganz üblich — hin- und hergeredet und die Stimmen scheinen durchschnittlich dagegegen.*) Sobald die Jungfrau heirathsfähig ist, erhält sie ihre abgesonderte Wohnung. Namentlich in der Sonnabendsnacht kommt nun einer oder der andere Jüngling leise daher, oft nach weitenweiter, gefährlicher Wanderung. Hunde gibt's nicht, deren Gebell sein Daseyn verrathen könnte, eine Leiter findet sich im Schoppen, er steigt an das Fenster des Mädchens und klopft an. Mag sie den Ankömmling überhaupt nicht leiden, so bleibt das Fenster verschlossen — natürlich auch, wenn der Platz etwa schon besetzt ist. Dann trägt der Abgewiesene sein Körbchen betrübt, aber vor andern unbeschämt nach Haus, denn es waltet über deren Bewerbung die Dunkelheit der Nacht und das Geheimniß. Oeffnet das Mädchen, so steigt er ein. Es wird nun zunächst nur der freundschaftlichen Unterhaltung gepflogen, die sich oft bis zum Morgengrauen ausspinnt. Der Besuch wird wiederholt, man lernt sich kennen und lieben — oder man trennt sich gütlich. Der Bursche kommt nicht wieder, das Mädchen öffnet ihm nicht mehr das Fenster. Damit hat die Sache dann stillschweigend und allen unbekannt ihr Ende erreicht. Plauderhaftigkeit in diesen Abenteuern ist gegen den Begriff der Ehre. Dergleichen kommt nie vor. Freilich spielt die Eifersucht mit und oft ahnt der abgewiesene Freier, wer sein beglückter Nebenbuhler

*) Diese Sitte stammt bekanntlich aus der Troubadourzeit des Mittelalters in Deutschland und Frankreich und ist erst aus dem ritterlichen Gebrauch in die Volkssitte übergegangen.

Digitized by Google

sey. Dann werden wohl gelegentlich beim Trinken die Händel vom Zaum gebrochen und es erfolgt die Ausforderung. Man legt die Oberkleider ab, zieht das Handmesser aus der Lederscheide und kommt überein, wie tief man es beim Stechen mit der Hand befassen will. Die Duellanten werden in einen weiten Lederriemen geschnallt, der ihnen das Zurückspringen unmöglich macht und etwa die Mensur vertritt. Die Anwesenden schließen einen Kreis, beobachten den Kampf und machen ihm ein Ende, wenn die gehörigen Blutwunden da sind. Die Sitte ist freilich alt und kommt allmählig ab aber es fallen solche blutige Schlägereien in den herbstlichen Festzeiten und sonst bei ähnlichen Zusammenkünften vor.

Oft dauerte der Umgang Monate, Jahre lang und hört dann auf, wenn sich die anfängliche Uebereinstimmung nicht erhält. Mitunter gibt's eine — schnelle Hochzeit und die Sache ist in Ordnung und vergessen.

Ich weiß nicht, ob unsere Maskenbälle, Assemblees, Theedansants ꝛc. geeignetere Gelegenheit bieten, zu prüfen: „ob sich das Herz zum Herzen findet!“

Neueste Nachrichten.

Straßburg, 22. Dez. Was ich in meinem gestrigen Schreiben angedeutet, zeigt sich wirklich. L. Napoleon hat auch im Elsaß eine große Mehrheit erlangt. Hier haben gestimmt: Kanton Ost 1245 für den Präsidenten, 618 gegen denselben; Kanton West 1030 für und 674 gegen; Kanton Süd 1598 für und 970 gegen; Kanton Nord 1457 für und 747 gegen. Im Ganzen hat also Straßburg 5340 Stimmen für und 3009 Stimmen gegen Napoleon geliefert. Eingeschriebene Wähler befinden sich auf den Listen 14,286, so daß also die Zahl derjenigen, welche sich des Stimmens enthalten haben, sehr beträchtlich ist. So weit das Resultat der Abstimmung aus den verschiedenen umliegenden Ortschaften bekannt ist, zeigen sich im Ganzen bis diesen Morgen 15,658 Stimmen für Louis Napoleon und 4012 gegen. Eine merkwürdige Erfahrung ist die, daß man zur Stunde auch nicht einen Ort kennt, in welchem die Opposition die Mehrzahl hatte, dagegen kennen wir bereits sechs Wahlbezirke, wo man sich einstimmig für Louis Napoleon aussprach. — Nachschrift. Die so eben aus dem Oberelsaß eintreffenden Nachrichten melden eine außerordentliche Majorität für den Präsidenten. Die Rothen haben auch dort überall Niederlagen erlitten. (B. Z.)

Straßburg, 22. Dez., Morgens 10 Uhr. Resultat von 252 Gemeinden: für Louis Napoleon 57,120, gegen 6380.

Paris, 20. Dez. Die hiesige Wahl-Union, die bei der letzten Wahl ihren Candidaten in Opposition gegen den Regierungs-Candidaten aufstellte, forderte heute durch öffentlichen Anschlag alle Conservativen auf, mit Ja zu votiren. Dem „Constitutionnel“ zufolge hätten sogar die Beamten der dem Herzoge von Aumale zugehörigen Besitzungen die Weisung erhalten, ein bejahendes Votum abzugeben. — Durch den elektrischen Telegraphen hat die Regierung aus einer großen Anzahl von Departements Berichte empfangen, welche ihr melden, daß überall die Bevölkerungen mit einer beispiellosen Beeiferung stimmen. —

Paris, 20. Dez. Das Votum der Marine, soweit es bekannt ist, wird vom Moniteur folgendermaßen angegeben: Zahl der Abstimmenden: 19,926; für die Annahme stimmten 14,679; gegen die Annahme stimmten 4890; nicht mitgestimmt haben 417. — Man hatte das Gerücht verbreitet, die Regierung habe das Drucken der Stimmzettel mit dem Worte: „Nein“ verboten. Eine amtliche Note widerlegt das Gerücht; es heißt darin: „Es ist der Wunsch des Präsidenten der Republik, daß die bevorstehende Abstimmung der freie und aufrichtige Ausdruck des Volkswillens seyn soll, und alle Instruktionen der Regierung haben diese Gesinnung des Staats-Oberhauptes nur bekräftigt und wiederholt. Der Präsident der Buchdrucker-Innung hat übrigens die Aufforderung erhalten, diese Verleumdungen zu widerlegen, und es ist ihm die Versicherung gegeben worden, daß die Buchdrucker so viele negative Stimmzettel anfertigen lassen können, als sie nur wollen.

Paris, 21. Dez., Mittags. Der Zudrang der Abstimmenden zu den verschiedenen Localen ist auch heute noch bedeutend, während allenthalben in der Hauptstadt die tiefste Ruhe herrscht.

Paris, 22. Dez., Mittags. Die Zählung der Stimmen hat heute Morgens begonnen; Rouen, Lille, Valenciennes, Bourges, Angers und Tonnere ergaben bis jetzt 118,000 Ja, 24,000 Nein.

Wegen des heiligen Weihnachtsfestes erscheint bis nächsten Freitag kein Blatt.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstäbchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 103. Kaiserslautern, Samstag, 27. Dezember **1851.**

Auszug aus einer Denkschrift

über die Bestimmung der Jungfrau als Haushälterin.

von **Dr. L. Guembel,**

k. Rentbeamte außer Dienst in Kaiserslautern.

(Fortsetzung.)

Motto: Nur wo Bildung und Intelligenz angetroffen wird, ist wahre Freiheit.

Eine solche vernünftige Bildung des Geistes und des Herzens einer Jungfrau gibt derselben seiner Zeit Kraft, Gewandheit und zugleich die Sicherheit mit Eifer und Ausdauer die hochwichtige Aufgabe als Gattin, als Mutter und Hausfrau, im Interessen des häuslichen sowie auch des gesellschaftlichen Lebens zu lösen, indem eine gebildete Frau, in jeder Lage des Lebens, gleichviel ob Stürme über den sonst glücklichen Familienkreis hinfahren, oder ob die Sonne des Glücks freundlich lacht, — stets in Gottesergebung das Ungemach mit ruhiger Geduld ertragen, so wie sie das Glück mit Bescheidenheit genießen wird; diese vernünftige Bildung bewahrt also vor jeder extremen Richtung und lehrt auch, daß die Hausfrau durch Milde und Sanftmuth mehr in ihrem Wirkungskreis auf ihre Umgebung und ihre Untergebene wirken kann, als durch Härte und Strenge; kurz eine solche vernünftige Bildung veredelt das Herz und den Geist, und trägt jenen stillen, reinen gottergebenen Sinn in das Familienleben hinein, der allein wahrhaft zu beglücken im Stande ist, jener Geist des Familienlebens, der sich von Geschlecht zu Geschlecht fort und fort erhält und somit segnend auf ganze Generationen hinforwirkt.

Allein auch in Beziehung auf das Aeußere dürfen die Institute nicht versäumen, bei der Jungfrau die Sorgfalt auf ihren Körper zu richten, und richtig zu leiten, indem das Aeußere der Jungfrau, der Spiegel ihrer Seele abgibt, indem damit die Liebe für Reinlichkeit, Ordnung, Anmuth, Sittsamkeit, ja sogar der Sinn für Haushaltlichkeit im innigsten Zusammenhange steht, und in dem Gesammtausdruck der zarten Weiblichkeit, nämlich in der Bescheidenheit und Anmuth, gepaart mit ruhiger Würde, sich ausspricht.

Wenn die Institute auf diese Weise die Jungfrau auf den ernsten und hohen Beruf hinweisen, den dieselben seiner Zeit auszufüllen haben, dann gehören sie zu den segensreichsten Anstalten im Staate, zur Förderung wahrer Gesittung und Bildung; wenn dagegen dieselben diese obige Verpflichtungen außer Acht lassen, und sich damit begnügen, wenn die ihnen anvertrauten Jungfrauen einige ins Auge fallende Kunstfertigkeiten erlernen, um damit Effect zu machen, ohne auf die wahre Bildung des Herzens und des Geistes veredlend einzuwirken, und sonach mit einer Scheinbildung sich begnügen, und demnach statt zu bilden — verbilden, dann ist es Pflicht eines jeden Freundes der Menschenbildung und Gesittung, einer solchen falschen Richtung nach allen Kräften entgegen zu treten, indem diese Scheinbildung, wie oben schon bemerkt wurde, sehr häufig die Quelle des unsäglichsten Unglücks im Familienleben ist. Wenn man nun ruhig die Folgen, welche sich aus einer richtigen Bildung einer Jungfrau für das Gesammtwohl eines Volks herleiten lassen, erwägt, und diesen beglückenden Resultaten, jene gegenüber betrachtet, welche sich aus einer falschen Bildung herleiten, dann mögen diejenigen, welche anfänglich die Wichtigkeit der weiblichen Erziehung nicht zugestehen und den Vorschlag bekämpfen wollten, daß jeder Staat ein sehr großes Interesse an der Gründung und Leitung der höheren Töchterschulen haben müsse, doch zuletzt von der Wichtigkeit dieser Anstalten überzeugt, der anfangs aufgestellten Ansicht beitreten, damit der schöne und wichtige Zweck dieser Anstalten auch in Wahrheit erreicht werde, nämlich Bildung der Jungfrau, damit dieselbe seiner Zeit ihre Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft, unter allen Verhältnissen des Lebens, auch würdig auszufüllen im Stande seyn kann, indem davon so häufig das Glück und die Wohlfahrt von ganzen Familien, und folgerecht, das Glück von ganzen Staaten abhängig ist.

Digitized by Google

Deßhalb übersehe man nicht die ernste Mahnung, welche in der Geschichte untergegangener Völker mit großen Buchstaben aufgezeichnet ist, daß nämlich der Verfall vieler Staaten stets seinen Grund in dem Verfall des häuslichen Lebens gehabt; man überhöre die Mahnung unserer Tage nicht, welche besagt: daß wenn es besser werden soll in der Welt, in dem Staate, in dem Haus, bei Mann, Weib und Kind, die Erziehung der Töchter bei Hohen und Niedrigen eine andere, eine bessere Richtung erhalten müsse; und welche Richtung als die annähernd richtige seyn dürfte, mögte in den oben aufgestellten Grundsätzen genügend angedeutet seyn. Besonders dürfte die Mahnung an die höheren Stände, hier am rechten Orte seyn, mit einem guten Beispiel voranzugehen, indem ihre Lebensrichtung immer mehr oder minder ihren Einfluß auf die niederen Stände ausübt, und dieselben deßhalb viel dazu beitragen können, daß die krankhaften Zustände unsere Zeit geheilt, und in bessere umgewandelt werden, und wenn dann Jeder in seiner Stellung und in seiner Lage mitwirkt, daß der Grund der heutigen Klagen richtig erkannt, und jeder nach Kräften hinwirkt, daß die Mittel, welche zur Heilung hinführen können, auch angewendet werden, und wenn man erkennt, daß das sicherste Mittel, welches zum Besserwerden unserer Verhältnisse hinführt in der richtigen und vernünftigen Bildung des Herzens und des Verstandes, in Gesittung, Moral und Religiosität besteht, dann dürfen wir uns der frohen und sicheren Hoffnung hingeben, daß es bald im Haus, in Familien, in Gemeinden, im Staate in Wahrheit besser werden wird, und daß die Frauen dabei sehr viel mitwirken können, sobald dieselben ihre Stellung richtig erkannt, ist eine ausgemachte Sache, und ich schließe deßhalb dieses Capitel mit den Worten des alten Dichters:

Herr, segne jedes Haus
Mit einem frommen Weibe
Damit erblühte und reift
Das Kleine und das Große zu Gottes Ehr.
Denn zu des Landes Glück und Segen bedarfs nicht mehr
Als daß ein jedes Haus bewahr. ein frommes Weib.

(Wird im Boten 1852 fortgesetzt.)

Assisenverhandlungen.

Sitzungen vom 22. und 23. Dezember.

Carl Petersen, 23 Jahre alt, Student der Rechte, geboren und wohnhaft in Landau, vertheidigt durch den Herrn Advokaten Petri. Der Angeklagte war flüchtig, stellte sich aber freiwillig, ehe ein Contumaciaturtheil gegen ihn gefällt war.

Die Geschwornen hatten 4 Fragen zu beantworten. Die 3 ersten gingen dahin, ob der Angeklagte schuldig sey, zu den im Jahr 1849 im Pfalzkreise stattgehabten verbrecherischen Attentaten, deren Zweck gewesen die Staatsregierung umzustürzen und zu ändern, die Landesbewohner gegen die königliche Gewalt zu bewaffnen, und zum Bürgerkrieg aufzureizen mitgewirkt zu haben; die 4. Frage: Ob derselbe sich schuldig gemachte habe, der Führung, Leitung und Befehlsübernahme von Banden welche behufs der Ausübung obiger Verbrechen und des weiteren Verbrechens der strafbaren Besitzergreifung des Aerarialvermögens, der öffentlichen Gelder, des gewaltsamen Uebersalles und der Besitznahme von Plätzen, Städten, Festungen, festen Posten und Magazinen gebildet, bewaffnet und zur Ausführung dieser Zwecke wirklich verwendet in Thätigkeit gesetzt worden sind. Alles dadurch, daß der Angeklagte als Offizier in der Studentenlegion und Adjutant des nun verurtheilten Oswald in Edenkoben fungirte; den Zug und Angriff gegen Landau mitmachte, dabei das erste Aufgebot von Rhodt zum Mitmarsche zwang; sich an der widerrechtlichen Gefangenhaltung des Jakob Kern von Walsheim betheiligte und dessen Transport von Edenkoben nach Neustadt anordnete; den Postwagen in Edenkoben anhalten half, sämmtliche nach Landau bestimmte Zeitungen wegnahm und Postpakete erbrochen hat.

Auf die erfolgte Erklärung der Geschwornen, daß Carl Petersen nicht schuldig sey, wurde derselbe in Freiheit gesetzt.

Telegraphische Depeschen.

Paris, 22. Dez., 3 Uhr Nachmittags. Die Abstimmungen für Paris ergeben, so viel bis jetzt bekannt geworden, 138,000 Ja, 60,000 Nein.

— Zur Zeit sind nur von 57 der 237 einzelnen Sectionen der Departements die Abstimmungen noch unbekannt. Das Verhältniß ist etwa folgendes: auf je 8 Ja kommt 1 Nein.

Paris, 23. Dez, 9 Uhr Morgens. Die Abstimmung des Seine-Departements ergibt bis jetzt 196,000 Ja, 96 000 Nein; aus ganz Frankreich sind zur Zeit 2,000 450 Ja, 389,000 Nein bekannt.

Paris, 23. Dez., 6 Uhr Abends. Die gegenwärtig aus den Departements bekannten Abstimmun-

Digitized by Google

gen ergeben dasselbe Stimmenverhältniß zu Gunsten des Präsidenten, wie die bisherigen.

☞ Aus einundsechszig Departements sind hervorgegangen: 5 100 000 Ja, — 500,000 Nein.

Madrid, 20. Dez. Die Königin Isabella ist heute von einer Tochter entbunden worden.

Neueste Nachrichten.

Paris, 21. Dez. Eine zahlreiche Deputation der Chefs der pariser Industrie begab sich gestern Nachmittags von freien Stücken ins Elysee, wo sie von Louis Napoleon empfangen wurde. Der Shawl-Fabrikant Gauffen richtete folgende Anrede an den Präsidenten:

Prinz! Wir haben mit Freude die denkwürdigen Worte sich verwirklichen sehen, welche Sie kürzlich vor uns aussprachen. Sie haben Frankreich die Sicherheit in der Zukunft gegeben. Wir kommen, um im Namen eines ansehnlichen Theiles des pariser Gewerbsfleißes Ihnen dafür unsere innige Dankbarkeit zu bezeugen. Sie haben uns das Vertrauen wieder gegeben! Wir werden Ihnen die Ordnung und die Arbeit schulden, welche die Stärke und den Reichthum des Staats machen. Wir sind gekommen, Prinz, um Ihnen zu sagen, daß wir zu Ihrer hohen Weisheit und zu Ihrer aufgeklärten Sorgfalt für die wahren Interessen des französischen Gewerbfleißes volle Zuversicht hegen.

Louis Napoleon erwiderte hierauf etwa Folgendes: Meine Herren! Mit Freude sehe ich, daß ein großer Theil der pariser Industrie mit den politischen Maßregeln sympathisirt, welche das Wohl des Landes nothwendig gemacht hat. Ich hoffe, daß die Arbeit in Ihren Werkstätten nicht zu sehr unterbrochen wurde, und daß Ihre Arbeiter an den flattgehabten Ruhestörungen nicht Theil genommen haben. Sagen Sie Ihnen gütigst, daß es mein größter Wunsch ist, ihr Loos zu verbessern und die Entwicklung unseres schönen Gewerbfleißes möglichst umfassend zu begünstigen.

Paris, 22. Dez. Ein Angestellter des auswärtigen Ministeriums, Michaud, ist in besonderer Sendung nach Deutschland abgegangen. — Nach dem „Ordre" stehen umfassende Beförderungen im Personal mehrerer großen Verwaltungen, namentlich bei der Polizeipräfectur und der Post, bevor.

— Wie verlautet, soll L. Bonaparte die Wegschaffung der Julisäule, dieses Symbols des Aufstandes, beabsichtigen, um einen großen Theil der Royalisten für sich zu gewinnen.

— Trotz des neblichten Wetters waren gestern die Telegraphen den ganzen Tag hindurch und auf allen Linien in steter Thätigkeit.

Die Entsaltung der Stimmzettel zu Paris hat folgendes Ergebniß geliefert: 196 796 Stimmen Ja; 95,554 Stimmen Nein. Die Majorität für L. Napoleon beträgt also in der revolutionären Hauptstadt, die seit langen Jahren unverbrüchlich gegen die Regierung stürmte, mehr als zwei Drittel sämmtlicher Abstimmenden. Außer Paris hat nur noch Lyon eine vergleichsweise bedeutende Minorität (35,708 Ja, 18 620 Nein) geliefert. Sowohl dort, als hier, hatte die Regierung auf eine viel stärkere Minorität gerechnet. — In mehreren Departements, namentlich in denen des Loiret und Allier, sowie zu Marseille, sind freiwillige Unterzeichnungen für die verwundeten Gensd'armen, so wie für die Hinterbliebenen der getödteten Gensd'armen eröffnet worden.

Paris, 22. Dez. Die „Patrie" sagt: „Alle schon bekannten Ergebnisse der Abstimmung stellen eine ungeheure Majorität zu Gunsten L. Napoleon's heraus. Das Votum vom 10. Dez. war eine Wahl; das Votum des 20. und 21. Dez. wird ein Beifallsruf seyn. Bei der Wahl von 1848 gab es Seitens gewisser Parteien einen Hintergedanken, der bald an den Tag trat und vor Kurzem beinahe Alles gefährdet hätte. Bei dem Beifallsrufe von 1851 ist nichts dergleichen; er ist der freiwillige allgemeine Ruf einer edelmüthigen Nation, die ihren Befreier anerkennt. Vor drei Jahren begrüßte man in der Person des Prinzen L. Napoleon eine Hoffnung, welche der Glanz des glorreichsten Namens der Neuzeit umstrahlte. Nicht mehr eine bloße Hoffnung ist es, die uns heute um ihn schart; es ist eine große Handlung, eine Politik, eine Initiative; es ist der durch den Präsidenten der Republik über den Geist der Spaltung und der Anarchie davongetragene Sieg. Wir ehren ihn wegen seiner selbst, wegen seines Muthes, seiner Vaterlandsliebe, seiner Hingebung. Wir machen ihn stark, weil er uns eine ruhige Lage geschaffen hat und weil er allein sie uns bewahren kann. Nicht Schlachten von Marengo und Austerlitz machen die Nationen mächtig, der General Bonaparte errang, indem er am 18. Brumaire Frankreich aus der Agonie empor riß, den nothwendigsten und denkwürdigsten seiner Siege. Dieß ist es, was Jedermann eingesehen hat. L. Napoleon ist heute der Generalissimus der Ordnung, des Vertrauens, des Friedens und der Arbeit. Er vertritt alle Interessen, alle Bedürfnisse der Gesellschaft: er ist der Mann der Lage und die schwache Minorität, welche sich gegen ihn ausgesprochen haben wird, wird den definitiven Beifall der alten Parteien beurkunden.

Digitized by Google

Er wird von ihnen nichts zu begehren haben; denn seine Ernennung wird das Werk des Landes, des von allen Einflüssen, die bis jetzt seinen Willen zwängten oder verhüllten, freien Landes seyn. Wir schritten, es sind kaum weniger Tage, mit Bangigkeit dem Untergange oder wenigstens dem Kampfe zu, welcher denselben vollenden sollte. Heute ist Alles beendigt. Wir können mit erhobenem Haupte und mit Vertrauen im Herzen den glücklichen Geschicken entgegen schreiten, welche uns gesichert sind. Frankreich wird nicht bloß wieder aufathmen: es wird handeln unter der Leitung des Führers, der sich seinem Wohle geopfert hat und dessen Hingebung es durch seinen Beifallsruf bezahlen wird. Die Nationen sind nie undankbar; sie verlassen diejenigen nicht, welche sie retten."

Paris, 22. Dez., Abends. Der Papst von Paris hat nun auch an L. Napoleon ein Schreiben gerichtet, worin er ihm vollen Beifall zollt und ihm dafür dankt, daß er durch die Decrete vom 2. Dez. die Religion und die Gesellschaft gerettet habe.

— Nach halbamtlichen Berichten werden in den Provinzen die Steuern mit großer Pünktlichkeit bezahlt. — In einer Proklamation des Präfidenten von Saone-et-Loire an die Bewohner seines Departements heißt es: „Das Parlamentswesen war der Vater des Socialismus; beide müssen sterben, damit Frankreich leben kann."

Paris, 22. Dez. Die Stimmen des französischen Volks werden in diesem Augenblicke gezählt. Die offizielle Ziffer der Abstimmung in Paris wird Ihnen ohne Zweifel der Telegraph noch heute Abends bringen; das Resultat ist ein beinahe unerwartetes, indem sich die Regierung für Paris auf eine Minorität gefaßt gemacht hatte. Am ungünstigsten haben das 3. und 4. Arrondissement gestimmt; in den verrufensten Bezirken aber, zum Beispiel im 6., 8. und 12., war das Resultat überraschend günstig. In den umliegenden Dörfern, wie in der ganzen Banlieue, war das Votum beinah einstimmig für L. Napoleon. Nach den bis Mittags im Ministerium des Innern eingelaufenen Berichten aus mehr als 50 Departements ist überall eine ungeheure Majorität für den Präsidenten, so daß in diesem Augenblicke es schon so gut als constatirt ist, daß die Nation den Act des 2. Dezember sanctionirren wird. Im Elysee ist heute Abends kein Empfang, allein sämmtliche Minister und der größte Theil der Mitglieder der Berathungs-Commission sind zum Diner eingeladen worden. Wie es heißt, wird L. Napoleon seinen Rathgebern heute Abends die Proclamation vorlegen, welche er nach der Verkündigung des Ergebnisses der Abstimmung an das Volk richten will, und in welcher er seine Organisations- und Reform-Pläne aus einander setzt.

Straßburg, 20. Dez. Der Tag der Entscheidung ist angebrochen. Die Wähler begeben sich in großer Zahl nach den Wahlabtheilungen um ihre Stimmzettel in die Urne zu legen. Vergleicht man die Ruhe und Ordnung, mit der heute die Bürger ihre Befugniße üben, mit dem lärmenden und tobenden Geschrei, das sich in den letzten Jahren bei den verschiedenen Wahlgelegenheiten auf den Vorplätzen der Bureaux kund gab, so zeigt sich deutlich, daß wieder gesetzliche Autorität im Lande herrscht und daß man nicht nöthig hat, sich auf offener Straße Wahlzettel aufdringen zu lassen. Die meisten Bürgen sind von der Ueberzeugung beseelt, daß es sich in diesem Augenblick darum handelt, das Land zu retten, und darum lassen sie ihre persönliche Sympathieen schweigen. Wir haben sehr viele Anhänger Cavaignacs gesprochen, die alle ihre Stimmen heute zu Gunsten Louis Napoleons abgegeben haben,

Straßburg, 22. Dez. Das Gesammtergebniß der Abstimmung im niederrheinischen Departement stellt sich entschieden zu Gunsten Louis Napoleons heraus. Es fehlen nur noch einige wenige Gemeinden, und diese ändern das Resultat nicht mehr wesentlich. Etwa 104,500 Stimmberechtigte haben sich in unserem Departemente für Louis Napoleon ausgesprochen und kaum 10,000 Wähler haben mit Nein geantwortet. In mehr als hundert Gemeinden hat sich auch nicht ein verneinender Stimmzettel vorgefunden. Ist in den andern Departementen in demselben Verhältniße gestimmt worden, so erlangt Louis Napoleon noch eine weit größere Majorität, als am 10. Dezember 1848.

— 23. Dez. Aus den oberrheinischen Departementen erhalten wir soeben die Nachricht, daß von 52,464 Abstimmungen 47,596 sich zu Gunsten Louis Napoleons ausgesprochen haben. In Mühlhausen enthielten sich sehr viele Wähler des Votirens und die Zahl der Nein überstieg die des Ja. In allen übrigen Wahlabtheilungen zeigte sich das nämliche Verhältniß für den Präsidenten, wie hier. (Mb. J.)

München, 23. Dez. König Max wird in der Allerheiligen-Hofkirche um Mitternacht mit dem großen Cortège der Christmette beiwohnen.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Digitized by Google